DIE HEIDEN-NEGER DES ÄGYPTISCHEN SUDAN

Herman Frobenius

Digitized by Google

Afr 3816.2

21/-

Hamilton A.R.Gibb Library

VE RI TAS

From the collection of Professor GIBB University Professor and JAMES RICHARD JEWETT Professor of Arabic

·HARVARD COLLEGE LIBRARY·

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Heiden-Neger

des

ägyptischen Sudan.

Der östliche Sudan in geographischer, historischer und ethnographischer Beziehung.

Von

Herman Frobenius.

Mit einer Karte im Maſsstab 1:3000000.

BERLIN, 1893.
GEOGRAPHISCHE VERLAGSHANDLUNG DIETRICH REIMER
Inhaber: HOEFER & VOHSEN.

Digitized by Google

~~Afr 4175.105~~

Afr 3816.2

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten.

Digitized by Google

Herrn Professor Dr. Georg Schweinfurth

in Verehrung zugeeignet

vom Verfasser.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

Erster Abschnitt. Die geographische Gestaltung des ägyptischen Sudan 3

Erstes Kapitel. Das Nil-Becken 3

1. Orographie des Nil-Beckens 3
2. Hydrographie des Nil-Beckens 17
   Bahr-el-Djebel 17
   Bahr-el-Abiad 26
   Bahr-el-Asrak 28
   Bahr-el-Ghasal 30

Zweites Kapitel. Das Uelle-Becken 44

1. Orographie des Uelle-Beckens 44
2. Hydrographie des Uelle-Beckens 46
   Uelle 46
   Zuflüsse des Uelle 52

Drittes Kapitel. Charakteristik der geographischen Gebiete 63

Zweiter Abschnitt. Allgemeine Charakteristik der Bevölkerung 86

Viertes Kapitel. Die mohammedanische Bevölkerung . 86

1. Nubien 86
2. Kordofan 97
3. Dar-For 102
4. Die Bagara-Araber 118

Fünftes Kapitel. Die heidnischen Neger-Völker . . . 120

1. Allgemeine Charakteristik 120
2. Die hauptsächlichsten Rassenreihen 131
3. Industrie und Kunst bei den Neger-Völkern 141
   a. Metall-Industrie 144
   b. Holz- und Elfenbein-Industrie 147
   c. Thon-Industrie 154
   d. Leder-Industrie 155
   e. Die Kunst im Gewerbe 156
   f. Die Malerei 158
   g. Musik und Tanz 161
4. Jagd, Fischfang und Bewaffnung 173

Dritter Abschnitt. Geschichte des ägyptischen Sudan 184

Sechstes Kapitel. Der Sudan unter Mehemet Ali bis 1842 184

Digitized by Google

Seite
Siebentes Kapitel. Die Zeit der Handels-Niederlassungen im Sudan bis zur Uebernahme der Seriben durch die ägyptische Regierung um 1871 191
Achtes Kapitel. Die Neger-Länder des Sudan unter ägyptischer Verwaltung bis zum Beginn des Mahdi-Aufstandes 1881 211
1. Siber und die Eroberung Dar-For's 211
2. Gordon als Gouverneur der Aequatorial-Provinz 217
3. Gordon als General-Gouverneur des Sudan 221
4. Die Neger-Provinzen vor dem Mahdi-Aufstande 238
Die Bahr-el-Ghasal-Provinz 240
Die Aequatorial-Provinz 245
Neuntes Kapitel. Der Aufstand unter dem Mahdi Mohammed Achmet 260
Der Verlust von Kordofan 263
Die Niederlage bei Kasgil und der Verlust von Dar-For . . 273
Gordon und der Fall von Chartum 282
Zehntes Kapitel. Der Mahdi-Aufstand in den heidnischen Neger-Ländern 293
Provinz Bahr-el-Ghasal. Lupton Bey 293
Provinz Hat-el-Estiva. Emin Bey 299
Vierter Abschnitt. Die Heiden-Völker des ägyptischen Sudan 321
Elftes Kapitel. Erste Rassenreihe. Die Sumpf-Neger 321
1. Die Schuli (Luri), Schilluk (Djur) und Niuak 321
2. Die Dinka- oder Djangeh-Stämme 335
3. Die Barí-Stämme 345
Zwölftes Kapitel. Zweite Rassenreihe. Die eisenbearbeitenden Stämme 354
1. Die Bongo 354
2. Die Mittu 365
3. Die Madi, Morú und Kederú 374
Dreizehntes Kapitel. Dritte Rassenreihe. Die A-Sandé (Niamniam) und Bandjía 383
Vierzehntes Kapitel. Vierte Rassenreihe. Die Mangbattu-Stämme 413
Fünfzehntes Kapitel. Fünfte Rassenreihe. Die Lattuka 441
Sechszehntes Kapitel. Sechste Rassenreihe. Die Bátua (Akka) 455
Namen- und Sachregister 467

Digitized by Google

Vorwort.

Wenn ich mein Unternehmen begründen oder auch — entschuldigen soll, dass ich die so reichhaltige Litteratur des ägyptischen Sudan noch um ein Buch vermehren will, so brauche ich nur auf die grosse Anzahl dieser Werke hinzuweisen, deren keines dem in der Zeit beschränkten Leser ein übersichtliches und umfassendes Bild jenes Landes bietet. Unsere Forscher haben verschiedene Gebiete oder dieselben Gebiete zu verschiedenen Zeiten bereist und ihre Veröffentlichungen ergänzen sich daher in günstigster Weise; sie bedürfen aber auch der gegenseitigen Ergänzung, um gewürdigt und verständlich zu werden. Aus ihren unschätzbaren Sammlungen habe ich mich bemüht, das Wissenswertheste und Interessanteste zusammenzuarbeiten, damit der Leser jedes einzelnen jener Werke in meinem Buch die nothwendige Ergänzung finde.

Mein Hauptaugenmerk habe ich auf die heidnischen Negervölker des Sudan gerichtet, weil gerade bezüglich dieser hochinteressanten Stämme das reichhaltige, aber vielfach sehr zerstreute Material am meisten der zusammenfassenden und ordnenden Hand bedurfte. Dass ich für dieselben die Bezeichnung „Neger“ beibehalten habe, obgleich dieser Name als gemeinsames Attribut aller zentralafrikanischen Volksstämme vor dem Forum der Wissenschaft als beseitigt angesehen wird, muss ich entschuldigen; ebenso, dass ich nicht — etwa an der Hand von Robert Curt's „Modern languages of Africa“ — die zur Sprache kommenden Stämme in verschiedene Völkergruppen einzurangiren versucht habe. Der Name „Neger“ ist nicht leicht durch einen anderen Kollektivnamen zu ersetzen, die Zutheilung der Volksstämme zu bestimmten Völkerfamilien erschien mir zu gewagt, da die Wissenschaft noch nicht weit genug die Frage der Rasseneintheilung und Rassen-

Digitized by Google

zugehörigkeit geklärt hat, als dass sich mit Sicherheit darauf fussen liesse. Darum habe ich die Volksstämme so klassifizirt, wie sie nach dem Eindruck, welchen die Forscher von ihnen erhielten, wie sie nach dem Bilde, welches dieselben von ihnen entwerfen, zusammen zu gehören scheinen. Die rein wissenschaftlichen Fragen nach ihrem Ursprung habe ich nur hier und da angedeutet, da sie weiter zu fördern nicht meinen Kräften und nicht meiner Aufgabe entspricht.

Wer mit der Litteratur des ägyptischen Sudan vertraut ist, wird die Schwierigkeit meiner Aufgabe kennen und mit Nachsicht etwaige Mängel und Missverständnisse übersehen. Nachfolgend gebe ich eine Uebersicht der wichtigsten Quellen, aus denen ich geschöpft habe:

Samuel White Baker, Der Albert-Njansa etc.
Richard Buchta, Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft.
Gaetano Casati, Zehn Jahre in Aequatoria.
Emin Pascha, Reisebriefe aus den ägyptischen Aequatorial-Provinzen.
Jephson und Stanley, Emin Pascha und die Meuterei etc.
Dr. Wilhelm Junker, Reisen in Afrika 1875—1886.
Ernst Marno, Reise in der ägyptischen Aequatorial-Provinz.
Gustav Nachtigal, Sahara und Sudan.
Dr. A. Petermann, Mittheilungen.
Dr. Georg Schweinfurth, Im Herzen von Afrika und Artes Africanae.
J. Hanning Speke, Die Entdeckung der Nilquellen.
Henry Stanley, Im dunkelsten Afrika u. a.
Wingate, Madiism and the egyptian Sudan.

Charlottenburg, im Oktober 1892.

Herman Frobenius.

Digitized by Google

Sudan, d. h. Land der Schwarzen, nennt man das gesammte Gebiet Afrikas, welches sich an der Südgrenze der grossen Wüste, der Sahara, vom Westgestade bis nach Abessinien erstreckt. Dagegen bezeichnet man mit dem Namen des ägyptischen Sudan alle früheren ägyptischen Besitzungen, welche südlich Wadi Halfa, also südlich des 22. nördlichen Breitengrades, sich um die verschiedenen Arme des Nil gruppiren. Seit den Eroberungszügen des Paschas Mehemet Ali im Jahre 1820 hat sich der Umfang dieser Besitzungen unausgesetzt vergrössert; den Spuren der Elfenbein- und Sklavenhändler folgend, waren die Regierungsstationen bis zum Uelle und zum Theil schon weit darüber hinaus, also in das nördliche Kongogebiet vorgeschoben worden, als der Ausbruch des grossen sudanesischen Unabhängigkeitskrieges, des Mahdi-Aufstandes, im Jahre 1882 den Verlust des ganzen Sudan für die ägyptische Regierung herbeiführte.

Die Provinzen bestanden damals aus Nubien, Sennar, Taka, Senhit, den Küstengebieten von Suakin und Massauah, den Ländern Kordofan und Dar-For, den Verwaltungsbezirken Faschoda, Bahr-el-Ghasal und der eigentlichen Aequatorialprovinz Hat-el-Estiva d. h. wörtlich: „Linie der Gleichheit“. Nur die zuletztgenannten drei Bezirke waren noch von heidnischen Negervölkern bewohnt, mit denen eine Vermischung der von Norden her vordringenden und sie vergewaltigenden Nuboaraber und Aegypter nicht stattgefunden hatte, während die gesammten nördlichen Provinzen vor längerer oder kürzerer Zeit dem Islam unterworfen und von einer mehr oder weniger gemischten Bevölkerung von eingeborenen Neger- und Aethiopierstämmen und eingewanderten Arabern bewohnt wurden.

Während bis zum Ende vorigen Jahrhunderts die Kenntniss der südlich von Aegypten gelegenen afrikanischen Länder sich auf die Mittheilungen vereinzelter nach Abessinien vorgedrungener Jesuiten-

Digitized by Google

patres und Missionare beschränkte, begann für die muhamedanischen Sudanländer mit James Bruce (1769—72) die Reihe der wissenschaftlich gebildeten Reisenden; die südlichen Heidenländer aber wurden erst in Folge der ägyptischen Eroberungszüge der Wissenschaft zugänglich und mit den Expeditionen, welche Mehemet Ali vom Jahre 1839 an begann den Nil hinauf zu entsenden, ist auch die Barriere beseitigt, welche bis dahin unübersteiglich die Geheimnisse der oberen Nilländer zu erkunden verbot. Missionare, Kaufleute, Forscher wetteiferten, die enormen Schwierigkeiten, welche das Klima, die Eigenthümlichkeiten des Landes und die Behandlung der Eingeborenen boten, mit Aufbietung aller Kräfte zu überwinden und so ist es gelungen, noch bevor der Mahdi-Aufstand mit seinen Greueln jeder weiteren Erforschung ein jähes Ende bereitete, nach allen Seiten diese vielgestaltigen, hochinteressanten Länder zu durchstreifen und uns soviel Kenntniss von Land und Bevölkerung zu übermitteln, dass wir im Stande sind, uns einen einigermassen richtigen Begriff davon zu machen. Es sind noch viele Lücken auszufüllen, viele Fragen zu beantworten geblieben, allein auf geraume Zeit ist uns wohl eine Erweiterung unserer Kenntnisse versagt, und es erscheint mir eine dankbare Aufgabe, diese Zeit der erzwungenen Beschränkung dazu zu benutzen, ein Gesammtbild des ägyptischen Sudan so zu zeichnen, wie es unsere Forscher vor dem Mahdi-Aufstande und während desselben in einzelnen Theilen sahen. Kommt einst die Zeit, wo die Forschung aufs neue beginnen kann, so wird voraussichtlich vieles sich völlig geändert haben, denn diese langen Jahre der furchtbarsten Bürgerkriege, welche in Revolten und Gegenrevolten Millionen Menschenleben verschlingen, mögen manchen Volksstamm ganz ausgerottet, manchen zerbröckelt haben und von der alten Kultur wird das Meiste zermalmt und zerstiebt sein.

Es erscheint mir nothwendig, zuerst auf die geographische Gestaltung des Landes einen Blick zu werfen und, entsprechend den beiden Hauptströmen Afrikas, in deren Gebiete der ägyptische Sudan hineingreift, die dem Nil- und dem Kongo- (resp. Uelle-) Becken angehörenden Theile getrennt zu betrachten. Sind sie doch auch in ihrem Charakter ganz wesentlich von einander verschieden.

Digitized by Google

Erster Abschnitt.

Die geographische Gestaltung des ägyptischen Sudan.

Erstes Kapitel.

Das Nilbecken.

1. Orographie des Nilbeckens.

Afrika ist der Erdtheil der Plateaus. Diese steigen an der Südspitze in Terrassen zu einer Seehöhe von 1600 bis 1800 m und fallen nach dem Norden allgemach ab, so dass nach Franz Heiderich die mittlere Höhe zwischen dem 40. und 30. südlichen Breitengrade auf 1190, zwischen dem 30. und 20. auf 1014, zwischen dem 20. und 10. auf 1008, zwischen dem 10. Grad und dem Aequator auf 829 m angenommen werden kann; nördlich des Aequators finden wir bis zum 10. Breitengrade eine durchschnittliche Seehöhe von 737, zwischen dem 10. und 20. 491, zwischen dem 20. und 30. 388 und erst zwischen dem 30. und 40. Breitengrad hebt sich die mittlere Höhe auf 585 m, weil hier die hohen marokkanischen Gebirge mit in Rechnung zu ziehen sind.

Betrachten wir aber die Höhenverhältnisse des Erdtheils in der Richtung von West nach Ost, so finden wir, in dieser Richtung allmählich fortschreitend, die Erhebungen mehr und mehr sich zu Gebirgen zusammenschliessen und demzufolge die mittleren Höhen von Längengrad zu Längengrad ansteigen. So sehen wir, dass auch das ostafrikanische Plateau sich mit der mittleren Höhe von 1139 m

Digitized by Google

wesentlich über die westlichen Landstriche dieser Breitengrade erhebt (30.—20. östlich 815, 20.—10. 543, 10.—0 105); und durch diese Lage über dem nördlichen wie über dem westlichen Afrika hoch erhaben, ist dieses Gebiet berufen, den Ursprung der grössten Ströme des Erdtheils in sich zu bergen, des Nil und des Kongo. Die direkte Entfernung vom Nordrande der Hochebene, wenn man diese auf dem Aequator annimmt, bis zum Mittelmeergestade (Mündung des Nil) beträgt ca. 3500 Kilometer, vom Westrande (30. Längegrad) bis zur Küste des Atlantischen Ozeans (Kongomündung) nur ca. 2000 Kilometer. Schon hieraus ergiebt sich der Nil als der bedeutendere beider Ströme, da sein Flussgebiet in der Länge dasjenige des Kongo wesentlich übertrifft, ein Umstand, welcher wohl auch durch die grosse Breitenausdehnung des Kongogebietes nicht ausgeglichen werden kann.

Die ostafrikanische Hochebene ist eines der eigenartigsten Gebilde des dunklen Erdtheils. Im Westen jene riesigen Seen umschliessend, deren gewaltigster, der Victoria Njansa, wohl 1500 Qu.-Meilen bedeckt, im Norden, Osten und Süden in Terrassengebirgen absteigend und im Innern weite öde Strecken der unermesslichen, dürren Steppe ausbreitend, bietet diese Hochebene den Charakter der nubischen und kordofanischen Wüsten neben der üppigsten Vegetation, welche an die Gebiete des nördlichen Kongobeckens erinnert; hier Wasser über Wasser, zwischen den mächtigen Seen ein Gelände voller Sümpfe und Moräste und am anderen Gestade desselben Victoria Njansa die dürre Sandwüste, in deren Flächen sich die Wasserrinnen verlieren, auf deren Oberfläche keine Vegetation Platz gewinnt; und wiederum die terrassenartigen Grenzgebirge und die Küstengebiete prangend in allen Schönheiten des tropischen Pflanzenwuchses.

Im Süden wird die Hochebene zwischen Njassa- und Tanganjika-See begrenzt durch Bergzüge, deren Höhen 2100 bis 3000 m erreichen und an diese schliesst sich in westlicher Richtung das Erhebungssystem, welches Südafrika von Zentralafrika, das Sambesibecken von dem des Kongo scheidet; hier schliessen sich in südlicher Richtung die Gebirgsmassen an, welche den östlichen Plateaurand Südafrikas begleiten. Nach Norden finden jene Höhen ihre Fortsetzung in den Höhenzügen von Uhehe, Usagara und Nguru, den östlichen Randgebirgen des ostafrikanischen Plateaus, und schliessen sich nördlich des Pangani an die höchste Berggruppe Afrikas, die des Kilima Ndjaro (+ 6000 m) an. Mit dieser Gruppe ist das auf dem

Aequator gelegene Plateau von Leikipia und Kenia (+ 5500) durch ein ziemlich ausgeprägtes Erhebungssystem von 1500 bis 2500 m Seehöhe verbunden, welches bis zum Aequator den Ostrand des Hochlandes bildet. Mit ihm parallel zieht sich weiter westlich ein höherer Terrassenrand zu den Bergen hin, welche nordöstlich des Victoria-Njansa, nur in ihrem südlichen Theile bekannt, in dem Elgon (4200 m) gipfeln. Inmitten des Gebirgslandes aber, in welchem südöstlich der Kenia, im Westen der Elgon ihre Gipfel stolz erheben, liegt tief eingebettet der Baringosee (+ 1115 m).

Die Nordwestecke des Hochlandes füllen die drei Seen, welche die durch Jahrtausende gesuchten Quellen des Nil bilden, der Victoria-, Albert- und Albert-Edwardsee, ersterer von den beiden anderen durch das Bergland von Karagwe, Uganda, Unioro und Ankori geschieden, alle drei in gleicher Weise betheiligt an der Speisung des grossen Stromes, dessen niemals versiegende Reservoirs sie bilden. Verschiedene kleine Seen zwischen Tanganjika- und Albert-Edwardsee wässern nach dem Victoriasee ab, vornehmlich der Alexandrasee, welcher durch den Kagera oder Alexandra-Nil ihm sein Wasser zuführt und deshalb wohl als oberste Quelle des Nilstromes betrachtet werden kann. Vom Victoriasee fällt das Gelände nach Nordwesten gleichmässig ab, um sich dann plötzlich zu einer mächtig hohen Bergreihe jäh zu erheben. Am Fusse derselben dehnt sich, nordwestlich durch steile Bergwände, südöstlich durch die Steilränder, welche das Wasser sich in die Ebene gewühlt, eingeschlossen, der Albert-Njansa aus, nahe an 500 m tiefer gelegen als der Victoriasee (+ 1190 und 732 m Meereshöhe) und ihm führt sowohl der Albert-Edwardsee (durch den Semliki) als der Victoria (durch den Somersetnil) ihre Gewässer zu. Aus dem schilfbedeckten Nordende des Albert-Njansa tritt der Nilstrom heraus.

Der vierte der Seen, der Tanganjika, die westliche Begrenzung der ostafrikanischen Hochebene bildend, ist als dem Kongo tributär zu betrachten. Zwischen Albert-Edward- und Victoriasee einerseits und dem Tanganjika anderseits läuft die Wasserscheide der beiden Ströme, so wenig ausgeprägt sie auch hier zwischen ihren Häuptern, namentlich in Unjamwesi, hervortritt. Sagt doch Wissmann von letzterem Lande: „Wenn auch die Linie der Wasserscheide zwischen Kongo und Nil durch dies Gebiet läuft, so ist es doch bis jetzt noch keinem Reisenden gelungen, ein System in das Netz der meist nur in der Regenzeit

Digitized by Google

bewässerten Abzugskanäle zu bringen. Ja, die einfachsten Angaben verschiedener Reisender über die Richtung des Ablaufs widersprechen sich."

Der hohe Gebirgszug am westlichen Gestade des Albert-Njansa und die vom Elgon nach Nordwest sich vorschiebenden Gebirgsmassen nördlich des Victoria-Njansa bilden ein mächtiges Thor, in welchem die ostafrikanische Hochebene sich nach Norden öffnet, um den grossen segenspendenden Strom auf seine weite Wanderung bis zum mittelländischen Meer zu entsenden. Betrachten wir, von diesem Punkte beginnend, zuerst die östliche Begrenzung des Nilbeckens.

An die Höhen des Elgon schliesst sich ein Gebirgsland an, welches in der mächtigen Breite von 200 bis 250 Kilometer sich nach Norden vorschiebt und die Verbindung mit dem Hochplateau von Abessinien herstellt. Dieser Gebirgszug ist in seiner Hauptmasse noch nicht erkundet. Mit dem Ostrande fällt er zu dem Gallalande ab und hier hat im Jahre 1887 die Expedition des Grafen Teleki den auf + 500 m gelegenen grossen Rudolfsee inmitten einer Sandwüste vulkanischen Charakters entdeckt; in die Gebirge weiter einzudringen, ist ihr nicht gelungen. Der Westrand schiebt sich, durch Thäler in einzelne Bergzüge gespalten, nach Nordwest abfallend, bis zum 33. Längengrad vor. Ihm entspringen hier verschiedene Gebirgs- und Regenflüsse, wie Chor-Assua und Chor-Kohs, welche dem Nil zustreben, aber ihn nur zum Theil erreichen. In der Nilniederung, welche ungefähr bei Ladó, auf dem 5. Breitengrade, zwischen den zurücktretenden Bergzügen sich auszudehnen beginnt, versumpfen sie im unteren Lauf, führen wahrscheinlich aber in der Regenzeit dem Giraffenfluss (Seraf), einem Nebenarm des Nil, ihr Wasser zu. Die nördlichen Theile des Gebirges mögen wohl die Quellen des Sobat und seiner Nebenflüsse enthalten, welcher ungefähr bei $9^1/_2$ Grad nördlicher Breite den Nil erreicht.

Dieser Gebirgszug, dem Emin Pascha auf seinen Reisen östlich des Nil soweit nahe kam, dass er seine charakteristischen Bergformen einigermassen übersehen konnte, zeigt in seinen noch unbetretenen Theilen schroffe und kühngestaltete Bergmassen, während dieselben auf dem westlichen Rande runderen und auf der Oberfläche plateauartig gestalteten Kuppen weichen. Der östlichste von Emin erblickte Bergzug verläuft zwischen dem 33. und 34. Längengrade in annähernd nördlicher Richtung, im südlichen Theil Lirem, im nörd-

Digitized by Google

lichen Irenga genannt. Letzterer zieht sich bis zum 5. Breitengrade und wird von dem nächsten westlich ihm parallel laufenden Bergzug Lafit-Logere durch das breite Thal des Chor-Tu getrennt. Etwas südlich vom 4. Breitengrad schliessen aber beide Bergzüge zusammen und finden wohl hier auch mit der Hauptmasse des Gebirges ihren Zusammenhang. Nach Westen setzen sie sich in einem auf ca. 1100 m gelegenen plateau-artigen Rücken fort (Stationen Agaru, Fadibek, Faradjok, Obbo), welcher sich nach Nordwesten zu einem breiten, ebenfalls plateau-artigen Erhebungssystem erweitert. Letzteres begrenzt mit den an seinem Ostrande aufgebauten Bergkuppen (Gebel Lotesse, Molong, Lavalong, Halanga) das breite Thal des Chor-Kohs, dessen östlichen Rand die Lafit-Logerekette bildet; an seiner Nordwest-Ecke findet es eine Fortsetzung in der Berggruppe des Tschufal (1300-1500 m hoch), welcher mit seiner zweihörnigen imposanten Spitze eine weit ringsum sichtbare Landmarke bildet; und von hier endlich schiebt sich als letzter Ausläufer das Lokojagebirge vor, welches mit seinem Nordende bei Gondókoro nahe zum Nil herantritt und die südliche Begrenzung der bei Ladó beginnenden weiten Nilebene auf diesem Ufer des Stromes bildet.

Die Gesteinsmassen dieser Gebirge sind, soweit bekannt, grauer, fein schwarz punktirter Granit, auf den Ausläufern nnd in den Thälern grauer, weiss und roth gebänderter Granit und vielfach Marienglasplatten; über den tieferen Schichten von kantigen durch Lehm zusammengekitteten Steintrümmern liegt in den Thälern rother Thon, im Südosten (schon im Kohsthal) vielfach mit Sand abwechselnd; die Thäler sind mit Felstrümmern besät, fruchtbar und stark bebaut; die Höhen sind zum Theil bewaldet und sehr wildreich. Auffallend ist, dass die Dumpalme (hyphaena thebaica) im Kohsthale viel weiter südlich wächst (4° 20) als am Bahr-el-Djebel, wo sie zwischen Bor und Ladó ihre Grenze findet, und Emin erklärt dies durch den Sandboden, welcher das Lattukaland an das Somaliland anschliesst. Die Erforschungen der Teleki'schen Expedition möchten dies noch wahrscheinlicher gemacht haben.

Vom 5. bis ungefähr zum 19. Breitengrade bildet das Hochplateau von Abessinien oder Habesch die Begrenzung des Nilbeckens. Es birgt dieses mächtige Gebirgsland, dessen Berge sich vielfach bis zu 4600 m Seehöhe erheben, die Quellen des blauen Nil oder Bahr-el-Asrak und des Atbara, der grössten und letzten Zuflüsse des

Digitized by Google

Stromes vom rechten Ufer. Auch die Quelle des blauen Nil ist in einem Gebirgssee, dem Tanasee (+ 1750), inmitten der höchsten Spitzen von Abessinien zu suchen. Auf dies Gebirgsland hier näher einzugehen, liegt keine Veranlassung vor. Es sei nur erwähnt, dass auch dieses, mit seinem östlichen Rande schroff und unvermittelt zu einer Kammhöhe von 3000 m aus dem östlichen Flachlande aufsteigend, im Allgemeinen in der Richtung von Osten nach Westen abfällt; aber auch der flachere Westrand, wenngleich durch Thäler und Mulden vielfach getheilt, stürzt schliesslich plötzlich zur Ebene ab, in welcher die Flussläufe, in der Regenzeit grosse Wassermassen führend, in der trockenen Zeit fast gänzlich versiegen.

An Abessinien schliesst sich das Land Nubien an, eine wüste, vielfach zerstückelte Hochebene, welche durch die enge Spalte des Nilthales in einen östlichen und einen westlichen Theil zerschnitten wird. In Aegypten setzt sich diese Bildung fort. Das östliche Plateau, welches sich von der Küste aus, wo einzelne Punkte noch bis 1500 m sich erheben, allmählich gegen Westen zum Nil senkt, gegen diesen aber mit scharfen felsigen Rändern endet, wird mit dem Namen der Arabischen Wüstenplatten bezeichnet, während sich gleich steil im Westen des Nil die Libyschen Wüstenplatten erheben und westwärts rasch zu der von Süd nach Nord laufenden Senkung des ägyptischen Oasenzuges sinken.

Die Grenzen des Nilbeckens entfernen sich auf der Ostseite des Stromes anfangs auf ca. 256 Kilometer, mit den Quellen des Sobat wahrscheinlich auf mehr als 400 Kilometer, mit den Quellen des blauen Nil auf ca. 500 Kilometer, treten aber im Norden Abessiniens auf 350 Kilometer heran und verengen sich dann mehr und mehr bis zur Küste.

Die westliche Begrenzung des Strombeckens ist zunächst die Wasserscheide Nil-Kongo, welche, anschliessend an die Gebirgsmasse am westlichen Gestade des Albert-Njansa, in nordwestlicher Richtung sich hinzieht und unter dem 8. Breitengrade die Erhebungen im südlichen Dar-For erreicht. Auf dieser Linie vom 2. bezw. 3. bis zum 8. Breitengrade scheidet sie die Quellen wichtiger Zuflüsse beider Ströme und verdient eine kurze Besprechung.

Die nördlichen Ausläufer des mehrfach erwähnten am Westufer des Albert-Njansa aufgebauten Gebirgstockes bilden hier die von Süd nach Nord ziehende Wasserscheide, welche einerseits einigen auf dem

Digitized by Google

kurzen Wege zum Nil (Bahr-el-Djebel) zu Nordost verlaufenden sehr unbedeutenden Rinnsalen den Ursprung giebt, andererseits nach Nordwest und West seine kleinen, anfangs unbedeutenden Gebirgswässer (Kibali, Sir) entsendet, die, im weiteren Verlaufe sich vereinigend, zu einem Flusse anwachsen, welcher, von Nord und Süd gespeist, zum bedeutendsten Zufluss des Kongo, dem Uelle-Makua-Mobangi-Strome anschwillt. Dort, wo die Wasserscheide unter ca. $3^{1}/_{2}$ Grad nördlicher Breite nach Nordwesten umbiegt, mag sie nach Junker die Höhe von 1400 m erreichen. Dieser war wohl der erste und einzige Europäer, welcher hier südlich der Station Ganda die Brücke zwischen Nil- und Kongogebiet überschritt (Emin, der 5 Jahre später, 1882, dies Terrain bereiste, gelangte nur bis Ganda); vom Quellgebiet des Kibali aus sah er die bisher als blaue Bergspitzen erscheinenden Höhen in Ost und Südost als geschlossene Bergmasse, in einigen Richtungen sogar als doppelt hintereinander ziehende Bergreihen. Den nördlichen Bergspitzen, welche das Quellgebiet des Sir umschliessen, gab er die Namen Gebel Gessi, Gordon und Baker. Am deutlichsten erschien ihm der mittlere, Gebel Gordon, zu dessen Vorbergen das Gelände allmählich aufsteigt; südlich von seinen zwei höchsten Spitzen folgen andere Bergzüge bis zum Bergmassiv des Gebel Baker, während nördlich der Gebel Gessi als hoher Felskegel auf dem Bergrücken sich kenntlich macht.

An diese Gebirgskette schliesst sich im Süden diejenige, welche nach Südsüdwest sich wendend, die Quellen des Kibbi umgiebt und durch die Gebel Emin Pascha, Chippendall, Speke, Junker und Schweinfurth gebildet wird.

Nach dem Nil, nach Osten, flacht sich das Terrain von der Wasserscheide (31. Längengrad) ziemlich gleichmässig ab, erhält aber durch Hügel und Kuppen, welche den Abhang bedecken, ein romantisches Aussehen. Das Nilthal selbst wird durch einen terrassenartigen Absturz begrenzt, den Gebel Njefo, Niggo (bei Muggi und Laboré) Gebel Njari und Ellingoa etc. Das bedeutendste Wasserbett in diesem Gelände, welches zum Nil hinabläuft, ist der Chor-Aju, welcher an dem Wendepunkt der Hauptwasserscheide entspringt. Von diesem selben Punkt läuft die Sekundär-Wasserscheide Jei- und Luri-Aju in annähernd nördlicher Richtung als hochwellige, mit Kuppen und Hügeln unregelmässig ausgezeichnete Erhebung, findet in der Berggruppe Gebel Loka nördlich der Station Gumbiri eine ausgezeichnete weit sichtbare

Digitized by Google

Landmarke und verzweigt sich bei 4° 40′ in zwei deutlich ausgesprochene Bergzüge, den Gebel Mire und Gebel Reko (bis zu 400 m rel. Höhe), welche die Quellen des zum Nil strömenden El-Gel umfassen (+ 600) und mit ihren nördlichsten Ausstrahlungen wenig jenseits des 5. Breitengrades den Fuss des Erhebungsterrains in dieser Länge bilden und die Nilniederung begrenzen.

Für das ganze Gebiet, welches westlich der bisher besprochenen Haupt-Wasserscheide und Sekundär-Wasserscheide, also westlich des 31. Längengrades zur Sprache kommt, ist im Allgemeinen Folgendes vorauszusenden. Die Linie der höchsten Terrainerhebung, repräsentirt durch die Haupt-Wasserscheide Kongo—Nil, fällt nach Westen allmählich von 1400 bis auf ca. 700 m Seehöhe. Von dieser im Allgemeinen von Südost nach Nordwest verlaufenden Hebung, welche zumeist wenig markirt, flachrückig oder plateauartig gestaltet ist, fällt das Gelände nach Nordost ziemlich gleichmässig zur Nilniederung ab, deren Grenze resp. der Fuss der Erhebungsmassen ungefähr vom 5. Breitengrad bei Ladó auf 7° 15′ bei Djur Ghattas (28° 15′ ö. L.) laufend sich annehmen lässt (Morlabba 5° 50′; 30° 30′; + 503 — Bufi 6°; 30° 10; + 455 — Ajak 6° 30′; 29° 35′; + 445 — Djoht 7°; 29°; + 425). Die charakterische Konfiguration ist die Wellenlinie, welche in natürlicher Weise aus der Bodenart (vorherrschend Laterit, d. h. eisenhaltige Thonerde) und aus der Einwirkung des Wassers sich ergiebt. Die Fluss- und Bachläufe sind in die weichen Schichten der Bodenoberfläche, soweit dieselbe geneigt ist und dem Wasser raschen Fluss verleiht, tief eingeschnitten; die Ränder werden durch den Regen abgewaschen und so entstehen zwischen den Flussläufen sowohl als zwischen den Zuflüssen und Bachläufen parallel dem Bett verlaufende breite flache Rücken. Durch Regenrinnen werden diese wiederum in der Querrichtung getheilt, und so bilden sich lauter Bodenwellen, welche je nach den lokalen Verhätnissen lang- oder kurzwellig, hoch- oder flachwellig sein können. Auf dem dieserweise gestalteten Gelände finden sich aber als Reste einstiger Gebigszüge in Gruppen, in Reihen und vereinzelt, grössere und kleinere Kuppen und Hügel, Felsblöcke und Geschiebestücke, vorherrschend Gneis. Die Kuppen und Gneisblöcke erreichen meist keine bedeutende Höhe: 70 bis 150 m; ausgenommen sind die bedeutenderen Erhebungen, welche speziell Erwähnung finden. Von dem in früheren Jahrtausenden stärker differenziirten Charakter der Bodengestaltung zeugen aber nicht nur diese

Digitized by Google

Ueberreste, sondern auch der Umstand, dass die Formationen noch jetzt seltener zum Flachlande, als zum Hügel- und Berglande hinneigen. Auch ist es charakteristisch, dass sich Einzelerhebungen, aus Felsmassen bestehend, auch am Fusse des ganzen Erhebungssystems und in der Nilniederung bis zu bedeutender Höhe erheben, z. B. der G. Redjaf mit 118, der G. Ladó mit sogar ca. 300 m relativer Höhe (nach Marno).

Die Abhänge zum Uelle sind ähnlich gestaltet, doch sind dort noch einige Verschiedenheiten in der Terraingestaltung an späterer Stelle zu verzeichnen.

Verfolgen wir nun die Haupt-Wasserscheide von ihrem Wendepunkt auf den 31. Längengrad! Mit einem nach Norden geöffneten Bogen, welcher die Quellen des Jei umschliesst, wendet sie sich zu den Ndirfibergen, welche bis zum 4. Breitengrade sich erstrecken, und bildet bis hierher ein breites Plateau, in dessen Ränder die Quellbäche des Chor-Aju, des Jei und des zum Kibbi fliessenden Dongu eingeschnitten sind. Sie mag hier überall noch eine Höhe von 11—1200 m erreichen. Weiter setzt sich die Wasserscheide in nordwestlicher Richtung fort und erreicht annähernd $4^1/_2{}^0$ nördlicher Breite, sich allmählich auf 1000 m Seehöhe senkend; hierauf wendet sie sich in geschlängelter Linie in ziemlich westlicher Richtung zum Báginse, dem höchsten Gipfel ihrer gesammten Ausdehnung zwischen dem 31. Längengrad und den Gebirgsmassen von Dar-For, welchen sie bei 4° 25′ n. B. und 28° 50′ ö. L. erreicht. Auf der letzen 112 Kilometer langen Strecke (Land Makaraká) haben ausser dem nach Süden fliessenden Akka (Donguzufluss) nicht weniger als drei der grossen Nilzuflüsse, nämlich der Rohl, Djau und Issu-Tondj, ihre Quellen, und noch zwei andere entnehmen hier einen Theil ihrer Zuflüsse, nämlich der Jei mit seinem Quellfluss Torre und der Bahr-Wau mit seinem Hauptzufluss Ssueh. Die Sekundär-Wasserscheide Rohl—Djau liegt von derjenigen Djau—Issu nicht weiter als 15 Kilometer entfernt. Das ganze Gelände ist auch hier ein Plateau mit vereinzelten Kegelbergen und Gneiskuppen von 50—120 m relativer Höhe. Die zahlreichen Bachläufe sind meist in felsigen Betten tief eingeschnitten, von Galleriewaldungen begleitet und durch Wasserfälle und Kaskaden unterbrochen, sie haben den richtigen Charakter der Gebirgsflüsse mit starkem Gefälle.

Den Báginseberg hat Schweinfurth im Jahre 1871 am 28. Mai

Digitized by Google

erstiegen. Bei der geringen Zahl von Bergbesteigungen, welche in Afrika ermöglicht wurden, erscheint es nicht uninteressant, den Reisenden bei dieser Unternehmung zu begleiten. Von Nordwest nahte er sich dem Berge auf einem beschwerlichen mit vielen Umwegen verknüpften Marsch über tiefe Erdspalten und wildes Felsgerölle, sowie durch riesige Grasdickichte. In einem tiefen Felsriss übersprang er die Quelle des Ssueh und gelangte dann auf schräg ansteigender Fläche durch hochstämmigen Wald zu einer Schlucht, wo tief im Grunde klare Wasseradern lustig über die bemoosten und mit zierlichem Farrenschmuck besetzten Felsen murmelten, hart unter der senkrechten Wand, mit welcher der Berg auf seiner Westseite abstürzt. Wegen zu weit vorgerückter Tageszeit musste der Forscher am Fusse des Berges übernachten und begann am 28. Mai seinen Aufstieg, indem er sich dem Nordabhang des Berges zuwandte, welcher in fast gerader Linie vom Scheitel bis zum Fusse hinabreicht. Durch angestrengtes Klettern in quellenreichen und von Gebüsch dicht überwachsenen Spalten waren einige jähe Abstürze zu überwinden, die Aussicht aber von der höchten Erhebung des Bergrückens, welche sich am südlichen Ende befindet, war ausserordentlich lohnend, zumal nach Osten und Nordosten, wo der Horizont sich bis auf 50—60 (engl.) Meilen erstreckte. Deutlich aus der Zeichnung heraus liess sich der Lauf des oberen Tondj(Issu) erkennen, hinter welchem die Terrassenbildung des östlichen Landes erst zu beginnen schien. Pittoresk nahmen sich die östlichen und nördlichen Vorhügel des Báginse aus, welche, da die Hebung des flachen Landes an seinem Fusse von oben nicht wahrzunehmen war, wie isolirte Felsklumpen aus einer einförmigen Ebene hervorzuragen schienen. In gleicher Weise stachen wenige Meilen im Südosten drei andere in einer Reihe liegende völlig isolirte Vorhügel in die Augen (Banduppo, Nagongo, Jambeli). Die genauen barometrischen Beobachtungen Schweinfurths sind leider bei dem Brand, welcher seine ganze Habe in der Seriba Djur-Ghattas vernichtete, verloren gegangen, doch glaubt er nicht zu irren, wenn er die Meereshöhe auf ca. 4300 par. Fuss (1430 m) schätzt.

In der Hauptmasse bestand die Felsart des Berges in einem äusserst glimmerreichen Gneis, mit einer Menge von Cyanitkrystallen nach allen Seiten hin durchsetzt (nach Liebisch ein von Quarzausscheidungen umgebenes Gemenge von Biotit-, Muscovit- und Disthenkrystallen). Am Fusse des Berges, wo die Quellen hervortreten, hatte

Digitized by Google

sich eine breite Geschiebefläche von gänzlich verwittertem Gestein gebildet, und die Glimmerblättchen und die 1—2 Zoll langen Cyanitprismen erschienen daselbst so rein gewaschen und so locker aufeinander gestreut, dass man förmlich in einem Schutt davon waten musste. In seiner massigen, isolirten und von allen Seiten vom Zahn der Zeit benagten Gestalt erscheint der Báginse wie ein Zeuge früherer Weltepochen und als ein Ueberrest der hohen Gebirge, welche einst das Nilgebiet vom Becken des Kongo geschieden haben müssen.

Von dem Erhebungsrücken von Makaraká schieben sich die Plateauränder zwischen Jei und Rohl bis zum 6., zwischen Rohl, Djau und Tondj bis nahe zum 7. Breitengrade vor, allmählich sich abdachend, mit einzelnen Kuppen und Höhenzügen besetzt, die Flussthäler sich immer mehr erweiternd und breitere Niederungen bildend.

Die Haupt-Wasserscheide beschreibt vom Berg Báginse einen nach Norden zu geöffneten Bogen um die Quellen des Jubbo und Bikki (Nebenflüsse des Ssueh) herum nach dem Pambíagebirge, welches ungefähr auf 27° 30′ östlicher Länge sich von 5° 5′ bis 5° 30′ (also in einer Längenausdehnung von ca. 45 Kilometer) in der Richtung von Süd nach Nord erstreckt und eine Fortsetzung weit über den 6. Breitengrad in den Bergen von Abu-Schatter und anderen Bergen zu finden scheint. Diese Reste eines bedeutenden nach Norden sich hinziehenden Gebirgszuges schieben sich trennend zwischen den Ssueh und Wau, welche beide erst bei 7° 40′ nördlicher Breite sich unter dem Namen des bedeutend kürzeren Flusslaufes, des Bahr-Wau oder, nach Junker, des Bahr el Djur, vereinigen.

Diesen Nilzuflüssen entsprechen andererseits die zum Uelle strömenden Jubbo und Uerre; ihre Quellbäche trennt ein Plateau, welches eine Ausdehnung von 45 Kilometer in nordsüdlicher, von annähernd gleicher Länge in westöstlicher Richtung zu besitzen scheint, ca + 800 m über dem Meere. Ein Chaos von hohen vollständig kahlen Granitbergen krönt den Nordrand des Plateaus, deren höchster, der Emba, aber immerhin sich nicht höher als 130 m über dem Umterrain erheben mag. Den Südrand bildet ein hochgewelltes, zu Hügel- und Bergreihen-Bildung neigendes Gelände, welches seinen höchsten Ausdruck in dem Berg Saba findet, der als schmaler Bergrücken sich zwischen dem (südlichen) oberen Mbrúole und dem (nördlichen) Zufluss des Jubbo, dem Undukú, zwischen schiebt. Zwischen Jubbo und dem Berg Báginse resp. dem Oberlauf des Ssueh verändert das Terrain

Digitized by Google

sich sichtlich, indem hier ausgedehnte schwachgewellte Grasflächen und flachziehende Gewässer, welche zu Teich- und Sumpfbildung neigen, an Stelle der tief eingeschnittenen Flüsse mit Gallerienwaldungen treten, wie sie im Allgemeinen jenes Gebiet charakterisiren.

Von den Pambíabergen, welche noch von keinem Reisenden betreten und des genaueren erforscht sind, wendet sich die Haupt-Wasserscheide auf einem weitausgedehnten Hochplateau zu den Bergen (Nbia = Berg) Bändiri, mit einem nach Norden geöffneten Bogen das Quellgebiet des Wau umschreibend und verfolgt hierauf als flache Erhebungslinie, durch die Gebirgstrümmer des Nbia Daragumba und Makamba deutlicher markirt, die Richtung Nordnordwest bis zum 8. Breitengrad, wendet sich hier nach Westen und gewinnt, wie es scheint, auf dem 23. Längengrad Anschluss an den Höhenzug, welcher in nördlicher Richtung Dar-For durchzieht, bis zum Gebel Marrah, der Wasserscheide zwischen Nil- und Tsadbecken. Das Gelände ist gewellt, auf den Plateaus zwischen den Niederungen der zahlreichen nach Nordost und Südwest fliessenden Quellflüsse vielfach mit lockerem Gestein, stellenweise mit Granittrümmern bedeckt; die oben genannten Bergzüge bestehen aus Granitmassen. An Stelle der mit Gallerie-waldungen begleiteten tiefen Betten der Mbomúzuflüsse treten Bachläufe mit einem schmalen Saume hochstämmigen Uferwaldes; der Boden ist überall noch eisenhaltig, die Hügel vielfach mit Buschwald und geschlossenen Beständen von Hochwald bedeckt. Die Wasserscheide wechselt in ihrer Höhe zwischen 700 und 800 m. Hiermit ist das Becken des linken Nilarmes, des Bahr-el-Ghasal, begrenzt. Die Wasserscheide erreicht im Süden von Dar-For ihre grösste Entfernung von dem 32. Längengrad, welchen man im Allgemeinen als die Längenaxe des Nil begleitend annehmen kann, nämlich 9 Längengrade oder annähernd 1000 Kilometer. Da die Wasserscheide sich hierhin allmählich senkt, das Niederungsterrain, in welchem der Bahr-el-Arab und der Bahr-el-Ghasal nach Osten fliessen, gleichzeitig steigt, so ergiebt sich, dass der Fuss der von der Wasserscheide nach Norden abfallenden Erhebungen, welcher annähernd parallel mit der Scheidelinie selbst verläuft, sich mehr und mehr den oberen Zuflüssen des Bahr-el-Ghasal nähert, dass das Niederungsterrain auf dessen südlichen rechten Ufer also schmaler wird, dass aber ferner die im östlichen Theil steileren Abhänge im Westen flacher verlaufen. Der Höhenunterschied zwischen Kammlinie und Fusslinie des Plateaus be-

Digitized by Google

trägt im Osten (beim Rohl) ca. 440 Meter auf 170 Kilometer vom Quellgebiet des Quellflusses Aire bis Mvolo, dies ergiebt ein Gefäll des Geländes von $^1/_{400}$, dagegen im Westen (beim Pongo) ein Gefäll von ca. 300 m auf 180 Kilometer = $^1/_{600}$.

Diese Zahlen charakterisiren aber auch das Terrain als ein durchaus vom Gebirge verschiedenes. Nehmen wir zum Vergleich die mittlere Kammhöhe des Erzgebirges zu rund 800 m Meereshöhe, die direkte Entfernung bis zur Küste bei Lübeck zu rund 400 Kilometer und denken uns das Gelände gleichmässig abgedacht, so erhalten wir ein Gefäll von $^1/_{500}$, also ungefähr das mittlere Gefäll der vorliegenden Terrainformation. Der Fuss des Gebirges gegen die norddeutsche Ebene hin (+ 150 m) tritt aber am weitesten vor bei Grimma mit ca. 82 Kilometer; bei gleichmässiger Abdachung würden wir ein Gefäll von $^1/_{126}$ erhalten und einen Fall der Ebene bis zur Küste von $^1/_{2120}$. Es ist also leicht ersichtlich, wie ausserordentlich wenig die Kammlinie der Wasserscheide Nil—Kongo sich markirt, wie das ganze Gelände nur als flach abfallendes Plateau erscheint und einzig die zerstreuten Berge und Berggruppen trotz ihrer geringen relativen Höhe auf weite Entfernungen scharf hervortreten. Es ist aber auch ersichtlich, welchen überraschenden und imposanten Anblick die mächtigen Berge des Seengebietes und die Bergzüge, welche sich an diese in nördlicher Richtung östlich des Nil anschliessen, in diesem Lande der Plateaus gewähren müssen.

Es bleibt übrig, die Höhenverhältnisse von Dar-For und Kordofan noch kurz zu erwähnen. Das Centrum des ersten bildet das Marrah-Gebirge, welches in einer Breite von 170—180 Kilometer sich ungefähr von 12° 20′ bis 14° nördlicher Breite von Süd nach Nord (200 Kilometer lang) auf dem 24. Längengrade erstreckt. Die Kammhöhe dürfte zu 1300 bis 1400 m anzunehmen sein, die höchsten Kuppen überschreiten 1800 m. Nach Süden und Südwesten, also zum Bahr-el-Arab bezw. Ghasal und zum Schari bezw. dessen Zuflüssen sendet das Gebirge seine Regenabflüsse in einer ausserordentlich zahlreichen Menge von Bächen, und in deren breiten mit Humus- oder Thonboden bedeckten Thälern kann sich eine reiche Kultur entwickeln. Im Norden sind zahlreiche unbedeutende Berge vorgelagert und dadurch eine grosse Masse Thäler gebildet, welche aber durchweg kein Gefäll besitzen, so dass der felsige und sandige Boden das Regenwasser bald aufsaugt und demselben die Kraft nimmt, sich tiefere

Digitized by Google

und längere Rinnsale auszuwaschen. Im Allgemeinen fällt das Gelände vom Marrah nach Osten bis zum Nil und ebenso nach Süden zum Bahr-el-Arab, aber das Gefäll ist ausserordentlich gering ($^1/_{3000}$ bis $^1/_{6000}$) und durch die auf der Ebene zerstreut liegenden Kuppen vielfach unterbrochen. So ist das Gelände nördlich nnd östlich des Gebirges eine steinige sandige Ebene, nur zur Regenzeit von Wasserlinien durchzogen, unfruchtbar und unwegbar, das Gebiet der Araber und Kameele. Nördlich grenzt dies Gebiet an die grosse Wüste Sahara.

Die Gestaltung der Erdoberfläche weist den Gewässern ihre Wege an, diese aber arbeiten in Verbindung mit ihren Erzeugern und Erhaltern, den Niederschlägen der Luftfeuchtigkeit, ohne Aufhören an der Vernichtung der Erhebungen, an der Ausfüllung der Vertiefungen, kurz an der Nivellirung der Oberfläche. Auf keinem Erdtheil begünstigen aber die klimatischen Verhältnisse die mächtige Wirkung des Wassers mehr, als in Afrika. Bis etwa zum 18. Grad nördlicher Breite und andererseits bis zum 20. Grad südlicher Breite reicht das Gebiet der tropischen Regen, die, dem Stand der Sonne folgend, das Jahr in eine trockene und nasse Jahreszeit eintheilen. Im Allgemeinen umfasst also die Regenzeit, Charif, des südlichen Tropenlandes die Monate Oktober bis April, die des nördlichen April bis Oktober. Die während dieser Zeiten unter starken Gewittererscheinungen und orkanartig stürmenden Winden herabfallenden Regenmassen, meist mit grosser Regelmässigkeit sich wiederholend, verursachen starke Flussanschwellungen, Entblössung der höchsten Erhebungen von löslichen und verwitterten Boden- und Gesteinschichten, Ueberfluthungen der Niederungen und Anschwemmung der mitgeführten Materialien im Unterlauf der Gewässer. Bei felsigem oder undurchlässigem Untergrund werden die Flussbetten auch nach dem Charif noch Wasser führen, falls ihr Quellgebiet die Festhaltung der Niederschläge und reguläre Quellbildung begünstigt; wohingegen die von kahlen Felsbergen herab in ein sandiges Gelände strömenden Gewässer bald versiegen und in der trockenen Jahreszeit ausgedörrte Betten zeigen, unter deren Sohle man erst bis zur wasserführenden Schicht eindringen muss, um Brunnen zu erhalten. Diese Regenflüsse heissen Cheran (Sing. Chor) oder Wadi, die durch beständig erhaltene Brunnen bewässerten Umgebungen derselben Oasen.

Es ist leicht zu folgern, dass die grösste Dürre in der trockenen Jahreszeit dort eintreten muss, wohin durch die viele Jahrtausende

Digitized by Google

währende Thätigkeit der fliessenden Gewässer die aus den Steintrümmern der Urgebirge zerkleinerten und mit fortgerissenen Geschiebe und Sandbänke am ehesten sich ablagerten, also in den früheren, zur Zeit ausgefüllten Vertiefungen und Niederungen, sowie auf den abgespülten und vom Regen zerfressenen Theilen der Erhebungen, welche vegetationslos und entblösst von aller Erdkrume, den Wassern keinen Halt mehr bieten. Dort aber, wo die Flüsse durch ihre Thätigkeit sich das eigene Leben gewissermassen abschneiden, indem sie ihr Gefäll mehr und mehr durch Abtrag und Anschwemmung verringern, entstehen die Labyrinthe von Inseln, Schlammbänken, todten Armen und verstopften Flussabzweigungen, welche in ungeheurer Breite nicht mehr erkennen lassen, wo das Bett des Flusses zu suchen ist, wo sein Ueberschwemmungsgebiet beginnt.

Wenn wir diese einfachen Thatsachen im Auge behalten, werden wir die eigenthümlichen Erscheinungen, die uns im Gebiet des Nil begegnen, leicht verstehen..

2. Die Hydrographie des Nilbeckens.

Der Hauptstromlauf desselben, der Bahr-el-Djebel, entströmt dem Victoria-Njansa auf ungefähr 1200 m Seehöhe und erreicht das Nordende des Albert-Njansa bei ca. 700 m Seehöhe (732). Diese ca. 500 m Höhenunterschied überwindet er mit einer Stromlänge von ungefähr 400 Kilometer, dem sogenannten Somersetnil, was ohne weiteres darauf schliessen lässt, dass er auf dieser Strecke jähe Terrainstufen mittelst Wasserfällen und Stromschnellen hinabsteigen muss. Und allerdings sehen wir, dass er bereits die Felsbarre, welche den Victoriasee abdämmt, mit einem 4 m hohen, 130—160 m breiten Fall, dem Riponfall, hinabstürzt. Unterhalb erweitert er sich, auf's neue gestaut, zu dem Gida- und Kodjasee. Bei seiner Wendung nach Westen fällt er dann 3 m hoch den Karumafall hinab, hat aber hierauf, ca. 200 m breit, ein felsiges, an Inseln, Stromschnellen und Wasserfällen reiches Bett zu durchlaufen, bevor er den Murchisonfall erreicht. Um die letzte Terrasse zu überwinden, stürzt sich der Nil hierselbst, in einen 50 m breiten Spalt eingekeilt, in einem einzigen Satz ca. 40 m hoch hinab und durchmisst die letzten 40 Kilometer bis zum Albert-Njansa als ein träges, beinahe stromloses Gewässer, grundverschieden von dem stürmisch durch Klippen und Inseln sich drängenden Bergstrom, wie er oberhalb des Murchisonfalles sich darstellt.

Digitized by Google

Nachdem der Nil am Nordende des Albertsees in denselben eingetreten, um durch eine unweit gelegene in Schilfmassen beinahe verborgene und verlorene Oeffnung wieder auszutreten, durchfliesst er bis Ladó in annähernd nördlicher Richtung ein stark abfallendes Bergland, welches auf die 300 Kilometer Entfernung einen Höhenunterschied von 267 m aufweist (Ladó + 465), also einen Fall von $^1/_{1120}$. Die Flusslänge beträgt ca. 340 Kilometer, das Flussgefäll demnach $^1/_{1300}$, dies Gefäll ist aber nicht gleichmässig, sondern beträgt bis Dufilé $^1/_{1340}$ und soweit ist der Fluss vom Albertsee aus schiffbar; hierauf folgt die Strecke bis Kiri, welche ein Gefäll von $^1/_{700}$ aufweist und wegen vier Stromschnellen nicht schiffbar ist; unterhalb ist er bei $^1/_{6000}$ Fall wieder schiffbar und bleibt es bis unterhalb Chartum. Die bezeichnete Strecke der Stromschnellen war es, welche Gordon im Jahre 1877 mit dem Dampfer nicht passiren konnte und welche ihn zwang, denselben (den von Baker bis Ladó resp. Gondókoro gebrachten „Chediv") auf dem Landwege bis nach Dufilé zu schaffen. Hauptsächlich aus den in Makaraká ansässigen Sandéstämmen wurden die Träger requirirt, da die dem Fluss zunächst wohnenden Barileute unbotmässig waren, um den in seine einzelnen Theile zerlegten Dampfer zu transportiren. Aber bei den fürchterlichen Anstrengungen — musste doch der Dampfkessel in einem ungetheilten Stück getragen werden — sollen nicht weniger als 500 Neger erlegen sein, so dass durch die Leichen der Weg verpestet und auf lange Zeit unpassirbar wurde.

Unterhalb Ladó tritt der Nil in das Flachland; er weicht von der nördlichen Richtung etwas nach Westen ab, vereinigt sich beim 9. Breitengrad mit dem Bahr-el-Ghasal und strömt dann in östlicher Richtung bis zur Sobatmündung, von wo er nach Nordost und bei Faschoda nach Norden sich zurückwendet. Bis zur Sobatmündung fällt das Gelände nur um 40 m auf annähernd 500 Kilometer, also $^1/_{12500}$ und der Flusslauf beträgt bis hierher mit Vernachlässigung aller kleineren Krümmungen ca. 660 Kilometer. Dies ergiebt nur ein Gefäll von $^1/_{16500}$. Diese Flussstrecke von Ladó bis zum Sobat wird häufig durch die den Fluss versperrenden sogenannten Sedd auf längere Zeit völlig unpassirbar, jedoch ist nicht das geringe Gefäll hierfür verantwortlich oder richtiger allein verantwortlich zu machen, denn unterhalb der Sobatmündung ist das Gefälle noch geringer. Es ist vielmehr wahrscheinlich, dass die durch den Bahr-el-Ghasal im Charif

Digitized by Google

zugeführten enormen Wassermassen eine mächtige Anstauung des ganzen Bahr-el-Djebel erzeugen und hierdurch die Verstopfung durch die Sedds herbeiführen.

Diese ganz eigenthümliche Erscheinung besteht in schwimmenden Massen von Pflanzen, welche dicht gedrängt und verfilzt ein unzerreissbares Gewebe bilden, und von deren Dichtigkeit und Tragfähigkeit man einen Begriff bekommt, wenn man hört, dass selbst die grössten Thiere, wie Elefanten, unter Umständen dieselben ohne durchzubrechen betreten können. Sie entstehen nach Junker's Darstellung in den zahlreichen Altwassern des Nil, worin einerseits bei fehlender Strömung das üppige Aufsprossen und Gedeihen einer Vegetation von Schwimmpflanzen begünstigt wird, andererseits die Masse, welche nur leicht am Ufergrund haftend, sich zur Grasinsel formt, zeitweise zurückgehalten wird. Wenn nun der Nil bei seinem periodischen Steigen die Altwasser füllt und dieselben, sei es durch einen Verbindungsarm, sei es durch Ueberfluthung mit dem Strom verbindet, so werden die bereits zu festen Inseln zusammengewachsenen Grasmassen vom Untergrunde gelöst und gehoben. Winde und Stürme, welche gleichfalls zur Loslösung der Vegetation beitragen, sind dann die alleinige bewegende Triebkraft und führen die gelösten Grasinseln durch das Thor der Altwasser in den Nilstrom hinein. Junker führt zum Beweis für diese Behauptung eine Thatsache an, welche er selbst beobachtete. Als er im Februar 1880 den Nil hinauffuhr, traf er zwischen dem Sobat und Mokren-el-Bahur (es ist dies das seeartig erweiterte Nilbecken am Vereinigungspunkt des Bahr-el-Djebel und des Bahr-el-Ghasal) eine etwa 100 m messende Grasbarre, welche die ganze Breite des weissen Nil verlegte. Diese konnte erst in den letzten Tagen entstanden sein, denn die kürzlich aus dem Bahr-el-Djebel gekommenen Schiffe hatten den Strom hier vollständig von Seddbildung frei getroffen. Der Pilot wies aber auf ein ausgedehntes Maijeh (Hinterwasser) hin, das sich oberhalb der Grasbarre dem Nordufer entlang erstreckte. Gegenwärtig eine vollkommen grasfreie, spiegelnde Wasserfläche, war es bei der letzten Fahrt nach Versicherung des Gewährsmannes durch Vegetationsmassen vollständig geschlossen gewesen. In den der Ankunft vorhergehenden Tagen hatten aber beständig heftige Nordwinde geweht und hatten ohne Zweifel die zusammenhängende grosse Vegetationsmasse aus der sehr ausgedehnten

Digitized by Google

nördlichen Ausbuchtung des Nilufers in den Strom herausgetrieben, zusammengepresst und festgekeilt.

Die in den Strom getriebenen Grasinseln sind so lange unschädlich, als sie von der Strömung getragen, sich in Bewegung befinden. Selbst lose, aus einzelnen Inseln sich zusammensetzende Verstopfungen werden wieder durch den Strom geöffnet und die Grasbarren können ihren Standort fortwährend wechseln. Auf dem unteren Nil, unterhalb der Sobatmündung, welcher sich bedeutend verbreitert, werden die herabkommenden Grasinseln für die Flussfahrzeuge kein Hinderniss mehr. Auch sind sie nicht ohne Wichtigkeit im Haushalt der Natur, denn sie nehmen mit ihrem Wurzelwerk und hinabragenden Rhizomen die Thonpartikelchen des trüben Nilwassers auf und wirken hierdurch als Filter. Vielfach sinken sie, hierdurch mehr und mehr beschwert, zu Boden und fallen dort dem Verwesungsprozess anheim.

Wo sich aber durch besondere lokale Ursachen eine Grasbarre festgeklemmt hat und durch den Druck des Stromes nicht wieder in Bewegung gesetzt wird, dort wirkt letzterer verdichtend und zusammenpressend. Immer neue schwimmende Vegetationsinseln werden von oben zugeführt und immer dichter wird durch den gestauten Fluss die Barre zusammengepresst, welche von Tag zu Tag an Ausdehnung zunimmt. Weil die Verhältnisse auf dem Bahr-el-Djebel wesentlich anders liegen, als auf dem Bahr-el-Ghasal, nehmen die Seddbildungen auf beiden Strömen auch wesentlich verschiedenen Charakter an. Bei ersterem wirkt die sich quer vorlegende aus dem Bahr-el-Ghasal eintretende enorme Wassermasse wie ein vorgeschobener Riegel, und der stärkere Strom des Bahr-el-Djebel sowie der bewirkte Stau presst die Seddbildungen stärker zusammen, wohingegen im Bahr-el-Ghasal dieselben lockerer zu sein pflegen, weil der Strom bedeutend schwächer einwirkt.

In gewissen Perioden, und zwar in den Jahren aussergewöhnlicher Nilanschwellungen, scheinen die Seddbildungen besonders stark aufzutreten nnd dann schwer zu beseitigende Verstopfungen herbeizuführen. So im Jahre 1863, in den Jahren 1870/71, wo die Expedition Samuel Bakers durch die Grasbarren wesentlich verzögert wurde, und so im Jahre 1878, wo Emin Bey im Monat November von Ladó aus versuchte, mit dem Dampfer nach Chartum zu gelangen. Er fand zunächst eine Grasbarre von ca. 600 m Breite oberhalb Schambé. Hier hatte aber der Nil am Ostufer eine mächtige seeartige

Digitized by Google

Erweiterung gebildet, mittelst deren es gelang, die verstopfte Stelle zu umfahren. Ein gleiches war bei einer unterhalb des 8. Breitengrades vorgefundenen Barre von ca. 1200 m Breite mittelst einer am Westufer entstandenen Erweiterung ausführbar. Bei einer dritten Barre aber nördlich des 9. Breitengrades, deren Breite gar nicht zu übersehen war, war eine Weiterfahrt bezw. eine Umgehung gänzlich ausgeschlossen, und der Dampfer musste schleunigst umkehren, bevor er durch noch antreibende Seddmassen eingekeilt wurde.

Bis April 1880 blieb Emin von dem Verkehr mit dem Norden abgeschnitten; erst dann gelang es Ernst Marno, welcher mit vier Dampfern vom Norden her an der Beseitigung der Barren arbeitete, nach ca. siebenmonatlicher energischer Arbeit nach Ladó durchzudringen. Er hatte vier Barren zu bewältigen, deren zweite von Norden (dieselbe, vor der Emin seine Fahrt aufgeben musste) über 60 Kilometer breit war. Die dritte von Norden her hatte er gänzlich unberührt gelassen, da der Strom sich hier ein neues Bett geschaffen hatte, welches günstiger erschien als das alte.

Ein Durchbruchsversuch durch die Grasbarren, sei es zur Ermöglichung der einmaligen Durchfahrt, oder sei es zur Beseitigung derselben, ist immer nur von unterstrom, also von Norden möglich, weil der Strom selbst die losgerissenen Theile dann entführt, während der Versuch, von oberstrom in die Barren einzudringen, leicht zum völligen Festfahren des Dampfers führt, da ja hinter ihm durch den Stromdruck die Masse wieder geschlossen wird. Dies entsetzliche Schicksal betraf Gessi Pascha im Jahre 1880 auf dem Bahr-el-Ghasal und werde ich hierauf noch zurückkommen.

Der Dampfer, welcher den Durchbruch unternimmt, fährt mit voller Kraft in den elastischen Sedd ein, entweder wo sich vielleicht eine Wasserspalte zeigt, oder wo die Barre geringeren Widerstand zu leisten verspricht. Ein Theil der Schiffsmannschaft hilft mit langen gegabelten Stangen nach und leitet abgelöste Vegetationsmassen hinter das Schiff, während andere Leute unmittelbar vor der Spitze des Schiffes auf der Barre selbst arbeiten, indem sie durch beständiges Niedertreten die nächstgelegenen Theile tief unter Wasser hinabzudrücken suchen. Sie arbeiten bis an die Brust im Wasser und erklettern immer wieder die vor dem Fahrzeug höher liegenden Theile der Barre, um sie niederzutreten. Die Räder des Dampfers peitschen das Wasser und die abgelösten Vegetationstheile, die Maschine keucht,

Digitized by Google

und doch ist eine Fortbewegung kaum zu bemerken; doch muss der Dampfer schliesslich die vergebliche Arbeit aufgeben. Nun wird man zu anderen zeitraubenden Arbeiten gezwungen, wenn nicht zunächst das Vorhandensein von zahlreichen vertrockneten, brennbaren Stoffen in der Barre ein theilweises Abbrennen möglich erscheinen lässt. Aber auch dieses hat grosse Gefahren, wie Junker bei seiner bereits erwähnten Fahrt auf dem Bahr-el-Ghasal im Jahre 1880 erfahren musste.

Mit zwei Dampfern, der „Ismailia“ und der „Embába“, sowie mehreren Barken, traf er bei der Bergfahrt vielfache Seddverstopfungen des Stromes und mit äusserster Anstrengung gelang es, dieselben zu durchbrechen und in 8 Tagen die 214 km lange Strecke von Mokren-el-Bahur bis zur Meschra-er-Rek zurückzulegen. Am dritten Tage der Fahrt befand man sich inmitten einer Grasbarre und wegen ungünstigen Windes erschien ein Abbrennen nicht rathsam. Aber ein Vorwitziger that es dennoch, und nach wenigen Augenblicken umgab die „Ismailia“ ein Feuermeer, das durch Benetzen der nächsten Graspartien vom Schiff aus gedämpft werden musste. Die Hauptgefahr aber drohte den Schiffen im Schlepptau und der noch weit zurück befindlichen „Embába“ mit ihren Barken. Das Feuer hatte das vollkommen trockene Gras des nahen Ufers erfasst, die Glut trieb mit Windeseile gegen die Schiffe heran und die Flammen züngelten in nächster Nähe an den Schiffswänden empor. Durch rechtzeitige Benetzung der nächststehenden Grasflächen wurde die grosse Gefahr glücklich abgewendet, denn so rasch sie entstanden, so rasch ging sie vorüber. Die Neger sind aber mit der Anwendung des Feuers überhaupt ausserordentlich leichtsinnig, wie sich bei dem Abbrennen der dürren Grasflächen zeigt, welches schon mehr als einmal unseren Afrikareisenden unersetzlichen Schaden zufügte.

Die letzte, zeitraubendste, allerdings auch gründlichste Arbeit zur Durchbrechung und Beseitigung der Grasbarren besteht in dem stückweisen Zerreissen derselben. Wieder fährt der Dampfer mit voller Kraft in das elastische, zurückweichende Gewebe ein und entsendet eine Anzahl Leute auf den breit vor dem Schiffe liegenden Sedd, um dort, 30 bis 50 Schritt vor der Spitze, zwei auf die Barre hinaus divergirende Seile zu befestigen. Hierzu dienen armdicke, mehrere Meter lange Pfähle, deren Mitten am Seil befestigt sind. Durch die ganze Dicke der Grasbarre hindurch getrieben, legen sie

Digitized by Google

sich beim Anziehen des Schiffes, welches nun rückwärts arbeitet, quer unter der Barre fest. So werden einzelne Stücke abgerissen und in die Strömung geleitet, welche sie weiterführt. Unter Umständen muss aber noch weiter nachgeholfen werden durch theilweise Lostrennung dieser Stücke mittelst Handarbeit.

Ich schliesse hier die Darstellung der oben erwähnten Katastrophe Gessi-Pascha's gleich an, obgleich diese sich auf dem Bahr-el-Ghasal und nicht auf dem Bahr-el-Djebel zutrug, da nichts so geeignet ist die grossen Gefahren dieser Grasbarren zu illustriren, als jenes traurige Ereigniss. Es wird von allen neueren Afrika-Forschern erwähnt, am eingehendsten aber von Casati mitgetheilt, welcher den Wortlaut aus Gessi's Reisejournal entnimmt.

Auf dem Dampfschiff „Ssafia" verliess Gessi-Pascha am 25. September 1880 Meschra-er-Rek, den Landungsplatz des Bahr-el-Ghasal. In mehreren Schleppbarken befanden sich mehr als 400 aus dem Bahr-el-Ghasal-Gebiete nach dem Krieg mit Soliman ausgewiesene Araber und Beamte. Aber das Schiff war schlecht ausgerüstet, es fehlten ihm die nothwendigsten Hilfsmittel zur Ueberwindung der zu gewärtigenden Hindernisse; der Mannschaft fehlten die Lebensmittel, und der Kapitain war ein völlig unfähiger Mensch. Dazu kam, dass die Beamten und Soldaten ihrem Pascha nicht sehr hold waren und in der Meinung, er ginge nach Chartum, weil er seiner Stellung enthoben sei, glaubten, ihm den Gehorsam kündigen zu können. So kam es, dass schon nach wenigen Tagen der Fahrt, welche durch Grasbarren und die Unfähigkeit des Kapitains ausserordentlich verzögert wurde, die Holzvorräthe zur Heizung der Maschine und die Proviantvorräthe zum Unterhalt der Menschen, die den ganzen Tag im Wasser arbeiten mussten, anfingen knapp zu werden. Anfang October steckte man in einer etwa 4000 m langen Grasbarre. Von fern sah man die waldigen Ufer des Bahr-el-Arab, welche Holzvorräthe versprachen; aber die Soldaten hungerten, der Kapitain misshandelte seine Leute und die Schiffsmannschaft musste nach den anstrengendsten Tagen die Nächte unter den peinigenden Verfolgungen von Mückenschwärmen ohne Schlaf fluchend und lärmend verbringen. So hatte man am 10. October bis auf 1500 m die Barre durchbrochen; jenseit lag freies Gewässer und nach drei Tagen hoffte man befreit zu sein. Aber da brach ein entsetzliches Gewitter los, dem ein zweistündiger Hagel folgte, und durch neue angetriebene Seddmassen war das Hinderniss auf unübersehbare Weiten vergrössert.

Digitized by Google

Nun begann die Zeit des Hungerns und der anwachsenden Verzweiflung. Der Pascha vertheilte seine eigenen Vorräthe unter die Soldaten; was halfs? Sie kündigten den Gehorsam und wollten nicht mehr arbeiten. Nur auf die Negersoldaten noch konnte er sich verlassen und die Mangbattu waren seine treuen Leibwächter. Der Landweg verbot sich wegen der wilden Bevölkerung, die nur auf Rache an ihren bisherigen Unterdrückern sann; die Absendung eines Bootes, welches vielleicht eher sich durchgearbeitet hätte, erschien unmöglich, da man es mit Lebensmitteln nicht ausrüsten konnte. Es hiess nun aushalten und auf äussere Hilfe hoffen; freilich, wo sollte sie herkommen, da ja die Dampfer nach Gessi's Meinung bereits abgerüstet hatten!

So folgte eine Periode der unsagbarsten Leiden und Entbehrungen, der folterndsten körperlichen und seelischen Qualen. Mit den Häuten, welche als Regendecken dienten, und mit Wassergewächsen fristeten die Unglücklichen ihr Leben. Die am Hunger starben, wurden verzehrt — und die arabischen Soldaten waren die ersten Kannibalen. Am 31. Dezember giebt Gessi die Zahl der Toten auf mehr als 270 an, die Negersoldaten sind fast sämmtlich gestorben, die Leichen verpesten die Luft und versammeln eine Schaar Geier um das Schiff, dessen letzte Insassen ihnen nun bald auch zum Opfer fallen müssen. Da naht endlich am 4. Januar 1881 doch noch Rettung. Marno hat sich durchgearbeitet bis zu den Verzweifelten und bringt Gessi nach Chartum. Aber dessen Lebenskraft, bereits vorher erschüttert, war gebrochen; er starb am 1. Mai 1882 in Suez, ohne die Seinen wiedergesehen zu haben. Auf das, was er im Sudan geleistet, werde ich später zurückkommen – und es waren Leistungen, des Gedächtnisses der Besten würdig.

Wir kehren nun zum Bahr-el-Djebel zurück, welchen wir in seiner Strecke zwischen dem 5. und 9. Breitengrade verlassen haben. Von Zuflüssen ist hier zu erwähnen: Chor-Luri, welches bei Ladó, Chor-Koda (Lankaja) welches bei 5° 45′ n. Br. und El-Gel, welcher unterhalb Bor bei 6° 15′ n. Br. mündet, sämmtlich auf dem linken Ufer. Nur der El-Gel, welcher aus dem bewaldeten Terrain der Bergzüge Reko und Mire herabkommt, mag wohl einige Bedeutung haben. Bei 7° 30′ n. Br. (Fawor) mündet der Jei, der erste grössere, direkt von der Wasserscheide Nil-Kongo herabkommende Fluss. Sein Quellgebiet, ein Plateau mit Kegelbergen, liegt auf ca. 1400 m Seehöhe, zwischen dem 30. und 31. Längengrad, auf ca. 3½° n. Br.

Digitized by Google

Von hier läuft der Fluss, durch zahlreiche Quellflüsse, welche von der Hauptwasserscheide ihren Ursprung nehmen, linksseitig gespeist, aber auch rechtsseitig das Gelände zwischen den Höhen von Korobé und dem Gebel Loka (31° ö. L. 4° 15′ n. Br.) entwässernd, stetig wasserführend, in nordnordwestlicher Richtung bis zur Station Wandi im Lande Makaraká (30° 23′ ö. L. 4° 35′ n. Br.) und nimmt hier den Torrefluss auf (+ 730). Beim 5. Breitengrad wendet sich der Jei nach Norden und tritt bei Bufi (+ 455 nach Emin) in die Nilniederung ein, auf seinem Laufe über die Plateauabhänge durch zahlreiche, aber unbedeutende Zuflüsse gespeist. In der Niederung wendet er sich allmählich etwas nach Nordnordost, nimmt nach Junker's Voraussetzung bei 6° 30′ den rechten Seitenfluss Liel auf und erreicht unter dem Namen Tuong in vielfach verzweigtem und durch sumpfige Niederungen begleiteten Bett bei Fawor den Bahr-el-Djebel. Wenn Emin's und Junker's Höhenangaben kombinirt werden dürfen, hat der Jei von Station Vátako (3° 50′ n. Br.) bis Wandi auf ca. 100 Kilometer einen Fall von 140 m, d. h. $^1/_{700}$, von hier bis Amadi auf ca. 110 Kilometer einen Fall von 230 m, d. h. $^1/_{500}$ und von da bis Bufi auf ca. 50 Kilometer einen Fall von 40 m, d. h. $^1/_{1200}$. Es würde dies darauf hinweisen, dass das Plateau, auf welchem die Quellen des Jei gelegen sind (das Wasserscheideplateau Nil-Kongo), sich auch noch östlich des Jei mit geringem Höhenunterschied ausbreiten muss und erst nördlich der Station Wandi, also bei 4° 40′ n. Br. steiler nach Norden resp. Nordost abfällt. Das Gelände östlich des Jei ist noch wenig bekannt. In der Nilniederung hat der Jei ein Gefäll von $^1/_{8000}$ bis $^1/_{9000}$.

Von den Nebenflüssen ist der Torre erwähnenswerth, welcher das Land der Makaraká (Idió) in der Richtung von Westen nach Osten durchfliesst, und von dem Theil der Wasserscheide Nil-Kongo herabkommt, welcher, durch die Kuppe des Gebel Tungu markirt, die Quellen des Aire-Rohl, des Torre-Jei und des Akka-Dongu auf geringe Entfernung einander nähert (ungefähr 4° 20′ n. Br., 29° 35′ bis 50′ ö. L.). Es ist ein flaches wohlbebautes Land, von welchem die Sekundärwasserscheide Rohl-Jei bei der Station Kabajendi und westlich Embe vorbei bis zum 5. Breitengrad als stark markirte Bergreihe nach Norden vorspringt. Der ziemlich bedeutende Seitenarm des Torre, der Bándama, kommt von den Ndirfibergen und fliesst ihm in südnördlicher Richtung zu; er begrenzt im Westen das hochhüge-

Digitized by Google

lige wellenförmige Terrain, welches im Osten durch den Oberlauf des Jei abgetheilt wird.

Die Gesammtlänge des Jei-Tuong beträgt in der Luftlinie von der Quelle bis zur Mündung ca. 450 km.

Die auf dem östlichen Ufer dem Bahr-el-Djebel zufliessenden Gewässer verlieren sich meist in sumpfigen Niederungen oder speisen die Abzweigung des Nil, welche unter dem Namen Giraffenfluss (Seraf) verschiedene veränderliche Verbindungen mit dem Djebel unterhalb Station Bor besitzt und oberhalb der Sobatmündung sich mit ihrem Stammfluss wieder vereinigt. Es ist der Flussarm, auf welchem die Expedition Baker's im Jahre 1871 es schliesslich ermöglichte, die mächtigen Grasbarren, welche den Bahr-el-Abiad unpassirbar machten, zu umgehen, und auf diesem Wege direkt den Bahr-el-Djebel zu gewinnen. Der Giraffenfluss ist aber wohl nur während des Hochwassers passirbar.

Mit dem Seraf sind wir bereits zu demjenigen Theil des Nilstromes gelangt, welcher, von dem Vereinigungspunkt mit dem Bahr-el-Ghasal an sich nach Osten wendend, den Namen Bahr-el-Abiad oder weisser Nil annimmt. Er wendet sich bei der Mündung des Sobat, des einzigen bedeutenden Nebenflusses dieser Strecke, allmählich wieder seiner nördlichen Richtung zu und erreicht in verbreitertem Bett mit einem Gefäll von $^{1}/_{20000}$ Chartum bei 16° n. Br., wo er sich mit dem Sohn der Abessinischen Berge, dem blauen Nil oder Bahr-el-Asrak vereinigt. Das Fluss-System des bedeutendsten Nilzuflusses, des Bahr-el-Ghasal, wird eine besondere Besprechung verlangen. Ueber den Sobat ist bisher noch wenig bekannt und zu berichten.

Junker benutzte im Jahre 1876 die Gelegenheit, welche sich bot in einem Lebensmitteltransport nach den fernliegenden Stationen des Sobat, um mit dem Dampfer „Ssafia" diesen Fluss kennen zu lernen. Er kam aber nicht weit; als man kaum die Grasebenen der Nilniederung hinter sich hatte und die Landschaft mehr und mehr Abwechselung durch Bewaldung erhielt, war man in Nasser angekommen, der äussersten Regierungsstation. Hier lernte er den Volksstamm der Niuak kennen, erhielt auch Kenntniss von einer nur 4 Stunden oberhalb eintretenden Theilung des Flusses in vier Arme, konnte aber nicht dorthin gelangen, da der Schiffskapitain zurückkehren musste. Nach eingezogenen Erkundigungen soll der Sobat durch vier Flüsse sein Wasser erhalten, welche aus südöstlicher und südlicher Richtung,

Digitized by Google

wahrscheinlich von den Höhen des Kaffa und des südlich sich anschliessenden Gebirgszuges herabkommen und eine beträchtliche Längenausdehnung besitzen sollen. Ihre Ufer sind bewaldet und von anderen Volksstämmen (Bondjak und Djibbe an den gleichnamigen Flüssen) bewohnt.

Die Ufer des Bahr-el-Abiad sind durchweg flach und seine Ränder niedrig; eine weite einförmige Ebene erstreckt sich auf beiden Seiten unübersehbar; nur selten bieten vereinzelte Hügel und kleinere Berge dem Auge einen erwünschten Ruhepunkt, wie die Gebel Djebelen und Njemati auf dem rechten, Burema und Musa auf dem linken Ufer. Zur Zeit des hohen Wasserstandes — Dezember bis Februar — sind die Ufergestade landeinwärts weit überschwemmt; mitten aus dem unübersehbaren Wasserspiegel ragen Gruppen von blüthenduftenden Santakazien gleich Waldinseln heraus. Weiter nach Süden aber wird die Wasserfläche durch ausgedehnte Wände flottirenden Schilfes und Seddbildungen, vom Sobat an auch durch Papyrusbüsche, eingeengt, welche in ihrer Unendlichkeit der Nil-Landschaft eine ermüdende, langweilige Einförmigkeit geben, nur belebt durch zahlreiche Nilpferde und hin und wieder den majestätischen Belaeniceps rex, dessen Brutstätte auf den Bahr-el-Ghasal und den Mittellauf des weissen Nil beschränkt ist. Dagegen bietet das Gelände ein durchaus anderes Bild in der regenlosen Jahreszeit, wenn der Boden von den Sonnenstrahlen ausgedörrt ist, das Erdreich in klaffenden Sprüngen birst und kaum noch ein Grashalm spriesst.

Stellenweise birgt der Nil viele Inseln, von welchen besonders die Aba-Insel unter $13^{1}/_{2}{}^{\circ}$ n. Br. erwähnenswerth ist, welche der Mahdi, Mohammed Ahmet, früher bewohnte. Es ist ein Vorfall charakteristisch, welchen Casati erzählt. Als er im Jahre 1880 an Bord der „Ssafia“ der Insel nahe kam, verzögerte der Dampfer seinen Lauf und das Pfeifen der Maschine wiederhallte in drei bis vier langgezogenen Tönen. Der Kapitain, das Schiffsvolk, die Passagiere erhoben, gegen die Insel gekehrt, ihre Gebete zu Gott. Casati erfuhr auf seine Frage nach diesem räthselhaften Benehmen, dass man einen grossen Heiligen begrüsse, der auf der Insel wohnte. Er sei unsterblich, schon einmal, ohne das Todeslos zu theilen, zu Gott emporgestiegen, von dem er vor 700 Jahren zurückgekehrt sei. Solchen übermässigen Einfluss hatte der Mann, der soviel Ungemach über den Sudan bringen sollte, schon damals, dass der Gouverneur von Chartum

Digitized by Google

sogar ihm seine Hochachtung bezeigte, indem er verbot, dass man in jenem Landstriche Holz oder andere Dinge zum Dienste der Schifffahrt aufkaufe.

Alle Zuflüsse von rechts und links, mit Ausnahme des Sobat, sind Regenflüsse, Cheran, d. h. sie entwässern zur Regenzeit das Gelände nach dem Nil, trocknen aber in der regenlosen Zeit vollständig aus.

Der nächste stets wasserführende Fluss ist der blaue Nil Bahr-el-Asrak, welcher bei Chartum, der Hauptstadt des Sudan, mit dem weissen Nil sich vereinigt (15° 40′ n. Br., + 385). Von Famaka, wo er das Gebirge verlässt, bis Roseres hat er ein Gefäll von $^1/_{1700}$ und selbst auf seinem Lauf durch das Flachland bis zur Mündung bei Chartum noch einen Fall von $^1/_{7500}$. Er sowohl, wie seine Nebenflüsse Dinder und Rahat sind am Oberlauf dicht bewaldet und bei einer zweckentsprechenden Ausnutzung der durch diese Wasserläufe dem Nil zugeführten Wassermassen, d. h. durch Anlage von Kanalisationen und Bewässerungssystemen würde das Gelände zwischen weissen und blauen Nil, das Dar-Sennar, zu einem der fruchtbarsten Länder entwickelt werden können. Allerdings hatte seit der ägyptischen Eroberung dieser Provinz der Anbau des Getreides bedeutend zugenommen. Man hatte in Chartum insoweit Verständniss für die Vortheile der Bodenkultur gezeigt, als diese die Steuerkraft der Bewohner steigerte und dadurch ein Mittel gefunden war, die Beduinen, welche diese Landstriche bewohnen, allmählich ansässig zu machen. Aber noch beschränkt sich die Bodenkultur auf die den Flussläufen zunächst liegenden Strecken, welche durch die im Charif eintretende Ueberschwemmung der Uferländer zum Anbau tauglich gemacht werden. Und es ist ein Zeichen der ungeheuren zur Verfügung stehenden Wassermasse, dass der Bahr-el-Asrak seine sehr hohen Uferränder (über 7 m) zur Regenzeit nicht nur auszufüllen, sondern auch zu überströmen im Stande ist. Der Boden ist herrlicher Alluvialboden und durch Anlage von Kanälen und Wasserbehältern bezw. Bewässerungsanlagen würde hier ein Flächenraum von ca. 24,000 Quadrat-Kilometer dem Anbau gewonnen werden, nämlich das gesammte Gelände zwischen Atbara, Rahat, Dinder, blauen und weissen Nil.

Die Bewässerungsanlagen, wie sie zur Zeit am weissen wie am blauen Nil gehandhabt werden, können nur für die nächsten Uferstrecken Bedeutung gewinnen. Die Entwässerungsmaschinen

(Sâqije) bestehen aus Eimerwerken einfachster Art, welche, durch Rinder mittelst Göpelwerkes in Bewegung gesetzt, das Wasser aus dem Flusse auf den Uferrand heben. In der Stunde sollen sie etwa 600 Liter bis auf 7 m Höhe zu bringen im Stande sein, mittelst kleiner Kanäle wird das Wasser weitergeleitet; jedoch viel wird sich damit nicht erreichen lassen, und deshalb sind diese Wasserwerke in Unmassen nothwendig und ihr Geknarr verursacht ein Konzert, welches bei andauerndem Hören die anfänglich erregte melancholische Stimmung schliesslich in eine nervöse Erregung überführt. Für den Aufenthalt in grösseren Orten, wie Chartum, welche von derartigen Marterinstrumenten in Masse umgeben sind, eine böse Zugabe.

Sind schon die Gewässer des rechten Nilufers nördlich des Sobat vielfach als Regenflüsse zu betrachten, so gilt dies naturgemäss von allen Wasserrinnen, welche dem Nil unterhalb Faschoda vom linken Ufer zustreben. Im ganzen westlichen Lande bis Dar-For hinein, gegen Norden bis Dongola und gegen Süden bis in die Nähe der Berge von Nuba (11° n. Br.) und Takale, ist das Erdreich mit sehr wenig Ausnahmen ein feiner röthlicher Sand, das Zerstörungsprodukt der ehemals jedenfalls viel ansehnlicheren, jetzt nur vereinzelten und als Ruinen erscheinenden Berge, in welchem die durch die tropischen Regen gefallene kolossale Wassermenge binnen wenig Stunden spurlos verrinnt. Bedeckt sich nun auch während des Charif das wellige und hügelige Gelände mit dichtem üppigen Grasteppich, gedeiht auch auf den Feldern dann Duchn (Penicillaria) in bester Weise, so bietet es doch in der trockenen Jahreszeit das Bild glühend heisser, wasserloser Steppen, welche oft auf viele Meilen Entfernung keine menschliche Ansiedelung enthalten und nur mit Benutzung der in den Cheranbetten ergrabenen Wasserbrunnen passirbar sind. Die bedeutendste Wasserrinne ist Chor-Abu-Hable, welches im Charif bei der Insel Aba dem Nil sein Gewässer zuführt.

Nach der Vereinigung mit dem Bahr-el-Asrak nimmt der Bahr-el-Abiad den Namen „Nil" an und betritt nördlich Chartum, als Beginn der zweiten Hälfte seines Laufes, das stärker abfallende Gelände Nubiens ($^1/_{5280}$), welches er mittelst eines gewaltigen S-förmigen Bogens überwindet. Innerhalb desselben, zwischen Chartum und Assuan, liegen die sechs Gruppen der Nilkatarakte, welche die Schifffahrt auf dieser Strecke sehr beschwerlich, in der trockenen Jahreszeit zum Theil ganz unmöglich machen. Nur ein Nebenfluss geht dem Nil noch in

Digitized by Google

Nubien zu, nämlich der Atbara. Er umschliesst einerseits, der Bahr-el-Asrak und Dinder anderseits die Steppenlandschaft, welche unter dem Namen der Insel Meroe im Alterthum der Sitz eines merkwürdigen Priesterstaates war, der sich bis in die Zeiten der Ptolemäer erhielt.

Den Nil auf seinem weiteren Lauf durch Nubien und Aegypten zu verfolgen, liegt ausserhalb des Rahmens meiner Aufgabe. Ich wende mich nun zum grössten Tributär desselben, dem Bahr-el-Ghasal oder dem Gazellenstrom.

Den Namen Bahr-el-Ghasal führt ein Wasserbecken von 214 km Länge, welches in einem flachen Bogen von der Meschra-er-Rek bis zur Mündung im Bahr-el-Djebel aus der annähernd nördlichen in die östliche Richtung übergeht und fast gar kein Gefäll aufweist. Es ist als ob die kolossalen Wassermassen, welche diesem Wasserbecken aus seinem sehr bedeutenden Flussgebiet zugeführt werden, nur durch den Druck der einmündenden Flüsse zur Bewegung in der Richtung zum weissen Nil veranlasst würden. Deshalb ist auch die Stromrinne, wenn man für den offenen Wasserkanal, welcher die Durchfahrt gestattet, hier diese Bezeichnung gebrauchen darf, oft von minimaler Breite, aber von einer durch die längsten Stangen nicht zu erreichenden Tiefe; desshalb nimmt das Flussbett, angefüllt mit Seitenarmen, Altwassern (Maijeh), seeartigen Erweiterungen (Mokren), schwimmenden Grasinseln und endlosen Schilfmassen eine Breite bis zu 15 und 17 km an. Deshalb ist es auch bis jetzt unmöglich gewesen die Ufer dieses Beckens soweit festzulegen, dass die Mündungen der tributären Flüsse vollkommen festgestellt wären. Denn die Beschaffenheit der Ufergelände und die Feindschaft der Bevölkerung machte eine Erforschung auf dem Landwege unrathsam; auf dem Wasserwege aber ist das Durchfinden in dem Labyrinth von Kanälen und Vegetationsmassen so schwierig und so gefährlich (der Einkeilung in Seddmassen wegen), dass man sich immer noch mit Vermuthungen und Kombinationen begnügen musste.

Die Bedeutung des Bahr-el-Ghasal für den Nilstrom wurde erst durch Schweinfurth's Reise im Jahre 1869 festgestellt. Speke nannte ihn noch 1863 einen unbedeutenden Arm, und auch Baker spricht mit grosser Unterschätzung von seiner Wassermenge, gerade wie Bruce im Jahre 1769 den Bahr-el-Asrak für den Hauptstrom hält und den Bahr-el-Abiad als einen unbedeutenden Arm bei Halfaya (Chartum existirte

Digitized by Google

noch nicht) in denselben eintreten lässt, den Bahr-el-Ghasal aber gar nicht kennt. Der Irrthum Bruce's erscheint kaum begreiflich, da er den Riesenstrom des weissen Nil doch als offene Wasserfläche gesehen hat, während bei dem Gazellenstrom die frühere Missachtung wohl erklärlich ist, da an Stelle der Mündung desselben sich eine grosse seeartige stromlose Erweiterung findet, die Mokren-el-Bahur, auf deren mit Vegetationen eingeschlossenem Becken der richtige Kanal, welcher den Zutritt zum Bahr-el-Ghasal gestattet, nur durch Zufall oder mit genauester Ortskenntniss zu finden ist.

Fassen wir den Bahr-el-Ghasal in der oben angedeuteten Weise als das Sammelbecken der ein grosses Gebiet entwässernden Flussläufe auf, so können wir auch die viel ventilirte Frage, welcher dieser Zuflüsse als der Hauptstrom zu betrachten sei und dem Bahr-el-Ghasal eigentlich seinen Namen übertragen müsse, ganz übergehen; Bahr-Djur, welcher sich bei der Meschra-er-Rek bei 8° 20′ n. Br. mit dem Tondj vereinigt, ist ebenso ein selbständiger Zufluss, wie der Bahr-el-Arab, welcher den Ghasal bei 9° n. Br. erreicht und wie der Djau und Rohl, deren weiter östlich gelegene Einmündungen noch nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnten. Ehe ich aber zur Betrachtung dieser Flüsse übergehe, muss ich noch einer eigenthümlichen Pflanze gedenken, welche im Bahr-el-Ghasal ebenso wie im Bahr-el-Abiad ihre Heimath hat und nicht weniger als der Papyros und andere Pflanzen zur Bedeckung des Stromes mit Vegetationsmassen beiträgt, nämlich des Ambag, Aedemone mirabilis Kotschy (Schweinfurth schreibt Ambatsch). Der schwammige Stamm dieses Gewächses, welches stellenweise in ganzen Haufen bis zu $4^1/_2$ m über die Wasserfläche emporschiesst, erreicht an seinem unteren Ende eine Dicke bis zu 25 cm und zeichnet sich durch eine selbst das Korkholz übertreffende Leichtigkeit bei verhältnissmässig grosser Dauerhaftigkeit aus. Die Neger fertigen daraus Flösse, welche drei Mann über Wasser zu halten vermögen, aber von einem Mann ohne Anstrengung auf dem Kopfe getragen werden können. Das dem Hollundermark ähnliche Holz saugt aber Wasser auf und muss deshalb immer wieder ausgetrocknet werden. Der Ambag hat seine bestimmten Vegetationsperioden. So fand Heuglin einen Theil des Ghasal im Jahre 1863 mit ausgewachsenen Ambagstämmen fast vollständig überwuchert, in welchem nach Schweinfurth's Mittheilung in den Jahren 1869—71 keine Spur von ihnen mehr zu entdecken war.

Die erste Barke, welche den Gazellenstrom betrat, war die eines

Digitized by Google

Chartumer Kaufmanns Namens Habeschi im Jahre 1854. und zwei Jahre später folgte Konsul Petherick, der zuerst mit den Stämmen des tieferen Innern Handelsbeziehungen anknüpfte. Die Nubier befuhren den Strom bis zu jener Stelle, wo er sich in ein Kanallabyrinth von kleinen Inseln, ohne irgend einen schiffbaren Zufluss, aufzulösen scheint. Dort etablirten sie ihren Landungsplatz an einem mit festen Ufern umgebenden Kanal und nannten ihn Meschra- (Landungsplatz) er-Rek, weil die Rek, ein benachbarter Dinkastamm, die ersten Verbündeten waren, welche sie sich unter den Eingeborenen erworben hatten. Diese pflegten die chartumer Kaufleute mit Trägern zu versehen zu einer Zeit, als dieselben noch keine Niederlassungen im tiefern Innern besassen.

Die Meschra blieb auch zur Zeit der Uebernahme der Verwaltung des Bahr-el-Ghasal-Gebietes der einzige und deshalb enorm wichtige Eingangspunkt für das ganze Gebiet von Norden her, die Brücke für den Verkehr mit Chartum. Es war eine in die Augen springende Nothwendigkeit, diesen wichtigen Punkt durch eine feste Niederlassung, eine Seriba*) zu sichern; doch hatten die schnell aufeinander folgenden Gouverneure alle Hände voll andernorts zu thun, und — Strategen waren sie alle nicht. Der einzige, Gessi Pascha, welcher sein Augenmerk auf eine gesicherte Verbindung mit Chartum richtete, verfolgte den Gedanken, die Station Wau zum Hauptort der Provinz zu machen und durch eine Wasserverbindung über den Wau-Djur und Bahr-el-Ghasal mit Chartum in Verkehr zu setzen. Es gelang ihm auch, eine in Wau hergestellte Barke auf diesem Wege in den Bahr-el-Ghasal zu bringen, jedoch hinderte der ausbrechende Aufstand der Dinka eine weitere Verfolgung dieses Planes; und zu spät wurde unter Luptons Verwaltung bei der Meschra eine Niederlassung errichtet.

Die chartumer Kaufleute hatten sich in der Beherrscherin einer der Meschra benachbarten Insel, der alten Schol, eine Freundin erworben und hierdurch die Landungsstelle gesichert. Aber wie wenig zuverlässig eine derartige Sicherung war, ergiebt sich aus dem Umstand, dass die Schol eines Tages ermordet wurde, ermordet durch ihre

*) Seriba (Zeriba) bedeutet eigentlich Zaun, ist aber im Sudan der charakteristische Name geworden für eingezäunte, mit Hecken umgebene Niederlassungen unabhängig von deren Umfang. Die Händler benannten ihre eingezäunten Handelsstationen kurzweg Seriben.

Digitized by Google

Stammesgenossen, welche sie ihres grossen Viehreichthums wegen beneideten, da doch ihre eigenen Rinderherden von den Arabern gebrandschatzt und nur die der alten Schol geschont wurden. Und dies war zur Zeit, als die ersten Regierungstruppen in's Gebiet gekommen waren (1871). Von der Meschra bis zu den nächsten festen Ansiedelungen waren nicht weniger als sechs Marschtage (140 km) durch fast ununterbrochen feindliches Gebiet erforderlich, und konnte dieser Weg daher nur durch starke und gut bewaffnete Karavanen unternommen werden. Unter ägyptischer Verwaltung wurden die hier ansässigen Dinkastämme zwar so weit in Zucht und Furcht erhalten, dass die Reise kaum einer militärischen Bedeckung bedurfte; aber zur Zeit des Dinka-Aufstandes waren 800 Bewaffnete nothwendig und der Reisende Schuwer wurde, als er voreilig aufbrach, von den Dinka ermordet.

Unterwerfen wir nun die Flussläufe, welche dem Bahr-el-Ghasal das Wasser seines Stromgebiets zuführen, einer kurzen Betrachtung. Mit Ausnahme des Bahr-el-Arab, welcher aus Westen, von der Wasserscheide Nil-Tschadseebecken herabkommt, fliessen sämmtliche Flüsse annähernd in der Richtung von Süd nach Nord und entstammen der Hauptwasserscheide Nil-Kongo, welche früher bereits besprochen wurde. Nur der Molmul (zwischen Tondj und Ssueh) nimmt den Ursprung seines kurzen Laufes auf den Abdachungen des Plateaus zwischen dem 6. und 7. Breitengrad auf dem 28° ö. L.

Von Osten nach Westen folgen sich die Flussläufe des Nam Rohl, des Nam Djau oder Roah, des aus der Vereinigung von Lehsi und Ibba entstehenden Tondj, des erwähnten Molmul-Kir, des Ssueh und Wau, welche vereinigt den Bahr-Wau, weiter unterhalb Djur genannt ergeben, des Pongo oder Dembo, des Kuru und verschiedener kleiner Quellflüsse des Boru, welcher als letzter von den Höhen des Dar-Fertit herab in östlicher Richtung fliesst, den Kuru und Pongo aufnimmt und sich in den Djur ergiesst an der Stelle, wo dieser aus der nördlichen Richtung in die östliche übergeht und zum Bahr-el-Ghasal strömt. Bevor er denselben unweit der Meschra-er-Rek erreicht, nimmt der Djur wahrscheinlich den im Unterlaufe sumpfigen Molmul auf und, vereinigt mit dem Tondj, macht er dann als Ghasal eine scharfe Biegung nach Norden. Bei dem 9. Breitengrad strömt der Bahr-el-Arab zu und nachdem er eine kurze Strecke dessen Richtung Ostsüdost gefolgt ist, schreitet der Bahr-el-Ghasal in der Winkelhalbirenden beider Flüsse nach Ostnordost weiter, um sich beim 30. Längen-

Digitized by Google

grad ganz nach Osten zu wenden und in dieser Richtung dem Bahr-el-Djebel bezw. Bahr-el-Abiad die gesammelte Wassermasse zuzuführen. Auf der letzten Strecke nimmt er den Rohl, vorher den Djau von Süden her auf.

Das Gesammtgebiet des Bahr-el-Ghasalbeckens möchte einschliesslich des nach ihm abgewässerten Theiles von Dar-For ca. 464,400 Quadrat-Kilometer oder 8434 geographische Quadratmeilen betragen (Schweinfurth's Annahme von 150,000 englischen Quadratmeilen ist nicht sehr abweichend hiervon).

Sämmtliche von der Hauptwasserscheide herabkommenden Flüsse halten im Allgemeinen eine dem Bahr-el-Djebel parallele Richtung ein, entstammen sie doch auch einem Höhenzuge, der als nordwestlicher Ausläufer der Gebirgsmassen zu betrachten ist, welche die Quellen des grossen Stammflusses umschliessen. Sie werden naturgemäss von Osten nach Westen einen kürzeren Flusslauf haben, da das Quellgebiet, die Hauptwasserscheide, nach Nordwest läuft, das ihre Fluthen sammelnde Zweiggewässer aber, Boru—Djur—Bahr-el-Ghasal von West nach Ost fliesst. Allen ist es ferner gemeinsam, dass ihr Quellsystem ein vielfach verzweigtes ist, da dasselbe einem theils hügeligen, theils gewellten und mit Kuppen und Berggruppen bedeckten, also vielfach gegliederten Terrain, dem Rest eines jedenfalls in früheren Jahrtausenden in verschiedenst gestaltete Gebirgsmassen aufgelösten Hochlandes, angehört. Ihr Unterlauf aber, der grossen Nilebene angehörend, entbehrt fast jeglicher Nebenflüsse; wie langgestreckte Kanäle führen die Flüsse das Wasser des Höhenterrains durch die Alluvialmassen, so dicht neben einander, dass für die Entwickelung grösserer Zuflüsse kein Raum bleibt. Sie sind hier von breiten Niederungen begleitet, denn die grossen Wassermassen des Charif überströmen die Betten bei dem geringen Gefäll im Flachlande und schaffen sich in dem löslichen Boden ihr Ueberschwemmungsgebiet. Dass die Inundationsgebiete von Ost nach West an Breite abnehmen, dass ebenso die Breite der Flussbetten ab, ihre Tiefe von Ost nach West zunimmt, ist wohl ohne weiteres aus den geschilderten Verhältnissen erklärlich. Bei dem geringen Gefäll der östlichen Flüsse wird das langsamer fliessende Wasser seine Sinkstoffe stärker ablagern und in Folge dessen das Bett verflachen und verbreitern, das Ueberschwemmungsgebiet wird im flacheren Gelände aus demselben Grunde zunehmen.

Digitized by

Während der nassen Jahreszeit ist in Folge der mächtig verbreiterten Flüsse die Kommunikation quer zu der allgemeinen Stromrichtung ausserordentlich erschwert, da in den meisten Fällen die primitivsten Vorrichtungen zum Ueberschreiten der Gewässer benutzt werden. So lernte Schweinfurth den Tondj unweit der Seriba Djur-Ghattas, also an dem Punkte, wo er die Ebene betritt, sowohl im Juli, also zur Regenzeit, und im April, d. h. zu Ende der trockenen Jahreszeit, kennen und überschritt ihn im Juli und November. Nach seiner Schilderung floss er zur Zeit seines niedrigsten Standes an dieser Stelle in einer Tiefe von 1 bis 2 m zwischen 4 bis 5 m hohen Uferabstürzen und einer Breite von kaum 10 m. Zur Zeit des Charif strömte er mit einer Geschwindigkeit von 0,41 m in der Sekunde, die Tiefe des Strombettes betrug $7^1/_2$ m, die eigentliche, durch Schilfeinfassung markirte Breite mass wenig mehr als 38 m; das Inundationsgebiet aber dehnte sich an 2 km aus und zeigte eine Wassertiefe bis zu 1,25 m. Im November, also kurz nach der Regenzeit, hatte der Fluss eine Breite von ca. 63 m und eine Strömung in der Stromrinne von 0,62 m in der Sekunde. Lachen und Altwasser nöthigten den Reisenden auch bei dem Uebergang zu dieser Jahreszeit, sich auf einem Angareb (Bettgestell) von Negern durch das Inundationsgebiet tragen zu lassen (im Juli musste er es völlig entkleidet durchwaten), zum Ueberschreiten der Flussrinne benutzte man ein grosses Bündel Stroh an Stelle eines Flosses, welches von den schwimmkundigen Flussanwohnern ans andere Ufer bugsirt wurde. Eine primitivere Einrichtung kann man sich wohl kaum vorstellen. Die Wassermasse, welche der Fluss in 1 Sekunde zu Thal führt, scheint hiernach ungefähr zu betragen: über 900 cbm im Charif, 200 cbm zu Beginn, 8 cbm zu Ende der trockenen Zeit. Sind diese Zahlen auch nicht rechnerisch weiter zu verwerthen, so geben sie uns doch einen Begriff von der ausserordentlichen Verschiedenheit der Wassermengen.

Dem Tondj als östlichen Fluss gegenüber charakterisirt sich der Wau als westlicher bei seinem Eintritt ins Flachland (bei Seriba Wau) gänzlich verschieden. Junker und Schweinfurth überschritten ihn daselbst zur trockenen Jahreszeit und schildern sein Bett als ungefähr 50 m breit, ohne Ueberschwemmungsgebiet, aber mit Waldbeständen; auf seiner Sohle liefen zwischen 6—8 m steil abfallenden Uferrändern schmale, noch keinen Meter tiefe Wassergräben mit grobsandigem Grunde, leicht zu durchschreiten. Junker überschritt ihn aber an

Digitized by Google

derselben Stelle auch zur Zeit des Hochwassers, wo er zwischen 3 bis 4 m hohen wasserfreien Uferrändern noch über 4 m tiefes Wasser führte und mit Booten (ausgehöhlten Baumstämmen) überfahren wurde.

Nachdem wir die Eigenthümlichkeiten der Flussläufe in ihrem unteren Theil, im Flachlande kennen gelernt, ist noch weniges hinzuzufügen, um sie in ihrem oberen Lauf, im Höhenterrain, zu charakterisiren. Mit Beginn der Geländesteigungen nimmt auch der Boden die dem Höhenterrain eigenthümliche Beschaffenheit an, welche er von hier an bis über einen grossen Theil von Centralafrika behält. Er besteht aus eisenhaltigem Thon (Laterit), welcher über den ebenfalls vielfach eisenhaltigen festen Gesteinsmassen bezw. über Steintrümmerschichten sich oft in bedeutender Mächtigkeit ablagerte. Die Ackerkrume hat meist nur eine geringe Stärke und hierin ist wohl der Hauptgrund zu suchen für die geringe Stabilität der Wohnsitze. Denn die Negerstämme sind zwar sämmtlich (ausgenommen die Akka-Batua) keine Nomaden, aber sie pflegen ihre Wohnorte gern von einem Ort zum andern auf geringe Entfernungen zu verlegen, um den noch jungfräulichen Boden auszunutzen. Das Ihrige tragen auch die aus Holz erbauten Hütten hierzu bei, die von unten durch Termiten, von oben durch Holzwürmer zerstört werden.

Die auf der Terrainoberfläche sich erhebenden Felsblöcke und Berge bestehen meist aus Gneis oder stellenweise aus Granit (Mvolo im Rohlthale). Soweit aber der eisenhaltige Boden reicht, finden wir auch die Eisenindustrie bei den Negervölkern, wenn auch vielfach in primitivster Form, verbreitet. Sie beginnt also mit den Völkerschaften, welche die untersten Abstufungen des zur Nil-Kongoscheide aufsteigenden Geländes bewohnen.

Auch in der Vegetation zeigt das ansteigende Gelände wesentliche Verschiedenheit vom Flachlande. Dessen weite thonige Alluvialstrecken sind mit baumlosen Grassteppen bedeckt, nur hier und da mit Einzelboskets bestanden. Mit dem Beginn der felsigen Unebenheiten fängt aber auch der Bestand von Buschwald an, ja an einzelnen Punkten, wie bei der Seriba Ghattas, finden sich schon einige geschlossene Hochwaldbestände. Letztere nehmen mit der südlicheren Breite immer mehr zu. Die Bach- und Flussläufe, erst nur mit schmalen Baum- und Buschwaldungen gesäumt, werden weiter im Süden von Galeriewaldungen begleitet, und mehr und mehr treten geschlossene Waldbestände auch im Zwischenterrain auf, bis sie süd-

Digitized by Google

lich des Kibali-Uelle allmählich zu den äquatorialen Urwaldungen zusammentreten. Eine kurze Erklärung des Wortes: Galeriewaldung wird hier am Platze sein, wenngleich dieselben hauptsächlich erst südlich der Wasserscheide Nil-Kongo auftreten, wahrscheinlich eine Folge der südwärts gerichteten Lage des Geländes, welches, den Passatwinden zugekehrt, eine reichere Menge von Niederschlägen empfängt, als die nördliche Abdachung. Vielleicht kommt hierzu die grössere Abschüssigkeit des Gebietes der Südseite, welche ein tieferes Einschneiden der Flussbetten im Oberlauf begünstigt. Die Galeriewaldung, wie sie Piaggia zuerst bezeichnend genannt hat, bedeckt die steilen und terrassirten hohen Abhänge, welche die Flussläufe beiderseits einschliessen, mit einem dichten Hochwald, in dessen feuchter Atmosphäre die tropischen Schling- und Unterholzgewächse auf das üppigste gedeihen und eine schier undurchdringliche Wand und Ueberdachung des oftmats kleinen, im tiefsten Schatten hinrieselnden Gewässers bilden. Es ist leicht erklärlich, dass die Durchquerung dieser Gewässer mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden ist.

Den Mangel an dichten hochstämmigen Waldbeständen auf dem Zwischengelände der Flüsse führt Schweinfurth hauptsächlich auf die alljährlich wiederkehrenden und von der Zeit völliger Dürre begünstigten Steppenbrände zurück, welche die Eingeborenen veranlassen, um die hohen verdorrten Grasmassen zu beseitigen. An Stelle des Humus oder vielmehr des Pflanzenmoders — eine durch Schneedecke oder niedere Temperatur des Wassers verzögerte Zersetzung der Vegetabilien findet ja nicht statt — bildet sich hier nichts als Kohle und Asche, welche der kommende Regen sowohl wie die Winde in die Thaltiefen fegen, so dass überall das nackte Gestein, hier freilich der weichbröckelige und leicht verwitternde Raseneisenstein, hervortritt, auf welchem allein die Gewächse fussen. Daher der grosse Unterschied in der Vegetation an den Ufern von Bächen und Flüssen, wo das beständig grünende Gras dem Vordringen des Feuers widersteht und im Schatten dichter Gebüsche reichliche Ablagerungen dürren Laubes verwesen. Mehr als die zunehmende Imprägnirung des Bodens mit Salzen — in diesen kochsalzarmen Ländern wird auch das nöthige Speisesalz durch Auslaugen von Holzasche gewonnen — wirkt die Gewalt der Flammen unmittelbar auf die Gestaltung der Gewächse ein. Starkstämmige Bäume fangen Feuer an den abgelebten Theilen ihres Holzes und ersterben oft gänzlich, der junge Nachwuchs wird, wo die Gräser

Digitized by Google

besonders dicht gestellt waren, bis auf die Wurzeln vernichtet, an anderen Orten zum Krüppel verstümmelt. Deshalb herrscht der Buschwald, hervorgerufen durch stets neues Ausschlagen der Wurzeln, vor, deshalb fehlt der hochstämmige geschlossene Wald meist ganz, deshalb sind alte und grosse Bäume so selten und von unregelmässigem Wuchs.

Das Quellgebiet des Nam Rohl, in seinem Mittellauf auch Chor Jalo genannt, ist, wie bereits öfter erwähnt (pag. 11 und 25) das flachwellige Plateau im Lande der Makaraká, welches auch dem Torre und dem Akka ihren Ursprung giebt. Zwei Quellflüsse sind vornehmlich zu nennen, der östliche Allo oder Ollo, welchen von den Zuflüssen des Jei eine stark markirte Bergreihe, beginnend mit dem Gebel Lokode, scheidet, und der westliche Aire oder Ire, welchen vom Jallogebiet eine von Südost nach Nordwest streichende Hügelreihe trennt. Die westlichen Zuflüsse des Aire fliessen zwischen unregelmässig über das Land vertheilten, mit Gras bewachsenen niederen Kegelbergen, in tiefen Mulden, in denen dichte Baumvegetation gedeiht, erweitern ihr Bett aber vielfach zu schlammigen Sümpfen. Der Aire selbst fliesst als wilder Waldbach, von herrlichen Galeriewaldungen begleitet, im Bogen nach Nordwest und vereinigt sich, nach Nordost sich wendend, bei 5° 13′ n. Br. mit dem Allo, der hier, im Lande der Moru-Missa Jalo genannt wird. In einer Entfernung von einigen 60 Kilometer läuft er dann dem Jei parallel nach Norden, nähert sich ihm, nach Osten ausbiegend, auf dem 6. Breitengrad bis auf 37 Kilometer, und überwindet die Terrasse, mit welcher hier der nördliche Plateaurand zur Ebene abstürzt oberhalb Mvolo mittelst Stromschnellen und Katarakten. Durch ein Bett wild übereinander gewürfelter Granitblöcke zwängt er sich, in drei Arme getheilt, hindurch. Der nördlichste Arm bildet einen jähen Fall von 16 m Höhe und im ganzen beträgt der Fall in den Stromschnellen mehr als 32 m.

Bei Mvolo wendet sich der Rohl nach Nordwest und nimmt auf dem linken Ufer den letzten, vom Höhenterrain (einem Raseneisensteinplateau bei 5° 20′ n. Br.) herabkommenden Nebenfluss auf, den Uohko oder Chor-Ombolokko auf. Dass in dem schmalen Geländestreifen von 60 km zwischen Rohl und Djau dieser ziemlich bedeutende Nebenfluss noch zur Entwickelung kommen kann, hat er einem steilen Felsrücken (dem Gebel Uohba und seinen Ausläufern) zu ver-

Digitized by Google

danken, welcher in grösster Nähe des rechten Djau-Ufers sich, von Süden nach Norden verlaufend, südlich vom 6. Breitengrade erhebt, während zwischen Rohl und Uohko sich ein breites Plateau einschiebt. Die Mündung des letzteren liegt bereits nahe dem Flachlande, welches der Rohl nach Vollendung seiner Ausbiegung nach Westen, nunmehr in nördlicher Richtung bis zum Bahr-el-Ghasal (in dieser Strecke 370 km Luftlinie) durchströmt, in dem bekannteren Theil, bei Ajak und Rumbêk eine reiche Landschaft, zunächst dem Fuss des Plateaus mit verschiedenen isolirten Berggruppen und Gneishügeln bestreut, deren wichtigster, ein flaches Hügelplateau, Chartum genannt, zu bemerken ist. Mit dem Namen wollen die Eingeborenen die Bedeutung und Unbezwinglichkeit dieser festen Stellung bezeichnen, in welcher sie zu Schweinfurth's Zeit (vor 1870) sich gegen die Angriffe von der nahen Ghadda'schen Seriba A-uri wiederholt mit bestem Erfolge vertheidigt hatten.

In der Luftlinie gemessen durchläuft der Rohl ein Terrain von 540 km Längenausdehnung, wovon 370 km dem Flachlande angehören. Der Oberlauf, ca. 170 Kilometer, steigt im Höhenlande von + 1000 auf ungefähr + 560 m hinab, Fall $^1/_{400}$, um dann einen steileren Rand (Mvolo + 488) zu überwinden. Bis Ajak (das Junker + 500 angiebt) würde nach Emins Höhenbestimmung (+ 445) noch ein starkes Gefäll $^1/_{1100}$ vorhanden sein, während unterhalb dasselbe auf $^1/_{15000}$ herabsinkt. An Wassermasse übertrifft der Rohl den Tondj (cfr. pag. 35) ganz bedeutend.

Der Nam Djau oder Roah, in seinem Oberlauf Meriddi oder Abaka genannt, hat seinen Ursprung auf einem Ausläufer des Quellplateaus von Akka, Aire und Issu, welcher sich nördlich des letzteren parallel seiner Anfangsrichtung von Osten nach Westen hinzieht, und die Wasserscheide beider Flüsse bildet, die Sileïberge. Bis zum 6. Breitengrad hält sich der Djau östlich des 29. Längengrades in ziemlich nördlicher Richtung; der von 24 auf ca. 80 km zunehmende Zwischenraum zwischen Djau und Rohl giebt dem Nebenfluss des letzten, dem Uóhko, Raum zur Entwickelung, da seine Wasserscheide, Gebel Uohba, sich dicht am Ufer des Djau hinzieht. Vom 6. Breitengrade beschreibt der Fluss eine langgestreckte Ausbiegung nach Westen, wendet aber beim 7. Breitengrade wieder nach Osten und in seine ursprüngliche nördliche Richtung sich zurück. Der Höhenfuss schiebt sich zwischen Djau und Tondj bis 6° 45′ n. Br. vor. Aus dem

Digitized by Google

Zwischengelände zwischen Lehsi und Djau, welches sich durch die bedeutende westliche Ausbiegung des erstgenannten Flusses stellenweise auf mehr als 80 km erweitert, strömen dem Djau mehrere Nebenflüsee zu, als deren bedeutendste der Tudji und der Dongodulu oder Kuddi zu nennen sind. Unfern ihrer Mündung betritt der Fluss das Flachland, seine Mündung in den Bahr-el-Ghasal ist noch nicht festgelegt; je nach deren Annahme beträgt der Weg im Flachland 230 bis 280 km, die ganze Flusslänge in der Luftlinie gemessen 460 bezw. 510 km.

Das Gefäll des Oberlaufes (+ 900 bis + 470) beträgt $^1/_{540}$, des Mittellaufes von Ser. Ungua bis zum 7. Breitengrad (nach Emins Höhenangaben) $^1/_{1200}$, von hier ab etwa $^1/_{20000}$ bis $^1/_{30000}$.

Der Tondj bietet das eigenthümliche Bild, dass die zwei Flüsse, welche bei 7° 10′ n. Br. sich zu diesem Hauptfluss vereinigen, nämlich der östliche und kürzere Lehsi oder Doggeru und der westliche längere Ibbah oder Bah (nebst Quellfluss Issu) auf der ganzen Länge ihres Oberlaufes durch zwei volle Breitengrade (230 km) mit einem Zwischenraum von nur 20 km genau parallel (Süd zu Nord, mit einer starken Ausbiegung nach Westen bei $5^1/_2$° n. Br.) verlaufen. Das Quellgebiet des Ibbah und Issu wurde bereits mehrfach erwähnt. Ersterer kommt vom Báginse, letzterer von dem Quellknotenpunkt Aire-Akka-Issu. Die Wasserscheide, welche den zuerst von Osten nach Westen gerichteten Issu von den Quellen des Djau scheidet, sendet einen Ausläufer in nördlicher Richtung zwischen Djau und Issu vor, welcher beim 5. Breitengrad dem Lehsi seinen Ursprung giebt und als getheilte Wasserscheide nunmehr zwischen Lehsi und Djau einerseits, zwischen Lehsi und Ibbah anderseits sich ausbildet. Der Bergzug, welcher an die Sileïberge anschliessend sich namentlich auf der letztgenannten Wasserscheide charakteristisch zu entwickeln scheint, ist noch wenig erforscht.

Der Tondj, bezw. seine beiden Zweigflüsse, verlässt das Höhenterrain ungefähr beim 7. Breitengrad (in der Nähe der Seriba Ghattas) und ergiesst sich nach einem Lauf durch Flachlandsgebiet von ca. 170 km in den Bahr-el-Ghasal bei der Meschra-er-Rek. In der Luftlinie gemessen durchmisst der Fluss ca. 440 km mit einem Gefäll im Oberlauf von $^1/_{800}$.

Der Djur. Die bisher besprochenen Zuflüsse des Bahr-el-Ghasal, nämlich der Rohl, Djau und Tondj, haben sämmtlich ihre Quellen in

Digitized by Google

dem von Osten nach Westen streichenden Plateau, dessen Endpunkte in 112 km Zwischenraum etwa durch den Tungu und den Báginse bezeichnet werden. Nach Osten entfliesst diesem Gebiet ausserdem der dem Jei tributäre Torre und nach Westen finden wir, beim Berg Báginse entspringend, den Ssueh hinabfliessen. Dies ist aber der Hauptarm des Djur, und erst in einer Entfernung von 285 km westnordwestlich des Báginse treffen wir das Quellgebiet des anderen Armes, des Wau, in dem Nbia Bändiri, während das ganze zwischenliegende Gebiet der Hauptwasserscheide nach dem Uelle zu abwässert.

Der Oberlauf des Ssueh durchmisst zunächst beinahe einen Längengrad in der Richtung Westnordwest, vereinigt sich mit dem aus Südost kommenden Húuh und dem aus Süden ihm zuströmenden Jubbo und schlägt dann, mehr der Richtung des letzteren folgend, seinen Weg nach Nordnordwest ein, welche er erst zwischen dem 6. und 7. Breitengrad verlässt, um, nach Nordnordost gewendet, kurz vor seiner Vereinigung mit dem Wau in eine nördliche Richtung überzugehen. Unter dem Namen Djur macht er bei ungefähr 8° 45′ n. Br. eine scharfe Wendung nach Osten zu Süd, um vereint mit dem hier einmündenden Boru dem Bahr-el-Ghasal zuzufliessen.

In Folge der westlichen Ausbiegung, welche der Djau, Tondj und Ssueh in ihrem Mittellauf beinahe parallal mit einander machen, besitzt das durch Rohl und Ssueh begrenzte Gelände zwischen dem 6. und 7. Breitengrade eine Ausdehnung von 225 bis 255 km, während ihre Quellen bei 4° 25′ nur 112 km von einander entfernt sind.

Das Quellgebiet des Jubbo und Ssueh ist bereits früher (pg. 13) geschildert als ein Steppenplateau, dessen südlicher Rand, ein zu Hügel- und Bergbildung neigendes Gelände, in dem Berg Saba (28. Längengrad) seinen höchsten Ausdruck findet. Von dessen Nordseite entspringt der Endukú oder Lindukú in quellreichen Wiesenflächen und fliesst in nordöstlicher Richtung dem Jubbo zu, welcher, aus Südost kommend, nach Aufnahme des Endukú sich bald nach Norden wendet und nahe dem 5. Breitengrad den Ssueh erreicht. In dem flachen Steppenlande, das mit Buschwald vielfach bestanden ist, sind die Flussbetten tief eingeschnitten und thalweise mit den prachtvollsten Galeriewaldungen bestanden, deren 25 bis 28 m hohe Baumgipfel kaum die oberen Thalränder überragen und mit ihren in einzelnen Etagen übereinander dicht sich verflechtenden Aesten und Laubschichten einer

Digitized by Google

ganzen lustigen Affenwelt zum sicheren Aufenthalt dienen. Namentlich ist der Schimpanse hier heimisch.

Die Seitengewässer des Ssueh dagegen, welche ihm zwischen Báginse und Jubbomündung von Süden in reicher Zahl zufliessen, sind flachziehende, mit Papyrus bestandene Wiesengewässer, welche, zu Sumpfbildung neigend, die schwachgewellten Grasflächen durchziehen. Selbst in der trockenen Jahreszeit ist der Wasserzufluss ein starker, wie sich aus den Angaben Schweinfurth's ergiebt, welcher am 7. Februar 1871 ca. 22 km oberhalb der Jubboeinmündung den Ssueh überschritt und seine Wassermasse auf mehr als 6 cbm pro Sekunde feststellte. An derselben Stelle hatte er einen Uebergang am 13. Juni desselben Jahres auszuführen und fand den Fluss freilich in dieser Zeit des Regens gänzlich verändert. Bis an den äussersten Rand seiner Ufer gefüllt, bewegte er die $6^1/_4$ m tiefe und 11 m breite Wassermasse mit einer Geschwindigkeit von 1,05 m in der Sekunde, also pro Sekunde ca. 72 cbm.

Zur Ueberbrückung des Flusses wurde durch die Sandéleute, welche Schweinfurth begleiteten, ein sehr eigenthümliches Verfahren in Anwendung gebracht. Aus verschiedenen bastreichen Rinden drehten sie lange und sehr starke Seile, wie sie solche auch zu Wildgarnen und Fischnetzen benutzen. Gewandte Schwimmer zogen diese Seile von einem Ufer zum andern, befestigten sie an starken eingerammten Pfählen und spannten sie so aus, dass sie zwei Lagen bildeten, eine untere im Wasser und eine obere über dessen Oberfläche. In dieser Weise dienten die Seile dazu, eine von 10 Mann gebildete Kette zu tragen, welche die Lasten von einem Ufer zum anderen reichten. Sie alle mussten natürlich gute Schwimmer sein, denn sie standen mit den Füssen auf den unteren Seilen, mit dem Oberkörper an die oberen angelehnt, in halb schwebender, halb balancirender Stellung, schräg gegen den Strom sich stemmend, um der Gewalt des Wassers Widerstand zu leisten und doch die Arme frei benutzen zu können.

Durch die Aufnahme des Jubbo, sowie der nördlicheren Zuflüsse, des Bikki vom linken, des Rei und Au (nach Piaggia) vom rechten Ufer, gewinnt aber der Ssueh eine Mächtigkeit, welche ihn zu dem bei weitem bedeutendsten der sämmtlichen Zuflüsse des Bahr-el-Ghasal macht. Besitzt doch auch sein Quellgebiet von Osten nach Westen eine Ausdehnung von mehr als 100 km, also annähernd dieselbe Ausdehnung, als das Quellgebiet des Rohl, Djau und Tondj zusammen.

Digitized by Google

Noch oberhalb der Aufnahme des Wau führt er in der trockenen Jahreszeit über 36, in der nassen Jahreszeit aber zwischen 272 und 457 cbm in der Sekunde. Junker überschritt ihn daselbst im August und giebt seine Breite auf 200 m, seine Tiefe schon nahe am Ufer auf 3 m an bei freien Uferrändern von 5—6 m Höhe. Das Ueberschwemmungsgebiet ist, wie früher erwähnt, schmaler als das des Tondj, Djau und Rohl.

Den ganzen Lauf des Ssueh vom 5. bis zum 7. Breitengrad begleitet ein Gelände, dessen Steppennatur nur in den Zwischenräumen der grosslaubigen Buschwaldungen und dort zur Geltung gelangt, wo die unzersetzte Oberfläche der Felsplatten zu Tage tritt. Selbst das Ackerland, welches nach zweijährigem Brachliegen sich wieder zu dichtestem Buschwalde umzugestalten vermag, reisst nur periodische Lücken in seine Bestände, denn die Wurzeln der gerodeten Sträucher sprossen beständig von neuem hervor; überdies werden alle grossen und nutzbringenden Bäume von den Ackerbauern absichtlich stehen gelassen.

Ueber den anderen Arm des Djur, den Wau, ist wenig hinzuzufügen; er entwässert mit seinen westlichen Seitenflüssen, dem Ssere, Mombókke und dem vielverzweigten Busseri oder Tscheh, eine Strecke von 97 km der Hauptwasserscheide Nil-Kongo, welche in diesem Theil eine nordnordwestliche Richtung eingeschlagen hat, so dass der Wau ihr annähernd parallel, aber mehr östlich gewendet, fliesst. Das Gelände ist durchweg wellig und mit einzelnen Gneiskuppen bestreut. Ungefähr bei 7° 40′ n. Br. vereinigen sich Ssueh und Wau zum Djur, nachdem der erste annähernd 400, der zweite 250 km durchlaufen hat. Ueber den Unterlauf ist wenig bekannt. Das Gefäll ist im Oberlauf ca. $^1/_{800}$, im Unterlauf mag es $^1/_{20\,000}$ betragen.

Im Gebiet des Pongo oder Dembo tritt das differenziirte Terrain bereits über den 8. Breitengrad hinaus und die westlicheren Zuflüsse des Djur bezw. Bahr-el-Ghasal gehören mehr und mehr nur dem Höhenterrain an, welches nicht mehr als consumtives, wie das Flachland östlich vom 28. Längengrade, sondern als produktives Quell-Land zu betrachten ist, wie sich auch in dem stetigen Wasserreichthum der Flüsse und Bäche zeigt. Bewaldete Hügelreihen begleiten die Wasserscheide, während das östliche Gelände zum Theil frei und übersichtlich, zum Theil mit schönem, parkähnlichen Wald bedeckt ist. Der Charakter des Geländes und der Vegetation, wie er weiter im Osten

Digitized by Google

erst mit der Nähe der Wasserscheide, also bedeutend südlicher auftritt, ist im Gefolge derselben hier bis zum 8. Breitengrade anzutreffen. Die Flüsse sind, soweit sie bekannt geworden, nämlich der Pongo und der Kuru mit seinem gleichwerthigen Seitenfluss Biri, tief eingeschnitten, und ihr Bett zeigt mit seinem felsigen Grunde und seinen Gneisträmmern völlig den Charakter des Gebirgswassers. Das Gefäll dieser Flüsse mag $1/_{600}$ bis $1/_{700}$ betragen.

Der Bahr-el-Arab entzieht sich zum grossen Theil noch der Kenntniss, ebenso wie das ganze Gebiet zwischen seinem und dem Unterlauf des Djur, welche beide parallel zu einander von Westen nach Osten dem Bahr-el-Ghasal zuströmen.

Das Gesammtgebiet des Nilbeckens, bis zur Mündung des Atbara, berechnet sich auf ca. 41 300 geographische Quadratmeilen, wovon 8434 auf den Bahr-el-Ghasal, ca. 16 760 auf den Bahr-el-Djebel (einschliesslich Sobatgebiet) entfallen.

Zweites Kapitel.

Das Uellebecken.

1. Die Orographie des Uellebeckens.

Die Wasserscheide, welche das Gebiet des Uelle von dem des Nil trennt, haben wir in der Hauptwasserscheide Nil-Kongo (pag. 8 bis 14) kennen gelernt; sie beginnt bei dem Gebirgsstock am Westufer des Albert-Njansa und entfernt sich, in nordwestlicher Richtung bis zum 8. Breitengrade fortschreitend, in gleicher Weise von dem nach Norden gerichteten Lauf des Nil, wie von dem nach Westen gerichteten Laufe des Uelle-Mákua. Jedoch hält sich die Wasserscheide zunächst näher zum letzteren und während sie in dieser Strecke den zahlreichen Tributärflüssen des Bahr-el-Ghasal Quellgebiet und Raum zur Entwickelung bietet, schränkt sie das Gebiet am Nordufer des Uelle ein, so dass diesem nur einige unbedeutende Gewässer hier zufliessen. Indem dann beim 27. Längengrad die Hauptwasserscheide sich nach Norden wendet, giebt sie Entwickelungsraum für

Digitized by Google

ein ausserordentlich reichverzweigtes Flusssystem, welches sich aber in Folge der völlig verschiedenen Geländegestaltung gänzlich anders geartet zeigt, als das System der Nilzuflüsse. Es entsendet nämlich der Haupthöhenrücken bei seiner Wendung nach Norden einen Zweig nach Süden, welcher sich ungefähr auf dem 27. Längengrad quer in das Thal des Uelle hineinschiebt. Wir werden dieses Gebirge bezw. diese Reste eines vorzeitlichen Gebirgsstockes, welche den Strom zu der charakteristischen einzigen scharfmarkirten Serpentine zwingen, später betrachten. Es theilt das Becken des Uelle in zwei streng geschiedene Einzelbecken, deren östliches, von den steileren Abhängen an den Uellequellen beginnt, allmählich sich verflacht und an dem bezeichneten Quergebirgszug als verbreiterte, von sumpfigen Gewässern durchzogene Mulde schliesst. Dagegen gewinnt das westliche Becken in dem Quergebirge eine südliche Fortsetzung der quellenbietenden nördlichen Wasserscheide, und wie ein ausgebreiteter Fächer laufen die Wasserfäden von Ost bis Nord zu dem einen grossen Zufluss, dem Mbomú, zusammen. Kleinere aber immerhin nicht unbedeutende Gewässer finden in dem östlichsten Winkel noch Raum (Uerre).

Die Sekundärwasserscheide, welche das Uellebecken im Süden begrenzt und dasselbe von dem Kongo und seinen oberhalb des Uelle rechtsseitig mündenden Nebenflüssen Népoko-Aruwimi, Rubi-Itimbiri und Mongalla trennt, ist noch fast gar nicht erkundet. Junker hat sie auf seiner Reise von Tangasi zum Népoko 1882 an zwei Stellen überschritten und fand die Trennungslinie kaum merklich. Es kommt zu keiner sichtbaren Bodenanschwellung, geschweige Bergerhebung; nur die südlich und nördlich der Wasserscheide geänderte Richtung der Abzugsgewässer verräth ihr wahres Verhältniss. Wie als wahrscheinlich anzunehmen, läuft diese Wasserscheide vom 31. Längengrad, wo sie am Gebirge beginnend, stärker markirt sein mag, in ziemlich westlicher Richtung mit ca. 140 km Abstand dem Kibali-Uelle parallel bis zum 30. Längengrad, umgeht in einer nach Norden gerichteten Ausbiegung das Gebiet der Obägewässer und nähert sich hierauf vom 28. Längengrad an, dem linken Ufer des Mbima folgend, dem Uelle, um vom 25. Längengrade an denselben nahe seinem linken Ufer bis zur Mündung in den Kongo zu begleiten.

So wenig ausgesprochen diese wichtige Wasserscheide zu sein scheint, ist doch das Becken des Uelle selbst durchaus nicht als ein Flachland zu bezeichnen. Bis nahe zum 29. Längengrad ist es aller-

Digitized by Google

dings noch gänzlich unbekannt, jedoch ist aus den von hier an erkundeten Terrainverhältnissen zu schliessen, dass der Gebirgsstock, welcher die Quellen des Uelle, sowie seiner südlichen Zuflüsse, des Jubbo und Bomokandi in sich birgt, einzelne Bergzüge in westlicher Richtung zwischen diese Flussläufe vorschiebt, so dass dieselben in ihrem Oberlauf als Gebirgsgewässer aufzufassen sein werden. Bei dem 29. Längengrad fand Junker ein ausgesprochenes Gebirgsland zwischen dem Bomokandi und Uelle, welches selbst noch südlich des ersteren seine Ausläufer entsendet. Dasselbe verfolgt im Allgemeinen die Richtung von Südsüdost nach Nordnordwest und endigt nach Westen in einem weiten Plateau, dessen nach Nordwesten gerichtete Abhänge in zahlreichen Bachläufen die Quellen und Zuflüsse des Gadda enthalten. Die Bergzüge, welche diesem Plateau aufgesetzt erscheinen, und oben erwähntes Gebirgsland bilden, erheben sich bis zu 700 bis 800 m relativer Höhe (+ 1600—1700) in den höchsten Gipfeln, wie Tena und Iddu. Es ist bemerkenswerth, dass diese Gipfel sich höher über den Uelle zu erheben scheinen (ca. 1000 m) als der auf gleichem Längengrad korrespondirende Gipfel der Nil-Kongo-Wasserscheide, der Báginse; sie liegen freilich auch näher zum Gebirgshauptstock am Albertsee. Ein durch Hügelland bezw. Bergland markirtes Gelände zieht sich als Wasserscheide Bomokandi-Uelle südlich Tangasi nach Westen. Es fällt zum Uelle in flachen Wellen ab und schliesst sich an die Bergzüge an, welche, wie früher erwähnt, beim 27. Längengrad in Richtung Norden zu Süden das Uellethal durchschneiden. So ist das obere Uellebecken nach allen Seiten begrenzt und erscheint die Flussrinne hier naturgemäss als Durchbruch, als Uebergang von der höheren Stufe des oberen Beckens zu der niedrigeren des unteren Beckens. Allerdings hat der Strom das Flachlandgebiet hiermit noch nicht erreicht, sondern einen ziemlich langen Weg bis nahe zum 23. Längengrad durch das Gebiet der allmählich sich abflachenden Plateaus zu durchlaufen.

Aus den skizzirten orographischen Verhältnissen ergeben sich die hydrographischen in natürlicher Folge.

2. Die Hydrographie des Uellebeckens.

Der Uelle, in seinem oberen Lauf Kibali (von dem A-Bangba) im Mittellauf Mákua (von den westlichen A-Sandé), im unteren Laufe Mobangi genannt, wurde von Dr. Georg Schweinfurth, als ersten

Digitized by Google

Europäer am 19. März 1870 zum ersten mal erreicht und überschritten, nachdem durch die Gebrüder Poncet und durch Piaggia, welcher zwischen 1862 und 1865 das Thal des Mbrúole besuchte, unklare Kenntniss von einem solchen grossen, dem Nilgebiet nicht angehörenden Flusse nach Europa gekommen war. Schweinfurth, auf der damaligen noch sehr beschränkten Kenntniss vom Kongo und von Tschadsee fussend und dieselbe mit den im Mangbattulande eingezogenen Nachrichten kombinirend, glaubte in dem Uelle den Oberlauf des Schari erblicken zu müssen, des Hauptzuflusses des Tschadsees. Stanley hingegen glaubte nach seiner Afrikadurchquerung 1875—77, welche uns die erste sichere Kenntniss des Kongolaufes, imbesondern der bis über den 2. Grad n. Br. reichenden Ausbiegung desselben brachte, im Uelle den Oberlauf seines Aruwimi erblicken zu dürfen. Die Mündung des Uelle-Mobangi hatte er nicht bemerkt, da er sich am linken Flussufer hielt, und den allerdings gehörten Namen „Mbangi“ für den einer Landschaft nördlich des Aequator gehalten. Auch 1883 bei seiner Expedition nach den Stanleyfällen hat er übrigens keinen rechten Seitenfluss entdeckt, trotzdem aber eigenthümlicher Weise einen Fluss Mbangi mit dem Ort gleichen Namens an der Mündung eingetragen in seine Karte. Dr. Wilhelm Junker war es vorbehalten, durch seine Reisen in den Jahren 1879—1883, welche ihn bis nahe zum 23. Längengrade den Uelle wiederfinden liessen und zwar je weiter nach Westen, in desto nördlicheren Breitengraden, zu konstatiren, dass derselbe mit dem Aruwimi nichts zu thun haben könne (derselbe mündet nahe dem 24. Längengrade), sondern bedeutend weiter unterhalb desselben den Kongo erreichen müsse. Durch Grenfells Fahrt auf dem Mobangi, welche dessen Lauf bis zu $4^1/_2$ ° n. Br. verfolgte (November 1884), sowie durch Kapitain van Gèles Dampferfahrt im Jahre 1887/88 wurde die Identität des Mobangi mit dem Uelle zu grosser Wahrscheinlichkeit. Die letzten Forschungen aber, die der Kapitains Roget und Becker, erhoben dieselbe zur Gewissheit. Ersterer, von Itembo am Kongo ausgehend, folgte dem Itimbiri (Rubi) Grenfells, und nachdem er ihn stromaufwärts überschritten hatte, gelangte er an den Uelle in geringer Entfernung von Ali Kobbo, d. h. Junker's westlichstem Punkt; Becker fuhr den Aruwimi in seinem schiffbaren Theile hinauf und erreichte in nordnordwestlicher Richtung den Itimbiri und Uelle.

Wenn man den Strom mit Benutzung aller bis jetzt bekannten

Digitized by Google

Theile und Höhenbestimmungen zusammensetzt, erhält man seine Gesammtlänge auf ca. 2100 km, von welchen 510 auf den Oberlauf (bis zur Mbrúolemündung), 515 auf seinen Mittellauf (bis Ali Kobbo) und 1070 auf seinen Unterlauf (bis zur Mündung in den Kongo) entfallen. Das Gesammtgefäll beträgt ca. 1000 m und vertheilt sich auf den Oberlauf mit 630, den Mittellauf mit 230 und den Unterlauf mit 120 m (falls nicht letztere Zahl durch andere Berechnung der Höhe der Mündung des Uelle wesentlich verkleinert werden sollte. Grenfell + 283, Dankelmann + 320 m).

Das Quellgebiet des Uelle ist, wie bereits früher (pag. 9) erwähnt wurde, von Junker 1877/78 bereist worden. Auf den Bergzügen, welche sich nahe dem 31. Längengrade nordwestlich des Albert-Njansa von Südwest nach Nordost hinziehen, entspringen eine grosse Anzahl kleiner Bäche auf einer Höhe zwischen 1300 und 1400 m Meereshöhe. Die südlicheren Quellen vereinigen sich zum Kibbi, dem eigentlichen Quellflusse, der nach Norden fliessend bei dem 3. Breitengrade bereits 10 m Breite in der trocknen Jahreszeit erreicht. Mit ihm vereinigt sich der Sir, 5 m breit, welcher die nördlicheren Bergzüge entwässert. Bald nach der Einmündung desselben nimmt der Kibbi westliche Richtung an und behält diese als Uelle-Mákua in seinem ganzen Verlaufe bis zum 20. Längengrad mit verhältnissmässig nur geringer Abweichung nach Norden bei — derart, dass er bei dem genannten Längengrad den 5. Breitengrad wenig überschreitet, während er bei dem 3. Breitengrad entspringt.

Vom Quellgebiet bis über den 29. Längengrad ist der Uelle noch so wenig, wie seine Zuflüsse, einer genaueren Kenntniss erschlossen. Oberhalb und unterhalb der Einmündung des Dongú hat ihn Emin und Casati überschritten, bei der Einmündung des Gadda Junker und Schweinfurth. Aus den beobachteten bezw. errechneten Höhenzahlen ergiebt sich, dass der Strom auf die Länge von ca. 340 km bis zur Einmündung des Dongú ca. 600 m Fall hat, d. h. $^1/_{570}$, bis zum Gadda auf 100 km 30 m, d. h. $^1/_{3333}$, bis zum Mbrúole auf 70 km 10 m, d. h. $^1/_{7000}$. Wenn man nun wohl annehmen darf, dass sich der Fall zwischen dem Quellgebiet und dem Dongú in der Weise vertheilt, dass er im Osten stärker ist und mit der Entfernung von der Quelle mehr und mehr abnimmt, so entspricht das Gefäll durchaus der Geländegestaltung; denn unterhalb des Mbrúole ist das obere Becken durch ein Quergebirge abgeschlossen; bis zu der hier beginnenden Terrainstufe

Digitized by Google

muss sich das Gefäll mehr und mehr verringern. Oberhalb der Gaddaeinmündung befinden sich die Stromschnellen Kissánga, ausser denen zweifelsohne auch noch andere Unregelmässigkeiten auf der oberen Strecke des Flusslaufes vorkommen werden. Unterhalb der Gaddaeinmündung strömt der Fluss in einer Breite von 250 m, zur trockenen Jahreszeit über 4 m tief, in majestätischer Ruhe dahin (0,3 bis 0,4 m in der Sekunde); die steil zu den hohen Uferrändern abfallenden Gestade sind auf dem südlichen Ufer fast beständig von Wäldern umsäumt, während das rechte Ufer offen ist und oft ausgedehnte Steppen aufweist.

Gänzlich verändert sich das Bild unterhalb der Mbrúole-Einmündung. Hier wird der Fluss durch die erheblichen Bergmassen, welche sich wie ein Riegel von Nord nach Süd quer durch das Uellebecken vorlegen, zu einem scharfen Bogen nach Süden gezwungen; 38 km weiter südlich durchbricht er die Bergwand, wendet sich wieder nach Norden und nimmt dann nach Vollendung des ganzen Bogens, welcher das Land der A-Madi einschliesst, wieder seine alte Richtung an. Die der Bildung des Flussbettes entgegenstehenden, nicht unüberwindlichen Hindernisse in löslichem Boden hat der Strom im Laufe der Zeit zu beseitigen gewusst und fliesst jetzt in einem geregelten, an einzelnen Stellen von sehr hohen Ufern eingefassten Flussbette hin. Unüberwindliche Hindernisse mit felsigem Untergrunde hat der Fluss umkreist und dadurch sind Inseln entstanden, die eine Zierde dieser Fluss-Strecke geworden sind. Stellenweise bildet der Uellestrom in jenem Theile, von erhabenen Punkten gesehen, in seinem majestätischen Verlaufe in ruhiger gefälliger Bogenlinie zwischen den durch mannigfache Vegetationstypen geschmückten formenreichen und hohen Uferwandungen hinziehend, ein landschaftlich schönes, das Auge fesselndes Bild. Ausser den bebauten und bewohnten Inseln, aus deren im üppigen Grün prangenden Bananenpflanzungen die konischen und Schrägdachhütten der Eingeborenen malerisch hervorragen, ist vielfach nacktes Felsgestein der Macht des Stromes widerstandsfähig geblieben und ragt in Gestalt von ebenen Felsplatten und abgerundeten Felstrümmern bei niederem Wasserstande aus der Wasserfläche hervor. Jedoch ist der Fluss durch dieselben doch nicht so beengt, dass irgendwo Stromschnellen entstünden und das Fahrwasser erscheint durchweg breit und gleichmässig genug, um die Schifffahrt nicht zu beeinträchtigen.

Es ist dieser Umstand sehr bemerkenswerth, da wir im Allgemeinen bei den afrikanischen Strömen Katarakte, Wasserfälle und Stromschnellen in den Punkten ihres Laufes finden, wo sie von einer höheren Terrasse zur tieferen fallen, wie diese Terrassen ja den Plateaubildungen des Erdtheils eigenthümlich sind. Dieser Umstand mag hier darauf zurückzuführen sein, dass das Gelände westlich der Terrassenstufe des A-Madilandes nicht plötzlich zu einer bedeutend geringeren Seehöhe fällt (östlich des Bogens + 670, westlich + 650 m), sondern allmählich sich abdacht. Dies ist ersichtlich aus den Gefällverhältnissen des Stromes. Im Verlaufe der beschriebenen Bogenstrecke hat er 20 m Fall auf 85 Kilometer ($^1/_{4250}$), also naturgemäss ein viel stärkeres Gefäll als oberhalb, aber ein geringeres als unterhalb, wo der allmähliche Absturz des Terrains beginnt. Bis zur Einmündung des Mbima (südlich) und Uerre (nördlich) fällt es auf 215 km 110 m, von hier bis Ali Kobbo (23. Längengrad) auf 215 km 100 m (also Fall $^1/_{2000}$ und $^1/_{2150}$). Erst dann beginnt mit dem Uebertritt ins Flachland der Unterlauf des Flusses mit einem wesentlich geringeren Gefäll.

Mit einer Breite von 250 m, aber einer bis über 7 m bei trockener Jahreszeit gesteigerten Tiefe, tritt der Strom aus seiner Biegung heraus, verbreitert sich aber im weiteren Verlauf, da er nicht mehr durch den felsigen Charakter der Seitenufer eingeengt wird, indem er gleichzeitig zwischen seinen flacheren Uferrändern zahlreiche Inselbildungen und Felstrümmer aufweist. Schon beim 25. Längengrad besitzen die Uferwände nicht überall die genügende Höhe, um ein über die Norm steigendes Wasser auf das Flussbett zu beschränken. Es beginnen hier schon zeitweise Ueberschwemmungsgebiete, wie Junker bei seinem Verweilen in dieser Gegend zu beobachten Gelegenheit hatte. Sichtbare Zeichen der Zerstörung, angeschwemmtes und abgelagertes Holz bestätigten die Aussagen der Eingeborenen, welche durch den überaus hohen Wasserstand im Jahre 1882 grosse Verluste erlitten hatten. Allerdings sollen dermassen abnorme Jahre nur ausserordentlich selten vorkommen. Die Inseln nehmen hier schon sehr bedeutende Ausdehnung an, wie daraus zu ersehen, dass auf einer derselben nicht weniger als sechs Eingeborene mit Häuptlingsrang sassen. Die Breite der einzelnen Flussarme steigt auf 400 m, dieselben sind aber vielfach sehr flach, so dass die Unebenheiten des felsigen Grundes bei niedrigerem Wasserstand zu Tage treten, stellenweise Riffe unter

Digitized by Google

der Wasserfläche die Schifffahrt äusserst gefährlich machen und selbst schäumende und brausende Katarakte mit starkem Gefäll sich vorfinden.

Der Charakter des Flusses ist demnach schon hier derselbe, wie er auf seinem weiteren Verlaufe bleibt und wie er durch die Fahrten Grenfells und van Gèles erkundet worden ist. Durchweg ein felsiges unebenes Flussbett, welches bei dem gewissermassen von Tag zu Tag wechselnden Wasserstand auch jeden Tag ein anderes Bild zeigt. Riffe und Bänke, welche bei niedrigem Wasserstande die Schifffahrt hindern, Stromschnellen und Katarakte bilden, werden bei Hochwasser anstandslos und unbemerkt überfahren. Schmale Engwege durch Klüfte der Felsbänke sind bei Niederwasser zu benutzen, während bei höherem Wasserstande der immens wachsende Wasserdruck ihre Passage stromauf ohne besondere Hilfsmittel (Taue) unmöglich, stromab höchst gefährlich macht. Van Gèle hatte bei höherem Wasserstande die Bergfahrt unternommen und fand alle hierbei angetroffenen Hindernisse bei der Thalfahrt, welche bei bedeutend gefallenem Wasserstand ausgeführt werden musste, ganz wesentlich geändert. Die Schifffahrt wird mithin auf diesem Flusse, wie es den Anschein hat, vom Kongo bis hinauf zu den Stromschnellen Kissánga möglich sein, aber durchaus abhängig von der Jahreszeit und Wassermenge, sowie ausführbar nur bei einer Kenntniss der Stromverhältnisse, wie sie wohl kein anderer Fluss in diesem Umfange nothwendig macht.

Es ist nur noch hinzuzufügen, was Junker von seinem westlichsten Punkte, Ali Kobbo, berichtet, da der weitere Verlauf des Uelle das Gebiet, welches wir zu betrachten unternahmen, überschreitet. Gebirgslose Landschaft, welche aber schon in geringer Entfernung vom nördlichen Ufer zu stattlich bewaldeten Hügelbildungen sich erhebt, ermöglicht auch hier dem Strome, sich in die Breite auszudehnen. Massenhafte Inselkomplexe, sowohl der Zahl als der Ausdehnung der einzelnen Inseln nach, spalten den Strom in viele Arme und verleihen ihm eine ganz bedeutende Breite. Dieselbe schätzt Junker oberhalb der Inseln bei Seriba Abdallah, wo der ganze ungetheilte Strom vor seinen Blicken lag, auf 800 Schritt (600 m). Der Hauptkanal umfliesst die Inseln an diesem Punkte am südlichen Ufer und mag eine Breite von 450 Schritt besitzen. Der nördlichste der vier Kanäle, in welche der Strom sich spaltet, hat eine Breite von 150 Schritt bei einer Tiefe von 1—1,25 m bei niedrigem Wasserstande

Digitized by Google

Die Uferwände erheben sich 4,5—6 m über dem Wasserspiegel; bei Hochwasser werden dieselben aber überfluthet. Uferwaldungen begleiten auch hier den Strom und von der Ausdehnung der Inseln giebt der Umstand einen Begriff, dass viele derselben ein beliebter Aufenthalt der Elefanten sind.

Weiter im Westen gewinnt der Strom durch die Einmündung des grössten seiner Zuflüsse, des Mbomú, noch bedeutend an Wassermasse. Van Gèle fand ihn nahe beim 5. Breitengrade in ungetheilter freier Wasserfläche 800—900 m breit. Weiter unterhalb, wo eine aus Quarz und rothem Sandstein bestehende Bergkette von beiden Ufern an ihn herantritt, bildet er Stromschnellen und sein insel- und klippenreiches Bett breitet sich bis zu 2000 m aus (Mokoanghay bis Songo). An der Mündung in den Kongo endlich bildet er ein mächtiges Delta, welches er mit sieben 200 bis 1000 m breiten Mündungsarmen durchschneidet.

Die Zuflüsse des Uelle.

Im oberen Becken fliessen dem Uelle-Makua rechtsseitig zu der Dongú, Dúru, Kápili, Mbrúole und Gurba, linksseitig Júbbo und Gadda.

Das Quellgebiet des Dongú korrespondirt südlich von den Ndirfibergen mit denen des Jei; ein rechter Seitenfluss, der Akka, entspringt in demselben Theile der Hauptwasserscheide, welcher nach Norden so zahlreiche Gewässer zum Bahr-el-Ghasal entsendet (Aire-Rohl, Issu etc.) und fliesst dem Dongú, welcher seinen Lauf von Osten nach Westen nimmt, in der Richtung von Nordnordost nach Südsüdwest zu. Unterhalb der Einmündung wendet sich der Dongú nach Südwest und erreicht den Uelle bei 28° 35′ ö. L.

Der Dúru und Kápili sind zwei untergeordnete Flüsschen, welche von den südlichen Ausläufern des Báginse ihren Ursprung nehmen und nahe bei einander in den Uelle bei 28° ö. L. einmünden. Der Unterlauf derselben gehört schon dem wenig gesenkten flacheren Thalboden an und deshalb ziehen auch die Tributäre in jenem Gebiet nur träge dahin und bilden vielerorts stagnierende Seitengewässer, die sich in dem lockeren Erdreiche zu Sümpfen gestalten.

Der Mbrúole und Gurba korrespondiren mit ihrem Quellgebiet auf der Hauptwasserscheide mit den Quellflüssen des Ssueh, ersterer mit dem Enduku-Jubbo, letzterer mit dem Bikki. Jedoch ist der Theil der Wasserscheide für Bikki und Gurba besonders bemerkenswerth,

Digitized by Google

weil von hier aus sich die Hauptwasserscheide scharf nach Norden zu den Pambíabergen wendet und nach Süden die Sekundärwasserscheide quer ins Uellethal sich vorschiebt. Hierdurch entsteht ein Knotenpunkt der Höhenlinien (Ndóruma, Junkers Station Lacrima), welcher als Quellknotenpunkt ausser den genannten auch die Quellen des Uerre und des Mbomú auf engem Raum vereinigt. Die Sekundärwasserscheide Uerre-Gurba folgt zuerst ziemlich nahe dem Laufe des letzten in der Richtung nach Süden, ohne sich zu bedeutenderen Formationen zu entwickeln; die Quellbäche treten vielfach in Gestalt von feuchten und breiten Waldstreifen auf. Erst beim 4. Breitengrad zeigt sich eine Höhenzunahme, welche bei dem Flüsschen Pai (Tributär des Gurba) ihren Ausdruck in Hügelbildungen findet, von denen eine weite Fernsicht nach Westen und Südosten sich eröffnet. Von hier springt aber die Wasserscheide nach Westen hinüber und entwickelt sich im A-Madigebiet zu einem ausgesprochenem Berglande, dessen höchste Erhebungen, die vereinzelten Reste eines ehemaligen Gebirges, die Richtung von Nornordwest nach Südsüdost gruppenweise geordnet einschlagen. Die Gruppen sind von Norden nach Süden: Malingde mit seinen westlichen Vorbergen, Lingua (auch Mbittima + 930) mit südlichen Vorbergen und Angba am rechten Uelle-Ufer, dem gegenüber sich auf dem anderen Ufer der Tafelberg Madjánu erhebt.

Mbrúole und Gurba, deren Quellen sich bis auf 90 km von einander entfernen, münden in den Uelle wenig mehr als 5 km von einander, da der Mbrúole, ebenso wie die östlicheren Zuflüsse, die Richtung nach Südwest einschlägt, der Gurba aber durch die eigenthümlichen Terrainverhältnisse zu südlichem Lauf gezwungen wird. Von dem Quellplateau, welches als hochgewelltes, zu Hügel- und Bergreihenbildung neigendes Gelände an seinem südlichen Rande auftritt, fällt das Terrain, zwischen beiden Flüssen gewellt und stellenweise in breiten flachen Steinplateaus ab. Die östlichen Zuflüsse des Mbrúole gehören aber dem Gebiet der flacheren Mulde an, welche den Gewässern des Dúru und Kapili ihren Charakter giebt. Auch hier finden wir die Zuflüsse in grossen von Waldung erfüllten Niederungen als breite Sumpfstreifen ohne deutliche Bewegung der flach über weite Strecken ausgedehnten Gewässer, angefüllt mit massigen Dickichten von Pandamus Candelabrum. Schweinfurth hatte auf seinem Marsch von Uandos Sitz beim Berge Saba zum Uelle dieses Gelände zweimal zu durchschreiten und schildert in sehr anschaulicher Weise den Uebergang über diese Gewässer:

Digitized by Google

„Jetzt begannen erst die ernstlichen Chikanen afrikanischer Fusswanderung, denn solche Sümpfe mussten durchwatet werden; da wäre kein Wagen, ebensowenig ein Reiter durchgekommen; auch tragen hätte man sich nicht lassen können, ohne die beständige Gefahr einer weit schlimmeren Unbequemlichkeit, nämlich der, Kleider und Notizbuch, die man so sorgsam auf dem Kopfe trug, in den schwarzen Erdschlamm gebettet zu sehen. Da lagen modernde Baumstämme, die auf schlüpfriger Unterlage beim Betreten sich drehten wie eine Welle, andere waren glatt und boten dem Fusse keinen Halt; dann kamen tiefe Löcher, von Wasser erfüllt, oder von schwimmender Vegetation verrätherischer Weise überdeckte Fallgruben. Es gab ein Springen von Erdklumpen zu Erdklumpen, mit Balanciren und Tasten verbunden; vergebens sah sich die Hand nach Hülfe um, ungastlich wiesen die sägeartig berandeten Pandamusblätter jeden Händedruck zurück.

Weithin erschallten die wilden Einöden einer viele Meilen weit gänzlich unbewohnten Wildniss von dem gellenden Geschrei und dem Lärm der durch das Wasser plätschernden Träger; des Schimpfens und Fluchens der Nubier und des Gepolters der Sklavinnen mit ihren Schüsseln, Kürbisschalen und Kalabassen wollte es in dem dichten Gedränge zwischen den stacheligen Dschungels kein Ende nehmen. An vielen Stellen übertönte ein lustiges Hallo aus hundert Kehlen den Wirrwarr der Stimmen; das galt dann immer einer Sklavin, die mit ihrem ganzen Küchenkram in einer Lache verschwunden war, und die Kürbisschalen trieben über ihr auf der trüben Fluth!

Mit dem An- und Auskleiden und Durchwaten war indess bei solcher Gelegenheit nicht alles gethan, denn nach vollbrachtem Werke blieb noch das nothwendige Geschäft einer Reinigung vom schwarzen Schlamm und Humusmoder übrig, der zäh am Körper haftete. Das tückische, jedem Eindringling in seine Geheimnisse so abgeneigte Centralafrika schien da eine förmliche Schadenfreude zu äussern, den weissen Mann wenigstens für kurze Zeit zu einem ebenso schwarzen Gebilde umzugestalten wie die übrigen Menschenkinder, die es gross gezogen; aus Malice wurden ihm da noch verschiedene ebenso schwarze Blutsauger angehängt. Nackt stand er da und fröstelnd im Winde, zumal bei nebeliger Morgenkühle der Regenzeit, bis hilfreiche Geister in irgend einer noch unberührt gebliebenen Pfütze reines Wasser zum Abspülen entdeckt hatten. Dann wiederum, eine schöne Bescheerung! fiel der

Digitized by Google

Blick auf die dicken Blutegel, die an den Beinen hingen; zum Pulverhorn musste man greifen, um sie abfallen zu machen, und die Kleider tränkten sich mit unnütz vergossenem Blute."

Ganz verschieden hiervon ist der Lauf des Gurba und seiner Zuflüsse, die sämmtlich dem in der Nähe der Sekundärwasserscheide felsigeren und differenziirteren Terrain angehören. Junker überschritt ihn südlich des 4. Breitengrades, wo er in tiefem Waldesdickicht, von üppigen Hochstämmen umgeben, dahinfloss. Mächtige Bäume streckten ihr Astwerk über die Wasserfläche hin, welche sie da und dort sogar berührten, denn der Fluss hatte an jener Stelle nur wenig erhabene Ufer und dabei gerade hohen Wasserstand. Die ziemlich starke Strömung mochte gegen 40 m Breite messen (September). Einiges Geäst, das aus dem Wasser emporragte, wurde zur Herstellung einer sehr primitiven Brücke benutzt, welche bergauf und bergab lief. Einzeln und vorsichtig balancirten die Träger mit ihren Lasten über die als Brückenbahn dienenden Baumstämme.

Alle diese Zuflüsse des rechten Uelle-Ufers sind doch bedeutend genug, dass sie ziemlich weit hinauf mit Booten (ausgehöhlten Baumstämmen) befahren werden können, wie sie auf dem Hauptstrom überall zur Anwendung kommen. Der bedeutendste ist der Dongú, ihm stehen die fast ebenbürtigen Flüsse Mbrúole und Gurba (mit einem Gefäll von $^{1}/_{1900}$ und $^{1}/_{1700}$) nicht unwesentlich nach.

Der erste laut Erkundigung Junker bekannt gewordene südliche Nebenfluss ist der Jubbo, welcher als ziemlich bedeutender Fluss geschildert wird und westlich des 29. Längengrades mündet.

Der Gadda (in Petermann's Mittheilungen 1888 behandelt Junker diesen Fluss mit dem weiblichen, in seinem grossen Reisewerk 1890 mit dem männlichen Artikel) entspringt bei den Bergen, welche westlich vom 29. Längengrad auf dem zwischen Bomokandi und Uelle gelagerten Plateau aufgesetzt erscheinen (Tena und Iddu) und empfängt eine grosse Zahl von südlichen Zuflüssen auf seinem nach Westnordwest gerichteten Laufe. Trotz der geringen Länge von 120 km mündet er deshalb als wasserreicher Fluss, aus welchem Grunde man sein Quellgebiet früher bedeutend weiter nach Osten verlegte. Die Zuflüsse kommen von dem Plateaurand der Wasserscheide Uelle-Bomokandi und charakterisiren sich als Flachlandsgewässer in breiten, flachen Bodenfalten, die der Sumpfbildung Vorschub leisten, dem Uebergang aber nicht viel Schwierigkeiten bereiten, da sie meist san-

Digitized by Google

digen, auch wohl felsigen Untergrund zeigen. Die breitrückigen Plateaus zwischen den Flüsschen sind auch hier Lateriterhebungen, die Hügelbildung der Wasserscheide steigert sich aber stellenweise zu Gneis- und Granitfelsen. Das Gebiet zeigt den allgemeinen Charakter des Steppenwaldes. Das Gefäll des Gadda beträgt im Ganzen (850 bis 680) 170 m ($^{1}/_{700}$). Junker giebt in Petermann's Mittheilungen, Ergänzungsheft 92 S. 67, die Höhenlage des Quellgebiets zu + 780 m an; dies scheint aber ein Irrthum zu sein, da sowohl auf den Karten als in obigem Heft, S. 28, alle umliegenden Koten zwischen 830 und 850 notirt sind.

Die Zuflüsse im unteren Becken sind, abgesehen von kleineren, unbedeutenderen Flussläufen, im Norden der Uerre und Mbomú, im Süden der Bomokandi und Mbima.

Der Uerre oder Oepi entspringt auf dem oben erwähnten Quellknotenpunkt bei Ndóruma als kleiner munterer Waldbach unweit des Gurba. Während aber letzterer auf kürzestem Wege nach Süden dem Uelle zufliesst, schlägt jener eine westsüdwestliche Richtung ein und mündet um zwei Längengrade weiter unterhalb. Eine kaum bemerkbare Wasserscheide trennt sein Gebiet von dem des Mbomú, von welcher ihm einige nicht bedeutende Gewässer zufliessen. Linksseitig entwässert er einen grossen Theil des Höhenterrains, welches sich zwischen ihm und dem Gurba zum Uelle hin erstreckt und nach Süden und Südwesten eine grössere Zahl kurzer Wasserläufe direkt zu diesem Strome entsendet.

Das Gebiet des Uerre zeigt durchweg wenig ausgeprägte Bodenformationen, die Quellbäche laufen meist in breiten und von reicher Vegetation beschatteten Mulden; die Ufer sind morastig, aber der Grund häufig sandiger Boden, über welchen der Bach krystallklar hinläuft. Breite, scharfbegrenzte Waldstreifen bilden die oberen Fortsetzungen der Bachläufe und zeigen in ihrer Ueppigkeit und den Vegetationsformen zum Theil die charakteristischen Merkmale der Galeriewaldung, nur tritt an Stelle des tief eingeschnittenen Wasserlaufs ein beständig durchfeuchteter Grund, der das Vorhandensein verborgener Quellen verräth.

Die Breite des Uerre steigert sich bis zu 170 und 200 Schritt, sein Gefäll beträgt im Ganzen ca. 200 m auf 350 km Länge, möchte aber wohl zum grössten Theil seinem Oberlauf zukommen.

Der Mbomú, der bedeutendste der Uellezuflüsse, entspringt wohl

Digitized by Google

selbst unweit des Uerre, aber sein Gebiet breitet sich weit nach Westen aus, denn, indem er beinahe parallel zum Uelle von Ost nach West hinfliesst, nimmt er nicht nur alle Gewässer rechtsseitig auf, welche von der Hauptwasserscheide herunterkommen, sondern auch linksseitig den Mbili, welcher das Zwischengelände des Mbomú und des Uelle entwässert. Es sind bedeutende Flüsse, wie der Uarra, welcher mit seinen Zuflüssen vom 7. Breitengrad, und der Schinko, welcher mit seinem weitverzweigten Fluss-System vom 8. Breitengrad herunterkommt und bei dem 5. Grade den Mbomú erreicht. Das Quellgebiet des Schinko dehnt sich über mehr als zwei Längengrade aus. Aber diese Flüsse sind noch wenig bekannt, und zumal das Gebiet des Schinko zur Zeit nur erst nach Lupton's Reisenotizen und Junker's eingezogenen Erkundigungen in die Karten eingezeichnet.

Das Gelände nimmt aber, soviel bis jetzt bekannt, nach Westen einen gänzlich von dem östlichen Gebiet des Uelle verschiedenen Charakter an. Es fällt flach und ziemlich gleichmässig nach Südwest ab, näher der Wasserscheide gewellt und zu Bergzügen neigend, weiter entfernt aber wohl in steilen Plateaurändern abfallend, aber immer weniger differenziirt, stellenweise steinig und wüst, mehr Savanne und Grassteppe; der Baumwuchs ist mehr auf die Flussläufe beschränkt, welche im Norden in flachen Mulden sich hinziehen, im Süden aber tiefer eingeschnitten sind.

Das ganze Gebiet von ca. 2770 geographischen Quadratmeilen erscheint wie ein ungeheurer Bergkessel, welcher von der im mächtigen Bogen von West zu Südost sich herumziehenden Wasserscheide zu dem tiefsten Punkt, der Mündung des Mbomú in den Uelle, sich ganz allmählich herabsenkt. Sein Radius beträgt im Mittel ca. 480 km, der Fall 320 m, die Abdachung also ca. $^1/_{1300}$. Es ist nicht ausgeschlossen, dass hin und wieder vereinzelte Erhebungen oder Reihen von Hügelbildungen als Reste früherer erheblicherer Terraingliederungen auftreten, wie die Berge am Westufer der Assa, eines Flusslaufes, welcher von der Sekundärwasserscheide Uerre-Mbomú letzterem Fluss in nordwestlicher Richtung zufliesst, und in felsigem Terrain Stromschnellen und imposante Wasserfälle zwischen pittoresken Felspartien bildet. Möglich auch, dass diese Erhebungen (G. Galemba und Simbango) bei näherer Untersuchung sich weiter verfolgen lassen bis zur Wasserscheide und hier einen Zusammenhang mit den im Quellgebiet des Mbili gelegenen Bergen Nembe und Guái nachweisen lassen. Auch

Digitized by Google

von den Nbia Bändiri auf der Hauptwasserscheide scheinen Ausstrahlungen von Bergzügen zwischen den Mbomú-Nebenflüssen Kelle, Kango und Rongo-Boku bis zum Mbomú hinab sich bemerklich zu machen, wie sie Junker in den Bergen Bugale (rechtes Kelle-Ufer), Gundidda und Guvémi (zwischen Kelle und Kango) und Dangba (zwischen diesem und dem Boku) antraf. Im Allgemeinen sind die Wasserscheiden zwischen den einzelnen Zuflüssen wenig markirt. Bemerkenswerth erscheint noch die Begrenzung des Uellethales, wie sie sich auf dem Marsch zu Ali Kobbo zeigte. Etwa 25 km vom Flussufer fällt das Gelände in Gestalt eines Plateaurandes plötzlich hoch und steil ab. Da nach Junkers Angaben das Gelände des 30 km weiter nordöstlich überschrittenen Mbili nicht nur tiefer als dieser Plateaurand, sondern sogar tiefer als der Uelle bei Ali Kobbo gelegen ist, da also von diesem Plateaurand das Terrain nach dem Mbili zu ziemlich stark fällt, ist wohl nur anzunehmen, dass in demselben der scharf markirte Rest einer grösseren Erhebungsmasse zu erblicken ist, welche sich zwischen Uelle und Mbimi zwischenlagerte. Welche Gestalt dieselbe weiter östlich annehmen mag, entzieht sich noch unserer Kenntniss.

Näher zu den Uelle-Ufern scheint das Gebiet des Mbomú sich wieder mehr mit geschlossenem Wald zu bedecken, welcher nach Norden zunächst in Buschwald und schattenlosen Savannenwald übergeht. An Stelle der Kampinen und Grassteppen treten sogar Strecken, welche mit vielen Felsplateaus und Steingeröll bedeckt, den Charakter der Hammada*) annehmen, wie zwischen dem Mbili und Mbomú auf dem 24. Längengrad schon bei $4^3/_4$ ° n. Br.

Der Bomokandi oder Majo (der Mangbattu) wird mit seinem Quellgebiet von Junker weit nach Osten bis zwischen dem 30. und 31. Längengrad verlegt, was er einerseits durch die grosse Mächtigkeit des Flusses, andererseits durch die Erwägung begründet, dass das bergige Hoch- und Gebirgsland im Westen des Albert-Njansa nach Westen zu drainirt werden muss, welche Aufgabe durch die Quellflüsse des Kibali, Bomokandi und Népoko wohl gelöst werde. Die Mündung in den Uelle liegt etwa unter $25^1/_2$ ° ö. L. und so mag die Flusslänge ungefähr 500 km betragen.

*) Mit Hammada wird der unfruchtbare, wüste Landstrich bezeichnet, im Gegensatz zu Dar, dem bewohnbaren der Kultur fähigen Lande.

Digitized by Google

Der östlichste Punkt, welchen Junker erreichte, ist etwa unter dem 29° ö. L. bei der Mangballekolonie Gumbalis. Hier hatte der Fluss vor Beginn der Regenperiode (Anfang März) bei etwa 50 Schritt Breite ungefähr 1 m Tiefe, welche bei Regenzeit um 4–5 m zunehmen soll. Sein sandiges Bett war von hohen Uferwänden und waldgesäumtem Gelände eingefasst. Der Bomokandi fliesst von hier in westlicher Richtung, dem Uelle mit durchschnittlich 75–80 km Abstand parallel, bis zum 28° ö. L. Die Biegungen des letzteren nähern dann die beiden Flüsse bis auf 37 km beim 27. Längengrad. Hier durchschneidet der Bomokandi den Höhenzug, welchen wir als westliche Grenzscheide des oberen Beckens, der obersten Terrasse des Uellegebietes bezeichneten. Zwischen beiden genannten Flüssen findet sich diese Begrenzung ebenfalls markirt durch eine an den Uelle dort anschliessende Hügelreihe, wo er zur Vollendung seines Bogens sich nach Norden wendet. Diese Erhebungslinie liegt also gegen die am rechten Uelle-Ufer im A-Madiland um 25 bis 30 km nach Westen verschoben. Sie gipfelt zwischen beiden Flüssen in der Hügelkette Bongotú und setzt sich auch noch südlich des Bomokandi fort, wo sie sich zum weit sichtbaren Berg Mandjema erhebt.

Der Bomokandi fliesst hier, nach Durchbrechung des Hügelzuges in einer Breite von 250 Schritt zwischen flachen Ufern und von herrlicher Waldvegetation umrahmt. Seine Tiefe ist eine bedeutende, kleine felsige Inseln, zum Theil mit Bäumen bestanden, geben landschaftlich anziehende Bilder.

Am oberen Lauf des Bomokandi dehnt sich nördlich im flachen Lande weit gegen Norden dichter gemischter Wald aus, der nur durch kurze Strecken von Hochgras unterbrochen ist, bei Tangasi folgt dann Savanne und parkähnliche Landschaft, die auch bald vor den gewöhnlichen Merkmalen des Steppenwaldes zurücktritt. Im Süden des oberen Bomokandi verlaufen die Zuflüsse, als deren wichtigster die Nala zu nennen ist, zum Theil in tiefen Erdeinschnitten, meist durch Steppenwald, seltener durch gemischten Wald von einander getrennt. Dagegen geht am unteren Laufe des Flusses (27. Längengrad) schon nördlich desselben der Steppenwald allmählich in gemischten und tropischen Regenwald über. Letzterer nimmt am linken Ufer in den vom Pokko durchflossenen Gebiet den grössten Theil des Geländes ein. Die Eingeborenen sind dort behufs Anlage ihrer Bodenkulturen genöthigt, Theile des dichten Waldes abzuholzen.

Digitized by Google

während in nördlicheren Gebieten, am Rande des Steppenwaldes, es weniger Mühe bedarf, um den spärlichen Baumwuchs zu beseitigen. In Folge des ausgedehnten Waldbestandes fehlt es im Bereich des Pokko an genügendem Gras zum Decken der Hütten und sieht man vielerorts das Gras durch das Laub der Bäume ersetzt. Zwischen dem Lauf des Pokko und des Bomokandi fliesst der Telli dem letzteren zu in einem Thale, welches bereits durch den Uebergang vom geschlossenen Wald zum nördlicheren Buschwald und Steppenwald sich charakterisirt. Das hügelige und bergige Gelände, welches nördlich des Bomokandi hierselbst die Wasserscheide Bomokandi-Uelle bezeichnet und mit einem hohen felsigen Plateaurand, von Waldschluchten durchfurcht, zum ersteren abfällt, zeigt Steppenwald und streckenweise offenes freies Land.

Der Mbima oder Mbelima entspringt etwa auf dem 27. ° ö. L. im Süden vom Pokko und durchläuft etwa 2 Breitengrade dem Bomokandi parallel. Er mündet ungefähr der Einmündung des Uerre gegenüber in den Uelle, ist im Uebrigen aber noch gänzlich unbekannt.

Junker charakterisirt das ganze Gebiet nördlich und südlich des Uelle in folgender Weise: „Die meisten dieser Länder sind von unzähligen Flüsschen, Sümpfen, feuchten Niederungen mit anstehender Hochwaldvegetation durchzogen, die vielerorts die charakteristischen Formen der Galeriewaldungen zeigt. Durch sie wird die Form für die Bodengestalt vorgeschrieben. Der Umstand, dass die Gewässer tief im Erdreich eingeschnitten, gleichsam in einer Thalmulde hinziehen, hat die zwischen den Flüsschen sich ausdehnenden Landtheile in der Form ihrer Oberfläche beeinflusst. Sie erscheinen bei der Häufigkeit der aufeinander folgenden Flusseinschnitte, die das Gebiet durchziehen und vielfach auf 10 bis 20 Minuten Entfernung von einander angetroffen werden, in den meisten Fällen als ein flachgestreckter Hügel zwischen zwei Flussläufen. Durch Abschwemmungen, welche die Regenmassen an günstigen Lokalitäten des lockeren Erdreiches bewirkt haben, ist der flachgedehnte Hügel getheilt worden, und es entsteht die gewellte Bodengestaltung.

Das Land zwischen den Wasserläufen ist mit Hochgras bedeckt. Spärliches, in demselben vertheiltes Stammholz wird durch das jährliche Abbrennen des Grases in seiner Form, Entwicklung und in seinem Wachsthum geschädigt. Es ist der lichte, sonnige Steppen- oder Savannenwald mit Baumarten, die keiner anhaltenden Feuchtigkeit be-

Digitized by Google

dürfen. An den leichten Senkungen in der Nähe der Flussläufe und der Niederungen, an den Lehnen in der Nähe der Galerien- oder Terrassenwaldungen finden sich die Hütten und Bodenkulturen der Eingeborenen. Dort tritt überall der rothe oder braunrothe eisenhaltige Boden zu Tage (Laterit). Der dichte Hochwald zieht sich bandförmig am oberen Rande und an den Lehnen der erwähnten Thalmulden der Flüsse entlang und entfaltet dort seine bezaubernde Ueppigkeit. Es sind Terrassenwaldungen, die beiderseits von dem in der Thalsohle ziehenden Bache, an den vielfach steilen Wänden der tiefen Flussthäler bis zum oberen Rande und häufig über diesen hinaus aufsteigen. In diese geheimnissvollen Verstecke dringt kaum das Licht der Sonne. Der Blattschmuck der Bäume in diesen Galerien oder Hallen der Terrassenwaldungen entfaltet sich erst in den Kronen wunderbar, die von Licht und Sonne erreicht werden. Durchrankt von Lianen und Schlinggewächsen aller Art, am äusseren Rande der Wälder durch buschiges Niederholz verdichtet, dessen Laub dem Lichte zugekehrt ist, bilden sie vollständig geschlossene Seitenwände. Durch sie vermag selbst das Auge nicht durchzudringen. Die Lianen aber ragen zu dem Laubdach der Waldung hinauf und umschliessen vereint mit den sich ausbreitenden Baumkuppen die Wölbung der Galerie. Durch die äussere Vegetationswand steigt man in der Terrassenwaldung hinab, wo vielfach an den abschüssigen Seitenwänden Quellwasser hinabsickert und zur Beschwerde der Reisenden in der Thalsohle beiderseits der Bäche häufig sumpfige Stellen bildet. Solche den meisten Gewässern anstehende Tropenwaldungen erreichen manchmal die Breite von 1 bis 2 km.

Berücksichtigt man die Verästelung der unzähligen Flüsschen, so wird es begreiflich, dass die Summe dieser Terrassenwalduugen, obgleich nur immer als verhältnissmässig schmale Streifen auftretend, in ihren Wirkungen sich den ausgedehnten tropischen Regenwäldern nähern. Einen Einblick über die Vertheilung dieser Verhältnisse erhält man vorzüglich von Bergerhebungen. Aus der Höhe gesehen erscheint dem Auge das gewellte Land auf meilenweite Entfernung überall bewaldet, da man von dem zwischen den Flüsschen liegenden Steppenlande die Baumkuppen des spärlichen Stammholzes nur unter sehr spitzen Winkeln sieht. Aus diesem Grunde erscheint die ganze Umgegend aus der Ferne dicht bewaldet. Man erkennt jedoch deutlich durch die verschiedene Färbung des Laubes der Bäume die den

Digitized by Google

Flüssen längslaufenden Terrassenwälder und unterscheidet sie in jedem Falle von dem sich zwischen ihnen ausbreitenden Steppenwalde. Jene durchziehen als dunkelgrün gefärbte Streifen nach allen Richtungen hin das Land. Diese erscheinen dem Auge als verschiedenartig gestaltete Waldkomplexe in bedeutend hellerer lichtgrüner Färbung. Von einem Berge aus gesehen lässt sich das Land mit einem unregelmässig geknoteten Netze vergleichen, in dem die Netzfäden die dunkelgrün gefärbten Vegetationstypen der Flusswälder darstellen".

Es erübrigt noch das hier anzufügen, was über den Tributär des Aruwimi, den Népoko, und seinen eigenartigen nördlichen Zufluss, das System der Obä, von Junker erforscht wurde, obgleich wir hiermit über das Gebiet des Uelle hinausgreifen. Aber die zu besprechenden Völkerschaften dehnen sich bis in dieses Gebiet aus und es wird an diesem Punkte vielleicht allein ein Anschluss zu gewinnen sein an das südlichere Gebiet des Kongobeckens.

Den Népoko erreichte Junker nahe dem 2° n. Br. bei 28° ö. L., wo er als 100 m breiter, bei niedrigem Wasserstande noch mehrere Meter tiefer Fluss zwischen 5—8 m hohen, steilen Uferwänden nach Westen strömte, umrahmt von herrlicher Waldvegetation. Bomokandi und Népoko scheinen bis zu diesem Punkte parallel zu laufen, dann aber biegt sich letzterer nach Westsüdwest, entfernt sich weiter vom Bomokandi und lässt hierdurch die Zuflüsse desselben, den Telli und Pokko, sowie den Mbelima und den Náwa-Rubi, welcher als Itimbiri dem Kongo zuströmt, Raum zur Entwickelung gewinnen.

Im Norden des Népoko scheint das östliche höhere Terrain als Plateaurand abzufallen und in dem flachen Geländestrich welcher sich zwischen 28° und 28° 40′ ö. L. hier ausdehnt, entwickelt sich das eigenthümliche Wassersystem, welches unweit des Bomokandi seinen Ursprung nimmt und dem Népoko tributär ist, die Obä. Diese Gewässer erscheinen auf den ersten Blick als (bis zu 1000 Schritt) breite, mit 1—2 Fuss hohem Grase bedeckte Niederungen. Betritt man dieselben, so senkt sich unter dem Fusse langsam der elastische Boden und steigt nach Aufheben des Fusses wieder empor. Dasselbe findet bei jedem Schritt vorwärts statt, wodurch der Gang höchst unsicher und ermüdend wird, wie auf einem ausgespannten Sicherheitsnetz der Akrobaten. An einzelnen Stellen bricht man plötzlich mit einem Bein bis zur Hüfte ein. Der Neger, dem diese Vorgänge bekannt sind,

Digitized by Google

biegt sofort das betreffende Bein im Knie, wodurch er das tiefere Einsinken verhindert.

Unter der Grasdecke bewegt sich eine langsam ziehende Wassermasse in den einzelnen von Ost nach West streichenden Obä, welche in den bedeutendsten von Nordost nach Südwest fliessenden einmünden. Als offener Fluss, Mäka, erreicht dieser den Népoko, nach eingezogenen Nachrichten 30—40 Schritt breit und mit Booten befahren. Die Obä sind demnach stabile, zusammenhängende verfilzte Grasvegetation, die von fliessendem Wasser getragen wird. In der Bildungsweise haben sie eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Sedd des Nil, jedoch werden sie nie flott, wie die Grasbarren, und durch Strom und Wind zu dichteren Massen zusammengedrängt, sondern verbleiben am Ort der Entstehung und regeneriren sich gleichmässig aus der unteren verfilzten Schicht. Sie entbehren der grösseren, stärkeren Pflanzen, wie der Papyros, welche als mächtige Horste mit den Grasbarren verwachsen sind, und bilden sich nur aus Grasvegetation.

Das Gebiet des Uelle giebt Junker in dem Umfang als er es durchstreift hat, also bis etwa zum 23° ö. L. auf 360 000 qkm an und berechnet hiervon auf das Entwässerungsgebiet des rechten Ufers etwa $^2/_3$ mit 240 000, auf das des linken Ufers 120 000 qkm. So weit sich das ganze Stromgebiet des Flusses mit einiger Wahrscheinlichkeit berechnen lässt, müsste es etwa 530 000 qkm betragen, gleich 9620 geographischen Quadratmeilen.

Drittes Kapitel.

Charakteristik der geographischen Gebiete.

Hat man sich vor Zeiten Zentralafrika als das Land der üppigsten tropischen Vegetation vorgestellt, so war man in Folge der Berichte Baker's und Speke's, Barth's und anderer vielfach geneigt, in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen. Fieberathmende Küstenländer und Niederungen, steinige Wüsten und dürre Steppen, das war das Bild, welches man zu sehen glaubte, wenn man die ungeheuren

Digitized by Google

weissen Flächen des unbekannten Erdtheils auf der Karte betrachtete und mit einem heimlichen Gruseln wandte man sich ab, froh seiner Unkenntniss. Welche immense Ausdehnung diese Flächen besassen, machte man sich nicht einmal klar, denn der kleine Masstab, in welchem die Karten von Afrika gezeichnet wurden – natürlich genug, da wenig darauf zu verzeichnen war — verführte den in grösseren Masstäben gezeichneten nichtafrikanischen Ländern gegenüber zu ganz falschen Vorstellungen.

Durch die mit regstem Wetteifer von Männern aller Nationen unternommenen Forschungsreisen ist nach unsäglichen Mühen und Gefahren und nach vielen kostbaren Opfern doch in den letzten Jahrzehnten soviel von diesen Ländern unserer Erkenntniss erschlossen worden, dass wir versuchen können uns eine richtigere Vorstellung zu bilden. So eigenartig Afrika bezüglich seiner orographischen Verhältnisse ist, als der Erdtheil der Tafelländer und Plateaus, so eigenartig sich sein Fluss-System entwickelt hat — diese mächtigen Ströme sind alle nur streckenweise schiffbar, da sie die Plateauränder und Gebirge mit Katarakten, Wasserfällen und Stromschnellen überwinden müssen — so eigenartig ist dieser Erdtheil auch bezüglich der Organismen, welche er hervorbringt und welchen er ihre Lebensweise vorschreibt.

Allerdings überwiegt in Zentralafrika bei weitem die Steppenlandschaft, aber sie ist wesentlich verschieden von jener Steppe ohne Baumwuchs und ohne Bodenerhebungen, welche man sich hierbei gewöhnlich vorstellt. Sie geht alle Formen durch von der öden Wüstensteppe Kordofans bis zum lichten Savannen- und zum Buschwald des südlichen Bahr-el-Ghasalgebietes und zu den Tropenwäldern im Süden des Uelle.

Nördlich des 13. Breitengrades haben wir den allmählichen Uebergang zur Wüstensteppe: Akazien- und Dornen-bewachsene Alluvial- und Sandsteppen mit Regenbachbetten und Brunnenwirthschaft, ein durstiges Land, das Land der Nomaden und Kamele; südlich des 13. Breitengrades den Uebergang in das Gebiet der reichlichen Regengüsse, gute Weidegründe, Parklandschaft im Flachlande, das Land der Rinderheerden; und auf dem Höhenterrain das Gebiet des Ackerbaues. Jenseit der Wasserscheide des Nil-Kongo aber treten wir hinüber in ein ganz neues Gebiet, dasjenige der westafrikanischen Vegetation und reichsten tropischen Wachsthums.

Betrachten wir zunächst die Länder nördlich des 13. Breitengrades, so finden wir schon hier links und rechts des Nilstroms Abwechslung genug. Wie bekannt, gliedert sich das Gelände auf dem rechten Nilufer in die Provinz Taka östlich des Atbara, Insel Meroe zwischen diesem einerseits und dem Rahat und Bahr-el-Asrak anderseits, endlich Dar-Sennar zwischen diesen Flüssen und dem Bahr-el-Abiad. Der Alluvialboden dieser Gegenden bildet im Allgemeinen weitausgedehnte, schier dem Auge unermessliche Ebenen, nur vereinzelte Granitberge erheben sich ganz unvermittelt und ohne erkennbaren Zusammenhang hie und da. Neun Monate führt hier die Sonne als unbestrittener Despot am wolkenlosen Firmament die Herrschaft; der ausgedörrte Boden klafft in Rissen und Spalten, Flüsse wie Atbara, Rahat und Dinder trocknen aus, nur der Asrak führt Wasser und gestattet eine künstliche Bewässerung seiner Uferstriche, alle sonstigen Wasserrinnen werden zu trockenen sandigen Chorbetten. Selbst die meisten Bäume verlieren ihr Laub und fest verschliessen sich ihre Knospen gegen die heisse, trockene Luft. Die unübersehbare Savanne liegt öde und grau vor den Blicken, die Grasdecke, von der Sonne gedörrt, wird von den Winden zerbröckelt und nach allen Himmelsrichtungen verweht; nur niedere Buschstreifen, der sogenannte „Mimosenwald", bieten eine, wenig anregende Unterbrechung. Mit unserm Begriff von dunklen Buchenwäldern oder hohen Eichenforsten hat dieses Buschwerk nichts gemein, dessen fast unbelaubte Zweige sich mit Noth einen ärmlichen Halbschatten abgewinnen lassen. Aber in der Erinnerung bleiben dem schattensuchenden, ermüdeten Wanderer doch die zerfetzten Kleider, die blutig gekratzten Hände und Gesicht, welche er den fingerlangen, eisenharten und nadelspitzen Stacheln dieser Akazien zu verdanken hatte. Allein die Schirmakazie (Acacia spirocarpa) fällt wohlthuend auf mit ihrer aufragenden, einem Dache zu vergleichenden dichten Laubkrone, wie sie an den Gestaden der Gewässer, auch aus den tieferen wasserführenden Bodenschichten der Cheran Nahrung saugend, vielfach vorkommt. Andere, wie die Haschab (Acacia triacantha) und Leptadenia pyrotechnica bieten den Kamelen ein willkommenes, während der Ruhestunden geschäftig abgeweidetes Futter.

Sobald aber der erste Regen (im Juni) fällt, die Sonne sich mit Dunstschleiern und Wolken umhüllt und der schwarze Humusboden gleich einem Brodteig aufgeht, beginnt eine wahre Völkerwanderung

Digitized by Google

der Beduinen. Dem Reisenden, so schildert Junker, der in einer dem Wanderzuge entgegengesetzten Richtung in das Land dringt, bietet sich ein Bild, das in ihm unwillkürlich die Schilderungen des alten Testamentes neu beleben muss. Er sieht lebende Bilder, Illustrationen der Bibel, echt und treu in allem und jedem. An diesen Völkern scheinen die Jahrtausende vorübergegangen zu sein, ohne die Lebensbedingungen, die Sitten und Gebräuche, Tracht und Hausrath dieser echt konservativen Menschen geändert zu haben. — Und rasch muss bisweilen ihr Aufbruch erfolgen. In den trockenen Betten der Cheran, wie des Baraka (an der Ostküste) und des Rahat und Atbara pflegen sie sich mit ihren Zelten und Heerden zeitweise niederzulassen und werden hier oft von den plötzlich daherbrausenden Fluthen erreicht, bevor sie sich und ihre Thiere zu retten vermögen. Der Atbara ist, wie bereits erwähnt, trotz seiner Stromentwicklung von 890 km, auch nur ein Regenfluss. Während der Monate Februar bis Mai ist er, namentlich in seinem Unterlauf, gänzlich ausgetrocknet und trockenen Fusses zu überschreiten. Nur in vereinzelten Teichen, bis zu 1 km Länge, bleibt das Wasser stehen, durch die Ufervegetation gegen Verdunstung geschützt. Mit Beginn des Regens, im Monat Juni, füllt sich das Strombett 5—6 m tief und im Unterlauf 500 m breit. Aehnlich verhalten sich die anderen Cheran, und der Moment ihrer Bewässerung ist für die ganze weite Savanne der Augenblick des Keimens und Grünens, so dass sich in kurzer Frist die Ebenen mit lachendem Grün, die Bäume mit Laub bedecken. Die Niederungen verwandeln sich aber nun in Sümpfe, und um den hiermit verbundenen Plagen der Fieber und der heerdentötenden Giftfliegen zu entgehen, ziehen die Einwohner mit ihren Heerden in die Winterquartiere, die südlichen höher gelegenen Bezirke.

Sie kehren von dort zurück, wenn die Wasser verlaufen und der fette Boden reiches Futter bietet. Mit zunehmender Dürre werden sie dann mehr und mehr genöthigt, sich in der Nähe der Punkte mit ihren Heerden aufzuhalten, wo hinreichende Wasservorräthe immer zu finden sind, also bei den teichartigen Wasserresten in den Cheran, oder bei den Brunnen, wie sie in den Betten der Regenbäche und in den Thälern einzelner zerstreuter Berggruppen und Gebirgsstöcke angelegt werden. Diese Brnnnen dienen aber auch den Raubthieren, Löwen, Leoparden, Hyänen und dergl. zur nächtlichen Tränke, und deshalb räumen die Karawanenführer vor Einbruch der Nacht den

Digitized by Google

Platz. Aber auch andere Thiere treiben dort ihr Wesen und Junker erlebte eine höchst interessante Szene bei den Brunnen des Gebirgsstockes Gallat Arang, welche er auf dem Marsch von Suq-Abu-Sin nach Abu Harras berührte. Zahlreiche Bábuinpaviane (Cynocephalus babuin) hausen in den Granitfelsen, und am Abend, als das Lager eben abgebrochen wurde, sah man eine ganze Heerde dieser Thiere über das Thal nach dem Platze wandern, den soeben eine andere Karawane verlassen hatte. Dort machten sie sich unter einem Baume mit der Nachlese der zurückgebliebenen Abfälle zu thun und räumten das Feld erst, als man ziemlich nahe an sie heran kam. Sie suchen die Reste der Mahlzeit und verstreute Durrakörnchen, und die Gier, mit welcher sie etwa stehen gebliebene Geschirre mit Durrabier leeren, ist wiederholt benutzt worden, um die vom Bier trunkenen Säufer einzufangen.

Ist dies im Allgemeinen der Charakter des grössten Theils der Länder am rechten Nilufer zwischen dem 13. und 17. Breitengrad, so finden wir denselben doch im Süden und Norden wesentlich verändert. Schon im südlichen Theil von Meroe, in Gedaref, treten mehr und mehr Waldungen auf, wie sie am mittleren Lauf des Bahr-el-Asrak in Dar-Sennar vorherrschend sind und den Uebergang bilden zu den Waldgebieten am Fusse des abessinischen Hochlandes. Namentlich sind es viele Akazienarten, wie die Harasakazie (Acacia albida), Acacia nilotica, die gummispendende Acacia Seyal, Tamarinden und Christusdornbäume (Zizyphus Spina Christi), welche schon unterhalb Sennar wahre Urwälder bilden; Schlingpflanzen ranken sich von Baum zu Baum und von Ast zu Ast, den Eindruck des Urwaldes noch verstärkend. Südlicher bildet Tamarix nilotica und der Feigenbaum)Ficus populifolia) in den Wäldern den Hauptbestandtheil. Von Palmen findet sich die Dumpalme (Hyphaena thebaica), welche im Barakathal bis zum 16. ° n. Br. vordringt, vereinzelt noch bis zum 18. °, im Nilthal aber bei dem 26. ° n. Br. erst ihre Grenze erreicht. Dieser eigenthümliche Baum, der durch die Gabelung seines hohen Stammes das Charakteristische des Palmhabitus zum Theil verliert, tritt weiter nördlich mehr vereinzelt auf, aber in den Gebirgsthälern und bei Kassala sammelt er sich zu waldigen Beständen. Die Delebpalme (Borassus flabelliformis) trifft man erst am Sobat. Der eigenartige Affenbrodbaum (Adansonia digitata), dem wir in Kordofan so vielfach begegnen, hat auch hier seine Vertreter.

Digitized by Google

Gehen wir aber einige Breitengrade nach Norden, so wechselt der fette Alluvialboden mit Sandboden. Die fruchtbare Thalebene des Atbara, welche bis zu 3 Kilometer Breite annimmt, verschmälert sich nördlich von Gos Redjeb, wo der Wüstensand beginnt, und der Fluss bildet allmählich nur einen schmalen Wasserstreifen. Durch diese sterile Strecke eilt der Fluss in reissendem Lauf; Dumpalmen und Mimosen bilden einen grünen Gürtel längs seiner Ufer, welche von der einzigen Nässe bespült werden, welche in diesem Landstrich des Durstes zu finden ist.

Die Halmfrucht, welche östlich des Nil gebaut wird und auf dem fetten Boden gedeiht, ist das Durrakorn (Sorghum vulgare) auch Mohrenhirse oder Kaffernkorn genannt. Es bedarf einer Reifezeit von 5—6 Monaten in diesem Landstriche, während es im Bahr-el-Ghasalgebiet, wo es im April gesäet wird, erst Anfang Dezember (nach völliger Beendigung der Regenzeit) ganz gereift ist. Der Halm erreicht eine Höhe bis nahezu 4,70 m und verholzt bei der späteren Sorte so stark, dass aus diesem Material alle Einfriedigungszäune hergestellt werden. Der Schaft der früheren Sorte bleibt grün und entwickelt bei einzelnen Formen einen Reichthum an Zucker, der dem der echten Zuckerhirse (Sorghum saccharatum) in nichts nachsteht. Die Araber kauen das süsse Mark, die Bongo- und Djurneger pressen es in Holzmörsern aus und verdicken den Saft durch Einkochen zu syrupartiger Konsistenz. Die Früchte bilden grosse Büschel und liefern bei der besten Varietät, der Feterita, ein schneeweisses dünnschaliges Korn. Auf manchen Feldern lässt man einen Theil der Stoppeln absichtlich stehen, nach völligem Absterben treibt es beim ersten Regen aus den Wurzeln wieder neue Knospen und gestattet so zweimalige Ernte. Eine Auflockerung des Bodens findet nicht statt, sondern mit einem kleinen Spaten werden im Abstand von 2—3 Fuss flache Löcher ausgestochen, in die man einige Körner wirft und sie mit dem Fuss zutritt. In den ersten Monaten entfernt man das üppig aufsprossende Unkraut und wirft es in grosse Haufen zusammen, als einzigstes hier bekanntes Dungmittel. Es ist eben Gelände genug vorhanden, um den bald erschöpften Boden mit einem anderen Stück zu vertauschen, dessen Bearbeitung ebensowenig Schwierigkeit macht.

Es mögen hier gleich die beiden anderen Getreidearten Erwähnung finden, welche im Sudan von grosser Bedeutung sind, nämlich Duchn und Telebún. Ersteres (Penicillaria) verlangt ebenfalls eine

Digitized by Google

lange Entwickelungsperiode, begnügt sich aber mit einem bei weitem schlechteren Boden, wie z. B. mit dem in Kordofan. Das Telebún (Eleusine coracana) hat ein schlechtes, kleines, meist schwärzliches Korn, ähnlich dem Hanf- oder Kanarienvogelsamen, welches in sternartig geordneten Aehren auf kurzem Halm steht; es liefert einen schlechten Brotbrei von scharfer Säure, eignet sich aber in vorzüglicher Weise zur Bereitung des Biers (Merissa).

Eine Eigenthümlichkeit, welche allen diesen Getreidearten der heissesten Tropenländer anhaftet, besteht darin, dass man aus ihrem Mehl kein Brot backen kann in unserem Sinne, sondern nur arabisches Brot in Gestalt von sogenannten „Kissera“ oder Kisra, d. h. lederartige zähe Scheiben oder Fladen, die wie Pfannkuchen auf der Eisenplatte geröstet werden. Die Neger geniessen es meist in Gestalt von Mehlbrei (Lugma).

Begeben wir uns nun auf das linke Nilufer nach Kordofan und Dar-For. Abgesehen von dem Ueberschwemmungsgebiet des Stromes, wo auf schwarzem fruchtbaren Boden dichter Suntwald (Acacia nilotica) gedeiht, ist hier die Bodenbeschaffenheit eine ganz verschiedene von der östlich des Nil, nicht fruchtbarer Alluvialboden, sondern ein feiner röthlicher Sand, das letzte Zerstörungsprodukt der ehemals viel ansehnlicheren, jetzt nur vereinzelt und als Ruinen dastehenden Berge, in welchem die durch die tropischen Regen gefallene kolossale Wassermenge in wenigen Stunden spurlos verrinnt. Dieser Boden findet sich im Norden bis Dongola, im Süden bis zu den Bergen in Dar-Nuba und im Westen bis in die Nähe des Marrahgebirges. Charakteristisch sind die sandigen Bodenwellen der Gesan (Sing. Goos), zwischen denen sich hier und dort kesselartige Bodenmulden mit fettem thonigen Erdreich antreffen lassen; jene durch Eisengehalt röthlich bis zu ziegelroth, letztere, wo der unter der Sandschicht lagernde Thonboden zu Tage tritt, grau gefärbt. Die Regenbachbetten erreichen nirgend den Nil, da das Wasser, so reichlich es auch niederfällt, von dem Sandboden gierig aufgesogen wird; wohl aber münden sie bisweilen in sogenannte Fuhla, das sind grössere ausgedehntere Einsenkungen, welche während der Regenzeit hierdurch angefüllt werden und zur trockenen Jahreszeit allmählich austrocknen. Da aber der Thonboden hier in geringerer Tiefe angetroffen wird, sind die Brunnen stets mit geringer Mühe anzulegen und versorgen die Umgebung bis auf tageweite Entfernungen mit dem flüssigen Element,

Digitized by Google

während das trocken gelegte Land selbst in Felder verwandelt wird, deren fruchtbarer Boden und unterirdische Feuchtigkeit reichlicheren Ertrag liefern, als in anderen Gegenden. Hierhin gehören die grosse Fuhla Mschek nordöstlich Abu Harras und die Birket und Birket Rachad südlich von El Obeïd, der Hauptstadt Kordofans. Auch in den Cheranbetten liegen die Brunnen flacher, im Uebrigen müssen sie aber oft bis zur Tiefe von 50 m abgetäuft werden und ihre Wandungen werden mit Akazienwurzeln ausgeflochten, um sie in dem sandigen Boden haltbar zu machen.

Während der trocknen Jahreszeit (hier wie in gleichen Breitengraden östlich des Nil annähernd 9 Monate, vom September bis Mai) zeigt die Gegend, den oben angedeuteten Bodenverhältnissen entsprechend, den Charakter der Wüstensteppe, die fahlgelben und rothen Sandwellen nur von einzelnen Büschen dürrer blattloser Akazien unterbrochen. Glühend geht die Sonne auf, brennt den ganzen Tag mit voller Kraft hernieder und sinkt Abends in feuriger Pracht hinter den Horizont, erst mit eintretender Dämmerung eine erträgliche Temperatur gestattend, während am Tag häufig ein glühender Samum dichte Sandwolken über die Oede fegt. Um die grünen Striche der Cheran und Fuhlas sammeln sich die Eingeborenen mit ihren Heerden, nur in deren Nähe sind Ansiedelungen möglich. Da brausen Anfangs Monat Juni nächtliche Stürme über die Gegend, finstere Wolkenmassen ballen sich eines Tages im Osten zusammen, welche gleich einer Mauer bis auf die Erde herabzureichen scheinen, anfangs in mehrere Parthien getheilt, später zu einer dichten, den ganzen Horizont umziehenden Masse vereinigt, welche von Blitzen durchzuckt wird. Von ihr wälzen sich dunkle geballte Wolken gegen Nord, West und Süd, so dass allmählich das ganze Firmament bedeckt wird und die Wolken in Verbindung mit ungeheuren in der Luft schwebenden Sandmassen eine beinahe nachtähnliche Finsterniss hervorbringen. Während in den oberen Luftschichten bereits ein Orkan die Wolken wie riesige, graue und schwarze Federmassen übereinanderwälzt, ist es in den unteren Luftschichten noch unheimlich still; aber immer näher und näher rückt die dunkle Wolkenmauer, das Barometer steigt, während das Thermometer fällt; da zittern einige Luftwellen, unregelmässige Stösse folgen aus Ost und mit einem Male bricht der heftige Orkan, eine Sand-, Staubwolke und Wassermasse, herein, dass das Gesicht benommen wird. Ein wolkenbruchartiger Regen, mit grossen Hagelkörnern unter-

Digitized by Google

mischt und vom Orkan gepeitscht, stürzt aus der Wolkenmasse, welche unaufhörlich von flammenden Blitzen durchrissen wird, während der Donner gleich ununterbrochenen Kanonensalven rollt. Es ist ein grauenhaftes Gemenge von Wolken, Wasserfluthen, Sand- und Staubmassen und Feuergarben, welches über Stundenlänge anhält. Während dessen steigt das Barometer, fällt das Thermometer, nach Beendigung des Gewitters tritt das umgekehrte ein. Marno beobachtete bei dem Sturm, den er am 12. Juni 1875 erlebte und in obiger Weise beschreibt, eine Thermometerdifferenz von 18 ° C. (40 ° bis 22 °) und eine gefallene Regenmenge von 27 ctm.

Die Folge dieses ersten Regenfalls ist, dass jede Bodensenkung der hügeligen und welligen Wüste in eine Wasserlache verwandelt wird, und nach 48 Stunden bedeckt ein kurzer feiner Rasen von aufspriessenden Gräsern und Kräutern, hier dichter, dort spärlicher die Sandsteppe, und an den dürren Akazienbäumen spriessen tausend und aber tausend der feinen Fiederblättchen hervor. Die Nomaden ziehen nun in die Steppe hinaus, wo ihre Heerden reichliche Weide finden, und die in den Dörfern sesshafte Bevölkerung beginnt mit der Bearbeitung des durchfeuchteten Bodens und der Aussaat des Getreides, welches in Kordofan und dem östlichen Dar-For hauptsächlich in Duchn (Penicillaria) besteht, während das Sorghum und Mais nur in den fetteren Bodenschichten des Marrahgebirges gedeiht.

Aber rasch, wie die Wasserlachen entstanden, wenn auch nicht so plötzlich, verschwinden sie wieder, in Folge der enormen Wasserverdunstung bei der hohen Tagestemperatur und der beständig über sie hinstreichenden Winde, sowie in Folge der Infiltration. Fallen nicht in kurzer Frist neue Regen, so ist nach wenigen Tagen der Platz, der sofort von Millionen kleiner Organismen wimmelte, wieder eine trockene Stelle geworden, nur an einer papierdünnen, dunkleren und kompakteren, den Sand überziehenden Kruste erkennbar. Diese feine Humusschicht enthält die animalischen und vegetabilischen Reste der bei der Austrocknung wieder zu Grunde gegangenen Organismen und eine Unmasse von Eiern, Keimen, Sporen etc., welche, durch den Wind mit dem Staub verweht, allüberall bei ihnen gebotener Feuchtigkeit neue Organismen entstehen lassen und so naturgemäss für weite Gebiete ein gleichförmiges Leben entwickeln.

Auf weite Entfernungen erblickt man in der wenig Abwechselung bietenden Gegend die Berge und Gebirgszüge (bis zu 240 m rel. Er-

Digitized by Google

hebung), welche als Reste einstiger jedenfalls viel bedeutenderer Gebirgsmassen aus dem östlichen Theile von Dar-For in der Richtung Nordost bis zum 17° n. Br. sich erstrecken und auch nördlich und südlich von El Obeid als Felskegel (Quarz und Granit) von abenteuerlichen Formen, mehr oder weniger gruppenweise geordnet, angetroffen werden. Sie erheben sich meist mit einem bewaldeten sanftansteigenden Fuss aus der Ebene, steigen dann aber mit glatten Schroffen oder als grosse übereinandergestürzte Felsblöcke empor, so dass sie schwierig zu besteigen sind. Dichter Buschwald und baumreiche Steppen sind nur in der Nähe der Bergerhebungen, wie bei El Obeid anzutreffen; im Süden tritt die Delebpalme (Borassus flabelliformis) mit ihren schönen breiten Fächerwedeln auf, die Dumpalme fristet bis zum 15° n. Br. in einzelnen Exemplaren ein kümmerliches Dasein. Wichtig ist aber der Affenbrodbaum oder Boabab (Adansonia digitata), welcher den wasserarmen Bewohnern häufig als Cisterne dient. Dieser eigenthümliche Baum, dessen Höhe mit seiner Breite in einem merkwürdigen Missverhältniss steht, erreicht vielfach $^1/_2$ m über dem Boden einen Umfang von mehreren 20 m. Zur Regenzeit mit schönem grünen Laub bedeckt, aus welchem grosse weisse Blüthen hervorleuchten, bildet er mit seinen knorrigen vergabelten Aesten riesig breite, aber verhältnissmässig sehr niedrige Kronen. Die nordöstliche Grenze des Baumes ist bei Taiara, 13° n. Br., zu suchen. Der französische Naturforscher Michel Adanson, welcher dem Baum seinen Namen verlieh, berechnete nach seinen Untersuchungen und Vergleichen das Alter der stärksten, am Senegal angetroffenen Stämme auf mehr denn 5000 Jahre; sie sind so alt als die Pyramiden. Die Verwendung des Affenbrodbaumes als Brunnen beschreibt Nachtigal folgenderweise: „Da, wo der Riesenstamm sich in die Hauptäste zu theilen beginnt, wird oberhalb eines solchen in halber Manneshöhe die Oeffnung gemacht — der Schöpfende stellt sich später auf den Ast und schöpft wie aus einem Brunnen — und, sobald dieselbe umfangreich genug erscheint, um einen Mann hindurchzulassen, wird sie in der Breite und Tiefe ausgearbeitet. Das Holz ist so weich und morsch, dass ein Mann bei angestrengter Arbeit einen Baum in drei bis vier Tagen, je nach seinem Umfang, auszuhöhlen vermag. Die Wandung des Baumes lässt man etwa in der Dicke von 30 cm unversehrt; das Wachsthum leidet dadurch in keiner Weise. Sobald der Holzabfall aus der Höhlung entfernt ist, wird die ganze innere Fläche getheert, und der Brunnen ist fertig. Rings um den

Digitized by Google

Baum, in einem Kreis von 3—7 m, wird der Boden gereinigt und gegen den Baum zu flach ausgehöhlt, um das Stehenbleiben des Wassers zu erleichtern. Sobald Regen eintritt, beeilen sich die Einwohner die Bäume mit Wasser zu füllen. Ein solcher vermag bis zu 100 Kamelladungen, d. i. 400 Zentner, zu fassen, der innere Raum misst also bis zu 20 cbm.

Es mögen an dieser Stelle noch einige Grasarten Erwähnung finden, welche in Kordofan, sowie in vielen Gegenden des Sudan die Steppen zur grössten Unannehmlichkeit für den Reisenden bedecken. Nicht nur, dass sie sich zu bedeutender Höhe erheben und mit holzharten Stengeln und scharfen harten Blättern versehen sind, auch ihre Samen sind äusserst lästig. Da ist Cenchrus echinatus, dessen Samen, mit winzigen Kletten vergleichbar, überall, wo sie Halt finden, festhängen und nur mit grösster Mühe wieder losgemacht werden können; ferner die langgrannigen und mit Widerhaken versehenen Samen einer anderen Grasart, welche durch die dichteste Kleidung eindringen und empfindlich verwunden, endlich die morgensternähnlichen Samen des Tribulus, welche Pflanze auf weite Strecken den sandigen Boden mit dunkelgrünem Rasen bedeckt und dessen Samen das Leder der Sandalen und Stiefel angreift. Nur durch hochschäftige Stiefel kann sich der Reisende gegen diese drei liebenswürdigen Geschenke der Steppe einigermassen schützen und wird es am besten vermeiden, zur Zeit der Samenreife zu reisen. Alle Reisenden klagen sie in gleicher Weise als Urheber ihrer zahlreichen Leiden an.

Nach Norden, der Grenze der Wüste näher, wird das Gebiet von Kordofan und Dar-For immer weniger fruchtbar, die Bajudasteppe im Nordosten nimmt schon ganz den Charakter der Wüstensteppe an. Im Zentrum und im Süden ist aber das Gelände verhältnissmässig fruchtbar und bietet zur Regenzeit das Bild mehr oder weniger üppiger hügeliger und welliger Wiesenflächen, bevölkert von Kamelen und Straussen, welche ihrer Federn, eines wichtigen Handelsartikels wegen, vielfach in die Reihe der Hausthiere aufgenommen und gezüchtet werden.

Südlich des 13. Breitengrades, wo die Regenzeit, je weiter man fortschreitet, desto länger andauert, nimmt das Gelände mehr und mehr den Charakter der Nil-Niederung an. Nur die Berge von Dar Nuba und Takale bilden gruppenweise Erhebungen der welligen Ebene, welche zur Nil-Niederung abfällt. Die Bäume, wie sie in den süd

Digitized by Google

lichen Theilen von Gedaref und in Sennar die Waldbestände bilden, treten hier auf, und zu ihnen gesellt sich ein mittelgrosser Baum in den Buschwäldern, die Albizzia sericocephala, mit erstaunlich kleingegliederten, mimosenartigen Blättern und einer schneeweissen dichten Blüthenmenge, welche balsamische Düfte ausströmt.

Am südlichen Ufer des Bahr-el-Arab und Bahr-el-Ghasal betreten wir zunächst die weitausgedehnte Ebene, welche sich von hier bis zum linken Ufer des Bahr-el-Djebel erstreckt, eingeschlossen von beiden Flüssen und dem Fuss der zur Wasserscheide Nil-Kongo allmählich ansteigenden Erhebungen. Sie bildet annähernd ein rechtwinkliges Dreieck, dessen Hypothenuse von Südost nach Nordwest, von Ladó nach Djur Ghattas läuft. Der dem Höhenterrain durchweg eigenthümliche und vielfach zu Tage liegende Raseneisenstein zieht sich auch als Untergrund unter dem Alluvialboden der Nilebene weiter fort. Schweinfurth konstatirte auf dem Wege von der Seriba Djur Ghattas zur Meschra, dass in den Brunnengruben, welche 7000 Schritt von den letzten, den Fuss der Bodenerhebung markirenden Gesteinen entfernt angetroffen wurden, der Raseneisenstein erst bei etwas grösserer Tiefe als 3 m durchstochen war; über demselben lagerte ein graues, sandreiches und gleichartiges Erdreich, der Alluvialboden. Die regenlose Zeit verkürzt sich, je weiter wir nach Süden kommen, da der Regen früher eintritt und länger anhält, allerdings meist in weniger heftigen und andauernden Regengüssen. Schweinfurth beobachtete 1869 (und Heuglin ähnlich 1863), dass bereits der März mit vier kleinen Regenschauern den Charif eröffnete, der April brachte schon sieben Güsse, der Mai zwei mehrstündige Regen, der Juni zehn, Juli elf, August zwölf Regen, jedoch keinen ganzen Regentag. Nur bis Juni waren die Regen von heftigen Stürmen und Gewittern begleitet, dann verloren sich diese fast gänzlich. Man beobachtet, dass in der Regel eine kleine, etwas unregelmässige Regenzeit im März und April durch eine längere Pause von der zweiten, grösseren geschieden ist, welche von Mitte Mai oft bis in den Oktober hinein dauert. In der regenlosen Zeit erscheint das Gelände ungeheuer einförmig; sandige und lehmige Stellen, Regenbachbetten und Ackerflächen sind mit verdorrten Halmen bedeckt, die grösseren Flussläufe, welche ja in verhältnissmässig sehr grosser Zahl die Ebene durchfurchen, sind tief eingeschnitten und zur Bewässerung nicht nutzbar gemacht,

Digitized by Google

Waldungen fehlen; die künstlichen Brunnen treten als wichtigste Lebenserhalter hervor.

Dagegen gleicht zur Regenzeit das Gelände vielfach einem weiten Park, da es mit den herrlichsten Grasflächen sich bedeckt, auf welchen der Baumwuchs sich in Bosketts gruppirt. Diese gipfeln in der Regel in einem grossen Baume, welcher der ganzen Masse gleichsam als Achse und Stützpunkt zu dienen scheint. Die bizarren Formen der wilden Phönix und grosse Kandelaber-Euphorbien charakterisiren den Vegetationstypus; daneben finden die Bäume des südlichen Kordofan, wie die Albizzia sericocephala und zahlreiche Delebpalmen hier ihren Platz. In dem südlichen Gelände, welches am Fuss der Höhen liegt, findet sich der Charakter der Buschwaldungen; lichtgestellte Bäume von 40 und mehr Fuss Höhe wechseln mit Gebüschen und Unterholz ab, dazwischen Grasflächen und hohe Staudendickichte. Hier giebt es manche Bäume, die in ihrem Habitus unseren heimischen Bäumen ausserordentlich ähnlich sind, wie z. B. der Butterbaum (Butyrospermum), welcher auf den ersten Blick mit unserer Eiche einen Vergleich sehr nahe legt. Die Frucht desselben besteht aus einem kugelrunden ölreichen Kern, ähnlich dem einer Rosskastanie, welcher von einer fleischigen Hülle umgeben wird. Die ganze Frucht ist grün und hat die Grösse einer Aprikose; sie wird durch Lagern mürbe wie eine Mispel und bildet ein vorzügliches Obst. Aus den Kernen wird ein Oel gewonnen, welches unter dem Namen „Butter von Galam“ eine gewisse Rolle im Handel, zum wenigsten im Westen, spielt, woselbst der Baum in den Ländern des Tschadseebeckens vielfach verbreitet ist. Neben solchen bekannt anheimelnden Bäumen stehen aber auch viele von völlig eigenartigem Typus, wie die lederblättrigen Feigenbäume, die oben angeführte Kandelaber-Euphorbie, welche an riesenhafte Kakteen erinnert, und die Anona senegalensis mit ihrem blaugrünen, grossen Laube. Die Gummi-Akazien finden hier die südliche Grenze ihrer Verbreitung.

Aber wie überall die einzelnen Vegetationstypen nicht unvermittelt und streng geschieden neben einander stehen, sondern an den Grenzen oft mit einzelnen weit vorgesandten Ausläufern in das angrenzende Gebiet übergreifen, so fand Schweinfurth auch hier einige Enklaven der südlicheren Waldvegetation, wie sie das Gebiet erst jenseit der grossen Wasserscheide im Lande der A-Sandé beherrscht, eingesprengt in die Region des nördlichen Buschwaldes. Hier stehen

Digitized by Google

Exemplare der Raphia vinifera, der Raphiapalme, mit den mächtigen schöngefiederten Blättern, deren dem polirten Holze ähnliche Rippen den Bewohnern der Uelle-Ufer, 4 Breitengrade weiter im Süden, zum Hausbau und zur Geräthe-Anfertigung dienen; hier findet sich die Blippo-Gardenia (Gardenia malleïfera), deren schwarzen Saft die südlicheren Völker zur Bemalung ihrer braunen Haut benutzen. Dichtstehende hohe Stämme bilden einen Park, welcher, von Regenbetten durchfurcht, unter dem dichten Blätterdache sich stete Feuchtigkeit bewahrt und zur Regenzeit vollständig unter Wasser steht. So gleicht er einem Stück Urwald, wie er in den Galerienwaldungen im Uellegebiet zuerst wieder auftritt.

Die Bewohner dieser Ebene sind vor allem Viehzüchter, und genau mit dem Beginn des ansteigenden Geländes, sowohl nach Westen wie nach Süden hin, hört die Viehzucht auf. Wir werden noch von der auffallenden Anhänglichkeit der Dinka an ihre Rinder- und Kuhheerden später reden. Daneben befleissigen sie sich aber auch des Ackerbaues, und zwar gedeiht von Halmfrüchten sowohl Sorghum (Durra) als Duchn, an Hülsenfrüchten verschiedene Bohnenarten (Vigna sinensis und Phaseolus lunatus), welche den unseren ähnlich sind, und zwei unterirdisch ihre Schoten reifende Hülsengewächse, deren Frucht am niederliegenden Kraute in den Erdboden sich einsenkt, nämlich die erbsenartige Voandzeia und die Erdnuss (Arachis). Letzere gehört zu den Oelfrüchten und wird, ebenso wie Sesam, viel gebaut. Hingegen haben die Knollengewächse eine nur untergeordnete Bedeutung. Wir werden diese erst bei den Mangbattu und A-Sandé im Kongogebiet in reicherer Zahl antreffen. Kürbisse und Melonen werden viel gebaut und spielen eine bedeutende Rolle im Haushalt der Eingeborenen, da sie noch vor der Sorghumernte reif werden und zu dieser Zeit, wo Hungersnoth häufig einzutreten pflegt, in kolossalen Massen verzehrt werden. Die Zwiebeln haben mit der Südgrenze von Kordofan und Dar-For auch die ihrige erreicht, ihrem Anbau scheinen unüberwindliche klimatische Schwierigkeiten entgegenzutreten, da auch die Nubier, deren heimathlicher Gartenbau sich fast ausschliesslich mit der Zwiebel beschäftigt, bei aller Anstrengung dieses Gemüse in den Seriben nicht einbürgern konnten.

Merkwürdiger Weise sind diese Gebiete, ebenso wie die südlicheren gänzlich arm an Gewürzen. Den jedenfalls einheimischen Kayennepfeffer, welchen die Abessinier in unglaublicher Masse ver-

Digitized by Google

schlingen, erachten die Eingeborenen als ein Gift (sie brauchen ihn zum Vergiften der Pfeile). Freilich sind sie an eine ziemlich geschmacklose Kost gewöhnt, denn auch das Kochsalz fehlt ja dem ganzen zentralen Afrika und man begnügt sich mit dem aus Holzasche ausgelaugten Natronsalz, eine für europäische Zungen jedenfalls wenig annehmliche Würze.

Dagegen ist der Tabak überall verbreitet und zwar nicht nur der einheimische Bauerntabak (Nicotiana rustica), sondern wunderbarer Weise auch der Virginische Tabak (Nicotiana tabacum). Es ist wohl als gewiss anzunehmen, dass dieser erst vor wenigen Jahrhunderten den Weg von Amerika nach den Ländern der alten Welt genommen hat, und geradezu erstaunlich und beispiellos ist es, dass selbst Afrika, dieser so lange unbekannte und verschlossene Riesenkoloss, bis ins innerste Zentrum diesem Einwanderer so schnell eine Heimathstätte eingeräumt hat.

Eine interessante und dem Menschen in mancher Beziehung nützliche Thierklasse des Sudan sind die Ameisen. Die verschiedensten Formen von Termitenhügeln beobachtete schon Marno in Kordofan; in der Nilebene und auch vielfach auf dem differentiirten Terrain erbauen die Termiten aus rothem eisenhaltigen Lehm mannshohe Kuppeln und Kegel (bis zu 15 Fuss Höhe), welche aus unzähligen, aufrecht stehenden Säulen und Thürmchen zusammengesetzt sind. Hingegen auf dem nackten Steinboden stellen sie kleine hutpilzförmige Bauten her, welche niemals eine bestimmte Höhe (etwa $2^1/_2$ Fuss) übersteigen, aber in Kolonien neben einander gruppirt und stets aus reinem grauen Alluvialthon gebildet sind. Die Lehmmasse dieser Termitenbauten ist so fein zertheilt und mit Schleim zusammengekittet, dass man sie nur mit starken Schlägen zertrümmern kann. Sie sind hart wie gebrannte Ziegel und als Baumaterial verwenden sie auch die Eingeborenen beim Hüttenbau. Schweinfurth erzählt noch von einer anderen Termitenart (Termes arborum), welche er nahe der Kongowasserscheide in einer Galerienwaldung antraf. Sie bauen Nester, an Gestalt und Grösse Weinfässern nicht unähnlich, mühsam zusammengetragen aus tausend und abertausend Blättern, welche vermittels einer thonigen Vermengung ihres Schleims untereinander verkittet, die stärkeren Aeste der Bäume als Achse benutzen und in schwindelnder Höhe angebracht erscheinen.

Der Neger weiss aber diesem Völkchen noch anderen Nutzen

Digitized by Google

abzugewinnen, als die Verwendung ihrer Hügel zu Baumaterial; er weiss durch sie seine mageren Küchenvorräthe zu vervollständigen. In der Nacht, welche auf einen starken Regen folgt, beginnt der rothe Lehmberg des Termitenhügels sich förmlich zu beleben und wimmelt von Myriaden ausgeschlüpfter Termiten, welche man scheffelweise mit geringer Mühe aufzulesen vermag. Bekanntlich unterscheidet man bei dem merkwürdigen Volke der Termiten geschlechtliche (Männchen und Weibchen) und ungeschlechtliche (Soldaten und Arbeiter), erstere sind mit Flügeln ausgestattet, letztere nicht. Es sind die fettleibigen geflügelten Termiten, welche sich, sobald sie herausgekommen, nach kurzem Schwärmen in dichten Haufen um den Fuss des Baues sammeln und im wirren Gedränge der Leiber sich selbst die Flügel abbrechen. Vermittels brennender Strohbündel bringt man die noch schwärmenden Thierchen leicht zum Fall, es regnet dann förmlich Termiten, so dass grosse Körbe in kurzer Frist damit gefüllt werden können. Die Thiere geben, theils geröstet auf der Pfanne, theils in Oel gesotten, eine ungemein erwünschte Aushilfe ab bei dem grossen Mangel an Fett jeder Art, und die Reisenden haben alle ihre Vorzüge zu würdigen gelernt, eine willkommene Zuspeise zur täglichen geschmacklosen Kost von Kisra oder Lugma (Mehlbrei).

Freilich werden die Termiten den Eingeborenen sowie den Reisenden oft zu einer nicht zu unterschätzenden Plage, wenn ihre nomadisirenden Schaaren in unzählbarer Masse den Weg mitten durch ihre Wohnungen nehmen, alles auf ihrem Wege benagend und zerfressend, oder wenn sie gar unter dem Fussboden der Hütten sich ansiedeln und von hier aus ihre nächtlichen Raubzüge unternehmen. Die gefrässigen Thiere müssen einen besonderen Instinkt und äusserst feinen Geruch besitzen, um gerade an der Stelle, wo irgend ein Gegenstand fest auf der Erde aufliegt, unter demselben herauszukommen und in der Finsterniss unsichtbar ihr Zerstörungswerk zu beginnen. Sie scheuen das Tageslicht und bauen deshalb, sobald sie aus der Erde kommen, gleichzeitig mit ihrem Fortschreiten sogleich gewölbte Gänge über sich. Einen Stamm oder eine Stange der Hütte haben sie alsbald mit einer harten Erdkruste überzogen, unter der dann das Zerstörungswerk stattfindet. Einen Schuh, den man von der Erde aufheben will, findet man durch frische Termitengänge mit derselben verklebt und die Sohle während einer Nacht bereits zum Theil zerstört.

Digitized by Google

Junker wurde besonders in seiner Station bei Anfina im Jahre 1885 ausserordentlich durch die Termiten belästigt; sie überfielen seine Tauben und skelettirten dieselben bei lebendigem Leibe, dann machten sie sich durch ihre Wühlarbeit auf dem Boden seiner Wohnhütte bemerkbar, den er jeden Morgen mit Häufchen frisch aufgeworfener Erde bedeckt fand, so dass es offenbar wurde, sie hatten unter der Hütte ihren Sitz und arbeiteten direkt von ihrer Kolonie nach oben. Wenn also der Reisende das Innere seiner Hütte nicht schliesslich durch einen Termitenhügel ausgefüllt sehen wollte, musste er ihnen energisch zu Leibe gehen. Das Graben von tiefen Löchern, bei welchem man im Erdreich eingebettet runde und ovale, graue, Badeschwämmen ähnliche Gebilde voller junger farbloser Larven auffand, sowie das Unterhalten von Feuer in denselben hatte gar keinen Nutzen. Sie arbeiteten an anderen Stellen immer weiter. Es hiess also, ebenfalls nicht zu ruhen, bevor das Zentrum gefunden war. Und dies gelang, die Königin des Staates wurde gefunden, das dicke trächtige Weibchen, dessen mehr als fingerlanger und daumdicker Leib eine weisslichgraue, teigige, etwas durchschimmernde Masse bildete, an deren einem Ende Brust und Kopf der eigentlichen Termite, im Verhältniss zu dem übergrossen, blasig ausgedehnten Leib verschwindend klein, hervorragten. Im Triumph wurde sie davongetragen und die Plage hörte auf. Die Kolonie war zersprengt und löste sich in einzelne nomadisirende Trupps auf.

Sobald wir die Nilebene verlassen und nach Süden oder Südosten fortschreiten, kommen wir auf das in sanftem Aufstieg zur grossen Hauptwasserscheide sich erhebende Gelände, welches hauptsächlich die intensive braunrothe oder ziegelrothe Färbung des Bodens zeigt, welche dem Lateritboden eigenthümlich ist. Stellenweise tritt auch das Gestein zu Tage, meist der leicht zersetzliche Raseneisenstein, höher hinauf auch Gneis und Granitplatten. Ueberall aber, wo nicht reiner Fels vorliegt, ist das Gelände bedeckt mit niederem oder Hochgras und bestanden mit lichtem Savannenwald, der aber nach Süden zu mehr und mehr durch dichteren Buschwald unterbrochen wird. Die Gewässer sind mit Baumwuchs gesäumt; welcher ebenfalls im Süden mehr und mehr dem Charakter der Galeriewaldung sich nähert. Diese selbst, bezw. die Terrassenwaldung, tritt erst nahe der Höhenlinie ein, um jenseit im Kongogebiet das charakteristische Merkmal der Wasserläufe zu werden, wie es bereits früher besprochen wurde. (S. 61.)

Digitized by Google

Mit dem Ueberschreiten der Wasserscheide ändert sich der Typus der Vegetation, zwar nicht plötzlich, sondern hier und da nach Norden übergreifend, aber immerhin in auffallender Weise. Es ist nicht mehr der Typus des östlichen Flusssystems, des Nil, sondern des westlichen, des Kongogebietes. Das zeigt sich in dem Urwaldcharakter, welchen die grösseren Bestände annehmen, bis sie sich südlich vom Uelle zu grossen Tropenwaldmassen nicht nur an den Flussläufen, sondern auch im Zwischengelände, zusammen schliessen; das zeigt sich auch in einzelnen Pflanzenspezies, welche nur diesem westlichen Flusssystem eigen sind. Es musste Schweinfurth ganz wesentlich in seiner Annahme, dass der Uelle nicht zum Nilgebiet gehören könne, bestärken, als er bei seinem ersten Zusammentreffen mit König Munsa denselben Kolanüsse geniessen sah, das unschätzbare Reizmittel in Bornu; es bestärkte ihn auch in dem Glauben, dass der Uelle dem Tschadsee zufliesse. Ausser der echten Kola (Cola acuminata), welche rosaschalige Kerne besitzt, ist die Cola cordifolia bemerkenswerth als einer der verbreitetsten und grössten Galerienbäume. Der Baum schiesst mit astlosem Stamm 80—100 Fuss hoch auf und treibt riesige, herzförmige, oft auch gelappte, lang gestielte Blätter. Die Kerne, welche zu 8—10 in einem Behälter sitzen, sind um die Hälfte kleiner, als die echten, und blutroth. Die Kolanuss enthält bekanntlich mehr Coffeïn als die kräftigste Kaffeebohne und wird neuerdings als Arzneimittel verwendet. Ein zweiter, für das westliche Gebiet charakteristischer Baum ist die Eläispalme (Elaeis guineensis) mit ihren grossen, einfach gefiederten Wedeln auf hohem, schlanken Stamm; sie hat eine grosse Wichtigkeit wegen des aus der Fruchthülse ausgepressten Palmöls und wird deshalb auch vielfach kurz als Oelpalme bezeichnet. Für den Transport wird der mit dem dicklichen Oel gefüllte Krug mit frischen Bananenblättern und mit Bananenrinde überbunden, so dass die bastartigen Streifen der letzteren, in mehreren gekreuzten Lagen angebracht, am Boden des Gefässes sich zu einem Büschel zusammenbinden lassen. Mit abwärts gerichteter Oeffnung wird das Gefäss getragen und ist durch diese Verpackung hermetisch verschlossen.

Die Raphiapalme ist viel verbreitet und tritt im Süden sogar in grösseren Beständen auf, wenngleich nur in Buschform; ausserordentlich wichtig ist die Banane (Musa sapientium), deren Früchte, mächtige Trauben bildend, stellenweise fast die einzige Nahrung bilden müssen.

Digitized by Google

Es giebt deren eine grosse Zahl verschiedener Arten, und ebenso verschieden ist die Verwendung ihrer Früchte. Dieselben werden zum Theil (die kleineren) in reifem Zustande roh gegessen, zum Theil (die grössten Arten, die fusslangen Pisangfrüchte) in fast reifem Zustande gedämpft und dann durchschnitten. Andere werden, noch unreif, in Scheiben geschnitten und gebraten, oder roh zerrieben und zu einem pfannkuchenartigen Gebäck verwendet; andere endlich, gereift, an der Sonne gedörrt, wodurch sie mit einer Zuckerkruste sich überziehen und eine lange Aufbewahrung gestatten. So wird die Küche durch diese einzige Baumfrucht in vielgestaltiger Weise bereichert. Dabei ist der Anbau des Baumes äusserst einfach: man steckt die jungen Schösslinge in das vom Regen erweichte Erdreich, die alten sterben von selbst ab, und die Pflanzung ist bestellt. Man sieht, dass der Neger durch die Natur selbst verwöhnt wird, und da die Nothwendigkeit, seinen Lebensunterhalt sich durch anhaltende und harte Arbeit zu erwerben, niemals an ihn herantritt, er also nicht zu derselben erzogen wird, ist seine Arbeitsscheu nur ein natürliches Produkt der Verhältnisse seines Geburtslandes. Alle übrigen Kulturen machen ihm ebenso wenig Arbeit und selbst das Kleid wächst ihm am Baume zu. Es ist eine Feigenbaumart (Urostigma Kotschyana), welche dem Mangbattu seinen „Rokko“ liefert und deshalb bei keiner Hütte desselben fehlt. Wenn der Stamm des Baumes Mannesleibstärke erreicht hat, so entschält man denselben vollständig, mittelst zweier Ringschnitte, und bearbeitet die Rinde durch Klopfen so lange, bis sie zu einem dichten und geschmeidigen Stoff, einem Gewebe nicht unähnlich, sich verwandelt. Der Baum stirbt nicht ab, sondern ersetzt seine Rinde durch langsames Ueberwachsen einer Bastschicht vom oberen Schnitt aus, und im Verlauf von drei Jahren ist ein neues Kleid gewachsen.

Es würde zu weit führen, auch nur die wichtigsten Baumgewächse dieses vegetationsreichen Gebietes alle eingehend zu besprechen; noch seien erwähnt die Sauabäume (Lophira alata), deren prächtige stolze Kronen in ihrer haselnussgrossen Frucht ein schönes Oel liefern; die mächtigen Feigenbäume (ficus lutea oder platyphylla), deren Stämme bei geringer Höhe eine gewaltige Dicke erreichen und eine enorm ausgebreitete Krone tragen; die einzelnen Aeste würden den Vergleich mit unseren stärksten Nadelholzstämmen nicht zu scheuen haben und sind mit kurzen Luftwurzeln, wie mit einem Barte dicht behangen, so dass sie mit einem Geflecht von Stricken und Tauen umgeben zu sein

Digitized by Google

scheinen. Die Gardenia malleifera, deren Büsche mit grossen weissen Trichterblüthen prachtvoll geschmückt sind, ist bereits früher erwähnt. Im Allgemeinen pflegt man anzunehmen, dass für Verbreitung bestimmter Pflanzenformen die Breitengrade massgebend seien; jedoch zeigt sich hier im nördlichen Kongobecken, dass die orographischen und hydrographischen Verhältnisse hierbei eine grosse Rolle spielen. Junker hat nämlich die Bananen, die Elaeis- und Raphiapalme, welche weiter im Osten erst südlich des Uelle angetroffen werden, in der Länge des 25. Meridians auch noch zwischen dem 5. und 6. Grad n. Br. (also 2 Breitengrade weiter nördlich) in grosser Anzahl vorgefunden, woraus er wohl nicht mit Unrecht den Schluss zieht, dass die Richtung der Hauptwasserscheide Nil-Kongo von Südost nach Nordwest auch die Richtung der Grenzlinie für die Verbreitung vieler Pflanzenformen bedingt. Merkwürdiger Weise wachsen südlich vom 5° n. Br. und westlich vom 25° ö. L. keine dieser Pflanzen bis zum Uelle.

Von den Halmfrüchten verschwindet auf dem Höhenterrain zunächst Durra, dann auch Duchn und es bleibt nur als ein Ersatz die Eleusine, Telebun. Die Mittu und Bongo bauen noch beide ersteren Arten an, und die erstgenannten, welche als Ackerbauer besonders sich auszeichnen (zwischen dem 5. und 6. Breitengrade) neben jenen Getreidearten auch Mais. Im Kongogebiet aber nimmt selbst der Anbau von Telebun, je weiter nach Süden, desto mehr ab. Dort gelangen wir in das Gebiet der Knollengewächse, welche nächst den oben erwähnten Bananen die hauptsächlichste Nahrung bieten. Süsse Bataten und Cassaven (Manioca) erreichen hier den höchsten Grad der Vollkommenheit, was Grösse und Qualität anbetrifft. Von Maniok giebt es zwei Arten, nämlich die süsse, welche gekocht oder geröstet ohne Schaden für die Gesundheit genossen wird, und die bittere Maniokwurzel. Diese muss ihres Blausäuregehaltes wegen erst tagelang gewässert und ausgelaugt werden und hat dann, getrocknet, einen penetrant widerlichen Geruch, das daraus bereitete Mehl wird aber, namentlich durch Mischung mit anderen Mehlsorten, sogar für den Europäer geniessbar. Die Yams von Zentralafrika liefern eine Knolle, welche nicht nur durch ihre Gestalt, sondern auch durch ihre Grösse an Elefantenfüsse erinnert, denn sie erreicht das Gewicht von 50—80 Pfund. Die Knollenmasse, die sich leicht gar kochen lässt, ist locker, mehlig und etwas gekörnt, lockerer als unsere zartesten Kartoffelsorten und diesen an Geschmack entschieden vorzuziehen.

Digitized by Google

Noch seien erwähnt Colocasia antiquorum und Sesamum indicum, dessen ölreicher Samen aber nicht zur Oelgewinnung benutzt wird, sondern, ebenso wie die Kürbiskerne, nur zerrieben und gekocht als Zukost zum Mehlbrei dient.

All diese Gewächse bedürfen nur ausserordentlich geringer Pflege und die Zubereitung, wie das Mahlen bezw. Zerstampfen des Korns, das Bierbrauen u. dergl. fällt allein den Frauen zu. Diese haben allerdings hiermit oft eine ganz gewaltige Arbeit zu leisten. Denn das Mahlen geschieht knieend auf einem Reibstein (Murhaka), wie wir es auf altägyptischen Reliefs dargestellt finden, noch heutigen Tages bei den nördlicheren Sudannegern, und es ist eine harte Arbeit, der sich die Frauen auch auf Reisen unterziehen müssen; denn der Sudanneger lässt sich nicht, wie der eingeborene Träger südlich des Aequator darauf ein; und so müssen die Frauen auch die schweren Mahlsteine auf dem Marsch mit sich schleppen. Wie zeitraubend und anstrengend aber diese Arbeit ist, kann man daraus entnehmen, dass selbst bei anhaltender Tagearbeit eine Frau nur den Bedarf für vier bis sechs Menschen beschaffen kann. Im Süden des ägyptischen Sudan wird das Korn meist in Mörsern (Funduk) gestampft, welche aus Holz oder auch aus Elfenbein hergestellt, sehr verschiedene Grössen erhalten und entweder von einer Frau oder von zweien gleichzeitig bedient werden.

Das bessere Bier (Merissa) wird aus Telebun bereitet, und kann, von kundiger Hand sorgfältig hergestellt und gut durchgeseiht, ein wohlschmeckendes, unseren Biersorten ähnliches, schäumendes Getränk sein, welches in Wahrheit als flüssiges Brod betrachtet werden kann und auch von den Eingeborenen als solches betrachtet wird; denn mancher Sandéhäuptling lebt zumeist von diesem seinem Lieblingsgetränk und gewinnt dabei täglich an körperlicher Rundung. Junker erzählt mit einem gewissen behaglichen Nachgeschmack der Erinnerung von den Krügen köstlichen Negerbiers bei Bakangái, und Casati weiss viel Rühmens von der Schwester (nach Emin wohl früheren Frau) Munsas, welche nicht nur im Staatsrath Niángaras ein vernünftig und bedeutsames Wort zu reden wusste, sondern als Bierbrauerin sich eines ganz bedeutenden Rufes erfreute.

Auf unserem Wege von Kordofan bis zum Uelle haben wir die lukullischen Genüsse der Sudanneger, so weit sie dem Pflanzenreiche angehören, so ziemlich kennen gelernt. Und alle übrige Nahrung hat

eigentlich nur den Werth von Zuspeisen, sowohl das erlegte Wild, als die geschlachteten Ziegen und Hunde; Rindvieh schlachtet der viehzüchtende Dinka nicht, er muss es mitansehen, dass der Nubier dasselbe ihm raubt und verzehrt. Als Zuspeise dienen auch die Hühner, die nirgends gänzlich fehlen, die Ameisen und Kürbisse, sowie Heuschrecken, wenn ihre Schwärme angetroffen werden. Wenn aber früher betont wurde, dass die Rindviehzucht sich links des Nil nur auf die Ebene beschränke, so muss nun hinzugefügt werden, dass zwischen dem 2. und 4. Grad n. Br. mehrere Volksstämme das Höhenterrain bewohnen, welche auch Viehzucht treiben, namentlich die Kaliká, Lubari- und Loggostämme, welche sämmtlich der Gruppe der Madineger angehören.

Es bleibt uns noch übrig, einen Blick auf das Gelände östlich des Nil und südlich des 10. Grades n. Br. zu werfen, so weit uns dasselbe durch Emins Reisen bekannt geworden ist. Bis zum 5. Breitengrade ist das Terrain östlich der Nilebene gänzlich unbekannt, selbst Junkers Fahrt auf dem Sobat hat keine grosse Ausdehnung erreicht und nur so viel festgestellt, dass die Steppen- und Buschlandschaft am oberen Sobatlauf dem Charakter der Waldungen Platz macht. Dagegen weicht das Terrain südlich des 5. Grades gänzlich von den bisher betrachteten Gebieten bezüglich seiner orographischen Beschaffenheit ab, indem es hier, je weiter nach Süden und Westen, desto mehr den ausgesprochenen Gebirgscharakter annimmt. Von der Sekundärwasserscheide, welche anschliessend an den Hauptgebirgszug ungefähr bei dem 4. Grad n. Br. von Ost nach West läuft und durch die Stationen Agaru und Faradjok bestimmt ist, nehmen mehrere Gewässer ihren Ursprung und fliessen: der Chor-Kit in nordwestlicher Richtung zum Nil, Ginetti, Kohs und Tu in paralleler beinahe nördlicher Richtung zur Nilebene, in der sie versumpfen. Südlich bildet die bezeichnete Sekundärwasserscheide mit dem Gebirgszug von Lirem eine Art mächtigen Bergkessel, von dem die Wasserlinien: Ejuppi und Baggär-Assua dem Nil direkt zuführen. Eigenthümlicher Weise sind diese Wasserläufe zum Theil permanent fliessende, wie Ginetti, Tu und Assua, zum Theil nur Regenbetten, wie der Chor-Kohs. Ihre Thäler sind durch felsige Bergzüge eingeschlossen, welche vielfach dicht bewaldet sind, und mit Stein- und Felstrümmern überstreut, welche zum Theil, wie im Thal des Kohs, als recht ansehnliche, mitten im Thal sich erhebende Felsberge mit platten Oberflächen

Digitized by Google

auftreten und Veranlassung gegeben haben zu der eigenartigen Anordnung der Ortschaften, welche zum grossen Theil Kuppen und Abhänge dieser Höhen benutzen und durch Terrassirung und Pallisadirung zu starken Festungen ausgebaut haben. In den Thälern, welche im Charif ganz überschwemmt werden, wechselt Lehm mit Sand und tiefschwarzem Humus, im Norden auch gelber harter Eisenthon (Laterit) mit vielen Quarzfragmenten, in den Flussbetten tritt das Trümmergestein (Granit) und auch wohl Thoneisenstein zu Tage.

Die Thalsohlen sind zur Kultur benutzt, jedoch tritt der Feldbau trotz des guten Bodens sehr zurück hinter der Jagd, welcher die Lattukaleute und Schuli mit besonderer Vorliebe sich hingeben, aufgefordert durch das wildreiche günstige Gelände. Auf den flacheren Bergausläufern ist die gewöhnliche Parklandschaft vorherrschend, in den Niederungen an ihrem Fusse vielfach Waldung vertreten. Die Kulturpflanzen und Bäume weichen nicht ab von denen im Nilthal, auffallend ist nur die Dumpalme, welche im Kohsthal bis nahe zum 4. Breitengrade vordringt, also bedeutend weiter, als im Nilthal. Rindvieh und Schafe wurden früher in Lattuka viel gezüchtet, ihre Heerden sind aber durch die Räubereien der Araber bedeutend reduzirt worden.

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt.

Allgemeine Charakteristik der Bevölkerung.

Viertes Kapitel.

Die mohammedanische Bevölkerung.

1. Nubien.

Bei der Betrachtung der Völkerschaften des Sudan werde ich nicht umhin können, wenngleich es meine Hauptaufgabe ist, die Negervölker des Sudan zu schildern, auch auf die Bewohner von Nubien einen Blick zu werfen, da die Geschichte und die Geschicke der Negervölker mit jenen in den letzten Jahrzehnten nur allzueng verbunden und durch sie in unseligster Weise beeinflusst worden sind.

Nubien umfasst das dem Vicekönig von Aegypten unterworfene Gebiet von dem Breitegrad der Katarakte bei Assuan im Norden bis etwa zur Breite von Chartum und von den Küsten des Rothen Meeres und den nordwestlichen Grenzen Abessiniens bis in das Innere der Grossen Libyschen Wüste westlich vom Nil und jenseits des Oasenzuges. Nach der Berechnung des ägyptischen Generalstabes beträgt sein Flächeninhalt etwa 864 500 qkm mit ca. 1 Million Einwohner; jedoch schwindet diese grosse Zahl stark zusammen, wenn man die unkultivirbaren, nur von nomadisirenden Hirtenvölkern spärlich bewohnten Wüsten und Steppen dem wirklich besiedelten schmalen Streifen Kulturlandes gegenüberstellt, welcher von Assuan bis Chartum sich erstreckt und nur im Dar-Dongola sich einigermassen erweitert. Dongola ist die Hauptstadt des Landes und vermittelt einen regen

Digitized by Google

Karavanenverkehr durch die brennenden Wüstengebiete nach dem Dar-For und Kordofan und durch die Bajudasteppe nach Chartum und Berber. Den Namen Dongolaner oder Danagla (Sing. Dongolaui) finden wir deshalb vielfach als Bezeichnung der aus Nubien stammenden Soldaten und Helfershelfer der den Sudan ausbeutenden Kaufleute, Elfenbein- und Sklavenhändler.

Im Nilthal selbst ist ein Volksstamm ansässig, welcher in Aegypten Barabra genannt, nach den Ansichten der neueren Forscher (Lepsius) als ein ächt afrikanisches Volk angesehen werden muss und in seiner Sprache eine grosse Verwandtschaft mit dem Stamm der Nubaneger verräth, welche im Süden von Kordofan die an den Bergabhängen von Dar-Nuba angebauten armseligen Dörfer bewohnen, von den benachbarten Räuberhorden der nomadisirenden Bagara-Araber ihrer Intelligenz wegen als Sklaven hochgeschätzt und daher ihren Räubereien und Verfolgungen ständig ausgesetzt sind. Dieser Negerschlag edler Rasse, welcher in Nubien durch die Vermischung mit hamitischen (äthiopischen) und semitischen (arabischen) Einwanderern viel vom Negertypus verlor, erzeugt Männer von vollendet schönem Körperbau, länglichem ovalen Gesicht, gekrümmter Nase, dicken aber nicht vorstehenden Lippen, schwachem Bart, lebhaften dunklen Augen, gelocktem aber nie wolligem Haar und von tiefer schön glänzender Broncefarbe der Haut.

Die östlich gelegenen Steppen und Wüsten bewohnen die Bedjastämme, unter welchen man der ihnen gemeinsamen Sprache Tu-Bedawijje wegen die Bischarin, Hadéndoa und andere nomadisirende Beduinenstämme zusammenfasst. Nach Lepsius und Quatremère sind diese als Nachkommen des Volkes zu betrachten, welches einst das blühende Meroe bewohnte und unter dem Namen der Blemmyer von den alten Schriftstellern erwähnt wird. Ihnen würde demnach vor allen anderen der Name der „Aethiopier" zukommen, welche von den Herrschern des alten ägyptischen Reiches bekriegt wurden, bald für einige Menschenalter unterworfen, bald die politisch schwierige Lage ihrer Nachbarn benutzend, wieder vom Joch sich befreiten, bis sie (mit dem Schlusse der 24. Dynastie) unter Schebeks Führung ihrerseits siegreich in Aegypten eindrangen und dieses zu einer Provinz des äthiopischen Reiches machten. Zwar kehrte Turakos, einer der Nachkommen Schebeks, freiwillig nach Aethiopien zurück, aber nur, um daselbst als Gründer blühender Dynastien ägyptische Kunst und

Digitized by Google

Civilisation in Aethiopien heimisch zu machen und zu einer gewissen Selbstständigkeit zu erheben. Unter dem Namen der Blemmyer erwähnt sie Procop, und zwar sind es die Nuba, welche nach seinem Bericht vom Kaiser Diocletian in den letzten Jahren des dritten Jahrhunderts (n. Chr.) im Nilthal oberhalb Syene (Assuan) angesiedelt wurden, um Aegypten gegen die räuberischen Einfälle der Blemmyer zu schützen. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts fielen freilich beide Völkerschaften vereint in Oberägypten ein und in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts haben die Nubier unter König Silio ein grosses Reich bis gegen die Insel Meroe und gegen Abessinien hin erobert. Dann dringt das Christenthum nach jakobitischer Lehre in diese Gegenden, und bis zum 14. Jahrhundert blüht das christliche Reich Nubien. Der König residirte in Dongola, Statthalter regierten die Provinzen, zahlreiche Kirchen und Klöster wurden erbaut, von denen noch die Ruinen im Nilthal Zeugniss ablegen. Das alte Reich ist verschwunden, die Religion durch die der Moslems verdrängt, aber als Ueberreste derselben blieben die Kopten, welche im ganzen Sudan, die Träger der Schreibgelehrsamkeit, als Beamte funktioniren.

Die Bedja-Beduinen haben schwarzes, stark krauses und wolliges Haar, von dem ungelockten der Araber, wie von dem feinen Wollhaar der Neger wesentlich verschieden. Sie tragen es lang, so dass es das äussere Ohr ganz verdeckt, während das obere Kopfhaar durch einen kreisförmigen Scheitel vom seitlichen und hinteren Haar abgetheilt, gerade aufgerichtet in einem dicken Busch emporsteht. Mit Hammeltalg und zwar nicht mit geschmolzenem, sondern mit rohem, gekauten Talg wird das Haar durchgearbeitet und in seiner Lage erhalten. Die beim Frisiren benutzten langen Stäbe oder Nadeln aus Elfenbein oder Horn werden durch den abstehenden Haarbusch quer durchgesteckt.

Neben den genannten Volksstämmen sind nun eine Reihe anderer aufzuführen, welche ihre Abstammung auf arabische Einwanderung zurückführen, nämlich die kriegerischen Schaikie (Dar Schaikie zwischen Dongola und Abu-Hammed), ein Zweigstamm der angeblich aus dem Hedjas eingewanderten Djaalin-Araber, stromaufwärts anschliessend die Monastir- und Robatat-Araber und südlich von Berber die Djaalin und Hassanie. Diese Stämme sind eingewanderte Araber, der Hautfarbe nach oft kaum von den Nubiern zu unterscheiden, jedoch von höherem Wuchse, vorstehender Stirn, proportio-

Digitized by Google

nirtem Mund, niemals mit aufgeworfenen Lippen, ziemlich starkem Bart, wenig oder gar nicht gelocktem Haupthaar. Viehzucht bildet, wie bei ihren Voreltern, ihre Beschäftigung und beschafft ihren Lebensunterhalt.

Die Einwanderung der arabischen Stämme in Nubien begann, bald nachdem Amr Ibn-el-Aas, der Feldherr des Chalifen Omar, Aegypten erobert hatte (Alexandrien fiel nach langer und hartnäckiger Vertheidigung 641 n. Chr.). Die Nubier hatten vereint mit den Bedja den Griechen in Oberägypten gegen die Islamiten Hilfe geleistet, nun traf sie alle das gleiche Loos; Amrs Kriegsschaaren drangen wiederholt in Nubien ein und unterwarfen 651 in Dongola den Herrscher der Nubier, indem sie ihn zur Zahlung eines Tributes in Sklaven verpflichteten. Damals erstreckte sich die christliche Religion über das ganze Nilthal bis Sennar und Abesinien, sie war die der Kopten und die Bischöfe wurden von dem Patriarchen in Alexandrien ernannt.

Von dieser Zeit beginnt mehr und mehr die Bedrängung durch die Anhänger Mohammeds. Im Jahre 1172 wurden die Nubier für Einfälle in Oberägypten durch Saladin gezüchtigt und im Jahr darauf dringt dessen Bruder Schems Eddawlah Turanschah von Yemen aus in Nubien ein. Nordnubien wurde unterdessen von Kenz-ed-Dowla und seinem Stamm erobert; aber 1174 besiegte Saladins Bruder Almelik Aladil diesen als Aufrührer. — Im Jahre 1275 sandte der Mamelukensultan Djaher Beibars von Aegypten eine Armee nach Nubien, welche die christlichen Kirchen zerstörte, und den Besiegten die Wahl stellte, den Islam anzunehmen oder Kopfsteuer zu zahlen. Sie wählten letzteres und mit reicher Beute zogen die Mohammedaner ab. — Im Jahre 1517 endlich eroberte der Osmanensultan Selim I. Aegypten und sendete Truppen nach Nubien, welche sich im Nilthal bis Ibrim und Say festsetzten.

In den letzten Jahrhunderten war Dar-Dongola ein Lehen des in Sennar regierenden Königshauses der Fundj, welches auch im Osten seine Macht bis über den Atbara ausdehnte, woselbst die Bedjastämme in Taka in einer allerdings sehr wenig fühlbaren Abhängigkeit standen. Ums Jahr 1770 unterwarf der Sennarkönig Adlân auch Kordofan seiner Oberhoheit und setzte seinen General Nasîb zum Melik (Vicekönig) daselbst ein; jedoch ging diese Provinz bereits fünf Jahre später wieder verloren, indem der Melik von Sennar durch eine aus Dar-For einrückende Armee geschlagen und vertrieben wurde.

Digitized by Google

Im Jahr 1820 begannen dann aber die Kriegszüge Aegyptens gegen Nubien, welche der Herrlichkeit der Könige von Sennar ein schnelles Ende bereiteten und ganz Nubien unter ägyptische Herrschaft brachten. Hiermit beginnt aber nicht nur für Nubien, sondern auch für Kordofan, Dar-For und den südlichen Sudan eine neue verhängnissvolle Aera, die ich später im Zusammenhang darstellen will.

Sind die verschiedenen Volksstämme Nubiens, die eingeborenen Nubier, die Bedja- und Araberstämme auch in den uns wenig bekannten Jahrhunderten ihres Streitens um Besitz und Herrschaft vielfach durcheinander geworfen und vermischt, so haben sich doch noch viele charakteristische Eigenthümlichkeiten erhalten und es möchte nicht überflüssig sein, einige Streiflichter auf diese Nachbarn der Negervölker zu werfen, um die Eigenthümlichkeiten der letzteren durch den Gegensatz deutlicher hervortreten zu lassen. Begleiten wir also Junker nach Suq-Abu-Sin, im Gebiet der Schukuriebeduinen, dem Hauptmarktplatz der Provinz Gedaref, wo er einem Markttag beizuwohnen Gelegenheit fand.

Lange Reihen von Dumpalmenmatten sind auf dem weiten Platze ausgebreitet, auf welchem die Krämer ihre Waaren anordneten, ambulante Butiken durch ein dreieckiges, von einem Stocke gestütztes Stück Matte, wie von einem Sonnenschirm eingedeckt. In grösseren, einer Rekuba (ein viereckiger, nach Norden offener Bau aus stärkeren Baumstämmen mit flachem Strohdach und Wänden aus Matten) ähnlichen Buden bieten die reicheren Kaufleute eingeführte Stoffe, Schmuck, Wohlgerüche und allerlei Kleinwaaren feil. Fliegende Küchen verbreiten den durchdringenden Geruch verbrannten Fettes, mit wahren Stentorstimmen preisen die Köche ihre Eierkuchen u. dgl. an. Weiterhin, wo der Platz sich in die Steppe erstreckt, werden Buckelrinder mit kurzen, aufrecht gewundenen Hörnern, Maulthiere und Schaaren von Kamelen, die als Zeichen ihrer Verkäuflichkeit eine Bastschlinge um den Hals tragen, gehandelt; daneben sieht man gekoppelte Esel und Eselsscheerer, die kunstbeflissen die Grauthiere ornamentiren, indem sie die Haare streifenförmig am Maul, Hals und Füssen ausschneiden, was den unansehnlichen Langohren ein überraschend zierliches und schmuckes Aussehen verleiht. Besonders lebhaft geht es zu, wo Schafe und Ziegen feilgeboten werden. Ueberall aber giebt es ein Schreien, Drängen und Feilschen, Männer, Weiber und Kinder ziehen

Digitized by Google

umher, Beduinen und Fellachen *), Sklaven vom blauen und weissen Nil, aus Fazogl (südlich Dar-Sennar), aus Abessinien und den Galla-ländern, Dinka und Schilluk, die an Schwärze der Haut mit den Fôranern und Wadaï-Nigritiern wetteifern. Zwischen all diesem Volk fesselt ein zerlumpter Bettelmönch, ein Fâkir **) mit staubigem, wirr umherflatterndem Haar, welches in langen Strähnen von seinem halb-idiotischen Kopfe herabfällt, die Aufmerksamkeit für einige Augenblicke. Auf hochbeinig schlanken Dromedaren kommen die Steppenkönige, die Schujûch (Plur. von Schech: Aeltester, Häuptling) der Bedjastämme, umgeben von einem Tross von Dienern, die in ihrem einfachen, überraschend schön drapirten Stücke Zeug, dem bunt geränderten Tôb, kaum weniger malerisch und eindrucksvoll erscheinen, als ihre in weitwallende 'A'bije (Plur. von 'Abâje, ein wollener ärmelloser Mantel) eingehüllten, turbanbedeckten Herren. Schleierlos wandern die Beduinenweiber und die oft nur mit einem Rachat bekleideten Mädchen mit oder ohne Gefolge von Sklavinnen umher, welche wenig besorgt zu sein scheinen, ob durch die Verschiebung ihres schmutzgebräunten Baumwollüberwurfs, des Tôb, die häufig stark verwelkten, hie und da aber herausfordernd reich modellirten Reize der Neugierde der Männer preisgegeben werden.

Das Beduinenweib ist im Verhältniss zu den Frauen der Stadtbewohner und Fellachen frei zu nennen. Die Haremswirthschaft ist ein Produkt der durch den Luxus in den Städten verfallenen Sitten und socialen Zustände und hat bei den Zeltbewohnern nie rechten Boden gewonnen; die Vielweiberei ist bei den Beduinen eine Ausnahme und die Frau führt im Hause ein schärferes Regiment, als sich mit dem so trotzigen und stolzen Wesen dieser halbwilden Nomaden leicht vereinigen lässt. Der heissblütige Beduine, ob er reiner Araber oder

*) Die freien Araber, Bewohner der Wüste, sind die Beduinen, vom arabischen: Bédawij, Wüstenbewohner, und werden mit dem Kollektivnamen Urbân (Plur. am Arab) benannt, also eigentlich Araber gleich Beduinen. Dagegen heisst der unfreie Araber in den Städten Aulâd-el-Arab, der ackerbauende, ansässige aber Fellâh.

**) Die Fukarâ (Sing. Fakir) bilden eine Art niederer armer Geistlichkeit, können lesen, schreiben und wissen im Koran Bescheid, haben also schon hierdurch einen bedeutenden Einfluss bei der gänzlich kenntnisslosen Bevölkerung. Durch Unterricht, Amuletanfertigung, Gebetelesen erwerben sie ihren Unterhalt. Zu unterscheiden sind von ihnen die Fukahâ (Sing. Fakih) die Rechtsgelehrten, obgleich sie als Kadi, Schullehrer und Mufti auch öfters Fukarâ sind.

Digitized by Google

halbblut ist, hat für Mädchenschönheit und Frauenwerth stets ein offenes Auge und ein empfängliches Herz.

Hierfür zeugt unter anderem auch die hohe Bedeutung, welche seitens der männlichen Jugend dem Amt eines Achû el-Benât beigelegt wird. Die jungen Burschen der Bedjastämme fordern sich bei gewissen festlichen Gelegenheiten zu einem Zweikampf eigenthümlicher Art heraus. Bis zum Gürtel entblösst, in der nervigen Faust die durch Einfettung recht biegsam gemachte Peitsche aus Nilpferdhaut, bearbeiten sie sich bis zu völliger Erschöpfung, bis sie kraft- und widerstandslos, blutüberströmt zusammenbrechen. Der Ausdauerndste bei dieser Prügelei erwirbt den Ehrentitel des Achû el-Benât, d. h. Bruder, Auserwählter der Mädchen. Sie tragen ihn mit Stolz und rühmen sich dessen im Kampfe gegen den Gegner, darauf hin, dass von ihnen das Weib umworben, nicht einfach erkauft wird. Eine ähnliche Sitte schildert Casati, als bei den Hochzeiten der Danagla üblich. Auch bei den Negervölkern finden wir Beispiele von hervorragenden Frauen, wie z. B. Munsas, des Mangbattufürsten Schwester, welche als tapfere Amazone die Krieger in den Kampf führte und ihren Namen denen der grössten Helden ihres Stammes beigesellte. Aber es ist ein wesentlich anderes Moment, welches zur Sprache kommt bei den Araber- und Bedjastämmen, wenn sie in früheren Zeiten Angesichts eines Kampfes, dessen glücklicher Ausgang voraussichtlich nur durch die äusserste Anstrengung errungen werden konnte, das schönste Mädchen des Stammes auf einem reichgeschirrten Kamel mit in den Kampf führten; sie wandten sich hiermit an den ritterlichen Sinn ihrer Jugend. Unverschleiert, als Braut geschmückt und mit aufgelösten Flechten und entblösstem Halse reitet sie in die erste Schlachtreihe und hält vor der Elite des Heeres, der Jugend des Stammes, um deren feierliches Gelübde, zu siegen oder zu sterben, entgegenzunehmen. Dann beginnt der Kampf, und auf die Wegnahme und Vertheidigung der Jungfrau ist beiderseits alle Anstrengung gerichtet, für diesen Preis fällt wohl nicht selten die gesammte männliche Jugend des Stammes. Noch im Jahre 1820 soll in der Schlacht bei Korti, welche über Nubiens Schicksal entschied, ein sehr schönes und junges Mädchen an der Seite der Schaikiearaber gekämpft und ihren Tod durch die Kugel eines Arnauten gefunden haben.

Der oben erwähnte Rachat ist das Bekleidungsstück der Mädchen in Nubien und im Sudan bis weit hinauf am Nil und zwar häufig das

Digitized by Google

einzigste Bekleidungsstück. Es besteht aus einem breiten Baumwollen- oder Ledergürtel, an dem eine Fülle dichter feiner Riemen oder Schnüre bis zum halben Schenkel herabfällt. Es ist ein gefälliges und selbst kokettes Kleid an dem schlanken bronceglänzenden Körper der feingegliederten Nubierinnen und Beduinenmädchen. Um den Hals schlingen die Frauen cylinderförmige und viereckige Lederamulette an langen, gedrehten Riemen; denn sie sind abergläubisch in hohem Grade, wie alle Bewohner des Sudan und erblicken in den von den Amuletten umschlossenen Koransprüchen unfehlbare Schutzmittel gegen allerlei bösen Zauber. Reichen Schmuck tragen sie um Hals und Stirn, aus fein ornamentirten und gebuckelten Metallplatten (Silber oder Gold), Perlen und Schnüren bestehend, und besonders wirken die beiderseits der Wangen herabhängenden grossen Scheiben im Gegensatz zum tiefschwarzen Haar ausserordentlich charakteristisch.

Mit so wenig Kleidung die Frau sich zufrieden giebt, so viel braucht sie Schmucksachen und — Parfüm; und zwar ist die Art und Weise, wie sich die Frauen nicht nur im nubischen Nilthal, in Sennar und Meroe, sondern auch in Kordofan und Dar-For in angenehmen Geruch zu setzen wissen, eine höchst eigenthümliche. In allen ihren Behausungen finden sich kleine Gruben im Fussboden, etwa 1 Fuss tief und $^3/_4$ Fuss im Durchmesser, die entweder mit hartem Thon sorgfältig ausgefüttert oder mit einem Topf versehen sind. Hierin wird ein langsam brennendes Holzfeuer entzündet, Spezereien, wie Nelken, Ingwer, Zimmet, Weihrauch, Sandelholz, Myrthe darauf gestreut und nunmehr setzt sich hierüber die Frau, leicht gekleidet und ringsum mit einem Tuch sorgfältig umgeben, damit der kostbare Rauch nicht unbenutzt entweicht. Natürlich stellt sich bald lebhafte Transpiration ein und nach einer Sitzung von 15 bis 20 Minuten ist die Einräucherung so ausgiebig erfolgt, dass die Geräucherte ihren Duft weithin ausströmt.

Die Behausungen sind Strohhütten, von der runden Form der Tukul — mit kegelförmigem, oder von der viereckigen Form der Rekuba — mit flachem Dach. Auch die Dahr et tor (d. h. Ochsenrücken) werden mit ihrem Satteldach dazwischen erbaut, aber Stein- und Ziegelhäuser stammen erst von den griechischen Handelsleuten, welche in den letzten Jahrzehnten sich in Nubien weiter ausdehnten.

Selbst Chartum, die Hauptstadt des Sudan und frühere Residenz des ägyptischen Generalgouverneurs (Hokmdar) wurde bei ihrer Grün-

Digitized by Google

dung im Jahre 1823 aus lauter Tukul erbaut, und erst, als diese wiederholt durch Feuer zerstört wurden, erbaute man in richtiger Würdigung des wichtigen Ortes am Zusammenfluss des weissen und blauen Nil die Stadt in solideren Murabbat oder Tánakat (viereckige Häuser) aus Luftziegeln mit flachem Dach. Rasch entwickelte sich der Ort zum Haupthandelsplatz von Nordost-Afrika, ein Gouvernementsgebäude, eine Moschee, ein Bazar wurde erbaut und zahlreiche Bewässerungsmaschinen (Sâqije) liessen die Pflanzungen bald gedeihen. Wenn man sich auf dem blauen Nil, an dessen linkem Ufer die Stadt gelegen ist, derselben nähert, erblickt man auf dem hohen, durch Pfahlwerk befestigten Gelände eine Uferstrasse, an welche zum Theil die flachgedeckten lehmfarbigen Gebäude des Gouverneurs und der Konsulate dicht angrenzen, zum Theil mit Mauern eingefriedigte Gärten, deren Fruchtbäume von zahlreichen, hoch in die Lüfte ragenden Wedelkronen der Dattelpalmen überragt werden. In dem grössten, herrlich gediehenen Garten liegt das weitläufig angelegte aber unvollendete Missionsgebäude, umgeben von gewölbten Säulenarkaden, dessen Bau ums Jahr 1848 begonnen wurde, als die ersten Missionare im Auftrage der Congregatio de propaganda fide den Boden des Sudan betraten. Mit grösster Energie und Aufopferung drangen die Sendboten der katholischen Kirche in das Innere weiter vor, gründeten Stationen weit hinauf am Nil (1853 Gondókoro im Land der Bari 5° n. Br., und 1855 Heiligenkreuz im Lande der Kitsch 6° 45′ n. Br.) und in Kordofan; aber eine Station nach der andern mussten sie aufgeben, wozu wohl zum grössten Theil die durch das Klima hervorgerufene Sterblichkeit zwang, denn es starben z. B. in Gondókoro von zehn Missionaren im Verlauf von kaum einem Jahre deren acht, von 30 im Jahre 1861 unfern Helle Kaka am Bahr-el-Abiad angesiedelten starben bis 1863 14 der bedauernswerthen Männer. Es wurde ihnen aber auch ihr Werk in ganz besonderer Weise erschwert durch das Gebahren der chartumer Händler und deren nubische Söldner, welche durch ihre Sklavenjagden und Räubereien die Bevölkerung auf das äusserste erbitterten und jedem Versuch der Missionare, sie der Kultur und Gesittung zu gewinnen, unzugänglich machten. Männer der äussersten Energie, wie der Jesuitenpater Ryllo und Dr. Knoblecher erlagen dem Fieberklima der Nilniederung; von der Congregatio, unterstützt durch den Marienverein in Wien, ging die Verwaltung der Mission an den seraphischen Orden des heiligen Franziscus, von diesem an das Kolle-

Digitized by Google

gium für afrikanische Mission in Verona über, deren Pater Daniele Comboni seit 1872 die Mission bis zu seinem Tode leitete. Aber alle Anstrengungen scheinen ohne irgend einen Erfolg geblieben zu sein. Pater Morlang, der letzte Verwalter von Heiligenkreuz erinnerte sich (nach Speke's Mittheilungen) noch der Zeit, wo die Eingeborenen Lebensmittel zum Verkauf brachten; seitdem aber die Hetzjagden der Sklaven- und Elfenbeinhändler alltäglich geworden, kehrten sie allen Fremden den Rücken und warfen den Missionaren vor, sie seien die Vorläufer des Landesunglücks gewesen. Wohl sahen sie sich die ihnen gereichten Bilderbücher an, warfen sie aber weg, sofern kein handgreiflicher Gewinn hinzukam. Sie sagten, ihr Magen sei leer und rannten fort, ihn zu füllen. Die Missionare selbst verbrachten schliesslich aus Langeweile den Tag mit Essen, Trinken, Rauchen und Schlafen.

Die Dongolaner, welche als Repräsentanten und Helfershelfer des Sklavenhandels so vielfach Erwähnung finden müssen, sind, wenn man darunter die Nilthal-Nubier insgesammt versteht, eigentlich von verschiedenster Abstammung; denn schon die eigentlichen Nubier scheiden sich in zwei verschiedene Dialekte und zu ihnen kommen noch die eingedrungenen und sesshaft gewordenen Araber, wie die Schaikie, Djaalin etc. Aber seit Jahrhunderten haben sie sich nicht nur durch Heirathen unter einander, sondern auch durch Einschleppen von Sklavinnen der verschiedensten Abstammung so arg vermischt und vermengt, dass sie jetzt wohl als eine einzige Rasse betrachtet werden können.

Zur Zeit der Eroberung Nubiens durch die ägyptischen Truppen sollen sie ein gar wildes und wenig sympathisches Volk gewesen sein. Als Soldaten aber waren sie offenbar ein vorzügliches Material und hierzu, sowie für allerlei dienende Stellungen wurden sie in Masse nach Aegypten herangezogen. Unter der schwer auf ihnen liegenden Hand der ägyptischen Machthaber, unter dem Druck der Willkürlichkeiten in Rechtspflege und Steuerforderung, unter dem Spott und der Geringschätzung, mit welcher der „Barabra“ in ganz Aegypten, wie im eigenen Lande behandelt wurde, wurden sie zahm und friedfertig. Wo sie anderseits durch die neuen Herren ein besseres materielles Leben kennen lernten, hatten sie sich in ihre Lage gefunden und waren als gutmüthige, friedliche und zum Theil sogar zuverlässige Leute zu betrachten.

In ihrem Vaterlande aber wurden sie durch den unmässigen

Digitized by Google

Steuerdruck derart belastet, dass sie massenhaft auswanderten, um als Händler (Gallabûn)*), Freibeuter, Abenteurer die Negerländer aufzusuchen oder sich anwerben zu lassen von den Seribenbesitzern, den Chartumer Elfenbeinhändlern, in die Schaar ihrer Söldner (der Askari und Basinger). Die ägyptische Regierung belegte in ihrer Geldgier eben alle möglichen Dinge mit Steuern in einer solchen Ausdehnung, dass dem Landbebauer kaum die Mittel zu seinem Unterhalt blieben und er lieber Grund und Boden im Stich liess, als auf demselben darbte und verhungerte. Das Schlimmste dabei war die Art und Weise, wie die Steuer eingetrieben wurde. Weder die Beduinen, noch die Fellachen zahlten die wichtigste derselben, die Kopfsteuer, freiwillig, und die Baschi-Bozuks, die Soldaten der irregulären Truppe, welche die Steuern einzutreiben hatten, raubten unter diesem Titel die Eingeborenen in der unverschämtesten Weise aus. Sie erzwangen sich eine luxuriöse Verpflegung und schalteten und walteten im Dorfe und im Lager mit allem, auch mit den Weibern und Töchtern wie mit ihrem Eigenthum. Der Steuerverweigerer wurde an den Daumen aufgehängt oder, an Händen und Füssen gebunden, nackt in der Mittagsstunde in den von der Sonne durchglühten Sand eines Chor gelegt. Die Häuptlinge wussten natürlich sich und ihre Familie steuerfrei zu machen, indem sie die von ihrem Tribus zu zahlende Summe auf die Untergebenen vertheilten; der Arme musste also die ganze Last der Steuer tragen und überdies den Luxus der Baschi-Bozuks bezahlen, welche bei einem monatlichen Gehalt von 40 bis 60 Mark sich ein Dutzend Pferde, 20 Diener und eine Menge Weiber auf Kosten der Bevölkerung hielten.

Kein Wunder, dass die Berberiner und Dongolaner es vorzogen, nach den Negerländern zu ziehen, um dort selbst als Herren aufzutreten und das, was sie von ihren Bedrückern, den Baschi-Bozuks gelernt, die armen Neger fühlen zu lassen. Daher stammen denn die Tausende von kleinen Sklavenhändlern, die Gallabûn, welche auf jedem Wege einzudringen wussten in die auszuraubenden Gebiete, erst im Gefolge

*) Gallabûn ist Plur. von Gellab, Gellaba, vielfach auch Djellaba geschrieben. Es bedeutet reisende Kaufleute, die mit ihrer Waare herumziehen, im Gegensatz zum sesshaften Kaufmann. Ausserdem heisst Gellab aber auch Vieh- und Sklavenhändler und in Folge des Antheils dieser Menschen am Sklavenhandel des Sudan wird die Bezeichnung Gellab mit Sklavenhändler gleichbedeutend.

Digitized by Google

der grossen Händler auf dem Nil, dann, als die Regierung den Sklavenhandel verbot, durch Kordofan und Dar-For; das sind die Blutsauger, welche überall die Hand boten, um erbeutete Sklaven zu erwerben und weiter zu transportiren, welche hauptsächlich den Sklavenmarkt von Schekka versorgten und von hier weitere Transporte leiteten; das sind auch die Begleiter der Mahdistischen Truppen, welche jetzt unbehinderter denn jemals ihr scheussliches Gewerbe unter den armen betrogenen Negerstämmen fortsetzen.

Im Bahr-el-Ghasalgebiet, in den Seriben der Kaufleute war es, wo die Barabra als Söldner oder als Händler den Negern gegenüber ihre Macht kennen lernten, wo die alten wilden Triebe wieder aufwachten und die Grundzüge ihres Wesens wieder offenkundig ans Tageslicht traten. Ueber ihren Charakter sagt Schweinfurth: „derselbe, ein seltsames Gemisch von vorzüglichen Eigenschaften und den verwerflichsten Fehlern und Untugenden, gleicht nicht einem mechanischen Gemenge solcher Gegensätze, vielmehr erscheint in demselben ein jedes einzelne Molekül aus einer innigen Verbindung von beiden zusammengesetzt, leider mit entschiedenem Vorwiegen der letzteren.“

Wir werden ihnen, da sie über den ganzen Sudan zerstreut wurden, auch überall wieder begegnen.

2. Kordofan.

Die eingeborene Bevölkerung von Kordofan bestand ursprünglich ohne Zweifel aus Nubanegern, den Verwandten der alten Nilthalnubier, wie sie sich in Dar-Nuba noch erhalten haben. Hierzu kamen Einwanderer aus dem Osten und Westen, — von dort arabische Nomadenstämme und zahlreiche Dongolaner, die Handelsleute und Gärtner Kordofans, — aus dem Westen vielfach die Mekkawanderer aus den moslemitischen Negerreichen Wadai, Bagirmi, Bornu, die sogenannten Takarir, und Fellata, welche auf der Rückreise sich hier niederliessen (wie vielfach auch in den Orten jenseits des Nil) und als eifrige Verbreiter des mohammedanischen Glaubens zu betrachten sind. Die ethnographischen Verhältnisse sind sehr verwickelt und die zahlreichen Sklaven aus den südlich angrenzenden Takale und Nuba, sowie den südwestlichen Gebieten des Bahr-el-Ghasal, die nubischen Elemente der Danagla, Djaalin und die in den südlichen Gegenden nomadisirenden Bagara-Araber, in den nördlichen Hassanie und Kababisch haben das ihrige dazu beigetragen.

Digitized by Google

Kordofan stand schon im 17. Jahrhundert unter der Herrschaft von Dar-For. Wie bereits erwähnt, unterwarf es im Jahr 1770 der Sennarkönig Adlân; aber im Jahr 1775 entsandte Mehemet Ibn Fatal (Mohamed Tirab nach Nachtigal), der Sultan von Dar-For, seinen Makdum El-Musallem, um Kordofan den Fundjkönigen wieder streitig zu machen. Schnell raffte Adlâns Melik El-Haschami seine Streiter zusammen und zog dem unerwarteten Feinde entgegen. In Dar-Homr, an den westlichen Grenzen des Landes, kam es bei Farscha zum Kampf; Haschami wurde besiegt und Kordofan wieder eine Provinz des Sultanats Dar-For. Als solche verblieb es bis zum Jahre 1823, wahrscheinlich die glücklichste Zeit seiner Geschichte, da es nur einen nominellen Tribut an reichen Ehrenkleidern zu zahlen hatte. Dann fiel es den Aegyptern zum Opfer und wurde in vier Verwaltungsbezirke getheilt: Harasa, Bara, Taiara und Dar-Homr; nur Gebel el-Daïer, südöstlich El-Obeïd, von einigen Tausend Nubanegern bevölkert, widerstand erfolgreich der türkischen Invasion, denn als Türken wurden hier, wie überall im Sudan, die Aegypter bezeichnet.

Alles Eigenthumsrecht wurde in Kordofan zerstört und gleichzeitig mit der Auferlegung unerschwinglich erscheinender Steuern, wurden die Eingeborenen durch den Raub ihrer arbeitsfähigen Sklaven in die Unmöglichkeit versetzt, diese Steuern zu erschwingen. Die Requisitionen an Getreide, Kamelen, Rindern für die Regierungmagazine, für die Regierungssoldaten und deren Sklaven jagende Expeditionen nahmen kein Ende. So wanderten Viele aus, nach dem Süden zu den freien Negerstämmen und nach Dar-For. Durch die Verwerthung der reichlich im Lande wachsenden Gummiakazien besserte sich ihre Lage etwas, da sie die für das Einsammeln des Gummi gezahlten bescheidenen Summen erhielten, wenngleich der Gummi, wie alle Landeserzeugnisse, durch Mehemet Ali monopolisirt wurde. Auch die Kababischaraber, welche nach Dar-For ausgewandert, aber, durch die dort eintretende grosse Sterblichkeit unter ihren Kindern, Kamelen und Rinderheerden gezwungen, wieder zurückgekehrt waren, zogen ihren Gewinn aus diesem Landesprodukt, indem sie ihre Kamele gewinnbringend für die nach Dongola ziehenden Handelskaravanen verwerthen konnten.

Die Körpergestalt der Kordofanesen ist häufiger über als unter Mittelgrösse, eher mager und sehnig, als fett, das Haar kraus, oft fast wollig, Bartwuchs häufiger als in anderen Gegenden. Die Haut-

Digitized by Google

farbe zeigt zahlreiche Nuancen von Chokoladenbraun. Die Kleidung besteht häufig in einem weiten Hemde aus grobem, eigenem Erzeugniss, seltener ist die Ferdah in Gebrauch, hie und da sieht man die Männer auch kurze Hosen tragen, während die Weiber die im übrigen mohammedanisch-ägyptischen Sudan übliche Kleidung, den Tôb, die Mädchen den Rachat tragen. Sandalen sind ziemlich allgemein gebräuchlich. Die Dörfer sind weitschichtig gebaut, die Seriben (Umzäunungen), welche am blauen Nil oft das ganze Dorf umfassen, nur auf einzelne Gehöfte oder die Viehhürden beschränkt. Die Tukul, aus Duchnstroh errichtet, sind meist mit einer flachgedeckten Rekuba verbunden, in welche man durch eine schmale und niedere Eingangsthür gelangt.

Ernst Marno bereiste Kordofan in den Jahren 1875 und 76 und schildert Land und Leute in seiner ansprechenden und doch wissenschaftlich gediegenen Weise. Ihm entnehme ich folgende charakteristische Darstellung:

„Wenn nach Sonnenuntergang bei den zahlreichen Mattenzelten der Nomaden die Feuer aufflammen und im Vereine mit dem aufgehenden Monde die Gegend malerisch beleuchten, dann spendet die Nachtkühle köstliche Labe auf des Tages Hitze und der Geist ist doppelt empfänglich für alle Eindrücke. Das Brüllen, Blöken und Meckern der Heerden, welche zum Schutze vor den Hyänen in die Seriben eingetrieben werden, das Zurufen der Hirten, Bellen der Hunde etc. bietet dann zu der sonstigen Lautlosigkeit der Nacht einen auffallenden Gegensatz und ein anziehendes Bild aus dem täglich so einförmigen Leben dieser Nomaden, welche wohl seit Jahrtausenden nichts an ihren Gebräuchen geändert haben und unwillkürlich immer an die biblischen Schilderungen des Hirtenlebens erinnern. Man begegnet hier auch zahlreichen originellen Patriarchen-Gestalten und noch mehr schlanken, gazellenäugigen Mädchen, welche einem Doré als Bibelillustrationen dienen könnten. Die meist lichtbraunen Mädchengestalten mit der Ferdah im malerischen Faltenwurfe um Hüften und Schultern, oder wohl nur gar mit dem kurzen Fransenschurz, dem Rachat angethan, am Kopfe, dessen Haar in unzählige von Fett triefende Zöpfchen geflochten, die grossen Wassertöpfe, erinnern an Ruth, Rachel und andere Mädchengestalten der Bibel, von welchen sie sich vielleicht auch nur dadurch unterscheiden, dass bei ihnen durchaus nicht jahrelanges Freien oder gar Dienen verlangt wird, da sie dem ewig singenden,

Digitized by Google

tanzenden, leichtlebigen und liebenden Völkchen der Hassanie und Kordofanesen angehören, Stämmen, welche es mit der Sittenstrenge ziemlich leicht nehmen und deren Gebräuche in dieser Hinsicht recht eigenthümlich sind. Selbst die verheiratheten Frauen haben sich durch ein gewisses Uebereinkommen einen Theil ihrer Freiheit gewahrt, das Recht: Tiltein u tilt. Die Mädchen beherzigen einen gewissen Ausspruch Shakespeare's so sehr, dass sie meist erst dann gefreit werden, wenn sie einen Zeugen ihrer Fruchtbarkeit aufzuweisen haben, und dass sie dem Fremdling mit an gewisse altassyrische und ägyptische Sitten erinnernden Gebräuchen entgegentreten.

Dass es die männliche Bevölkerung auch nicht genau nimmt und sich auf alle mögliche Weise zu entschädigen weiss, versteht sich von selbst und bedarf keiner näheren Erklärung. Die Art und Weise wie geheirathet wird, und dass mancher Mann ausser der vom Koran gestatteten Anzahl auch noch mehr Weiber hat, meist aber jede in einem anderen Orte, so weit als thunlich von einander, ist bekannte Thatsache; die Kordofanesen nehmen dies unter allen sudanesischen Völkern am leichtesten.

Ein Mann nimmt sich, so bald er nur so viel auftreiben kann, als nöthig, den Eltern der Braut zu geben, ein Weib und tritt häufig schon nach wenigen Tagen eine vielleicht monatelange Reise in's Innere von Kordofan oder nach Dar-For an. Dort nimmt er wieder ein, wenn möglich mehrere Weiber, während die Strohwittwe in ihrem elenden weltabgeschiedenen Tukuldorfe sich's ebenfalls so leicht als möglich macht. Von solchen Strohwittwen wimmeln die Dörfer und sie nehmen sich meist der Fremdlinge und Durchreisenden recht freundlich an, wahrscheinlich indem sie wünschen, dass ihrem fernen Ehegemahl dasselbe vergolten werde.

Die Männer machen sich nie und über Nichts viel Sorgen und finden Trost in reichlichem Genuss des hier ausgezeichnet bereiteten Durra- und Duchnbieres, welche Getränke daselbst nicht allein als Genuss- sondern thatsächlich als Nahrungsmittel zu betrachten sind.“ Diese, wie andere aus Getreide erzeugte Getränke, wie Bakaniah, Bilbil und Asalia, können für ganz Kordofan als Nahrungsmittel in weit höherem Masse betrachtet werden, als selbst in manchen Gegenden Deutschlands das Bier. Sie sind Durst stillend und zugleich sättigend, so dass man wenig Bedürfniss nach anderer Nahrung fühlt. Der Verbrauch derselben mag enorm sein und die Regierung, ebenso wie ihre Steuer-

pächter haben aus der sudanesischen Biersteuer sicher eine nette Summe herausgeschlagen. Wenn an Markttagen, welche in den kleinen Ortschaften die ganze Bevölkerung der Umgebung vereinigen, die Tageshitze überhand nimmt, so sind die Schänken — und jede zweite bis dritte Hütte dient als solche — dicht gefüllt mit am Boden kauernden Männern, welche in eifriger Konversation und noch eifrigerer Vertilgung der Merissavorräthe begriffen sind. Vielfach kommt es hierbei auch zu ernsthafteren Auseinandersetzungen, es setzt wohl auch blutige Köpfe und ein paar Messerstiche.

Die Hauptstadt Kordofans El-Obeïd liegt in einer Bodenmulde des höchstgelegenen Terrainabschnittes des Landes und gewährt mit den zahlreichen unter Bäumen liegenden Tukul, sowie vielen Tanakat, besonders von Osten her, wo sich der Marktplatz und das aus Backsteinen aufgemauerte und geweisste Regierungsgebäude präsentirt, nicht den schlechtesten Eindruck. Kommt man aber näher und geht durch die Strassen, so fällt die Vernachlässigung aller sanitären Massregeln in's Auge. Auf einigen der grossen Plätze und in den Gassen finden sich tiefe Gruben, welche das Material für die Häuser lieferten. Diese sind im Charif mit Wasser gefüllt, und da sie in der trocknen Jahreszeit zur Aufnahme allen Unrathes, nicht nur von Thierkadavern dienen, so verpestet das stagnirende Wasser, wie die verwesenden Stoffe, die ganze Umgegend. Und dieses Wasser wird von der niederen Bevölkerung sogar getrunken, natürlich nicht, ohne Fieber und Filaria medinensis (Guineawurm) hervorzurufen, welche Krankheit im Kordofan so häufig ist, als auf dem rechten Nilufer, wahrscheinlich eine Folge des vielfach verunreinigten Trinkwassers.

Die Einwohner von El-Obeïd zeigen ebenfalls jenes Völkergemenge, wie es allen grösseren Orten des ägyptischen Sudan eigen ist, und bewohnen auch hier, wie an anderen Orten, nach der Landsmannschaft getrennte Bezirke, die Danagla und fremden Kaufleute, die Takarir von Bornu, Borgu und Bagirmi, die Furaner und Neger. Wohl dreiviertel der Bewohner dürften nach Marno's Schätzung Sklaven sein, welche seit jeher hierher in weit grösserer Anzahl gelangten, als selbst nach Chartum, besonders aber nach dem durch die ägyptische Regierung erlassenen Verbot des Sklavenhandels von dem grossen Sklavenmarkt in Schekka (in Dar-For) ihren Weg naturgemäss über El-Obeïd nahmen.

Major Wingate charakterisirt in seinem Werk: Madiism and the egyptian Sudan (1891) die sesshaften Städte- und Dorfbewohner Kordo-

fans als eine erbärmliche Menschenklasse, niedriger stehend und demoralisirter noch, als die Stadtbevölkerungen von Chartum, Berber und Sennar. Durch Vermischung mit Baschi-Bozuks, Aegyptern, Dongolaner Händlern, wie sie ja bei der von Marno geschilderten Leichtlebigkeit in geschlechtlichen Beziehungen in kürzester Frist sich vollziehen musste, sind sie jeder nationalen Eigenthümlichkeit beraubt; durch das Ausplünderungssystem der ägyptischen Soldaten und Beamten sind sie jedes Besitzthums ledig, welches ihnen noch ein Interesse an Erhaltung und Vermehrung abgewinnen und sie zur Entfaltung eines energischen Strebens veranlassen könnte; faul, ausschweifend, trunksüchtig, kennen sie nur ein Moment, welches sie bewegt und leitet; das ist der unmässigste Aberglaube. Die Fukarâ (Sing. Fakir), jene niederen armen Geistlichen, welche schon durch ihre Schriftkenntniss und Belesenheit im Koran eine ungeheure Ueberlegenheit besitzen, wussten sich aber ihren Aberglauben und ihre Unwissenheit in schamlosester Weise zu Nutze zu machen und bereiteten hier den Boden für den Mahdismus in ausgiebigster Weise, so dass dieser Wurzel schlug, sobald der Prophet unter Führung und Begleitung der Bagara sich Kordofan näherte.

3. Dar-For.

Dar-For nimmt unter allen Ländern des ägyptischen Sudan eine ganz besondere Stellung ein. Seine Bevölkerung ist zwar nicht weniger gemischt aus den verschiedensten Volksstämmen, als in Kordofan und Nubien — eingeborene Neger und eingewanderte Araber bilden dieselbe — aber die natürliche Gestaltung des Landes ist hier den Eingeborenen in dem Kampf um Herrschaft und Rassenerhaltung zu Hilfe gekommen; das Marrahgebirge, welches mit seinen Vorbergen immerhin 170 Kilometer in Breiten- und Längendimension misst, bildete eine starke zentrale Position, welche in Händen des eingesessenen Stammes, die Selbstständigkeit zu erhalten und die Herrschaft auf die flachen und offenen Gelände ringsum auszudehnen befähigte. In seinen unwegsamen Bergen leicht zu vertheidigen, in seinen fruchtbaren Thälern Felder und Viehweiden in viel reicherem Maasse darbietend, als jede andere Gegend von Dar-For, war und blieb das Marrahgebirge das wichtigste, das dominirende Gebiet des Landes.*) Hier war vor alters-

*) Dieselbe Wichtigkeit haben im nördlichen Sudan alle grösseren Erhebungsmassen in Folge der klimatischen und geologischen Verhältnisse, so die Berge von Dar Nuba und Takale und die Berggruppen in Wadai.

grauer Zeit ein Königreich gegründet, welches immer weiter seine Macht ausgedehnt und es verstanden hatte, durch eine straffe Organisation, durch energisches Einschreiten gegen alle Selbstständigkeitsgelüste und Uebergriffe der einzelnen bunt durcheinander gewürfelten Volksstämme einen Staat zu schaffen und durch viele Jahrhunderte zu erhalten, welcher als einer der stärksten sich einreihte in den Gürtel von Sultanaten und Königreichen, welcher sich zwischen dem 15. und 10. Breitengrad quer durch Afrika zieht und seinen Abschluss findet in Abessinien. Anfangs des 17. Jahrhunderts dehnte dies Königreich seine Macht aus bis zum Atbara und, nachdem die in Sennar regierenden Fundj auf dem rechten Nil-Ufer ihre Herrschaft immer weiter ausgebreitet und auch 1770 Kordofan erobert hatten, gelang es doch 1775, dieses wieder für Dar-For zu gewinnen. Erst der Einfall der Aegypter entriss ihm diese Provinz und den Aegyptern gebührt der zweifelhafte Ruhm, Dar-For's Macht gebrochen zu haben und es zum Schauplatz der grimmigsten, blutigsten Kämpfe vorbereitet zu haben, welche im letzten Jahrzehnt zwischen Regierung und Mahdisten, zwischen diesen und den Führern der Gegenrevolte daselbst ausgefochten wurden. Es ist wohl als eine Folge der staatlichen Organisation zu betrachten, dass die einzelnen Volksstämme in Dar-For sich bei weitem reiner erhalten haben als im Osten: sie wurden gezwungen, in ihren Gebieten sich zu halten, und alle Gelüste, sich die Nachbarn dienstbar zu machen, wurden unterdrückt; der Vermischung bahnt aber nichts mehr die Wege als Unterjochung und Sklaverei. In Folge dessen ist auch die Geschichte Dar-Fors weit zurück mit einiger Sicherheit zu verfolgen, wie es Nachtigal bei seinem Aufenthalte daselbst im Jahre 1874 gelungen ist.

Es sind zwei Negerstämme als die Eingeborenen zu betrachten, die Furâwa und die Dâdscho. Letztere herrschten einige Jahrhunderte lang; sie sind ein rein schwarzer Menschenschlag von kräftigem aber plumpem Gliederbau und hässlichen Gesichtszügen. Als vor ungefähr 500 Jahren die Tundscher von Tunis einwanderten und über Dar-For, wie über Wadai und Bornu sich ausbreiteten, wichen jene freiwillig der höheren Kultur, welche diese mitbrachten, sie zogen sich aus dem Marrahgebirge nach Süden zurück, wo sie einen grossen Theil von Dar-Abu-Uma und Dar-Uba-Dima bewohnen, als böse gewaltthätige Menschen verachtet und wie halbe Heiden behandelt.

Die Tundscher stammen aus der arabischen Halbinsel und brachten

Digitized by Google

arabische Sitte und Sprache ins Land; jedoch scheint der Islam durch sie noch nicht zur Einführung gekommen zu sein. Die Herrschaft dieser Dynastie (Stammvater Achmed el-Makur) bestand, wie die der Dâdscho, in einer Oberherrschaft über die Bergstämme und Tributerhebung. In der Folge vermischten sich diese Araber mit den eingeborenen Furâwa so innig, dass die Abkömmlinge, welche jetzt am östlichen Fuss des Marrahgebirges sich vorfinden, von letzteren gar nicht mehr zu unterscheiden sind. Nachdem die Dynastie der Tundscher ungefähr 100 Jahre die Herrschaft ausgeübt hatte, wurde der letzte König derselben, Schan Durschid, ein harter, ungerechtér Herr, durch seinen Halbbruder Dâli, den ersten König der Kêra-Dynastie, bekämpft, besiegt und vom Thron gestossen (Mitte des 15. Jahrhunderts).

Die Kêra sind ein Stamm der Furâwa; die eingeborenen Herren des Landes kamen also wieder in Besitz desselben. Freilich gehört die Dynastie nur mütterlicherseits diesem Stamm an, indem sie väterlicherseits sich auf den Gründer der Tundscher-Dynastie Achmed el-Makur zurückführt; arabisches Blut fliesst also auch in ihren Adern. Sultan Dâli hat eine grosse Bedeutung für Dar-For, denn er gab dem Lande die Eintheilung in fünf Provinzen, wie sie bis zuletzt bestanden hat, er organisirte die Verwaltung und erliess die Gesetze, auf welchen bis zum Jahre 1875 grösstentheils die Verwaltung und Rechtspflege beruhte. Turra, die Stadt, welche am westlichen Fuss des Gebel Nâme, dem Stammsitz seiner Vorfahren mütterlicherseits, mitten im Marrahgebirge liegt, wurde seine Residenz und blieb beinahe bis ins 19. Jahrhundert die Residenz seiner Dynastie.

Nach einer langen Zeit innerer Kämpfe und Umwälzungen folgt auf eine Reihe von ungefähr 10 Königen im Jahre 1596 Suleiman Solon. Die Herrscherfamilie hatte sich in zwei Linien gespalten, deren jede die Thronfolge beanspruchte. Suleimans Vater, Sultan Kûru, scheint seinem Rivalen Tunsam gegenüber den kürzeren gezogen zu haben, denn wir erfahren, dass Suleiman als kleines Kind vor jenem in Sicherheit gebracht wurde, indem er durch den Stamm seiner Mutter, die Massalit (ein Stamm der durch die Furâwa unterworfenen Bevölkerung südwestlich des Marrah) bei dessen in Wadai sesshaften Angehörigen untergebracht wurde. Zum Jüngling herangewachsen, nahm er den Kampf mit Tunsam auf, besiegte ihn und ward als Sultan gewissermassen zum zweiten Begründer seiner Dynastie; denn er führte den Islam ein und erweiterte die Grenzen seines Staates

durch seine Kriegszüge bis zu der Ausdehnung, welche sie im Jahre 1874 einnahmen. Die Anhänger des Tunsam aber bildeten in Dar-Abu-Uma einen neuen Volksstamm, die Massabat, welcher durch Annahme arabischer Sitte und Sprache seine Abstammung ganz vergass.

Mit der weiteren Ausdehnung des Reiches kamen nun auch die Volksstämme zur Sprache, welche die vom Marrahgebirge weiter entfernten Bezirke bewohnten und von nun an als Unterthanen der Dynastie von Dar-For zu betrachten sind. Von eingeborenen Negern sind dies die Zoghawa, ein nomadisirendes Volk in dem bereits theilweise der Wüste angehörenden nordwestlichen Strich von Dar-For, zu nennen; als ältester eingewanderter arabischer Stamm die Nawaïbe, an welche sich eine ganze Reihe von Stämmen anschliessen, welche wie dieser, ihre Abstammung von Abdallah el-Dchaanis, resp. seinen Söhnen Hamed el-Afzer (die Gruppe der Fezâra-Araber) und Hamed el-Adschzem (die Gruppe der el-Dschuzm-Araber), sowie seiner Tochter (Hamr-Araber) herleiten. Auch die Risegat-Bagara gehören zu diesen. (Bagara heisst Rindviehzüchter.) Eine Anzahl anderer Stämme können nur als Halbaraber betrachtet werden, da sie Negerblut in sich aufgenommen haben, so die Beni Hasen, die Tordschem und Beni Holba. Die Araberstämme sind zum Theil ansässig, zum Theil Nomaden; im Norden und Nordosten züchten sie Kamele und Pferde, im Süden und Südwesten Rindvieh, und stellen meist eine ziemlich bedeutende Zahl mit Pferden berittener Krieger ins Feld.

Suleiman Solon regierte bis 1637; auf seinen Sohn Musa folgte im Jahre 1682 ein zweiter hervorragender Herrscher, Achmed Bokkor, welcher bis 1722 regierte und einestheils dadurch für sein Land einen bedeutenden Fortschritt erzielte, dass er Kolonien von Bornu- und Bagirmi-, Fallâta-, Bulâlaleuten und Arabern daselbst ansiedelte und deren höhere Kultur einzuführen strebte, anderseits mit einigen unbotmässigen Stämmen glückliche Kriege führte.

Eine eigenthümliche Einrichtung in dem Staatswesen von Dar-For war von besonderer Bedeutung für die Erbfolge und für die fast bei jedem Thronwechsel wiederkehrenden Streitigkeiten und Mordscenen, nämlich der vollständige Mangel einer gesetzlich geregelten Thronfolge. Zwar bestimmte der Sultan einen seiner meist sehr zahlreichen Söhne zu seinem Nachfolger, er machte ihn zum Khalifa, aber dies war nur ein Ausdruck seines Wunsches. Sobald er starb, war die Macht in

Digitized by Google

Händen des Abu Scheich Dâli, d. h. des Obereunuchen, welcher, selbst Eunuch und meist Sklave, das Oberhaupt des ganzen inneren königlichen Hauses und Statthalter der Ostprovinz war und nach dem Tode seines Herrn die königlichen Insignien und den Staatsschatz in Verschluss nahm, den Harem absperrte und den Nachfolger ernannte. Intriguen und Beeinflussungen waren daher an der Tagesordnung und keiner der auf den Thron erhobenen Prinzen fühlte sich sicher auf demselben, denn er hatte kein grösseres Recht, als seine Brüder — er suchte sich deren in jeder Weise zu entledigen.

So finden wir, dass Mohammed Daura, Bokkors Nachfolger, von seinen, die Zahl von 200 wohl erreichenden, Brüdern 70 gleich bei seinem Regierungsantritt ums Leben brachte und auch die Uebrigen ziemlich alle nach und nach unschädlich zu machen wusste; die Ueberlebenden aber wurden nicht seine, aber seines Sohnes Omar Rivalen und Nachfolger. Er hatte sogar seinen eigenen ältesten Sohn im Verdacht, dass er nach der Herrschaft trachte und brachte ihn durch ungerechte Behandlung wirklich zur Empörung, im Kampfe durch ihn geschlagen, suchte er sich durch List seiner zu entledigen; er lud ihn versöhnlich ein, aber trotz seines Schwures, ihm nichts zu Leide zu thun, schlug er ihm eigenhändig den Schädel ein, als der Unglückliche im Begriff war, ein vom Vater überreichtes Ehrenkleid anzulegen und mit dem Kopf im Gewand steckte.

Roh und wild, wie sein Vater, folgte im Jahre 1732 Omar Lele, der ohne Krieg und Streit nicht leben konnte und dadurch die Kräfte und die Geduld seines Landes erschöpfte. So ward er 1739 in einem Kriege gegen Wadai im Stich gelassen und starb in der Gefangenschaft. Sein Onkel Abû l-Qâsim, den er vor Antritt seines unglücklichen Feldzuges aus dem Gefängniss erst freigegeben, folgte ihm auf dem Throne, verscherzte aber bald die Zuneigung seiner Unterthanen, indem er die Freien gegen seine begünstigten Sklaven zurücksetzte, und letztere mit Ehrenstellen und Reichthümern überhäufte. Die Folge blieb nicht aus. Als er einen Rachezug gegen Wadai unternahm (1752), beging er die weitere Unvorsichtigkeit, die Sklaventruppen in die erste Schlachtreihe zu stellen. Die Freien duldeten diese Schmach nicht, sie liessen ihn mit seiner Sklavengarde im Stich, zogen nach Hause und riefen seinen Bruder Mohammed Tirab zum König aus.

Abu l-Qâsim wurde für todt gehalten; nach einiger Zeit tauchte

Digitized by Google

er wieder auf. Tirab wollte ihm die Herrschaft zurückgeben, aber durch die Vorstellungen seiner Grossen überzeugt, dass dann Niemand seines Lebens sicher sein werde, musste er mit Rücksicht auf die Ruhe des Landes ihn töten lassen.

Tirab regierte mit grossem Glanze 1752—1785 und befestigte mehr und mehr die Herrschaft seiner Dynastie. Mit energischen Schlägen züchtigte er die Stämme, welche ihr Haupt erhoben und gewann doch Zeit, sich den Wissenschaften zu widmen (erst Achmed Bokkor hatte die Kunst zu schreiben in seinem Lande eingeführt) und jahrelang dem Merissagenuss, den Frauen und der Prachtliebe allein sich hinzugeben. Man sagt, er habe sich ein Haus bauen lassen mit 33 Wohnzimmern für 33 Lieblingsfrauen; dort habe er, mit 365 Schafböcken für das ganze Jahr verproviantirt, sich ein Jahr eingeschlossen und nur dem Uzîr zum täglichen Bericht den Zutritt gestattet.

Charakteristisch sind die Verhältnisse, welche sich zur Zeit des Thronwechsels abspielten. Zum Khalifa hatte Tirab seinen Sohn Ishâka ernannt; jedoch hatte dieser eine grosse Partei gegen sich, welche, müde der ewigen Kriegszüge und Ausgaben, von Ishâka nichts anderes vermutheten, als von seinen Vorgängern. Es existirten aber von den 200 Söhnen des Achmed Bokkor noch zwei: Tahir und Abd er-Rahmân, also Brüder Tirabs. Letzterer erschien den Grossen nicht streit- und kriegslustig, sondern redlich, leutselig, fromm und schriftkundig und von hervorragender Klugheit; ausserdem hatte er eine grosse Tugend, er besass nur wenig Nachkommen; die grosse Zahl derselben war bisher immer die Quelle alles Unheils in Dar-For gewesen. Als nun im Jahre 1785 Tirab ins Feld zog gegen den Sultan der Fundj, liess er Ishâka als Reichsverweser zurück, konnte aber, gegen seinen ursprünglichen Willen, seinem Bruder Abd er-Rahmân die Bitte nicht abschlagen, ihn zu begleiten. Und so zog dieser mit, obwohl er so arm war, dass nur er beritten war und seine Frau Ambussa, welche mit dem späteren König Mohammed el-Fadl schwanger ging, nicht nur zu Fuss gehen, sondern auch ihr ganzes Gepäck in der Hand und den Mahlstein zum Getreidereiben auf dem Kopfe tragen musste. Man sieht hieraus, wie weit das Unwesen getrieben wurde, dass die Regenten ihre Verwandten mütterlicherseits bevorzugten und die eigenen Stammesverwandten elend verkümmern liessen. — Auf diesem Kriegszug starb Tirab, das Heer wählte Abd er-Rahmân zum König, es kam zum Kampf zwischen diesem und Ishâka, welcher mit dem Tode des letzteren seinen

Digitized by Google

Abschluss fand. Der vierte Sohn Achmed Bokkors bestieg den Thron der Kêra, allerdings bereits im Alter von mindestens 63 Jahren, im Jahre 1785. Seine Regierung währte 14 Jahre und ist eine der segensreichsten für Dar-For gewesen, da er Umsicht und Klugheit mit Energie verband. Beides hatte er wohl am meisten nöthig, als der Grosseunuch, Abu Scheich Kurra, zu dieser Zeit begann, seine Stellung und Macht zu missbrauchen und sich eine immer grössere Selbstständigkeit anzumassen. Derselbe wurde, sowie schon seine Vorgänger, mit Niederhaltung der Massabat in Kordofan betraut (dies war seit 1775 Provinz von Dar-For), besiegte diese auch und setzte sich in Bara fest. Von hier unternahm er Kriegszüge, sendete nach Dar-For zwar Abgaben, liess sich aber nie dort sehen und befolgte keinen der ihm vom Sultan zugehenden Befehle. Abd er-Rahmân beobachtete ihn mit Misstrauen, regte den Sultan der Fundj an, ein Schloss Kurra's am Nil, worin er seine Schätze aufgespeichert hatte, zu plündern, und als auch dies nichts half, brachte er durch List in Erfahrung, dass der Abu Scheich 2700 Reiter ins Feld stellen konnte, und schickte 4500 Reiter unter dem Uzîr Dokkumi nach Bara, um Kurra nöthigenfalls zwangsweise nach der Residenz zu bringen. Der Uzîr wusste die Reiterführer desselben durch Geschenke sich zu gewinnen, sie erklärten, gegen den Sultan, ihren Herrn nicht kämpfen zu können, und so musste der Abu Scheich sich unterwerfen. Abd er-Rahmân demüthigte ihn zuerst auf das tiefste, aber da er die Hilfe des klugen und energischen Mannes in seinem Alter nicht glaubte entbehren zu können, erhob er ihn sodann höher als zuvor, und als er nach drei Jahren (1799) starb, setzte er ihn zum Vormund und Landesregenten ein bis zur Mannbarkeit seines zweiten Sohnes Mohammed el-Fadl, welchen er ihm als Nachfolger empfahl. Gleichzeitig übergab er aber seiner Lieblingsfrau ein Schreiben für seinen Sohn, welches er diesem nach drei Jahren abzuliefern befahl (also wenn er 17 Jahr erreichte) und in welchem er ihm anrieth, den ehrgeizigen Abu Scheich alsbald aus dem Wege räumen zu lassen.

Dieser, ein furchtloser, energischer, zäher und berechnender Mann, der in der Wahl seiner Mittel nicht ängstlich war, wusste wohl, was er für eine schwere Aufgabe vor sich habe, denn es standen dem Mohammed el-Fadl eine grosse Anzahl Prinzen aus dem Geschlecht des Achmed Bokkor gegenüber; aber er hielt sein Wort und investirte in Gegenwart sämmtlicher Prinzen den Knaben, nachdem er durch

Digitized by Google

List ihnen die Zustimmung abgewonnen: „Was Du thun wirst, das sind wir alle zufrieden". Er liess auch die Ueberraschten ziehen und auf ihren Landsitzen Rache brüten. Nachdem er aber alle ihre Anhänger festgestellt hatte, liess er sie sämmtlich eines Tages nach El-Fascher bringen. 60 wurden dort hingerichtet, die Uebrigen in die Gefängnisse des Marrahgebirges gesperrt, nur Mohammed el-Fadl's drei Brüder blieben frei. Nun war die Thronfolge gesichert.

Streng und gerecht regierte Abu Scheich drei Jahre, duldete keine Unredlichkeit und keine Bedrückung, da kam der Moment heran, wo dem jungen 17jährigen Sultan der letzte Brief seines Vaters eingehändigt werden sollte. Aber dieser gerieth durch ein Versehen in die Hände Kurras. Er las sein Todesurtheil, liess den Brief, als sei nichts geschehen, an den König abgeben, war aber nun auf seiner Hut und darauf bedacht, sich Mittel bereit zu stellen für den vorauszusehenden Zusammenstoss. Gerade dies aber erweckte das Misstrauen des Mohammed el-Fadl und so kam es wirklich zum Kampfe und zwar in dem trockenen Bette des Rahat Tendelti (Regenteich) an dessen Ufern El-Fascher erbaut war. Am ersten Tage blieb der Obereunuch Sieger, aber über Nacht gelang es einem Getreuen des Sultan, Ibrahim Uled Romed, mehrere der Anhänger Kurras zu bestechen; am andern Morgen war die Streitmacht desselben wesentlich verringert und als er (wahrscheinlich durch Verrath) fiel, war der Sieg in Händen des El-Fadl.

Anfangs leichtsinnig und vergnügungssüchtig, aber streng und edelmüthig, wurde Mohammed el-Fadl später ungerecht, grausam und rachsüchtig. Seinen älteren Bruder Buhari und dessen Sohn sperrte er ins Gefängniss, den zweiten liess er ergreifen, als er entfliehen wollte, und hinrichten, der dritte entkam nach Aegypten. Am meisten hatten die Araberstämme zu leiden, deren wachsende Wohlhabenheit ihn reizte. Zuerst brach er die Macht der Beni Holba durch ein Massakre in ihrem Lande, dann vernichtete er den Stamm der Eregat fast ganz und endlich wandte er sich gegen die Risegat. Sie sind der stärkste aller Araberstämme Dar-Fors und waren um so unfügsamer, als sie durch die Lage nnd Beschaffenheit ihres Landes im Widerstand ungemein unterstützt wurden. Sie bewohnen den südlichsten Strich des Landes am Bahr-el-Arab, welcher mit seinen zahlreichen Flachseen zeitweise ausserordentlich viel Bewegungsschwierigkeiten bietet und ausserdem jederzeit ein Ausweichen nach den südlichen Grenzländern (Dar Fertit) gestattete, woselbst sie auch bei jedem Angriff Heerden

und Familie hin retteten, um mit ihren Reiterschaaren den Gegner anzufallen, wenn er im verödeten Lande dem Hunger und Durst bereits halb erlegen war. Keinem der Herrscher von Dar-For ist es gelungen, diesen kühnen und tapferen Volksstamm ganz zu unterwerfen. Dem Feldherrn Mohammed el-Fadl's gelang es allerdings, durch List ihnen mehrere Niederlagen beizubringen. Er lockte die Scheichs zu sich, bewirthete sie in seiner Behausung (Buldena westlich Dara), gab dann eines Tages vor, nach El-Fascher gerufen zu sein, und bat seine Gäste, seine Rückkehr zu erwarten. Indessen griff er die ihrer Führer beraubten arglosen Risegat an und plünderte sie.

In die Regierungszeit dieses Sultans fällt die Eroberung Kordofans durch Aegypten, wobei eine foranische Reitertruppe ebenfalls betheiligt war. Gegen Ende der Regierung unternahm er einen Kriegszug gegen Wadai, wo Hungerjahre und Bürgerkriege wütheten, um dasselbe für seinen Sohn Mohammed-el-Hasin zu erobern; ein Prinz von Wadai, Mohammed es Scherif, begleitete aber den Zug und gab den Vorwand ab, dass ihm die Regierung übertragen werden sollte. Die Verhältnisse verhalfen nun letzterem wirklich zur Herrschaft und aus dieser Zeit stammte das gute Einvernehmen des Herrschers von Wadai und des Sultans Mohammed el-Hasin von Dar-For.

Im Jahre 1838 ward durch einen Vertrauten des Königs, Adam Tarbusch (ein Halbsklave) eine grosse gegen jenen gerichtete Verschwörung entdeckt, doch starb gleich hierauf Mohammed el-Fadl und hinterliess seinem Getreuen den Wunsch, seinen zweiten Sohn, Mohammed-el-Hasin zum Sultan zu ernennen. Dies gelang mit List und Adam Tarbusch blieb bis an sein Ende seines Herrn treuester Diener. Er führte auch viele der Expeditionen gegen die Risegat, welche meist sehr unglücklich verliefen, und fiel bei einer derselben am Rahat Mamfus bei Schekka.

Hasin lebte im übrigen in Frieden, war aber wenig beliebt und Dar-For begann unter seiner Regierung gewaltig an Wohlhabenheit einzubüssen. Daran trug er, sowie seine Schwester, welche als Ija Basi eine grosse Macht besass, viel Schuld. Die königlichen Kommissare (Makdum), welche früher immer nur vorübergehend, mit höchster Gewalt ausgerüstet, in die Provinzen gesandt wurden, liess er 10 bis 15 Jahre lang das Land aussaugen, die Mitglieder der königlichen Familie beschenkte er überreich mit Landgütern und Heirathsgütern, deren Unkosten das Land tragen musste; die Ija Basi aber plünderte dasselbe auf

das rücksichtsloseste aus und liess sich von ihrem Bruder hierin nicht zügeln. Der Hauptgrund liegt aber in dem Mangel an Elfenbeinzufuhr, weil dieselbe durch die am Bahr-el-Ghasal sich einnistenden chartumer Kaufleute gänzlich abgeschnitten wurde, und in der Beschränkung des Sklavenhandels von Seiten Aegyptens. Beide Handelsartikel hatten die Furaner bisher aus den Negerländern im Süden bezogen und nach Aegypten abgesetzt. Hiergegen hatten sie europäische Waaren eingetauscht und sich an einen Luxus gewöhnt, für welchen die reduzirten Mittel nicht mehr ausreichten. So nahm die Unzufriedenheit im Lande mehr und mehr zu, während die Gefahr, welche im Süden aus den Gelüsten des Seribenkönigs Siber und im Osten aus der Ländergier der ägyptischen Regierung erwuchs, immer drohender sich gestaltete. Als Hasin im Jahre 1873 erblindet starb, waren die Waffen bereits bereit, welche sein Reich vernichten sollten und sein Sohn und Nachfolger, Ibrahim, vermochte bei dem besten Willen nicht, das Reich und die Dynastie zu retten. Die Ereignisse dieser letzen Jahre des Bestehens von Dar-For als selbstständigen Staates werde ich in dem geschichtlichen Abschnitt zu schildern haben.

Die Furâwa, den hauptsächlichsten Volksstamm des Landes, welcher 1874 das ganze Marrahgebirge, grosse Theile von Dar-Uma und Dar-Dima, sowie die Hälfte der Gebiete westlich des Marrah bewohnten, schildert Nachtigal als einen Negerschlag von ziemlich dunkler Hautfarbe (grauschwarz und schwarz), mittlerer Grösse und unedlen Zügen; ihr Charakter ist hochmüthig, jähzornig, rachsüchtig und zu Streit und Gewaltthätigkeiten geneigt; den Ruhm wirklicher Tapferkeit können sie aber kaum beanspruchen. Sie haben wenig gewerbliche Talente und hängen an ihren alten Sitten und Angewohnheiten, so dass selbst der Islam, dem sie in den grösseren Ortschaften mit Fanatismus anhängen, in den entfernteren Bezirken das Heidenthum nicht ganz hat unterdrücken können. Soll doch selbst bei einem der unterworfenen Stämme, den Massalit, der Anthropophagie noch gehuldigt werden, ohne dass die herrschenden Furâwa diese gänzlich unterdrückt hätten.

Die fünf Provinzen von Dar-For, nämlich Dar-Tokunjawi im Norden, Dar-Dali im Westen, Dar-Uma im Südosten, Dar-Dima im Südwesten und Dar-el-Gharb im Westen, standen bis zum Jahre 1875 unter Statthaltern, nur für die westliche Dar-el-Gharb war gewissermassen der König selbst Statthalter. Die Provinzen zerfielen in Be-

Digitized by Google

zirke und diese wieder in kleinere Kreise; neben den Bezirksvorständen erfreuten sich aber die Scheichs und Sultane der eingewanderten Araberstämme und der Kolonien einer gewissen Selbstständigkeit, wodurch dem Gefühle der Zusammengehörigkeit der verschiedenartigen Volksstämme und der Erhaltung ihrer Nationalität in wirksamer Weise entgegengekommen wurde. Um etwaigen Uebergriffen vorzubeugen, schickte der König von Zeit zu Zeit Kommissare mit königlicher Befugniss, die Makdum, welche beliebigen Beamtenkreisen, den Sklaven und den Freigeborenen entnommen wurden, und nach einigen Jahren in ihr altes Verhältniss zurücktraten. Eigenthümlich ist es auch, dass der Statthalter der Ostprovinz nie ein freigeborener Furawi, sondern ein Sklave, der Grosseunuch, Abu Scheich, war.

Die Abgaben wurden in allen Produkten, Getreide, Baumwollengewebe, Pferde, Kamele, Butter, Sklaven u. s. w. entrichtet und durch eine Schaar organisirter Beamten eingezogen, welche, über das Land vertheilt, ihren Chef bei der Hofhaltung des Königs hatten. Diese letztere bestand aus einer ausserordentlich grossen Zahl von Beamten und Würdenträgern, an deren Spitze die Königin-Mutter und der Kamene, eine Art Schattenkönig, standen, welche beide hohe Ehren genossen, aber gänzlich einflusslos waren. Von besonderer Bedeutung war, wie bereits erwähnt, der Abu Scheich und die Ija Basi (fast immer die Schwester des Königs) welche beinahe an die Lukokescha des Muata Yamvo von Lunda erinnert. Auch die beiden Lieblingsfrauen finden wir hier, wie dort, in besonders ausgezeichneter Stellung. Es würde zu weit führen, die verschiedenen Würdenträger auch nur mit ihren Namen aufzuführen. Ausser den Hofämtern gab es aber noch eine unermessliche Schaar von Hausbeamten, z. B. bei den Beamten des Marstalls nicht nur Aufseher der Lederarbeiter und der Pferdegebisse, sondern auch Bügelhalter, Zügelanleger, Sattelaufleger, Sattelgurtschnaller, Fliegenverscheucher u. s. w., welche aber alle ihr Amt durch ihre Diener versehen liessen. So hatte auch jede der Familienreliquien ihren Beamten, nicht nur der Königsschild Suleiman Solons, die alten Pauken, jeder der sieben alten Familienspeere und der vier Straussfederwedel, sondern auch die alte Königsflinte (die erste ins Land gekommene Feuerwaffe) und eine alte Kürbisflasche. Für jeden der Beamten waren aber im Hofhalt auch bestimmte Frauen angestellt, welche mit ihren Sklavinnen für deren Ernährung Sorge tragen mussten.

Digitized by Google

Einen weiteren Einblick in die eigenartigen Verhältnisse des alten Königreiches werden wir gewinnen, wenn wir Nachtigal zu seiner ersten Audienz beim Sultan Brahim begleiten.

Die Stadt El-Fascher ist von Abd-er-Rahmân gegründet, welcher auf dem flachen Nordufer des Sees Rahat Tendelti seine Residenz aufschlug. Der See ist dreiviertel des Jahres trocken und dann von einer Menge Wegen durchschnitten, 1 km breit, 4 km lang; die Brunnen liegen auf der Sohle dieses Rahat, an den Abhängen sind Gärten angelegt; am Südufer wurde durch Hasin auf einem Hügel ein zweiter Palast erbaut und die Ufer bedeckten sich ringsum mit den durch Seriben eingezäunten Thonbauten und Strohhütten der Ansiedler, welche nach ihrer Landsmannschaft gruppirt, verschiedene Ortschaften bilden.

Auch die alte Königswohnung, wohin sich Nachtigal begab, war nur durch einen Strohzaun eingehegt, auf dessen innerer Seite dann noch eine hohe, dichte, breite Dornhecke folgte, in Form eines mit der Längsaxe von Nordost nach Südwest gerichteten Ovals. Vor dem Eingang musste der Reisende mit seinen Begleitern vom Pferd steigen und die Schuhe ablegen. Nach Durchschreitung zweier langer schmaler Höfe gelangte man zur Wohnung des Amin Bacheït (der Sohn von Adam Tarbusch). Dieser nahm das Begrüssungsgeschenk, ein Stück Halbseide entgegen, zu ihnen gesellte sich Chabir Mohammed, das Oberhaupt der Kaufleute, welcher als Gatte der Ija Basi einen gewissen Einfluss besass, und man unterhielt sich, bis der König, benachrichtigt, zur Audienz rufen liess.

Aus einem dritten Hofe, der kleiner, jedoch mit einer Thonmauer umfasst war und in der Mitte eine besondere Estrade aus Lehm hatte, gelangte man endlich in einen vierten Hof, in dessen Hintergrund Nachtigal den König in einer Entfernung von etwa 20 Schritt von der Eingangsthür auf einem Teppich sitzend fand. Rechts und links standen Sklaven mit rothbunten Stangen wie Standarten in Händen, und in grösserer Entfernung von dem Herrscher, nahe dem Eingange, lagen die Pagen und Diener mit vorn übergebeugtem Oberkörper auf den Knieen, den Boden, wie die Sitte gebietet, mit den flachen Händen scheuernd. Der König trug, wie die meisten westlichen Sudan-Könige, den untern Theil des Gesichts durch den Litâm verhüllt und hatte seine ganze Gestalt in einen Shawl (Ferdah) gewickelt.

Die Eintretenden hockten alle in der beschriebenen Weise nahe dem Eingange nieder und murmelten einige Begrüssungsformeln, die dann

Digitized by Google

unfehlbar durch gemeinschaftliche Ausrufe der Sklaven: „Arreï Donga! Arreï Donga!“ (Gruss des Königs) erwidert wurden, während alle emsig den Boden rieben. Der Chabir Mohammed überreichte dann die Geschenke der Einzelnen, bei jedem Stück den Namen des Gebers ausrufend (Nachtigal übergab ein Pferd und eine Musikdose), der König belohnte jeden mit einem „Barak Allah!“ (Segne dich Gott!) das der Chabir noch mit den Worten verdolmetschte: „Der König sagt dir barak Allah!“ Dann bewegte sich Nachtigals Begleiter und Freund, Hâdsch Achmed auf Knieen und Händen dem Sitze des Königs zu, aber der Reisende, bedeutet, ihm zu folgen, zog es vor aufzustehen, auf den König zuzutreten und erst dann wieder die unterwürfige Stellung einzunehmen. Brahim erwiderte seinen erneuten Gruss freundlich, versicherte ihn seines Schutzes und entliess ihn nach kurzem Gespräch mit grossem Wohlwollen.

Dies Wohlwollen hatte Brahim bereits vorher bewiesen, denn er hatte Nachtigal schon auf der Reise gegen die bösen Anschläge seiner Beamten geschützt und er bewahrte ihm dasselbe Wohlwollen bis zu seiner Abreise am 2. Juli 1874.

Den vollen Staat des königlichen Hofes hatte Nachtigal Gelegenheit zu sehen bei der grossen Paukenfeier, gewissermassen der Frühlingsfeier der Furaner. Die Vorfeier besteht aus Erinnerungsopfern, welche bei den Königsgräbern in Turra gebracht wurden, und einer symbolischen Handlung, welche der König selbst mit allen seinen Würdenträgern auf einem Staatsacker vorzunehmen hat.

Während derselbe sich mit Sandalen und einem altererbten einfachen weissen Gewand bekleidete, ward das Ackerstück oberflächlich von Unkraut gereinigt; nur ein Baum blieb stehen, welchen der König umschlug. Das ausgejätete Unkraut wurde mit dem Baume aufgeschichtet und durch Pulver entflammt, dann grub der König mit einem Spaten sieben Löcher in die Erde und warf in dieselben Duchnkörner. Zurückgekehrt, wurden dem Herrscher zwei weisse Kühe und ein weisser Stier vorgeführt, damit er mit einem Hirtenstab die Kuh bezeichne, deren Fell zum Beziehen der beiden altehrwürdigen Pauken, der Reichsinsignien, dienen sollte. Der König musste andern Tages eigenhändig die Thiere schlachten und das von den Würdenträgern zubereitete Fell auf die Pauken befestigen, sowie eine Rippe der Kuh auf der Pauke Mansura (die siegreiche) zerschlagen. Dann begann aber andern Tages das Nachspiel, nämlich ein Hammel

Digitized by Google

ward geschlachtet, seine Eingeweide auf drei Tage vergraben und hierauf, halbverwest, zerschnitten, mit der Butter, welche vor Jahresfrist in den Pauken aufbewahrt und nun herausgenommen, ranzig und zersetzt war, begossen und mit scharfem rothem Pfeffer gewürzt den sämmtlichen Prinzen und Prinzessinnen vorgesetzt. Wehe dem, der durch Ekel übermannt oder durch den Pfeffer gereizt, Würgbewegungen machte oder hustete, die ringsum stehenden bewaffneten Sklaven waren verpflichtet, ihn zu töten, da sein Benehmen als Zeichen galt, dass er dem König und seiner Regierung nicht wohl wollte. Anstatt des Hammels wurde zu heidnischer Zeit, und man behauptet, bis Anfang dieses Jahrhunderts, eine kaum gereifte Jungfrau geschlachtet und deren Eingeweide in der beschriebenen Weise verzehrt.

Auf die Paukenfeier und das Konda-(Nieren-)Essen folgten in unbestimmten Zwischenräumen sieben grosse Truppenbesichtigungen (die Frühjahrsparaden von Dar-For), zu welchen die Verwaltungsbeamten, sowie die Oberhäupter der Stämme auf dem grossen Marktplatz vor dem alten Königspalast in El-Fascher sich in einem Zeltlager versammelten, um dem König ein Geschenk zu überreichen, bevor die Besichtigung, die 'Arda, statt hatte.

Nachtigal hatte Gelegenheit, einer solchen beizuwohnen, indem er sich nahe dem Ausgang des Palastes in der Reiterreihe mit aufstellte. Zuerst erschien der Abu Scheich Dali, ein dicker Eunuch, im Panzerhemd, das Haupt mit dem Turban und das Gesicht mit dem Litâm (dieser kommt nur einigen der höchsten Beamten zu) bedeckt, darüber einen silbernen oder versilberten Helm von kegelförmiger Gestalt; viele Reiter und Lanzenträger umgaben und zahlreiche Antilopenhörner und Trommeln umtönten ihn. Dann erschien der Amîn Bacheït (Sohn des Adam Tarbusch), der Lieblingssklave des Königs, ebenfalls mit einem Panzerhemd über der Kleidung, mit Armschienen und mit einem Drahtgitter vor dem Gesicht; dieses Gitter war an einem breiten Halsbande befestigt, welches sich steif und widerstandsfähig vom Nacken bis an den Gürtel fortsetzte, mit dem es durch einen gleichzeitig über die Schultern geworfenen goldgestickten rothen Shawl verbunden war. Das Geschirr der Pferde war noch bemerkenswerther, als die Kleidung und der Kriegsschmuck der Reiter; der Luxus beschränkte sich hauptsächlich auf Kopf, Hals und Brust der Thiere. Ein silberner oder messingener Schmuck nahm die ganze Stirngegend ein, bis auf die Nase hinabreichend und nach hinten mit

Digitized by Google

einem silbernen Nackenschmuck zusammenhängend, der aus kleinen verschiedenartig gemusterten Platten, auf Sammet oder Tuch aufgereiht, bestand. Durch breite, silbergestickte Gürtel ward der breite Nackenschmuck unter der Kehle befestigt, und ebenso waren die Brustgurte (ausser dem engen Sattelgurt häufig noch ein zweiter tief herabhängender) mit Gold- und Silberstickerei, Quasten, Troddeln und Glöckchen auf das reichste verziert.

Dem Amin Bacheït folgte ein Trommelschläger, mehrere Kuh- und Antilopenhornbläser und ein Araber aus Aegypten, der während der ganzen Feier in gereimten Improvisationen das Lob seines Gebieters sang. Dann kam der König, von einem möglichsten Lärm von Musikinstumenten empfangen. Voran 200 flintenbewaffnete Leute, aber nicht uniformirt, mit einem Trommler, der eine europäische Trommel mit wenig Kunst bearbeitete. Den König selbst begleiteten fünf Kamele mit Pauken, die zu beiden Seiten des Höckers hingen, während die Paukenschläger auf dem Hintertheil der Thiere sassen; ferner die alten Familienerbstücke, fein säuberlich in rothen und weissen Kattun eingeschlagen. Der König selbst, auf einem dunkeln prachtvoll geschirrten Pferde reitend, trug ein sehr feines Panzerhemd über seiner einfarbigen seidenen Kleidung, vergoldete Armschienen und über der weissen Kopf- und Gesichtsumhüllung (Turban und Litâm) einen kegelförmigen silbernen Helm mit mehreren Spitzen nach vorn und hinten, korallen- und bernsteinverziert. Zur linken Seite von ihm befanden sich die Sonnenschirmträger, die einen wahrhaft prächtigen, grossen, purpurroth- und goldgestickten Schirm über seinem Haupte hielten.

Hinter dem König trabten ungefähr 30 gleichmässig in rothe Shawls gehüllte Sklaven, dann 30 Schwertträger, jeder mit einem Schwert des Königs mit goldenem oder silbernem Griff; hinter ihnen marschirten ca. 30 Flintenträger und eine Bande Speerträger, jeder mit einem Bündel Speere in Kattunfutteral; acht Leibpferde beschlossen den Zug.

Der Sultan nahm nun Parade ab, indem er Aufstellung nahm und, voran die Prinzen mit ihren Fähnlein und ihrem flinten- und lanzenbewaffneten Gefolge, die Versammelten an sich vorüberziehen liess. Die Pferderüstung sowohl, als die persönliche Bekleidung und Bewaffnung war sehr verschieden: Lanzen, Gewehre, Streitäxte, Stäbe mit quirlförmigem Knopf, Knittel mit bleigefülltem Knauf, Schwerter mit massiv goldnen und silbernen Griffen dienten als Waffen; bemerkens-

Digitized by Google

werth waren die Kriegsmützen der Würdenträger, welche da, wo sie dem Kopf auflagen, von Metall waren, und von deren Rande sich rings um den Kopf ein etwa 30 cm. hoher bunter gepolsterter Wall von Sammet erhob, der nur vorn über der Stirn eine Lücke liess. Auf der Mitte des Kopfes erhoben sich dann drei oder vier Metallspitzen nach vorn und nach hinten gekrümmt.

Es verdient hier eine Erwähnung die berühmte Panzerung der Dar-For-Reiterei. Man fertigte aus grobem europäischen Tuch und aus Baumwolle Steppdecken, welche Hals, Brust und den übrigen Körper des Pferdes bis auf die Kniegelenke herab bedeckten, und für die Reiter wurden in gleicher Weise schwere gesteppte Gewänder, Wattenpanzer, hergestellt.

In der Kleidung wurde einem grösseren Luxus gefröhnt, als in den westlicheren Sudanstaaten. Man trug europäische Stoffe, feinere Baumwollengewebe, seidene, halbseidene und selbst sammtene Gewänder. Dieselben waren lange Hemden (Tôben) mit enger Halsöffnung und kurzem Brustschlitz, die Aermel, ebenso wie die Brust- und Armöffnung mit fingerbreiten seidenen Borden besetzt. Bei Vornehmen und Gelehrten kam hiezu noch ein vorn offener Tuchkaftan. Als Kopfbedeckung dienten die bunten Mützchen der Mekkapilger (Takija), die Schuhe waren meist ägyptisches Fabrikat.

Vornehme Frauen und Mädchen trugen häufig seidene Hosen oder eine Art Kamfus (Schambinde) aus europäischem Baumwollengewebe oder aus Seide; früher gingen sie im Hause ganz nackt, aber in der späteren Zeit nirgends ohne verhüllendes Gewand aus Baumwolle. Die Frauen trugen das Haar in kleinen Flechten geordnet, welche an den Schläfen und am Hinterhaupt zu einem Wulst vereinigt wurden, die Männer rasirten ihr Kopfhaar.

In der Ausübung der Gastfreundschaft, dieser hervorragenden moslemitischen Sitte, standen die Furâwa weit hinter den Gallabun zurück, welche in grosser Zahl schon längst in Dar-For sich niedergelassen hatten und den Handel nach Westen, Süden und Osten vermittelten. Nachtigal schätzt ihre Zahl auf mindestens 5000 Hausstände in Dar-For, alle von den verschiedenen Volksstämmen herrührend, welche, bunt gemischt, unter dem Namen Danagla zusammengefasst werden. Rastlos zogen sie in grossen Mengen nach Westen bis nach Wadai und einzelne von ihnen sogar über Bornu und Bagirmi hinaus bis zu den Haussa-Staaten; dorthin führten sie Handelsartikel aus Kairo,

Digitized by Google

schlechte Baumwollwaaren, Bernstein und Glasperlen, tauschten diese in Wadai gegen Straussfedern und Kamele um, und verkauften letztere in Bornu gegen Gold, Natron etc. So zogen sie von einem Land zum andern, durch Umtausch Gewinn suchend, und kehrten oft erst nach Jahren aus den Nigergegenden zurück mit Kolanüssen, Manufakturwaaren, Lederarbeiten, welche in Wadai wieder gegen Sklaven und Straussfedern umgetauscht wurden. Nach Süden gingen sie über Schekka und die Kupfergruben von Hofrah-en-Nahas, durch Dar-Fertit in die Negerländer der Djur, Bongo und Bandjia hauptsächlich im Interesse des Sklavenhandels. Nicht selten waren sie so an zehn Jahre von ihrem Wohnort abwesend, getrieben durch den nie ruhenden Handelstrieb, und doch besassen sie Anhänglichkeit an Familie und Heimath. Und wie in Dar-For, so finden wir sie ja über den ganzen ägyptischen Sudan verbreitet, nicht zum Segen für denselben, aber die Aegypter tragen die Schuld, denn diese hatten sie aus ihrer Heimath vertrieben; so wurden sie den Negern eine Geissel, der ägyptischen Regierung die schwerst zu bekämpfenden Feinde als überall zerstreute Agenten des Sklavenhandels und des Mahdismus.

4. Die Bagara-Araber.

Ungefähr der 13.° n. Br. ist es, welcher die Länder der langen Dürre, die kahlen Steppen, nach Süden begrenzt, und gleicher Weise bildet er die ungefähre Grenzlinie für die Nomadenvölker, die Beduinen, deren Kamelheerden jene Gegenden ihrer Natur entsprechend zu ernähren und zu züchten gestatten. An diese schliesst sich südlich eine Zone des Ueberganges zum Gebiet der langen Regenperioden; sie ist durchflossen von dem Bahr-el-Arab und Bahr-el-Ghasal von Westen nach Osten und vom weissen und blauen Nil von Süden nach Norden — ein Gebiet des Alluvialbodens, der guten Weidegründe und des Ackerbaues; hier dehnten sich früher, anschliessend an das Sultanat von Dar-For die Besitzungen der Könige von Sennar aus bis zu den Gebirgen von Abessinien, und nach der Besitzergreifung durch die Aegypter blieben hier die Bagara-Araber, wie ein Keil eingeschoben zwischen die nördlichen Nomadenländer und die südlichen viehzüchtenden Negerstämme, zwischen milchtrinkende und fleischproduzirende Völker, und sie wussten sich ihre gute Situation wohl zu nutze zu machen.

Vom Bahr-el-Arab (wegen des hier ansässigen Stammes der

Digitized by Google

Bagara-el-Homr, auch Bahr-el-Homr genannt), den sie ganz beherrschten, dehnte sich ihr Gebiet zwischen den Nubanegern im Norden und den Dinka, Nuer und Schilluknegern im Süden vom 25. bis zum 33. Längengrade aus, und was man im Norden brauchte, nämlich Vieh, Getreide und Sklaven, das fanden sie im Süden zur Genüge. Auf die Neger machten sie Jagd, ihre Heerden raubten sie ihnen, um ihre eigenen Weideplätze zu bevölkern; immer auf der Hut, ihren Raub und ihr Besitzthum zu vertheidigen, immer bereit zu plündern und zu rauben, in allen Kriegskünsten bewandert, sind sie ein naturwüchsiger kräftiger Menschenschlag, der es nicht ertragen konnte, in seinen Gewohnheiten und Gerechtsamen durch die ägyptischen Gouverneure beeinträchtigt zu werden, wie es durch die angestrebte Durchführung des Sklavenausfuhrverbotes geschah. Denn — sind die Chartumer Kaufleute als die Beförderer des Sklavenhandels im Grossen zu betrachten, insofern sie tief nach dem Süden hinunter mit ihren Söldnerschaaren dem Sklavenjäger die Wege bahnten, sind die Gallabun, welche zu Tausenden das Bahr-el-Ghasalgebiet überflutheten, als die Agenten des Sklavenhandels anzusehen, so waren die Bagara deren Helfershelfer und Transportführer durch ihr Gebiet bis zum Markt in Schekka und nach El-Obeïd. Ihr Hauptverdienst wurde beeinträchtigt, als Gessi Pascha seine schützende Hand über die Negerstämme am Bahr-el-Ghasal hielt und sie auf die Stufe der Selbstständigkeit und eigenen Vertheidigung ihrer Habe zu heben suchte. Sie benutzten den Glauben an den neuen Propheten, um ihn als wuchtige Waffe gegen die verhasste Regierung zu verwerthen, und dieselben Neger, deren Bestem die Bemühungen der Regierung gegolten, mussten die Truppen stellen zu deren Vernichtung.

Schweinfurth schildert die Bagara vom Stamm der Risegat, wie er sie im Gefolge der Sklavenhändler im Lande der Bongo kennen lernte, als schöne hellbraune Bronzegestalten von schlankem nervigen Wuchs und tadelloser Regelmässigkeit der Gesichtsbildung. Der Ausdruck ihrer Züge hatte etwas Offenes und Vertrauenerweckendes, und eine grosse Entschlossenheit sprach aus ihnen, wie es sich von solch einem kriegerischen Jäger- und Hirtenvolke erwarten liess. Die Gesichtsbildung zeigte an Allen den vollen rechten Winkel; die Nasenbildung, nicht adlerförmig, sondern mehr abgerundet und zierlich, ertheilte den jüngeren Gesichtern einen gutmüthigen, fast weiblichen Charakter, ein Ausdruck, welcher durch die gleichmässige Rundung der hochgewölbten

Digitized by Google

Stirn noch gehoben wurde. Das lange Haar trugen Alle zu dünnen Flechten vereinigt, welche in der Längslinie des Scheitels dicht nebeneinander verliefen und hinten über den Nacken herabfielen.

Fünftes Kapitel.

Die heidnischen Negervölker.

1. Allgemeine Charakteristik.

Mit den Bagara verlassen wir das Gebiet der Mohammedaner. Sämmtliche südlich von ihnen wohnenden Negervölker sind Heiden, und die Moslems, mochten es nun die Elfenbeinhändler sein oder die Beamten und Soldaten der Regierung, hüteten sich wohl, ihrem Glauben bei ihnen Eingang zu verschaffen. Denn so lange sie Heiden blieben, waren sie ja Feinde ihres Glaubens, von Geburt zur Sklaverei bestimmt und nichts besseres werth, als ausgeplündert, beraubt und zu Frohndiensten gezwungen zu werden. Die Glaubensbrüder hätten ja nach den Satzungen des Koran als Freunde behandelt werden müssen. Ja, nicht einmal endgültig einverleibt wurden viele Gebiete. Denn dem hierdurch in den Staatsverband aufgenommenen, gewissermassen befreundeten Negerstamm konnte man doch nicht so rücksichtslos Alles rauben. Man konservirte sich gewissermassen mit Vorbedacht solche Bezirke, aus denen man sich mittelst des Systems der Razzien oder Ghâzwe kostenlos und anstandslos verproviantiren konnte. Doch hiervon später! Unterziehen wir zunächst die Neger des ägyptischen Sudan einer allgemeinen Betrachtung. Eingehender werden wir uns dann mit den wichtigsten Völkerschaften später zu beschäftigen haben.

Es sind solche von verschiedenstem Gepräge und von verschiedenster Abstammung, welche auf dem Gebiet zwischen dem 2. und 12. Breitengrad, zwischen dem 24. unh 34. Längengrade untereinander geworfen sind, und es wird wohl niemals möglich sein, aus dem Wirrsal die verwandtschaftlichen Beziehungen der Stämme klar herauszufinden und auch nur einigermassen die Vorgeschichte derselben zu enträthseln. Vor der Hand kann nur das sorgsam gesammelt werden, was die ein-

Digitized by Google

zelnen Forscher an Ort und Stelle erkundeten und als das Resultat ihrer sorgfältigen Beobachtungen und Kombinationen uns überlieferten. Danach sind es Jahrhunderte der grossartigsten Völkerbewegungen, welche diese Gebiete erlebt haben, und zum Theil gehören diese Völkerwanderungen einer gar nicht lange vergangenen Zeit, der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts an.

Die ersten Ureinwohner scheinen die Batuavölker zu sein, jenes Zwergenvolk, von dem Schweinfurth die erste wahrheitsgetreue Nachricht bringen konnte, nachdem er eine Kolonie derselben unter dem Namen Akka im Mangbattulande kennen gelernt hatte. Als menschenscheues, tapferes Jägervolk durchziehen sie, zersplittert in einzelne kleine Stämme, nomadisirend die Urwälder Zentralafrikas. Alle anderen Negervölker sind sesshaft, aber ruhig und friedlich wohnten sie nur selten nebeneinander. Dazu gehört eine starke imposante Staatsgemeinschaft, welche ihre Mitglieder zum gemeinsamen Streben nach grossen Zielen, zur Lösung grösserer Kulturaufgaben anregt und zusammenhält, welche anderseits Sicherheit und starke Abwehr nachbarlicher Gelüste gewährleistet. Wohl finden wir bei einzelnen und zwar bei den intelligentesten Völkern des Sudan zeitweise eine derartige staatliche Entwickelung angebahnt, ja sogar bei einem derselben, den A-Sandé, auf eine geraume Zeit erhalten und gepflegt kraft einer Reihe energischer und wahrscheinlich auch despotisch rücksichtsloser Herrscher, welche den Gefahren, welche ihrer Allgewalt aus der eigenen Familie drohten, bei Zeiten vorzubeugen verstanden. Denn die Familie, die binnen kurzem ins Riesige anwachsende Familie der Herrscher, das ist die grösste Gefahr der Dynastien in Afrika, wie wir es auch bei dem zweiten grossen monarchischen Staate, den Mangbattu, verfolgen können, dessen Herrscher nur durch die Intriguen der eigenen Familie seinen plötzlichen Untergang fand. Da der gierige Nubo-Araber *) diesen Zwist rechtzeitig auszunutzen verstand, fiel der ganze Staat damit in Trümmer.

Es ist die Vielweiberei, welche allen Negerstaaten eigen ist und überall die Regenten bezw. die Häuptlinge mit einer grossen Masse von Kindern und Erbberechtigten segnet. In den grossen monarchi-

*) Unter Nubo-Araber pflegt man alle aus dem nördlichen Sudan stammenden Mohammedaner, ohne Rücksicht auf ihre spezielle Abstammung, zu verstehen, welche in die heidnischen Negerländer vordrangen.

Digitized by Google

schen Staaten Zentralafrikas folgt nun überall entweder der älteste Sohn seinem Vater in der höchsten Würde oder (wie in Kalunda) es wird aus den legitimen Prätendenten einer durch Wahl bestimmt. Die Brüder und Vatersbrüder werden als Vasallen des Oberhäuptlings oder Königs mit Verwaltung einzelner Landesbezirke beauftragt. Es gehört gewiss eine starke Hand dazu, alle Bestrebungen dieser nächsten Anverwandten nach Selbstständigkeit im Zaume zu halten und allen Eigenmächtigkeiten und Intriguen zu begegnen, sowie die allzugross anwachsende Zahl der Prinzen abzustossen. Denn es liegt nichts näher, als dass jeder Verwandte des Königs, der mit der Verwaltung einer Provinz betraut ist, seinen auch ebenso zahlreichen Söhnen ein Aemtchen und ein Provinzchen verschaffen möchte. Und dieses Volk von Prinzen ist die Gefahr des Staates. Derjenige der A-Sandé zerfiel in kleinere und immer kleinere Theile, als einmal die Theilung des Reiches begonnen hatte und, noch vor Jahrzehnten jedem Feinde unüberwindlich, wurden die Bruchstücke den Nubo-Arabern zur leichten Beute.

In der Kleinstaaterei liegt die Schwäche aller dieser Völkerschaften, welche zum grossen Theil tapfer, muthig, stolz und freiheitsliebend, ihr Heim und ihre Habe vertheidigen und -- leicht besiegt in die Knechtschaft wandern müssen, weil jedes Dörfchen seinen Häuptling und jeder Häuptling seine Selbstherrlichkeit haben musste. Es sind nirgend die Untergebenen, welche etwa dem straffen Staatsregiment abhold, freiheitsdurstig nach Gleichheit und Gleichberechtigung schrien. Die Neger sind konservativ und treu ihren Fürsten unter allen Umständen. Davon giebt es tausend Beweise. Ringio, ein Prinz aus dem Fürstengeschlecht der A-Sandé, wird als Kind seinen Eltern geraubt, kommt als Sklave nach Chartum und von hier durch seines Herrn, des Consuls Petherick Güte nach Makaraká. Dort haben sich ausgewanderte A-Sandé niedergelassen und wie sie ihn erkennen, den Abkömmling ihres heimischen Herrschers, küren sie ihn zu ihrem Oberhäuptling, froh des altgewohnten Regimentes.

Mambangá, der letzte Vertheidiger der fürstlichen Mangbatturechte, muss wie ein gehetztes Wild in den Wäldern sich verbergen. Bis zur letzten Stunde haben seine A-Bissanga treu bei ihm ausgehalten und, selbst als er zu dem Schurkenstreich, der seinen Namen zu guter letzt besudeln sollte, zum Verrath an seinem Oheim Ssanga ihre Hilfe brauchte, folgten sie seinem Rufe.

Digitized by Google

Die Ueberzahl der fürstlichen Söhne ist es jedenfalls auch, welche häufig zur Auswanderung Veranlassung giebt und hierdurch zur Ausdehnung des Gebietes eines Volkes oder zur Gründung neuer Reiche. Leicht genug trennt sich der Neger von seinem Wohnsitz. Ist er doch gewohnt, alle paar Jahre mit der ganzen Gefolgschaft des Häuptlings das Dorf um einige Kilometer zu verlegen, da der Boden ausgesogen, die Hütten von Ameisen zerfressen sind und Landes genug da ist. Die von den Ausgewanderten besiegten Volksstämme werden entweder wiederum vertrieben oder zersprengt, vielfach aber bleiben sie im Lande sitzen als Hörige, wohnen meist in besonderen Ortschaften und zahlen den Siegern Tribut. So finden wir die Gebiete, welche den Namen eines Volksstammes führen, häufig ausser von diesem noch von einer Zahl anderer Stammesangehörigen besiedelt, ja letztere können sogar in einzelnen Landestheilen bei weitem die Ueberzahl bilden, wie z. B. die A-Kahle im Westen des Landes der A-Sandé. Es wird hierdurch nicht nur die mechanische Vermischung der einzelnen Stämme vermehrt und die Uebersicht erschwert, sondern es tritt nun auch eine geschlechtliche Verbindung ein und die Rassenreinheit wird hierdurch mehr und mehr gefährdet.

Ist es doch der Werth der Frau für den Neger, welcher im Grunde genommen alle sich immer wiederholenden Räubereien und Ueberfälle in die feindlichen Grenzgebiete ebenso veranlasst, wie der Ehrgeiz und die Herrschsucht die Spaltung der Dynastien und die blutigen Kriege zwischen Bruderstämmen. Bei dem freien Negerstamm fällt alle schwere Arbeit den Frauen zu, vornehmlich aber aller Orten der Ackerbau und die Zubereitung der Feldfrüchte. Deshalb ist die Frau ein Werthobjekt; der Grund und Boden ist allenthalben zu haben, aber er erhält erst einen Werth durch die Zahl der ihn bearbeitenden Hände, und der Wohlhabendste ist demnach der Besitzer der meisten Frauen. Um den Raub oder das Entweichen einer Frau entbrennen deshalb die hitzigsten Kämpfe der Nachbarstaaten, deren jeder den folgenden zur Sühne der Blutschuld naturgemäss erzeugt; um den Besitz der Frauen wird gekämpft, denn diese allein oder doch vorwiegend werden als Sklaven vom Sieger mitgeführt; und diese Art der Sklaverei ist jedenfalls so alt, als die Bevölkerung Afrikas. Der besiegte Stamm aber tritt in ein Feudalverhältniss zum Besieger, wird abhängig, hat Tribut zu entrichten und Frohndienste zu leisten.

Digitized by Google

Auch die Stellung der Frau ist hierdurch charakterisirt. Die umworbene des eigenen oder eines befreundeten Stammes wird dem Vater bezahlt; sie hat zwei Aufgaben zu erfüllen, nämlich den Zweck der Fortpflanzung und den der Arbeit. Eine kinderlose Frau kann dem Vater zurückgestellt werden und dieser muss die Heirathsgabe zurückerstatten. Von der Arbeit sind selbst die Frauen der Häuptlinge und Fürsten nicht entbunden, wenngleich dieselben, im Besitz grösserer Macht, den auserwählten und Lieblingsfrauen eine besondere Stellung einräumen. Es hängt dann die Stellung der Frauen und ihre Obliegenheiten mit den Gerechtsamen des Fürsten zusammen. Munsa erhielt von seinen Untergebenen ausser sonstigen Leistungen auch Tribut in Feldfrüchten und konnte seine Frauen deshalb vom Ackerbau entbinden; dagegen mussten selbst die mächtigsten der Sandéfürsten für ihren Lebensunterhalt selbst sorgen, und wenn es an Sklavinnen gebrach, musste manche Prinzessin und Fürstgemahlin mit zu Felde wandern.

Abgesehen von diesen fast durchgehend gleichen Pflichten und Dienstobliegenheiten der Frauen ist allerdings das Verhältniss zum Mann bei den verschiedenen Völkern ein sehr abweichendes und in Folge dessen auch die geistige Entwickelung, die Selbstständigkeit und die Moral der Frauen überall eine bemerkenswerth verschiedene. Die Mangbattu gestatten ihnen grosse Freiheiten und wir finden die Frauen von geistiger Regsamkeit, selbstständigem Denken, aber zudringlich und von sehr zweifelhafter Sittlichkeit. Dagegen bewachen die A-Sandé ihre Frauen mit eifersüchtiger Liebe und Strenge; dieselben sind scheu und zurückhaltend. Die Bongo und Mittu (erstere haben höchstens je drei Frauen) scheinen Sinn für ein ruhiges und harmonisches Familienleben zu besitzen; ihre Frauen sind zutraulich, freundlich ohne jede Frechheit. Bei den Madi scheint die Frau eine freiere Stellung einzunehmen; sie kann sich den Gefährten nach ihrem Geschmack wählen, denn der Mann, dem sie als Mädchen ihren Umgang widmet, muss sie gegen den üblichen Brautpreis heirathen, falls der Umgang Folgen hat; auch wird sie nie geschlagen, wohl aber oft zu Rathe gezogen. Im Allgemeinen herrscht bei den Negervölkerschaften Billigkeit und Gerechtigkeit in der Behandlung der Frauen vor. Wenn auch zu harter Arbeit verurtheilt, haben sie sonst keine schlechte Behandlung zu erdulden; im Gegentheil sind sie meist Gegenstand der Sorgfalt und Rücksicht, sofern sie nicht im Herzen ihrer

Digitized by Google

Gebieter Keime der Eifersucht erregen. Untreue wurde bei den meisten Völkern sehr streng bestraft; freilich sind die verderblichen Grundsätze, welche die Araber hereinbrachten, nicht ohne Einfluss geblieben.

Die Negervölker des ägyptischen Sudan sind im Allgemeinen als auf der Stufe ihrer Kindheit stehend zu betrachten. So alt sie schon sind, in dem unerschöpflichen Reichthum, welchen die Erzeugnisse ihres Landes ihnen ohne viele Mühe bieten, ist ihnen noch niemals die Nothwendigkeit der weiteren Entwickelung ihrer geistigen Fähigkeiten aufgenöthigt worden. Wenn auch Jahre der Hungersnoth oder Seuchen ganze Landstriche entvölkerten, so konnten die besser situirten und von Krankheit verschonten Gebiete hierin keinen Grund finden, ähnlichen Vorkommnissen vorzubeugen. Wurde doch anderseits hierdurch der Uebervölkerung gesteuert, denn die mit letzterer bedrohten Bezirke konnten immer wieder entlastet werden durch Auswanderung in menschenleere Gegenden. So verharrten sie in ihrer Arbeitsscheu, und es wird lange zielbewusste Anstrengung der civilisirten Nationen kosten, bevor man ihnen die Nothwendigkeit der Arbeit für eine weitere kulturelle Entwickelung begreiflich macht. Jedenfalls ist mit milder Behandlung, Güte und schonender Rücksicht allein dieses nicht zu erreichen, sondern nur durch hiermit gepaarte strenge aber gerechte Heranziehung zu Leistungen, welche sie freiwillig nicht übernehmen werden, also nur gezwungen übernehmen müssen, bis sie vielleicht nach Generationen jenen Standpunkt erreichen werden, dass sie aus eigener Ueberzeugung und Initiative zu ihrem Wohle weiterstreben.

Die geistige Entwickelung des Negerkindes ist eine rasche und scharf markirte, aber sie lässt bald nach und beschränkt sich auf den engsten Kreis. So hat der Negerknabe ein ungeheures Orientirungsvermögen, aber der Erwachsene durchaus kein geographisches Fassungsvermögen; über die nächstliegenden Gebiete geht seine Kenntniss nicht hinaus, und alles jenseits seiner engsten Vaterlandsgrenzen Liegende wird ihm zum Fabellande. Die Freude am Scherz bewahrt er sich aber durchs ganze Leben, und gerade diese Seite seines kindlichen Charakters ist es, welche ihn unter Umständen auch wie ein Kind zu leiten gestattet, denn er hat die Gabe, Allem eine scherzhafte Seite abzugewinnen. So erzählt Junker, dass er bei Ndóruma, dem Sandéfürsten, sich eine Station erbaut habe, bevor er von hier weiter nach Süden vorging, gewissermassen eine strategische Basis und ein Depot für seine weiteren Expeditionen. Trotz Ndórumas bereitwilliger

Digitized by Google

Zusage, Arbeiter zu stellen, bedurfte es der dringendsten Vorstellungen und Drohungen, um ihn zu veranlassen, sein Versprechen zu halten. Durch Lob und Tadel, durch Belohnungen und Zurechtweisungen suchte nun Junker seine Arbeiter bei guter Laune zu erhalten. Und wie bei Kindern begann sich bei ihnen eine Art gutwilligen Ehrgeizes zu regen. Sie freuten sich des Lobes, aber auch der Tadel veranlasste sie zu lauter Heiterkeit. Führte z. B. der Reisende einen Häuptling und dessen Leute zu einer der ihrigen gleichen Arbeit, die von anderen besser ausgeführt war, lobte jene und tadelte diese, so erscholl ein nicht enden wollendes Gelächter. Wie die Kinder wiesen die Leute mit den Fingern aufeinander und neckten sich gegenseitig. Es trat deutlich die Eigenart hervor, welche in gewisser Beziehung den Neger scheinbar über den gesitteten Europäer stellt: Jähzorn und mürrisches Wesen, die dem Kulturmenschen oft anhaften und ihn zu Ausbrüchen der Leidenschaft, Thätlichkeiten, Verbrechen und Mord führen, kommen bei ihm in viel geringerem Maasse nur vor, und ebensowenig trägt er erlittenes Unrecht rachsüchtig nach. Die vielfach bestehende, doch gemässigte Form der Blutrache unter den Dynastien darf hier nicht mit der kleinlichen persönlichen Rachsucht nach angethanem Leid verwechselt werden. Dieser Charakterzug des Negers beruht allerdings auf Mangel an Ehr- und Selbstgefühl, berührt aber doch immerhin angenehm.

Bald blieben nun aber die Arbeiter wieder aus, weil sie die Sache satt hatten, und endlich griff Ndóruma zum äussersten Mittel, sie wieder herbeizulocken; er liess eines Morgens die gewaltige Kriegstrommel rühren und binnen kurzer Zeit eilten die Mannen, mit Speer und Schild zum Kampf gerüstet, herbei. Und als sie dann den schlauen Scherz ihres Fürsten erfuhren, liefen sie nicht ergrimmt von dannen, sondern geriethen in grosse Heiterkeit, legten ihre Waffen ab und bequemten sich lachend zur Arbeit.

Unter Umständen ist dieser Sinn für Heiterkeit und Scherz von grossem Werth. Er wird durch missliche Verhältnisse, welche den Europäer sofort in die schlechteste Laune versetzen würden, durchaus nicht gestört. Im grössten Unwetter, wenn ihnen der kalte Platzregen die nackten Körper peitscht, suchen sie sich durch Scherzworte und Lachen über das Missliche der Situation hinwegzubringen. Jedermann, der jemals mit grösseren Menschenmassen in schwierigen Verhältnissen eine ihm gegebene Aufgabe zu vollbringen hatte, sei es der Offizier

Digitized by Google

einen anstrengenden Marsch in Sonnengluth oder auf beeisten Strassen, sei es der Baumeister die Bewegung eines Steinkolosses bei strömendem Regen, weiss, was unter unseren Kulturmenschen dann ein Spassmacher, oft ein einziges Scherzwort werth ist. Wie viel mehr erst bei jenen kindlichen Naturmenschen.

Im Essen sind die Schwarzen im Allgemeinen sehr mässig — die A-Sandé, welche hiervon eine Ausnahme machen, sind deshalb vielfach das Ziel des Spottes, so sehr sie sonst gefürchtet sein mögen —, etwas Mehlbrei mit Termiten, oder einige Bananen, süsse Bataten und Kräuter sind mehr als hinreichend für ihren bescheidenen Tisch. Fleisch essen sie nicht täglich, auch nicht allgemein; es bildet eine Ausnahmenahrung bei ergiebiger Jagd oder überreichem Fischfang. Dagegen hat der Neger beim Gebrauch der Getränke eine unleugbare Vorliebe für Berauschung. Das massenhafte Trinken gilt meist als Zeichen der Kraft und ist eine Uebung der Tapferkeit. Ein Häuptling muss trinken können und sich oft und vollständig betrinken. Vielfach wird die grösste Masse des gebauten Getreides zur Bierbereitung verwendet und lieber wollen sie hungern, als ihrer Lust am Getränk rechtzeitig einen Zügel anlegen. Auch den eingeführten Spirituosen kamen sie mit gierigem Verlangen entgegen und wetteiferten hierin mit den Dongolanern und nubischen Soldaten.

Ausser diesem Genuss fröhnen sie aber alle dem des Tabakrauchens, der virginische Tabak ist überall angebaut, und an Erfindungsgabe, die verschiedensten Rauchapparate, von den einfachsten bis zu den zusammengesetztesten, zu konstruiren, haben sie alle übrigen Völker übertroffen. Deshalb liegt, wie Schweinfurth bemerkt, die Vermuthung nahe, dass sie vielleicht nur aus dem Grunde die schnellere Verbreitung des ausländischen Gewächses begünstigten, weil ihnen, sei es der Bauerntabak als indigenes Gewächs, sei es ein anderes Kraut, welches als Reizmittel diente, bereits in Form des Raucheinziehens zur Gewohnheit geworden war.

Nur bei wenigen Völkern, wie bei den Mangbattu, ist es den Forschern geglückt, eine Spur von Gottesbewusstsein und Glauben an eine höhere Macht festzustellen; überall aber ist der Aberglaube in verschiedenster Gestalt verbreitet. Hier und da schien man Anklänge an den Fetischglauben der westlichen afrikanischen Stämme zu finden und war sogar geneigt, gewisse aus Holz geschnitzte Figuren, wie sie bei den Bari und Bongo angetroffen wurden, als Götzenbilder zu betrachten.

Digitized by Google

Dies hat sich als Irrthum erwiesen, und es sind jene Figuren zweifellos als Nachahmung der Verstorbenen, als „Penaten“ zu betrachten, welche zum Andenken der Dahingeschiedenen in den Hütten unter dem Dach aufgehängt (Bari) oder an den Gräbern aufgestellt wurden. So fand Schweinfurth im westlichen Bongolande über dem Grabe des Häuptlings Janga eine Reihe lebensgrosser roher Holzfiguren, welche den Janga, gefolgt von seinen Weibern und Kindern, in einer Prozession darstellten, die vom Grabe ihren Ausgangspunkt zu nehmen schien.

Der Aberglaube der Sudanneger hat allerdings insofern eine Aehnlichkeit mit dem bei den Negern des südlichen Kongobeckens verbreiteten, als man für die geringfügigsten und natürlichsten Vorkommnisse des menschlichen Lebens die Bosheit irgend einer Persönlichkeit verantwortlich macht. Krankheiten, Todesfälle, ein verheerender Sturm, der Tod eines Thieres, der Brand einer Wohnstätte sind Folgen des Uebelwollens eines Nebenmenschen. Dies führt zum Ausfindigmachen des Uebelthäters durch verschiedene Orakel und wenn man so will, durch Gottesurtheile, bei vielen Völkern zum direkten Hexenglauben, so bei den Bongo und bei den A-Sandé. Erstere haben eine vollständige Furcht vor bösen Geistern, deren Sitz sie in das nächtliche Dunkel des Waldes verlegen, während ihnen der Begriff von guten Geistern gänzlich unbekannt ist; im Verdachte aber, sich mit den bösen Geistern zum Schaden und Nachtheil ihrer Mitmenschen in Verkehr zu setzen, stehen ausnahmslos alle alten Leute, besonders aber die alten Weiber. Kein Wunder, dass sie die Alten für alles Unheil verantwortlich machen, dass die Hexenprozesse bei ihnen an der Tagesordnung sind, und bejahrte Leute bei den Bongo zur grössten Seltenheit zählen.

Um die Schuld oder Unschuld eines der Uebelthat Bezichtigten zu konstatiren, bedarf es natürlich keines Gerichtsverfahrens mit Zeugen und Beweisen. Man reicht ihm einen Gifttrank; wenn er ihn von sich giebt, ist er unschuldig, wenn er unter schrecklichen Schmerzen stirbt, so ist seine Schuld bewiesen, und sein Todeskampf wird mit Freudengeschrei und Beifallsrufen begrüsst. Auch dies erinnert lebhaft an das Juramento- oder Bambutrinken der westlichen Völker.

Der Aberglaube nimmt bei einzelnen Völkern, wie den A-Sandé und Mangbattu, noch eine andere Gestalt an, nämlich die des Orakelglaubens. Die verschiedenen Orakelapparate und Gebräuche werden wir bei diesen Völkern näher kennen lernen. Im Allgemeinen ist der

Digitized by Google

hierbei von den Orakeldienern, den Priestern, wenn man diesen Ausdruck anwenden darf, getriebene Hokuspokus so handgreiflich, dass ein wirklich ausserordentlich kindliches Gemüth dazu gehört, die wichtigsten Entscheidungen und Lebensfragen von dem Orakelspruch abhängig zu machen, wie es häufig entgegen allen Vernunftsgründen zum grössten Nachtheil der Betreffenden geschehen ist. Trotzdem scheint von einer ihre Zwecke verfolgenden Priesterkaste, wie man leicht annehmen könnte, keine Rede zu sein. Die Zauberer von Profession verkaufen ihre Mittel zur Fernhaltung böser Geister bei den Dinka und Bongo, die Mapingepriester leiten durch ihre Orakelsprüche die Fürsten der A-Sandé und ihren Vortheil werden sie alle persönlich hieraus zu ziehen wissen. Aber die Kulturentwickelung dieser Völker war bisher noch nicht so weit fortgeschritten, dass diese Leute über den Gedanken an das persönliche Interesse hinaus zu der Idee der gemeinsamen Ausbeutung des Aberglaubens gelangt wären.

Intellektuelle Fähigkeiten sind den Negern nicht abzusprechen und sie befähigen sie gleich dem Kulturmenschen zu geistiger Vervollkommnung durch Beispiel und Belehrung; aber sie sind bei den verschiedenen Völkerschaften in sehr verschiedenem Grade vorhanden und bei den einzelnen Individuen in sehr verschiedenem Maasse entwickelt. Es ist eine merkwürdige Erfahrung, die man auch bei den Sudannegern wieder, wie andernorts gemacht hat, dass gerade diejenigen Volksstämme, welche durch ihren Hang zum Kannibalismus unsern Abscheu erregen (die A-Sandé und Mangbattu) nicht nur durch leibliche Wohlbildung, sondern auch durch geistige Beanlagung und kulturelle Entwickelung allen andern Völkern voranstehen. Das zeigt sich schon darin, dass sie die alleinigen Stämme sind, welche eine grosse staatliche Konstitution ins Leben zu rufen und lange Jahre hindurch aufrecht zu erhalten im Stande waren. Einen Beweis für ihre grössere geistige Begabung möchte ich auch darin finden, dass sie ein ganz überraschendes Verständniss für die bildliche Darstellung körperlicher Gegenstände zeigen, welche selbst den Arabern im allgemeinen abgeht. Junker, welcher im Gebiet der Barineger die ersten A-Sandé (Makaraká) kennen lernte, war überrascht durch das Interesse, das Verständniss, welches sie den ihnen unbekannten europäischen Produkten entgegenbrachten und konstatirte auffallende Unterschiede zwischen ihrer Begabung und der der geistig und körperlich gleicherweise trägen Barineger. Freilich steht der erwachsene Schwarze mit seinem Denk- und

Digitized by Google

Fassungsvermögen gleichsam noch in einem frühen Lebensjahr. Eingeborene Kinder waren niemals freudig erregt durch ein europäisches Kinderspielzeug, und diese Spielsachen, welche Junker, wie so manches andere, das seinen praktischen Sinn und sein Verständniss für die Bedürfnisse der von ihm bereisten Länder dokumentirt, zahlreich bei sich führte, dienten also mehr als plastisches Bilderbuch der abendländischen Kultur für die Erwachsenen, die ihre hohe Freude darüber kundgaben und begierig waren, das von ihnen Gelernte den Ihrigen wieder zu erklären und zu lehren.

Dass die Höhergestellten, die Fürsten und Häuptlinge, meist auch die Bevorzugten im Denk- und Begriffsvermögen sind, ist leicht daraus zu erklären, dass sie trotz ihres bescheidenen Wirkungskreises doch immerhin diejenigen sind, welche als Richter, Gesetzgeber und Befehlshaber zu denken und zu handeln haben. Hierzu kommt die tägliche Uebung, in langen parlamentarischen Reden, wie sie bei Versammlungen und Gerichtsverhandlungen ihnen zukommen, ihre Gedanken zu ordnen und auszudrücken, während der niedrig stehende Mann nur als stummer Theilnehmer beiwohnt und seltener, als Kläger oder Verklagter, zu Worte kommt. Die Leute der geistig höher stehenden Massen wissen dann freilich auch genug und breit genug zu reden.

Neben dem Trunkteufel, welcher nicht nur mit Hilfe des Bierkruges, sondern leider auch des durch die Araber ihnen bekannt gewordenen Schnapsglases den Negern sammt und sonders gefährlich wird, ist auch der Spielteufel als zweiter böser Geselle vielfach Herr ihres Thuns und Handelns. Das Hazardspiel artet bei ihnen, wie beim Kulturmenschen, in unbezähmbare Leidenschaft aus. Und zumal bei den höher stehenden Rassen, den A-Sandé und Mangbattu sind viele eingefleischte Spielratten. Meist wird das einfache Gleich und Ungleich gespielt und zwar mit Steinchen, welche unglaublich flink und sicher von Hand zu Hand gehen. Schon die Kinder üben diese Fertigkeit ein. Der Spielteufel wird oft so stark, dass die ganze ärmliche Habe in des Gewinners Hand übergeht; da giebt es nichts Verspielbares, was gelegentlich nicht verspielt, oder wenigstens verpfändet würde: Bogen und Pfeile, Eisengeräth, Hühner, Sklavinnen, selbstverständlich nicht immer ohne Streit. Dr. Junker erzählt von einem Häuptling der Mangbattu, Ssänsä, der an förmlicher Spielwuth litt und an einem Tage mehrere Hundert Pfeile, allerlei andere Dinge nnd schliesslich noch eine Anzahl Hühner verlor. Die A-Sandé haben

ein Lieblingsspiel, welches eigenthümlicher Weise auch in Aegypten und im mohammedanischen Nubien viel verbreitet ist: Mongala. Man bedarf hierzu eines Geräthes, das aus einem länglichen Holzblock geschnitzt, zwei Reihen Gruben enthält (in Nubien 12, bei den A-Sandé 16); jeder Spieler hat etwa zwei Dutzend Steine, welche aus einer Grube in die andere hin- und herwandern.

Um in die grosse Zahl der verschiedenen Negerstämme Uebersicht und Ordnung zu bringen, haben sich die Forscher Schweinfurth, Junker und Emin auf das eifrigste bemüht, ihre Verwandtschaftsverhältnisse zu klären und aus der Aehnlichkeit der Schädel- und Körperformen, der Sprachen, der Gebräuche und Gewohnheiten, namentlich der musikalischen Liebhabereien und Tänze Gesichtspunkte zu gewinnen, nach denen eine Unterordnung in einzelne grössere Gruppen sich ermöglichen liess. Die erkundeten Nachrichten und Sagen bezüglich der Vorzeit wurden hierbei natürlich vor allem berücksichtigt. An der Hand der von jenen Forschern gegebenen Fingerzeige und Anhaltspunkte versuche ich eine Gruppirung in mehrere Rassenreihen vorzunehmen.

2. Die hauptsächlichsten Rassenreihen.

Am längsten ansässig sind, wie es den Anschein hat, die Völker, welche die tiefgelegenen, alljährlich den Ueberschwemmungen ausgesetzten, zum Theil sumpfbedeckten Landschaften des Bahr-el-Abiad und seiner direkten Zuflüsse bewohnen. Es ist dies eine ganze Rassenreihe, welche bezüglich ihres lang aufgeschossenen Körperbaues, ihrer dunklen Hautfarbe, ihrer mehr als bei anderen Negerstämmen ausgesprochenen Schmalköpfigkeit und Prognathie eine charakteristische Aehnlichkeit zeigen: am oberen Bahr-el-Djebel die Schuli und Bari, im Bahr-el-Ghasalgebiet die Djur, Nuer und zahlreichen Dinkastämme, die Schilluk am Abiad und im Winkel des Abiad und Sobat, endlich als östlichster Grenzstamm die Niuak am Sobat. Wegen ihrer dünnen, langen unteren Extremitäten hat man diese Völkerschaften mit den Sumpfvögeln verglichen, denen gleich sie es lieben, oft stundenlang auf einem Bein zu stehen, das andere gegen die Innenseite des Standbeins gestemmt. Der Name „Sumpfneger" ist deshalb für diese Rassengruppe gebräuchlich.

Ihre Hautfarbe ist die dunkelste der Negerfarben, mit dunkelbisterbraun wohl am besten bezeichnet. Allerdings ist die Hautfarbe

Digitized by Google

für die Unterscheidung der einzelnen Negervölker ein ganz unzuverlässiges Merkmal; zunächst erscheinen sie, mit Asche, wie die Dinka und Schilluk, oder mit rothem Eisenthon, wie die Bari, beschmiert, durchaus nicht in ihrem natürlichen Kleid; aber auch wenn sie sorgsam gereinigt sind, erscheint die Farbe, abgesehen von dem Einfluss der fettentziehenden Asche- und Thonschichten, durchaus nicht gleichartig, sondern heller und dunkler in der Nüancirung. Aber der Grundton ist doch immerhin wieder zu erkennen und wohl geeignet, als ein Unterscheidungsmerkmal betrachtet zu werden. Bei allen Negervölkern ist die Grundfarbe rothbraun, aber die Farbenskala ist in der That unendlich vielfältig und spielt vom tiefen Schwarz, welches nur selten vorkommt, in mannigfaltigen Nüancen hinüber zum dunklen Eisengrau, zur Farbe der dunklen Tafelchokolade und des gebrannten Kaffees, zum lichteren Havannabraun, zum Braungelb des gegerbten Leders, des Milchkaffees, ja ausnahmsweise bis zur hellen Haut des Malaien. Die in der Mitte stehenden Schattirungen sind die häufigsten. Auch Albinismus kommt bei den Negern vor und ist von einigen Reisenden sogar ziemlich häufig konstatirt worden, so von Wissmann bei den Bassonge, von Schweinfurth bei den Mangbattu, von Casati bei den A-Sandé und Mädje. Die Ursache des Albinismus liegt bekanntlich im Mangel der Farbenpigmente in den tiefen Schichten der Haut und in der Bindehaut des Auges. Letzteres erscheint lichtscheu, erstere bei den Negern ganz besonders hässlich, weil der röthliche oder braune Ton, durch die graue obere Hautschicht hindurchschimmernd, einen unreinen, schmutzigen Teint erzeugt. Ein eigenthümliches Naturspiel lässt wohl auch an einzelnen Körperstellen nur das dunkle Hautpigment fehlen, so dass dieselbe verschiedenartig gescheckt aussieht. Das gekräuselte Haar der Albinos ist ebenfalls licht gefärbt, aber von einem unreinen, mit Grau gemischtem Blond, dem Hanf vergleichbar.

Die Grundfarbe der Sumpfnegerstämme ist meist tiefstes Braunschwarz, dunkel-bisterbraun oder wie braunschwarze Bronce, mit dem matten Schimmer von Tafelchokolade, nur die Djur erscheinen um einen Schatten heller gefärbt. Auch haben sie in einer, allerdings weit verbreiteten Sitte Aehnlichkeit, nämlich in dem Ausbrechen der unteren Schneidezähne. Sämmtliche Völker dieser Gruppe sind Rindviehzüchter mit alleiniger Ausnahme der Djur, welche von den Schilluk abstammend, aus deren übervölkertem und, durch den Nil einerseits.

Digitized by Google

durch die Bagara anderseits eingeengtem Territorium auswanderten und sich am Bahr-Djur oder Wau niederliessen. Hier auf der untersten Stufe des eisenhaltigen Felsbodens waren sie auf die Eisenindustrie angewiesen und mussten einen vollständigen Wechsel ihrer Lebensweise vornehmen, da die Viehzucht durch die überhandnehmenden Fliegen und Bremsen unmöglich wurde. Sie wurden aus einem Hirtenvolk zu Ackerbauern und schlossen sich an die Gruppe der eisenbearbeitenden Negervölker an, welche von hier nach West und Nordwest gegen Dar-For sich ausbreiten und nach Süden in den Bongo ihre nächsten Vertreter finden.

Wir kommen hiermit zu einer zweiten Rassenreihe, den Bongo, Mittu, Kredj nebst den kleinen ihnen untermischten Stämmen der Golo und Shere, welche die nördlichen Abhänge des Erhebungssystems bewohnen, auf dessen Höhenlinie sich die Wasserscheide Nil-Kongo von Nordwesten nach Südosten hinzieht. Wie die Gewächse Kinder des Bodens, sagt Schweinfurth von diesen Völkern, dem sie entsprossen, so erscheint hier auch der Mensch gleichsam als Ausdruck der durch das rothe eisenhaltige Gestein geschaffenen Terrainverschiedenheit. Die Bewohner der schwarzerdigen Tiefebenen, die im tiefsten Schwarz der Negerrasse erglänzenden Schilluk, Nuer und Dinka, stehen denen der rothen Felserde gegenüber, welche letztere bei aller sprachlichen Verschiedenheit, trotz abweichender Lebensbedingungen, und einer ausgeprägten Eigenart der sie unterscheidenden Sitten ungeachtet, sich immerhin als ein zusammenhängendes Ganze offenbaren. Diese Völker entbehren alle der Rindviehzucht und sind alle durch den vorherrschend röthlichen Ton ihrer Haut gekennzeichnet, besonders sind es die Frauen, die durch ein helleres Pigment auffallen. Sie züchten nur Hühner, Hunde und Ziegen und sind vornehmlich Ackerbauer. Bei dem eisenhaltigen Boden hat sich das Gewerbe der Eisenbearbeitung besonders ausgebildet und wenn auch die Art der Erzgewinnung ebenso wie das Schmiedehandwerkzeug äusserst primitiver Natur geblieben sind, sind doch die Produkte, namentlich der Bongo, von vollendeter Güte. Mit den benachbarten Völkern der Tiefebene, welche des Eisens entbehren, wurde früher ein lebhafter Handel getrieben; das hierbei in Umlauf gesetzte Roheisen war immer von dreierlei Gestalt: 1) als „Mähi“, d. h. als einfache 1—2 Fuss lange Lanzenspitze, 2) als „Loggo-Kulluti“, d. h. roher Spaten und 3) als „Loggo“, der fertige Spaten, welcher als „Melót“ im Handel

längs des Flusslaufes am oberen Nil eine grosse Verbreitung gefunden hat. Das Loggo-Kulluti besteht aus einer flachen, kreisrunden und tellergrossen Eisenplatte von 0,25—0,30 m Durchmesser, an dem einen Ende ist ein kurzer Stiel, am andern ein ankerförmiger Ansatz angebracht. Dieser Spaten ist das zentralafrikanische Aequivalent für unsere gemünzten Geldwerthe und war auch am oberen Schari zur Zeit der Reisen des Major Denham (1824) im Umlauf. Von den Reichen wurde dies Geld in grossen Mengen aufgespeichert und noch heute dient es nebst Lanzenspitzen und Loggo als Conventionsmünze bezw. als Hochzeitsgabe, welche der Freier an den Vater seiner Braut zu zahlen hat. Neben diesen rohen Gebilden der Eisenindustrie verfertigen die Bongo Waffen, Geräthe und Schmucksachen der verschiedensten Formen, die später Erwähnung finden werden.

Während die Mittu und auch die Bongo wenigstens in ihren östlicheren Gebieten in den schwierigen fieberathmenden Passagen des Bahr-el-Ghasal und in den ihnen benachbarten Dinka für einige Zeit einen Schutz gegen die Ausbeutung durch die Nubier fanden, während in Folge dessen bei ihnen Ackerbau und Gewerbe sich bis in neuere Zeiten einer grossen Ausdehnung und Blüthe erfreuten, bietet im Nordwesten das Dar-Fertit, welches das Quellbegiet der obersten Zuflüsse des Bahr-el-Ghasal und des Schinko umfasst, ein ganz anderes Bild.

Den Furanern und Kordofanern stets zugänglich und bekannt, wurde es zur ersten Domäne des Sklavenhandels. Lange vor Ankunft der ersten chartumer Handelskompagnien, welche um 1855 vom Ghasal aus vorzudringen begannen, hatten sich in Dar-Fertit schon zahlreiche Sklavenhändler (Gallabun) niedergelassen und unter dem Schutze einflussreicher Häuptlinge der dort ansässigen Kredj Niederlassungen mit dem Namen „Dem" gegründet, welche ihnen als Stapelplätze der schwarzen Waare dienten. Als die chartumer Elfenbeinhändler mit grossen Schaaren Bewaffneter im Lande erschienen, wurden sie in den Dems der Gallabun natürlich mit offenen Armen empfangen. Die Seriben wuchsen wie Pilze aus der Erde, die Häuptlinge, ihres Ansehens beraubt, konnten nicht mehr wagen, von den Gallabun den früheren Tribut zu fordern und die Dems gewannen mit der Zeit den Umfang und das Aussehen sudanischer Marktstädte, sie wurden zu Zentralplätzen für den gesammten Sklavenhandel dieser Länder.

In Folge dessen boten bereits 1870 die ethnographischen Verhältnisse des Landes der Kredj (Dar-Fertit) ein Bild der grössten

Digitized by Google

Verwirrung. Die Kredj sind das hässlichste aller Negervölker und auch bezüglich ihrer Intelligenz, sei es in Folge der längeren Knechtung durch die Fremden, sei es bedingt durch den Druck karger Existenzbedingungen, den anderen Stämmen untergeordnet. Von plumpem, schwerfälligem Körperbau entbehren sie ganz jenes Ebenmass der Glieder, wie es alle andere Negervölker des Sudan, selbst die überschlanken Sumpfneger charakterisirt. Ihre sehr breiten Schädel, die dick aufgeworfenen Lippen und die ganz besondere Breite der Mundspalte machen sie zu wahren Prachtexemplaren der typischen Negerrasse.

Gänzlich verschieden von ihnen sind die Golo und Shere, welche aber, meist zersplittert und vermischt mit den Kredj und Bongo, nur dazu dienen, das Völkergemisch im Dar-Fertit zu vermehren.

Ganz im Südosten schliesst sich noch eine Völkergruppe den vorgenannten an, wenngleich sie zum grossen Theil rindviehzüchtende Stämme zählt, nämlich die Madi. Der grösste Theil derselben bewohnt die Abhänge am linken Nilufer zwischen dem 2. und 4. Breitengrad. Abgesprengt von diesem ist der Stamm der Abukája und bewohnt, nochmals in einen südlichen und nördlichen Theil gespalten, einen Theil des Gebietes im Osten des Báginseberges, gewöhnlich Makaraká genannt, wo durch die Einwanderung eines Sandé-(Idió)-Stammes ein tolles Durcheinander von Partikeln der verschiedensten Negerstämme entstanden ist. In den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts drangen diese, von Südwesten kommend, vor; vom Kibalithale aufsteigend, durchschnitten sie wahrscheinlich das Gebiet der damals durch die Loggo noch zusammenhängenden Madistämme und drängten sie zum Theil nach Norden; hierauf stiessen sie auf die Bari (Kakuak und Fadjelú) und warfen sie zurück, bis dieselben in ihrer Bedrängniss die Dongolaner Soldaten der nächsten chartumer Seribenbesitzer zu Hilfe riefen. Mit deren Unterstützung wurden die A-Sandé nach Nordwesten verdrängt und liessen sich nun endgültig am Torre nieder, in Mitten der Trümmer der Völkerschaften Mittu (Abaká), Madi (Abukája) und Bari (Fadjelú und Liggi) (ob der Mundústamm, welcher den Mangbattu verwandt zu sein scheint, schon damals hier gesessen, ist nicht ermittelt worden). Zum Theil haben sich die einzelnen Bestandtheile dieses Völkerkonglomerats eigene Bezirke zu wahren gewusst, zum Theil sind sie ortschaftsweise unter einander gemischt; aber alle haben sich gut vertragen, sei es nun den

Digitized by Google

lokal günstigen Verhältnissen, sei es den klugen und fürsorglichen Massnahmen des Consul Petherik und seiner Verwalter zuzuschreiben; denn diesem gehörten die nächstgelegenen Handelsniederlassungen.

Ueberschreiten wir nun die Höhen, und steigen in das Uellebecken hinab, so ist es zuerst das ungemein ausgedehnte Gebiet der nächsten dritten Rassenreihe, der A-Sandé und Bandjía, welches wir betreten. Ihre östlichen Vertreter sind die soeben erwähnten Idió, welche gewöhnlich mit dem Namen Makaraká bezeichnet werden und beim 30. Längengrade wohnen. Beinahe so weit erstreckt sich auch das zusammenhängende Gebiet der A-Sandé, anderseits sich bei dem 25. Längengrad mit demjenigen des Bruderstammes der Bandjía berührend, welche am Nordufer des Uelle sich wahrscheinlich bis zur Mündung des Mbomú, also bis zum 22. ° ö. L. ausdehnen. Die südliche Grenze ist bis auf einige am linken Ufer desselben sitzende A-Sandéstämme der Uelle, die Nordgrenze im Allgemeinen die Wasserscheide Nil-Kongo, im Nordwesten der Mbomú bezw. der Schinko und Woworo. Sie sind also die südlichen Nachbarn aller der Völkerschaften der zweiten Rassenreihe, mit deren rechtem Flügel sie in Makaraká vermischt auftreten, während der linke Flügel, wo die A-Sandé und Bandjía in Dar-Fertit an die Kredj anstossen, am meisten den Einflüssen der Araber ausgesetzt erscheint. Denn sobald die Gallabun hier festen Fuss gefasst hatten, begannen sie naturgemäss nach Süden ihre Expeditionen auszudehnen. Sie stiessen hier insofern auf günstige Verhältnisse, als die beiden Volksstämme der Sandé und Bandjía noch nicht allzulange diese Gebiete beherrschten; zwischen Schinko und Mbomú erfüllte ein Wirrsal von unterjochten, noch widerstrebenden und ganz frei gebliebenen Völkerschaften das Gebiet der als Eroberer eingedrungenen Stämme, wodurch naturgemäss jeder fremden Einmischung sich unzählige Handhaben boten und dem im Trüben fischenden Gellaba Thor und Thür offen stand.

Beide Stämme dieser Rassenreihe oder vielmehr dieses Volkes, denn sie gehören unzweifelhaft beide einem Ursprung an, sassen vordem im Westen, am Mbomû. Grenz- oder Erbschaftsstreitigkeiten zwischen den Herrschern beider Stämme verwickelten sie in blutige Bruderkriege und so wurden vor 5 oder 6 Generationen die A-Sandé zu ihren Wander- und Kriegszügen nach Süden und Osten veranlasst, wo sie sich unter ihrem König Ngurra II und dessen Söhnen Mabénge und Tombo weiterhin ausbreiteten und ein ungeheures Land in Besitz

Digitized by Google

nahmen, welches sie weder zu bevölkern noch allein auszunutzen im Stande waren. Ihnen folgten die Bandjía und liessen sich westlich ihres Bruderstammes nieder; hier boten sie den Nubo-Arabern die schwache Flanke, welche sich an Dar-Fertit anlehnte; in Kleinstaaterei früher als die A-Sandé zerfallen, wurden sie jenen bald zur Beute, und bis zum Uelle hinunter wurden die Stationen vorgeschoben, welche zur Knechtung des Landes und zur Ausraubung seiner Schätze dienen sollten.

Zwischen dem Gebiet der Bandjía und demjenigen der A-Sandé zieht sich ungefähr auf dem 25. Längengrad wie eine lange Insel ein Terrainstrich, welcher, die feindlichen Bruderstämme trennend, noch bis zum Ausbruch des Mahdi-Aufstandes von denjenigen Resten der früheren Bevölkerung bewohnt wurde, welche sich ihre Freiheit zu bewahren gewusst hatten, die Ngobbo im Norden, Biri, A-Ngáddu und A-Kahle nach Süden folgend. Auf dem weit ausgedehnten Gebiet aber, welches die A-Sandé sich unterwarfen, blieben die Trümmer der früheren Bewohner, soweit dieselben nicht auswanderten, in Kolonien zerstreut, zum Theil aber auch ziemlich ausgedehnte Strecken einnehmend, als Hörige zurück. Es ist wahrscheinlich, dass die A-Bármbo den grössten Theil des Landes früher bewohnten; dieselben sind noch in vielen Kolonien dort vertheilt; ihr Kernstamm wohnt aber zur Zeit südlich des Uelle. Auch die Shere waren ein starkes Volk im Norden. Ausser ihrem dort noch gebliebenen, stark vermischten Rest sind sie in Kolonien im nördlichen und westlichen Gebiet am Mbomú und auch andernorts anzutreffen. Im Westen sassen die A-Kahle, welche zum grossen Theil als Hörige zwischen Uarra und Mbomú sich unterwarfen. Im Süden finden sich kolonisirte Stämme, nämlich A-Mádi und A-Bángba, deren Kernbevölkerungen im Uellebogen und südlich des Uelle sitzen. Ausser diesen wichtigsten sind aber die Trümmer einer ganzen Reihe von Volksstämmen anzutreffen, so dass in den meisten Bezirken die reinen A-Sandé in der Minderzahl sind gegenüber ihren fremden Beimischungen.

Der Typus der Sandé- und Bandjía-Neger lässt ebenso, wie viele ihrer Sitten und Gebräuche, dieselben gänzlich verschieden von den anderen bisher genannten Rassen und auch von den ihnen unterworfenen Volksstämmen erscheinen. Als edlere Rasse dokumentiren sie sich auf den ersten Blick durch ihre muskulöse schlanke Figur, ihre weit geöffneten ausdrucksvollen Augen mit den scharf gezeichneten

Digitized by Google

Brauen, ihrem runden Kopf mit der fein modellirten Nase, schmalem Mund und runden Kinn. Ihre Farbe ist etwa der der Bongo entsprechend, am besten mit dem matten Glanz der Tafelchokolade zu vergleichen, unter den Frauen finden sich die ins kupferroth spielenden Nüancen noch häufiger als bei den Bongo. Eigenthümlich ist ihnen die Vorliebe für die rothe Farbe und mit pulverisirtem Rothholz bestreuen sie den Körper bei festlichen Gelegenheiten.

Sie züchten keine Thiere, ausser Hunden und Hühnern, letztere hauptsächlich zu ihren Orakelzwecken, und die Hunde mästen sie als Leckerbissen. Denn sie sind die Fresser unter den Negern, deshalb Niam-Niam genannt, und dem Kannibalismus huldigend. Ackerbauer kann man sie auch nicht nennen, denn was in dieser Beziehung nöthig ist, besorgen die Hörigen und die Frauen. Zur Arbeit, auch zum Trägerdienst und dergleichen sind sie zu stolz; sie sind Krieger und Jäger, und als Soldaten folgten sie schon den Händlern, mit denen sie in Beziehung traten, folgten den Requisitionen der ägyptischen Verwaltungsbeamten und werden sie wahrscheinlich auch den Requisitionen des Mahdi haben folgen müssen.

Als Grenznachbarn der Bandjia sind zu nennen: im Norden, zwischen ihnen und den Kredj, die Banda, deren Gebiet, soweit es bekannt ist, durch die Raubzüge der aus Dar-For kommenden Händler sehr entvölkert zu sein scheint; im Westen die Nsákkara, ein eigenartiges mächtiges Volk, deren Gebiet sich vom Schinko weit nach Westen erstreckt und das Nordufer des Mbomú in seinem Unterlaufe berührt. Ihr vornehmster Fürst ist Bangusso, dessen Name auch Kapitain van Gèle während seiner Fahrt auf dem Mobángi-Uelle an der Mündung eines Nebenflusses nennen hörte (Bangasso), der kein anderer gewesen sein kann als der Mbomú.

Südlich des Uelle finden wir neben den hierhin vorgedrungenen Theilen der A-Sandé und den wahrscheinlich schon längere Zeit ansässigen A-Bármbo als vierte charakteristisch verschiedene Rassenreihe die Mangbattu, welche vornehmlich durch eine ihnen eigene Sitte von allen anderen Negervölkern des Sudan sich unterscheiden, nämlich die Beschneidung. Diese reiht die Mangbattu den über das äquatoriale Afrika vertheilten Völkergruppen an, welche alle hartnäckig betheuern, die Beschneidung als ein uraltes Herkommen von ihren frühesten Voreltern empfangen zu haben. Auch in der Schädelbildung, welche an den typischen Charakter der semitischen Völker

Digitized by Google

erinnert, scheinen sie mit den Kongo-Afrikanern Aehnlichkeit zu haben; Wolf bemerkte unter den Kalunda, Baluba und Bakete, sowie unter den Bakuba das Vorkommen des scharf ausgesprochenen semitischen Typus. Bezüglich ihrer Hautfarbe stechen sie, ebenso wie die Manjema westlich des Tanganjika, durch den helleren Ton, etwa den des gemahlenen Kaffees, von allen anderen Negervölkern ab. Freilich sind die Nuancen ungemein verschieden, wie es auch bei den Baluba der Fall ist. Schweinfurth neigt dazu, sie der grossen Völkergruppe der Fulbe zuzuzählen. Gleich den A-Sandé sind sie Kannibalen.

Die Mangbattu sind vor nicht langer Zeit eingewandert und das Gebiet, welches man mit ihrem Namen zu bezeichnen pflegt, zeigt nicht weniger, als dasjenige der A-Sandé, ein buntes Gemisch von den verschiedensten Stämmen. Jedoch ist ein merklicher Unterschied zu bemerken. Bei den letzteren sind es lauter gänzlich heterogene Stämme, zwischen denen die A-Sandé als ihre Sieger und Herren wohnen; bei den Mangbattu sind stammverwandtliche Beziehungen, in Rassenmerkmalen, Sprache, Sitten und Gebräuchen kenntlich, nicht zu leugnen. Mit gleicher Sprache stehen den reinen Mangbattu die Mädje am nächsten, ein sehr verzweigtes und zersprengtes Volk, das in grösseren Komplexen am Oberlauf des Nawa sitzen soll, aber auch im ganzen Gebiete des Flusses Nála die Kernbevölkerung bildet. Entferntere Aehnlichkeiten, in Sitten uud Gebräuchen den Mangbattu nahestehend, unstreitig in früheren Zeiten zu ihnen in näherer Beziehung gestanden, heute jedoch mit abweichender Sprache, bieten einige andere Völkerschaften: die A-Bángba, welche nach Munsa's Tode der herrschende Volksstamm im Mangbattugebiete geworden sind, vielfach die Mangbattusprache, daneben aber ihre eigene sprechen; die Maigó mit der Sprache der A-Bángba, welche noch ausgebreiteten Länderbesitz im Gebiet des Nawa haben sollen, als Kernbevölkerung unter Djakudá im Quellgebiet des Pokko und sonst vielfach zerstreut angetroffen werden. Zu ihnen zu rechnen sind die Mundú, welche, wie früher erwähnt, im Makarakágebiet sich niedergelassen haben. Besondere Sprache haben auch die Mangballe, verstehen aber die der Mangbattu und zeigen in ihren Sitten viel Aehnlichkeit. Ein Theil wohnt geschlossen am nördlichen Uelle-Ufer, am Unterlauf des Gurba und Mbrúole, ein anderer nach Südosten ins Land der Momfú vorgeschoben (Madjégbä und Gúmbali) am Bomokandi. Die A-Bissanga, mit gesonderter Sprache, sind vielfach vertheilt: als Verwandte des Mam-

bangá (mütterlicher Seits) lebten sie zum Theil in seinem Gebiete; eine Kernbevölkerung soll am Makóngo sitzen. Auch die Embatá, Daí und andere Flussanwohner, welche die Schiffervölker des Uelle bilden, sind den Mangbattu verwandt, wie sich aus vielen Merkmalen schliessen lässt. Endlich rechnet Junker auch die Babúckur oder Mabugguru, welche an die Mundú angrenzen, aber durch die A-Sandé von dem Mangbattugebiet getrennt sind, zu der Mangbatturasse.

Von ihnen verschieden sind aber jedenfalls die A-Mádi, welche im Uellebogen wohnen und deren Stamm der Niapú, der als Enklave im Mangbattugebiet unweit Tangasi ansässig ist. Diese A-Mádi will Schweinfurth sowie Junker von den Madivölkern am Bahr-el-Djebel geschieden wissen. An die Mangbattu grenzen im Osten die Momfú, ein ausgebreitetes Volk zwischen Gadda und Bomokandi, welches das nach Osten sich ausbreitende Bergland, besonders am Oberlauf des Bomokandi bewohnt. Sie waren zum Theil schon Munsa tributpflichtig, sind in Kleinstaaterei zerfallen und theilen sich in unzählige, mit einander in Fehde lebende Stämme, wodurch sie der nach Osten vordringenden Fremdherrschaft Vorschub leisten. Ihre Sprache zeigt keine Aehnlichkeit mit irgend einem Idiom der westlicheren Völker. Nach Stanley's Mittheilungen scheinen sie sich weit nach Süden bis zum Ihuru (Nebenfluss des Ituri-Aruwimi) zu erstrecken.

Die Mabóde im Süden der Mangbattu erinnern gleichfalls an östliche Negervölker. Sie bewohnen die Ufer des Népoko und konnten ihre südlichen Grenzen bisher in keiner Weise festgestellt werden.

Im Westen folgen, an den Uelle grenzend, die A-Barmbo, d. h. der noch der Freiheit und Selbstständigkeit sich erfreuende Rest dieses von den A-Sandé besiegten, vertriebenen und zerstückten Volksstammes. Auch sie sind gänzlich in Kleinstaaterei zerfallen und nur dadurch dem gänzlichen Untergang entronnen, dass auch die A-Sandé, welche sie unter Kipas Führung unterworfen hatten, unter dessen Söhnen in Zwiespalt und Partikularismus verfielen, und den A-Barmbo Gelegenheit boten, sich des Joches zu entledigen. Die Häuptlinge kokettirten aber sowohl mit Mambangá, als mit den Nubiern, und eine bedeutende Zukunft kann auch diesem Volksrest nicht bevorstehen, der sich im Uebrigen auch unsere Sympathien wenig zu erwerben weiss. Die A-Barmbo sind habgierig, diebisch, verlogen und unzuverlässig in hervorragendem Maasse. Emin sowie Junker neigen zu der Ansicht, dass sie den Mangbattustämmen zuzuzählen sind. Westlich

Digitized by Google

von den A-Barmbo sind die südlichen Flussanwohner des Uelle-Makua die A-Babúa, über welche nähere Nachrichten noch fehlen.

Noch muss ich eines Volkes erwähnen, welches einer anderen Rassenreihe angehört, nämlich der Lattuka, welche östlich des Bahr-el-Djebel am Bergstock der Lafitreihe und am Molong wohnen, eingeschlossen im Süden von den Schuli, im Westen an die Bari grenzend und im Norden den Berri benachbart, welche nach Emin durch Sprache, Haartracht und Bewaffnung als ein Schulistamm zu betrachten sind. Sie sind also entweder von Osten eingewandert, oder als ein Rest der von den Schuli überschwemmten Bevölkerung zu betrachten. Ihre Sitze sind jedenfalls schon sehr alt, wie sich aus der Natur der die Ortschaften umgebenden Befestigungen ergiebt. Die ursprüngliche Umzäunung z. B. des Dorfes Okkela ist zu einem Gewirr von Wald und Dornengestrüpp geworden, wie es in dieser Mächtigkeit nur in einer langen Reihe von Jahren zu erzielen sein möchte. Die Lattukaleute sind schlanke, beinahe elegante und hohe Figuren, mit schönen grossen Augen, wohlgeformtem Mund und hoher Stirn. Mit den Sumpfnegern haben sie das Ausbrechen der unteren Schneidezähne gemein. Merkwürdig aber, so schön die Männer, so massig, plump und absolut hässlich sind die Weiber. Eine Verbindung mit den östlichen Volksstämmen soll ihnen gänzlich fehlen. Auch spricht für schwere Kriegsdrangsale, welche sie bis auf diesen ihren jetzigen Bezirk zurückgedrängt haben und denen zu wehren sie sich immerwährend in der Lage sehen, die Anordnung ihrer Dörfer auf schwer zugänglichen Höhen und die Befestigung derselben in einer Weise, wie sie sonst bei keinem Negerstamme anzutreffen ist.

Die Lattuka sind vor allem Jäger, den Ackerbau in dem ausserordentlich günstigen Niederungsgelände des Chor-Kohs betreiben sie nur, soweit ihr Bedürfniss es erfordert. Sie sind früher auch im Besitz bedeutender Viehheerden gewesen, aber durch die Elfenbeinhändler, welche bereits im Jahre 1856 hier ihre erste Niederlassung (Tarrángole) eröffneten, ihrer Viehheerden grösstentheils beraubt. Freilich mit dem Sklavenhandel mögen dieselben bei dem kriegerischen Charakter der Bevölkerung kaum Glück gehabt haben.

3. Industrie und Kunst bei den Negervölkern.

Es mag auf den ersten Blick auffallend erscheinen, dass wir, von der äusseren Umgrenzungslinie der Negervölker nach ihrem Innern

Digitized by Google

zuschreitend, eine verhältnissmässig immer höhere Stufe in der Kultur und autochthonen Kunst antreffen, dass also diejenigen Völker, welche mit der europäischen Kultur bislang noch gar nicht in Berührung gekommen waren, als die weitest entwickelten erscheinen. Schweinfurth hat in seinen „Artes Africanae“ die Gründe hierfür überzeugend entwickelt: Der Verkehr mit der Aussenwelt hat statt zu befruchten und zu beleben, überall nur zerstörend auf die autochthonen Künste eingewirkt. Je grösser die Fortschritte gewesen, welche hin und wieder in unserer Zeit ein afrikanisches Volk auf der Bahn der äusseren Gesittung gemacht, um so geringfügiger gestaltete sich die eigene Produktionskraft, um so grösser wurde die Abhängigkeit in allen Bedürfnissen eines verfeinerten Lebens von der europäischen Industrie. Denn diese, unaufhaltsam sich aufdrängend, schliesst von vornherein jede inländische Konkurrenz aus und erstickt jede Regung eines angeborenen Nachahmungstriebes. Die Wohlfeilheit der dargebotenen Artikel auf der einen und die guten Preise, die für rohe Naturprodukte gezahlt werden, auf der anderen Seite, erklären zur Genüge dieses Verhältniss. Wie könnte man einem Negerschmiede zumuthen, sich an die für ihn so zeitraubende und mühevolle Herstellung eines gewöhnlichen Messers zu machen, wenn ihm ein Dutzend derselben im Tausche gegen einen Kautschuk-Klumpen geboten werden, den er spielend im Walde gesammelt?

Es kommt hinzu, dass diejenigen Elemente, welche die Kultur der Aussenwelt in die Negergebiete trugen, durchaus nicht geeignet waren auf eine weitere Entwickelung der inländischen Industrie günstig einzuwirken. Die mohammedanischen Völker Nordafrikas zeigen sich von Jahr zu Jahr weniger produktiv an eigenen Erzeugnissen der Kunst und des Gewerbefleisses, und einen gleichen Einfluss, wie die europäische Welt auf diese, haben sie selbst auf die Völker ausgeübt, mit denen sie in Berührung kamen. So finden wir zuerst diejenigen Negerstaaten, welche dem Islam verfielen, also die Staaten des nördlichen Sudan, im graduellen Rückschritt auf der Bahn der änsseren Kultur und im Begriff, die letzten Spuren eines einheimischen Gewerbefleisses zu verlieren. Dar-For musste zurückgehen, weil mehr und mehr an Stelle der eigenen Industrie-Erzeugnisse die europäischen getreten waren, welche gegen Rohprodukte, Elfenbein und Sklaven eingetauscht wurden. Europäische Stoffe verdrängten die einheimischen Baumwollengewebe, europäische Waffen die einheimischen, und die Schmiede-

zunft sank zu einer verachteten Menschenklasse herab. Als die Ausfuhr von Sklaven und der gewinnbringende Handel mit Elfenbein abgeschnitten wurde, war die inländische Industrie bereits zo weit herabgegangen, dass der Staat seinem ökonomischen Niedergang entgegen sah, als das Land durch Aegypten annektirt wurde.

Soweit die Mohammedaner in die Negerstaaten des Sudan vorgedrungen sind, finden wir nur den Ackerbau günstig beeinflusst, d. h. auf grössere Flächen ausgedehnt, weil die Ansprüche an die Bodenproduktion nicht sowohl durch die grössere Bevölkerungszahl, als durch die Vergeudung, und hierzu rechnet auch die vermehrte Merissa- und die neueingeführte Branntweinbereitung, bedeutend wuchsen; hie und da (Rohl, westliche A-Sandéländer) ist auch die Baumwollenkultur eingeführt, um die von Chartum nur spärlich gesandten Kleiderstoffe für die Beamten zu gewinnen; aber im Uebrigen wurden nicht die geringsten Anstalten gemacht, um die technischen Fertigkeiten der Neger weiter zu entwickeln, oder ihnen durch Belehrung über technische Hilfsmittel förderlich zu sein. Wie nah lag es im Interesse der Nubo-Araber, seien es die Seribenbesitzer oder die Regierungsorgane, durch Einführung der Backstein-Anfertigung — und es genügten zunächst Luftziegel — und der einfachsten Zimmerkonstruktionen ihre eigenen Wohnräume zu verbessern; aber nur Emin war bemüht, und mit bestem Erfolg, seine Stationen mit gut und solide hergestellten Gebäuden zu versehen. Wie leicht war es, die Eisengewinnung durch Belehrung über den Bau massiver Schmelzöfen, die Eisenbearbeitung durch Einführung besserer Geräthe und Handwerkszeuge zu verbessern und zu erleichtern. Aber nichts von dem; nicht einmal über die nöthigsten Wegebesserungen, die doch den Herren selbst von grösstem Vortheil gewesen wären, wurden die armen Schwarzen belehrt, und die Töpferscheibe blieb ihnen bis heute unbekannt.

Und doch müssen wir staunen, was mit den primitivsten Mitteln diese Völker zu leisten im Stande waren, so lange sie, sich selbst überlassen, dem auch ihnen ganz entschieden innewohnenden Trieb, das Leben durch Werke der Industrie und Kunst zu verfeinern und genussreicher zu gestalten, folgen konnten. Und es ist nun auch erklärlich, warum wir bei den der äusseren Gesittung fremdesten, bei den Kannibalen der A-Sandé- und Mangbattu-Völker die technischen Fertigkeiten am weitesten entwickelt vorfinden. Auch bei ihnen sind sie, seit der Berührung mit der auswärtigen Kultur, im steten Rückgang

Digitized by Google

begriffen, wie bei den den Grenzen näher angesessenen Volksstämmen schon seit längerer Zeit, und die autochthonen Künste gehen bei den sämmtlichen Negervölkern des ägyptischen Sudan ihrem Untergang entgegen, wenn sie nicht durch die Greuel und die anarchischen Zustände des Mahdiaufstandes bereits völlig vernichtet sind.

a) Die Metall-Industrie wird von sämmtlichen Völkern getrieben, welche auf eisenhaltigem Lateritboden wohnen; dieselbe beschränkt sich fast nur auf Eisen, da andere Metalle im Lande bisher nicht aufgefunden wurden. Kupfer wird in einzelnen Kupfergruben ausserhalb der betreffenden Volksstämme erbeutet, so in Hofrah-en-Nahas im Süden von Dar-For, und aller Wahrscheinlichkeit nach im Lande der Nsakkara (westlich der Bandjia). Erstere wurden durch Dar-For tributpflichtige Stämme ausgebeutet, letztere haben möglicher Weise Kupfer nach den südlichen, hier zur Sprache kommenden Negerländern geliefert. Es scheint festzustehen, dass in Mangbattu bereits lange, bevor das erste Kupfer durch Mohammed Abd-er-Ssammat dorthin kann, solches von anderer Seite eingeführt worden war.

Von einem regelrechten Bergbau scheint in Hofrah-en-Nahas keine Rede zu sein; die Proben des kupferhaltigen Minerals, welche Schweinfurth von Siber erhielt, bestanden aus Kies- und Quarzstücken mit erdigem, kupferhaltigem Malachitbeschlag; aber es ist wahrscheinlich, dass ein sachgemässes Vorgehen mit Stollen hier ganz bedeutenden Gewinn erzielen liesse, da bereits aus diesem in den Chorbetten aufgelesenen Geröll eine solche Masse Kupfer gewonnen wird, dass sie im Handel des ganzen Sudan eine grosse Rolle spielt. Auf den Markt kommt dies Metall in geschmiedeten kantigen und sehr plumpen Ringen von 5 bis 50 Pfund Gewicht, oder als kleine Barren in ziemlich unreinem Guss.

Bei den nördlichen Negervölkern bis zu den A-Sandé hatte das Kupfer vor zwei Jahrzehnten schon Geldeswerth angenommen und wurde meist englisches Kupfer in Stangen von 2 cm Durchmesser durch die nubischen Kaufleute eingeführt. Verarbeitet wurde das Kupfer am meisten durch die Mangbattu, welche es, wie gesagt, schon längere Zeit kannten; alle künstlichen Zierrathen, wie die Knöpfe und Rosetten an den Schildern der Vornehmen, Halsketten, die Ohrverzierungen, Arm- und Beinringe, die Prunkwaffen, wie Lanzen und Trumbasche wurden aus massivem Kupfer gearbeitet, zumeist aber dasselbe in Gestalt langausgezogener und flachgeschlagener Drähte an-

Digitized by Google

gewandt, um die Handhaben an Säbeln, Messern, Lanzenschäften etc. damit zu umwickeln. Bei den Bongo finden sich kleine Zierrathen aus Kupfer, wie Ringe, welche zur Verzierung der Lippen und Mundwinkel dienten, und Haarnadeln mit lanzettförmiger Spitze; ähnliche Lippenverzierung trugen die Golo, während bei den A-Sandé das Metall zur Umwickelung von Dolchmesserscheiden, auch wohl zu Arm- und Beinringen verwendet wurde. Die Mittu machten einen spärlichen Gebrauch zu kleinen Zierrathen.

Messing ist nach Schweinfurth's Mittheilungen eigentlich nur von den Djur verarbeitet worden, wohin es, lange bevor die Chartumer ins Land kamen, von Dar-For durch den am Dembo (Pango) sesshaften Djurstamm, genannt Dembo, eingeführt wurde. Sie gossen daraus schwere Ringe, welche am Handgelenk getragen und mit sorgfältig ausgemeisselten feinen Verzierungen geschmückt wurden. Derartige Ringe schmiedeten sie auch aus Kupfer, gaben aber dem Messing entschieden den Vorzug. In Lattuka werden mit Vorliebe Messingdrahtspiralen getragen, welche von Sansibar eingeführt werden. Edle Metalle, Silber und Gold, sind wohl in Dar-For, aber durchaus nicht in den heidnischen Negerländern bekannt.

Das Eisen findet sich in allen Negergebieten, soweit dieselben nicht der Ebene angehören, mehr oder weniger reichhaltig vor und zwar fast durchweg in der Gestalt von Raseneisenstein, welcher in oft mächtigen Schichten den zertrümmerten oder gelagerten Gneis- und Granitmassen der Erhebungen aufliegt. Vielfach wird die Felsart wegen der thonigen, ziegelartigen Beschaffenheit als Laterit bezeichnet; sie ist, wenn auch in äusserst mannigfaltiger Form auftretend, weit nach Süden, über das ganze Kongobecken verbreitet. Dagegen sind Eisenerze, welche vom Raseneisenstein in Form und Ansehen völlig abweichen, nur von Emin Pascha vorgefunden worden und zwar im Bett des Chor Loddo in Lattuka zu Tage stehend. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass noch reiche Lager von Eisenerzen in diesen Ländern im Schooss der Erde schlummern.

Aus dem den Eingeborenen überall zugänglichen Laterit wurde in sehr einfachen Schmelzöfen das Eisen gewonnen. Die Djur formten dieselben etwa 1,30 m hoch aus Thon in schlanker, geschweift konischer Gestalt, am oberen Ende mit einer becherartigen Erweiterung versehen. Grössere Dimensionen lassen sich bei der Schwierigkeit, die Thonmasse beim Eintrocknen vor Rissen zu bewahren, nicht leicht erreichen.

Digitized by Google

Der Ofen steht auf einer schüsselartigen Bodenvertiefung und hat am unteren Ende drei Düsenöffnungen und eine vierte Oeffnung zum Abführen der Schlacken; er wird bis zu dem engen Hals, welcher zum oberen Raum führt, mit Holzkohlen, letzterer mit klein geschlagenen Erzen gefüllt. Durch die glühlenden Kohlen träuft die geschmolzene Eisenmasse hindurch und wird, mit Schlacken vermischt, in der Bodenvertiefung gesammelt. Durch wiederholtes Erhitzen und Bearbeiten mit grossen Steinen werden die Schlacken entfernt und ein sehr gutes Eisen gewonnen. Blasebälge kommen bei dem Schmelzofen nicht zur Anwendung.

Etwas vollkommener ist der Schmelzofen der Bongo. Derselbe zeigt die Form einer schlanken Glocke von ca. 1,60 m Höhe und hat im Innern drei gesonderte Abtheilungen, von denen nur die mittelste mit Erz und Holzkohle, die beiden anderen mit reiner Holzkohle gefüllt werden. In das untere Ende, welches über einer halbkugelförmigen Vertiefung steht, sind vier Düsenrohre mit Blaseapparaten eingeführt, eine fünfte Oeffnung dient zur Schlackenentfernung. Die Blaseapparate, welche beim Schmelzofen ebenso wie bei dem Schmiedefeuer zur Anwendung kommen, sind in derselben eigenartigen Konstruktion über das ganze zur Sprache kommende Gebiet bis zum Albert Njansa, bei den Bongo, wie bei den Schuli und Magungo verbreitet. Zwei Thongefässe von der Form abgeflachter, oben offener Retorten sind mit einem Stück nicht ganz prall gespannter Haut überzogen, in deren Mitte Knöpfe oder Stöcke befestigt sind. Durch abwechselndes Niederdrücken derselben wird die in den Gefässen befindliche Luft hinabgestossen und in einer Thonröhre, welche beide Retortenhälse aufnimmt, zu einem kontinuirlichen Luftstrom vereinigt.

Das ganze Handwerkszeug des Schmiedes besteht aus einem Stein als Amboss und einem Stein, oder bisweilen einem vierkantigen Eisenklotz als Hammer, zu dem der Arm des Arbeiters den Stil bildet; als Zange dient ein Stück gespaltenen grünen Holzes und das einzigste eiserne Handwerkszeug ist ein Meissel und eventuell ein Eisenstück zum Glätten. Feinkörniger Sandstein oder eine Gneisplatte dient zum Wetzen und Schärfen der eisernen Waffen. Nur die Mangbattu besitzen Ambosse von Eisen. Und mit diesen primitiven Geräthen gelingt es den Negerschmieden, Arbeiten zu liefern, welche unsere Landschmiede nicht besser auszuführen im Stande sind. Ja, einzelne Völker, vor allem die Mangbattu, entwickeln eine bewunderungswürdige Ge-

Digitized by Google

schicklichkeit, in kürzester Frist aus einem Klumpen Eisen Spaten und Lanzen, Trumbasche in den verschiedensten Formen und, als Meisterstück, feine Eisenketten zu erzeugen, welche, was Formvollendung und Feinheit anlangt, mitunter unseren besten Stahlketten gleichen können. Der Prozess des Stählens ist Allen unbekannt, aber sie erzielen durch fortgesetztes Hämmern einen grossen Grad von Härte.

Bei einzelnen Völkern ist der Eisenschmuck besonders beliebt. Die Dinkafrauen behängen sich mit Ringen und Zierrathen an Beinen, Armen und am Hals (die Djur liefern ihnen die Eisenarbeiten), die Barí fertigen dort, wo sie mit den Mundú (Mangbattustamm) und den Makaraká (A-Sandé) in Berührung gekommen sind, feine Perlketten, welche, vom Leibgürtel herabhängend, die Rachat (Schürzen) der jungen Mädchen bilden; im Verein mit Halsketten, Eisenperlschnüren, Armbändern und Fussringen verleiht dieser Schmuck mit seinem fortwährenden Klirren den Trägerinnen etwas Militärisches. Die Mittu tragen, um den Hals geschmiedet, fingerdicke plumpe Eisenringe, zu zwei bis vier übereinander, welche nur durch den Tod wieder von ihnen gelöst werden können, eine unbequeme Kravatte, welche aber zu der unveränderlichen Ruhe der Gesichtszüge, den spähenden Blicken der Augen und dem diplomatischen Zug um den Mund der schwarzen Herren gut passt.

Die Loggo, d. h. die als Geldwerthzeichen im Umlauf befindlichen Spaten, welche von den Bongo und anderen Völkern angefertigt werden, sind bereits andern Orts erwähnt (pag. 134).

b) Die Holz- und Elfenbein-Industrie. Eigenthümlicher Weise ist den Negern jede Art von Zimmerei oder Tischlerei gänzlich fremd, und dies kann wohl nur auf die Mangelhaftigkeit ihres Handwerkszeugs zurückgeführt werden. Trotzdem sie einzelne Holzbauten vielfach zur Ausführung bringen, welche gewissermassen zur Verbindung der einzelnen Hölzer durch Zapfen oder Kämme geradezu auffordern, scheint ihnen jeglicher Zimmerverband ganz fremd zu sein. Wenigstens wird Seitens der Forscher nirgend eines solchen erwähnt, in den Skizzen derselben ist ein solcher nirgend angedeutet, und Schweinfurth betont ganz ausdrücklich bei den Mangbattu, welche in der Holzbearbeitung allen anderen Negern weit voraus waren, dass sie die einzelnen Konstruktionstheile zusammennähten, aber nirgend einen Verband anwandten. Allerdings bleibt es schwer erklärlich, in welcher Weise in einzelnen Fällen die Konstruktionen hinreichenden Halt be-

Digitized by Google

kommen. Einfach ist ja die Dachkonstruktion in allen Fällen herzustellen. Fast immer steht dieselbe auf kreisrundem Grundriss und es wird entweder ein inmitten der Hütte stehender vergabelter Baum als Unterstützung des Gespärrs benutzt, wie bei den Dinka, oder eine im Kreis eingeschlagene Reihe von Gabelpfählen dient als Stützen für die unteren Enden der Sparrstangen, welche mit den oberen Enden zur Spitze zusammengebunden, oder kuppelförmig mit einander verbunden werden. Die verschiedenen Formen können durch verschiedene Verbindung der unteren Enden mit den Pfählen und der oberen Enden mit einander erklärt werden. Es entstehen die Kuppeldächer der Schilluk und die flachen Glocken der Nuer, die geraden Kegel mit 60° Winkel an der Spitze der Djur, die flachen und spitzen Kegeldächer der A-Sandé, die glockenförmigen, oben in eine Spitze ausgezogenen Dächer der Lattuka. Verflicht man nun die Pfahlreihe mit Bambus oder Rohr, bewirft die Wand mit Thon und streicht diesen glatt, so ist die Hütte fertig. Meist wird aber diese umschliessende Wand ohne Benutzung der Stützpfähle auf kleinerem konzentrischen Kreis errichtet, und das überstehende Dach dient als Veranda und Regenschutz für die Thonwand. Eine Thür, häufig sehr niedrig und nur für kriechende Personen brauchbar, (Lattuka 0,75 m, Madi) wird mit einer Matte geschlossen. Das Innere ist ganz dunkel; die Sohle wird meist mit Thonschlag geglättet.

Dies sind die gewöhnlichen Tukul. Nun finden wir aber bei den Agahr (einem Stamm der Dinka, dessen Hauptorte Rumbêk und Ajak sind) diese ganze Hütte mitsammt ihrer Plattform auf einem Pfahlunterbau so hoch über dem Terrain erhoben, dass der untere Raum, wie Emin erzählt, als Wohnraum für Sklaven benutzt wurde, also einen zweistöckigen Bau, und es ist jedenfalls eine erstaunliche Geschicklichkeit nothwendig, um diesen Bau ohne Zimmerverbände fest herzustellen. Im kleinen Maassstabe wiederholt sich ein ähnlicher Bau allerdings bei vielen Stämmen, nämlich behufs Herstellung der Guga, d. h. Getreidespeicher, welche zum Schutz gegen Wasser und Termiten erhöht angebracht werden müssen. Der eigentliche Speicher besteht aus einem zylindrischen Geflecht, das innen mit Thon gefüttert ist (Bari, Bongo, Madi) oder aus Thonzylindern (A-Sandé, Golo, Shere) von verschiedener Grösse, und wird mit einem Kegeldach versehen, das bei den kleineren Formen (die gebräuchlichsten: 1,25—1,5 m hoch und weit) wie ein Deckel abgenommen werden kann; bei den grösseren

Digitized by Google

(Bongo) ist es fest und der Speicher von unten mittelst eines schräg angelehnten Baumstamms zugänglich, in dem stufenartig Kerben eingeschnitten sind. Diese Speicher stehen nun auf einer kleinen, aus Holzpfählen und Thonschlag gebildeten Plattform, und diese wird durch vier, zu je zwei verholmte Pfähle, getragen. Die Verbindung von Pfahlkopf und Holm ist nirgend ersichtlich, ein Zimmerverband scheint aber hier fast unvermeidlich zu sein. Wahrscheinlich ist der Verband, wie bei den Negalabah, den Sitzbänken der Mangbattu, durch Holznägel bewirkt.

Eine andere Form der Guga ist erklärlicher, sie gehört den Golo und Shere an und hat nur einen Pfahl als Stütze. Das Flechtwerk des Speichers schliesst sich kelchartig an diesen an und wird dann mit Thon beworfen, nebenbei gesagt auch ganz niedlich profilirt; bei den Golo bekommt der Kelch auch einen richtigen Fuss, der durch untergeschobene Hölzer gestützt wird.

Ganz abweichend von allen diesen auf kreisrundem Grundriss errichteten Konstruktionen, die übrigens neben den jetzt zu erwähnenden auch bei den Mangbattu gebräuchlich sind, haben die Stämme dieser Völkergruppe ein Gebäude auf rechteckigem Grundriss mit regelrechtem Satteldach, und zwar bauen sie derart nicht nur ihre Wohnhäuser mit 5–6 m Breite und 8—9 m Länge, sondern auch Hallen bis 47 m Länge, 19 m Breite und $15^1/_2$ m Höhe. Die Wände der Wohngebäude sind vier aus Material der Raphiapalme und Rotang zusammengeflochtene, mit Rindenstücken bekleidete Tafeln, deren Gerippe aus den kräftigen Blattschäften jener Palme bestehen. Das Dach ist in derselben Weise konstruirt, Sparren und Fetten aus Blattschäften, Deckung mit Palmblättern und Fütterung mit Bananenblättern, in den Flächen etwas gekrümmt, der natürlichen Krümmung der Palmschäfte entsprechend. Diese Konstruktionstheile werden mit Rotang zusammen genäht, eine Thür von 1,50 m Höhe wird durch eine aus einem Stück geschnittene Holzplatte verschlossen. Fenster sind unbekannt, das ganze Haus, wie ersichtlich, portativ, es bedarf nur der Zurichtung eines ebenen Fussbodens, um es aufzustellen. Von Zimmerung ist keine Rede (Schweinfurth gebraucht in seinem Werk: „Im Herzen von Afrika“ und in „Artes Africanae“ wiederholt irrthümlich den Ausdruck „gezimmert“ von Konstruktionen, bei denen nach seiner Beschreibung dieses Wort technisch unrichtig ist).

Die grossen Festhallen des Königs Munsa weichen von dieser

Digitized by Google

Konstruktion nur insofern ab, als zur Unterstützung der weitgespannten und hohen Dachkonstruktion mehrere (5) Reihen von Säulen aus Baumstämmen, sowie stärkere Fetten aus Baumholz erforderlich waren. Um der Halle Licht zuzuführen, war ein Giebel offen gelassen. Weder Streben noch Kopfbänder oder Sturmlatten sind nach Schweinfurth's bildlicher Darstellung angebracht und trotzdem (es fehlt jeglicher Dreiecksverband) sollen diese Bauten den tropischen Orkanen in vorzüglicher Weise Widerstand geleistet haben. Es gehört ganz gewiss eine mehr als gewöhnliche Geschicklichkeit und vor allem Sorgfalt in der Arbeit dazu, um mit diesen technischen Mitteln solche staunenswerthen Resultate zu erzielen. Beinahe noch mehr überrascht aber die Versammlungshalle, welche Emin Pascha im Jahre 1883 in Djondi bei Seriba Kubbi am oberen Gadda vorfand. Dieselbe bot für 300–400 Menschen genügenden Raum und war gänzlich abweichend von allen ähnlichen Bauten des Volkes mit einem, von etwa 50 hohen Holzsäulen getragenen, halbkugelförmigen Kuppeldach überdeckt. Die Kühnheit der Konzeption und die Präzision der Ausführung müssen bei einem Negervolk, welches nirgend ein Vorbild solcher Bauten kennen gelernt hat, Wunder nehmen.

Zu erwähnen sind noch die Brückenbauten. Bei den meisten der Flussübergänge, welche die Reisenden mittheilen, kann von Konstruktionen keine Rede sein; es dienen einzelne lange Baumstämme als Brücken, oder aus Lianen geflochtene Seile werden ausgespannt, wie dies früher bereits beschrieben ist. Jedoch einer Brücke muss ich hier erwähnen, welche wiederum zeigt, mit wie geringen Mitteln der Neger bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden weiss. Auf dem Wege von Urindimma (25° 4′) zu Semio (25° 20′, 5° 20′) musste Junker den Assa, den Nebenfluss des Mbomú, an der Stelle überschreiten, wo er in drei Wassermassen getheilt, tobende Katarakte bildet. Mit Benutzung der das Wasser theilenden Felsinseln war eine leichte Stangenbrücke hergestellt, Brückenbalken (Belag war nicht vorhanden) sowie Unterstützungen bestanden aus dünnen biegsamen Bäumchen; Ranken und Lianenstränge dienten als Landanker zur Befestigung, und Junker glaubt es gerade dieser leichten Bauart, der Nachgiebigkeit und Biegsamkeit namentlich der Unterstützungen zuschreiben zu müssen, dass die Brücke in der brausenden Fluth Stand hielt. Freilich war es ein halbes Seiltänzerkunsststück, die Brücke zu passiren, und bei Hochfluth wird sie weggerissen.

Digitized by Google

Das sind die Konstruktionen. Bevor ich zur Betrachtung der sonstigen aus Holz und Elfenbein hergestellten Gegenstände übergehe, wird es gut sein, einen Blick auf die Instrumente zu werfen, welche dem Neger zu Gebote stehen. Ich nehme diejenigen der Mangbattu, weil sie die bei weitem vollkommensten sind. Dieselben besitzen ein kleines Beil von der gewöhnlichen zentral-afrikanischen Art, nämlich ein geschärfter Eisenkeil, in das verdickte Ende eines knorrigen Stieles gesteckt, und hiermit müssen sie das mühselige Fällen der mächtigen Bäume bewerkstelligen, welche eine Stärke von 2 bis $2^1/_2$ m erreichen. Zur Bearbeitung der rohen Klötze dient eine Art Dechsel oder Fassbinderbeil, zum Schnitzen ein Messer und zwar ein einschneidiges Messer, eine Vervollkommnung, welche die Mangbattu allein besitzen; der Vortheil gegen die zweischneidigen liegt auf der Hand, da die Unterstützung der Klinge durch den Zeigefinger beim Schnitzen eine weit sicherere Handhabung ermöglicht. Mit diesem Werkzeug erzeugen die Neger vollständige Kunstwerke, deren charakteristische Eigenthümlichkeit darin besteht, dass sie stets, mögen sie noch so grosse Dimensionen haben, aus einem Block gearbeitet sein müssen, da sie nicht verstehen, zwei Stück fest mit einander zu verbinden. Ausgenommen sind natürlich die Geräthe, welche zusammengenäht werden können. Als Material steht der mächtige Stamm der Uncaria zur Verfügung, welcher bei weicher risseloser Textur bis zu 12 m Länge astfreies und feinmaseriges Holz liefert. Die umfangreichsten Arbeiten sind die Boote, welche bis zu 10 m Länge und 1,7 m Breite äusserst zweckmässig hergestellt werden (kein anderer Negerstamm baut sie in dieser Grösse und Vollkommenheit); dann kommen die Signalpauken (Nugára), welche wir in annähernd gleicher Gestalt bis zum Niger und zur Westküste antreffen, ein Holzblock von dreieckigem Querschnitt, mit einer Seite auf zwei oder vier aus dem Block geschnitzten Füssen ruhend, an den Enden mit angeschnitzten Handgriffen versehen. Die nach oben liegende Kante wird aufgeschlitzt und durch diesen Schlitz das Innere ausgehöhlt, eine langwierige mühsame Arbeit. Indem man die beiden Seitenwände der Pauke verschieden stark macht, erhält man beim Anschlagen derselben zwei verschiedene Töne, aus denen die Signale kombinirt werden. Die Pauken erreichen Längen bis zu 1,7 m.

Für die Frauen stellen die Mangbattu Schemel her, welche mit ihrem kreisrunden, etwas ausgehöhlten Sitz, ihrem starken aber kunstvoll geschnitzten und verzierten einen Fussstiel und der gleichfalls

Digitized by Google

runden oder polygonalen Fussplatte wiederum aus einem Stück geschnitten sind, Höhe 30—40 cm. Zum Gebrauch der Männer werden Sitz- und Schlafbänke „Negalabah“ aus den Blattschäften der Raphiapalme zusammengesetzt, und zwar ist die Konstruktion so eigenartig und fest, dabei so einzig in ihrer Art, dass es nothwendig erscheint, sie mitzutheilen. Der Rahmen der Sitz- bezw. Lagerfläche wird durch zwei Längsschenkel (1,7 m lang) und jeden Endes je zwei Querschenkel hergestellt, deren einer über den Längsschenkeln, der andere unter denselben, zwischen ihnen und den vier Füssen liegt; im Kreuzungspunkt werden die Schenkel von oben durchbohrt und mittelst harter Holznägel mit einander und mit den Füssen verbunden. Zur Vervollständigung des Gestelles dienen nun noch 8 bis 10 Querhölzer, welche zwischen die Längschenkel geklemmt (und wahrscheinlich auch vernagelt) werden. Die Lagerfläche wird aus gespaltenen Raphiaschäften gebildet, welche (2 cm breit) in der Länge der Bank geschnitten und in den oberen Querschenkeln mittelst in denselben eingestemmten Nuthen befestigt werden; an die übrigen Querhölzer werden sie mittelst Rotang angeflochten, richtiger angenäht, denn sie werden einzeln horizontal durchstochen, so dass die Naht auf der Oberfläche nicht zu sehen ist und nicht den Körper drücken kann. Die ganze Bank wiegt 15 Pfund.

Auch bei den A-Sandé, welche den Mangbattu in der Holzschnitzkunst am nächsten stehen, finden wir Schemel aus einem Holzblock, bis zu 0,5 m Höhe und mit grösserer Oberfläche. Sie werden auch gelegentlich als Speisetisch benutzt und zeichnen sich dadurch vor den Mangbattuschemeln aus, dass der dicke Fussstiel, in durchbrochener Arbeit ausgeführt, ausserordentlich kunstreich gestaltet ist. Dagegen sind die Bettstellen der A-Sandé, aus dicken Rundhölzern hergestellt, schwerfällig und ungeschickt. Die Bongo schnitzen ihre Frauenschemel mit einem bequemen gerundeten Sitzbrett und vier Füssen, welchen sie auch bisweilen originelle und nicht unschöne Formen zu geben wissen, auch bei den Barí sitzen die Frauen auf vierbeinigen, aber wie es scheint, sehr einfach gestalteten Bänkchen.

Zu erwähnen sind ferner die Küchengeräthe, unter welchen die Schüsseln den ersten Rang einnehmen. Das grösste Exemplar ist wohl die Speiseschüssel König Munsa's, welche 1,7 m lang war. Die Mangbattu und A-Sandé fertigen die Schüsseln stets mit zwei Henkeln an, die letzteren geben ihnen ausserdem meist vier Füsse. Mörser zum

Stampfen des Getreides werden von allen Negervölkern hergestellt; die Schilluk, Dinka und Djur senken den aus einem Tamarindenstamm gefertigten Mörser in den Boden, andere Völker schnitzen transportable Mörser bis zu 0,5 m Höhe, wir sehen sie bei den Bongo in Becherform, bei den A-Sandé in Trogform, bei den Mangbattu und den letzteren aber auch Elfenbeinmörser von hoher Form. Hölzerne Löffel, Quirle und dergleichen vervollständigen das Küchengeräth.

An Musikinstrumenten werden ausser den Signalpauken vornehmlich Hörner aus Holz sowohl (Mittu, Bongo), als aus Elefantenzähnen bis zu kolossalen Grössen gefertigt, die übrigen Musikinstrumente werden andernorts Erwähnung finden. Von Zierrathen seien die Elfenbeinnadeln erwähnt, welche die A-Sandé und Mangbattu zu ihrem Kopfputz verwenden und deren Köpfe sie in verschiedenster Weise zu verzieren suchen, ferner die Nachahmungen von Thier-, namentlich Löwenreisszähnen, vor allem aber die Elfenbeinringe, wie sie als Schmuck des Oberarmes besonders von den Männern der ersten Völkergruppe, neben den Bari, Dinka, Djur, Niuak, Schuli aber auch von den Madi mit Vorliebe getragen werden.

Bevor ich zu den Flechtarbeiten übergehe, möchte ich noch die Rindengefässe der A-Madi erwähnen. Aus diesem Material werden mächtige Biertröge, mehr als ein Meter hoch und weit über $^1/_2$ Meter im Durchmesser, in der Weise angefertigt, dass die Stossfuge eines grossen zum Zylinder gebogenen Rindenstücks vernäht und ebenso der Boden eingefügt, hierauf die Nähte aussen und innen verpicht werden. Einen Transport gestatten natürlich diese Gefässe nur im geleerten Zustande; ähnliche Behältnisse stellen die A-Madi aus Baumrinde auch zu anderen Zwecken, wie Schachteln und Büchsen, mit Stülpdeckeln versehen, her, welche den Häuptlingen an Stelle von Reisekoffern dienen.

Flechtarbeiten werden wohl bei allen Negervölkern angefertigt, aber auch hierin walten grosse Unterschiede in der Kunstfertigkeit. Die Dinka, Nuer, sowie die südlichen Anwohner des Nil fertigen Helme in byzantinischer Kuppelform aus Haarsträngen, auch aus Rohr und Gras und verzieren dieselben mit Straussenfedern; ob die mit Kaurimuscheln verzierten kugelförmigen Kopfbedeckungen der Schuli als Flechtarbeiten betrachtet werden können, erscheint mir zweifelhaft. Von den Mittu und Bongo werden Bienenkörbe aus Bambus geflochten nicht unähnlich einer kurzen dicken Zigarre. Reusen werden

Digitized by Google

von allen den Fischfang betreibenden Völkern, namentlich also den Bongo, den A-Bangba und Embatá (Mangbattustämme) hergestellt, Körbe von allen Völkerschaften, und zwar können als primitivste die aus grossen lederartigen Blättern gelten, welche von den Bongo in der Weise erzeugt werden, dass sie den Stiel jedes Blattes durch die Fläche des nächstfolgenden hindurchstecken. Andere Tragkörbe fertigen sie roh und derb aus Bambus. Die vollkommensten Tragkörbe dagegen sind die der Mangbattu, welche aus Rotang mit Benutzung von vier Eckstäben in hoher schwach pyramidal abgestumpfter Form, ähnlich den thüringer Tragkörben, geflochten und mittelst zweier Achselbänder aus Blattschäften der Musa auf dem Rücken getragen werden. Im allgemeinen tragen die sudanischen Neger ihre Lasten auf dem Kopf, die A-Sandé und Mangbattu können dies nicht wegen ihrer künstlichen Haarfrisuren und müssen aus diesem Grunde, wie viele nahe der Westküste wohnenden Stämme, zur „Kiepe“ greifen.

Erwähnenswerth möchten ausserdem die aus Rotang geflochtenen länglich ovalen Schilde der A-Sandé und die Hüte dieses Volkes sowie der Mangbattu sein. Die Hüte sind am oberen Ende viereckig und ohne Krempe, bei den Mangbattu nur durch grössere Höhe unterschieden, aus Rohrgras ausserordentlich leicht und zierlich hergestellt.

c) Thonindustrie. Während die Eisenarbeiten durchweg Sache der Männer sind, die Holzarbeiten durch beide Geschlechter angefertigt werden, sind die Töpferarbeiten stets die Angelegenheit der Frauen, und es ist geradezu erstaunlich, welche Kunstfertigkeit dieselben hierbei bethätigen, zumal man das schlechte Material und die schlechten Geräthe in Betracht ziehen muss. Der Thon ist mit Glimmerblättchen vollständig durchsetzt und nur den Mangbattu ist es gelungen, ein reineres Material herzustellen. Ferner aber ist ihnen die Töpferdrehscheibe ganz unbekannt, und trotzdem sind die runden Formen durchweg mit einer Vollendung ausgeführt, wie man es ohne solche gar nicht für möglich halten sollte.

Die Anwendung der Thonindustrie ist ausserordentlich mannigfach. Der Hausbau bedarf in Bodenestrich und Wandverkleidung des Thons; die Getreidespeicher, welche vielfach die Gestalt von thönernen Bechern haben, erfordern schon viel Geschicklichkeit in Herstellung der kreisrunden zierlichen Profilirungen.

Von allen Völkern werden Koch-, Wasser- und Oelgefässe aus Thon geformt, und zwar eigenthümlicher Weise stets ohne Henkel und

Digitized by Google

in mehr oder weniger kugeliger, oder sphäroidaler Form, also nicht mit flachem Boden. An Grösse erreichen diese Gefässe 1 m Durchmesser und 1,3 m Höhe. Ferner werden die früher erwähnten Blasebälge aus Thon geformt und die henkellosen Krüge der A-Sandé und Mangbattu. Letztere erreichen einen besonderen Grad von Vollkommenheit bezüglich des Materials und der geschmackvollen reich verzierten Form. Auch machen die Mangbattu den Anfang, durch Anbringung von Vertiefungen an bestimmten Stellen des Umfanges das Festhalten zu erleichtern, zu welchem Zweck sonst nur eine Bedeckung der Oberfläche mit eingeritzten Flächenornamenten gebräuchlich ist. Als besonders gelungene Arbeiten sind endlich die Pfeifen der A-Sandé zu erwähnen, welche, Mundstück, Rohr und Kopf aus einem Stück hergestellt sind. Hierbei möchte ich auf eine Liebhaberei der Neger hinweisen, welche bis jetzt meines Wissens noch nicht hat erklärt werden können, nämlich die Herstellung von Zwillingsgeräthen. Die Mangbattu fertigen Zwillingssessel aus einem Stück, beide Sessel durch ein horizontales Stück verbunden, auch Zwillingssitzbänke, die A-Sandé Zwillingsschüsseln und Pfeifen mit zwei Köpfen. Einen Zweck kann man hierbei nicht absehen.

d) Die Lederindustrie war bei den Negervölkern bisher eine ausserordentlich unvollkommene, da ihnen die Anwendung von Gerbstoffen unbekannt war. Die Zubereitung der Felle zu Lederschürzen und dergleichen beschränkte sich auf eine blos mechanische Behandlung vermittels Kneten und Walken, unter Anwendung von Mist und Asche, die etwa fehlende Weichheit und Geschmeidigkeit wurde durch reichlichen Aufwand von Fett und Oel erreicht. Durch die Nubier ist (nach Schweinfurth) die Anwendung von Gerbstoffen, wenigstens unter den nördlichen Volksstämmen bekannt geworden und hat sich im Bongoland ein vorzüglicher Gerbstoff in der Rinde des Gere-Strauches (Hymenocardia Heudelotii) gefunden.

Eine auffallende Ausnahme hiervon machen die Lattuka, welche nach Emin Pascha's Bericht den Gerbstoff der Akazien gut zu benutzen verstehen, um die zur Bekleidung des schönen Geschlechts üblichen kleinen Lederschürzen zu bereiten.

Was wir an den Negern von Kleidungsstücken bemerken, beschränkt sich ja (mit Ausnahme des Kopfschmuckes) fast durchweg nur auf die Lendenbekleidung und zwar pflegt zumeist eines der beiden Geschlechter nackt oder beinahe nackt zu gehen, während das

Digitized by Google

andere bekleidet wird. Und dieser Unterschied der Sitte schneidet fast genau mit der Gruppeneintheilung ab, welche die Sumpfneger von den anderen Negervölkern unterscheidet. Die Sumpfneger gehen alle ganz nackt, ihre Frauen sind mit kürzeren oder längeren Fell- oder Lederschürzen bekleidet; nur bei den Schuli findet das umgekehrte Verhältniss statt, die Männer tragen Thierfelle, die Frauen sind bis auf eine drei Finger breite Schambedeckung und einen aus Baumwollenfäden gefertigten Schwanz ganz nackt. Die anderen Negervölker beschränken die Bekleidung des schönen Geschlechts auf Laubbüschel, zu denen höchstens ein Bastfaserschwanz, an einer Taillenschnur befestigt, als eigenthümlicher Schmuck hinzutritt. Die Männer tragen einen Fellschurz oder Fellbehang (A-Sandé) oder wie der Mittu-Madistamm einen schmalen Schurz aus Lederriemen; die Mangbattu an Stelle des Fells ihren Rindenstoff Rokko. Aus der Reihe heraus treten nur die Lattuka, welche, gleich den Sumpfnegern nackt, ihre Frauen mit Lederschürzen bekleiden. Der Vollständigkeit wegen sei hinzugefügt, dass die jungen Mädchen der Sumpfneger mit einem Rachat von Baumwollfäden, Eisenkettchen, auch wohl nur Grasfranzen (Nuer) bekleidet werden.

Der Rokko, das aus der Rinde des Urostigma gefertigte Rindenzeug, wurde bereits früher erwähnt (Seite 81). Es ist eigenthümlich, dass wir demselben bei den Bantunegern, hauptsächlich in Uganda, wieder begegnen, und zwar ist nach Emin die dortige Produktion eine noch bei weitem bessere als in Mangbattu. Die Naturfarbe dieser Stoffe (Mbugu) ist ein helleres oder dunkleres Ledergelb, welches beim Tragen dunkler wird. Durch Färbung werden schwarzgraue, dunkelrothe und gemusterte Stoffe gefertigt, wie sie (roth gefärbt) auch in Mangbattu von den Herrschern getragen wurden.

e) Die Kunst im Gewerbe. Suchen wir nun nach dem künstlerischen Werthe, welchen die Neger den Erzeugnissen ihrer Industrie zu geben bemüht sind, so finden wir mit der Vollkommenheit des Produktes auch das Streben nach künstlerisch gestalteter und verzierter Form natürlich zunehmen, und dort, wo das autochthone Gewerbe noch unberührt durch äussere Einflüsse sich unseren Forschern darstellte, also in Mangbattu, werden auch im Allgemeinen die schönsten Formen erreicht. Das bildsamste und zur Verzierung zumeist auffordernde Material ist der Thon. Die Gefässe in gefälliger Form zu bilden und ihre Oberfläche mit Ornamenten sinngemäss zu

Digitized by Google

bedecken, ist die Aufgabe des Kunstgewerbes, und in beiden Beziehungen lassen sich die Arbeiten der Neger wohl sehen. Für die Gefässe ohne Fuss war ihre bald gedrückte, bald längliche, einmal nach oben, einmal nach unten verjüngte, aber stets runde Form selbstverständlich, wenn die Technik zu ihrer regelrechten Darstellung genügte; aber wir finden auch dieses runde Gefäss in einen schlanken Hals auslaufen, wir finden es eingeschnürt durch Bänder und Hohlkehlen, wir finden endlich eine ganz originelle dreimalige Wiederholung der mit zwei Hornansätzen versehenen Form, und alle diese Schwierigkeiten sind mit Geschick überwunden, die Form stets gefällig. Ebenso zeigen die Verhältnisse der kurzen dicken Pfeifen, die Profilirungen an den Getreidespeichern ganz entschieden das Vorhandensein eines auffallenden Schönheitssinnes. Auch die Ornamente sind immer am richtigen Platz. Sie machen durchaus nicht den Eindruck barbarischen Gekritzels, sondern mit guter Ueberlegung sind sie stets so angebracht, dass die Form dadurch hervorgehoben, die bildenden und verbindenden Glieder betont, das ganze harmonisch verbunden wird. Sie bestehen aus Bogen- und Zickzacklinien in der Hauptsache, hier und da sind gebänderte Muster und vielfach die Anwendung von Dreiecksmustern zu bemerken. Nirgend sind sie überladen, überall einfach und klar.

Reichhaltiger werden die Ornamente in der Holzindustrie; das Material verlangt an Stelle der eingeritzten Linie die Vertiefung durch das Kerbmesser, zwischen parallelen Linien entstehen erhabene Riemchen oder Stäbe, die sich kreuzenden Kerbschnitte vereinigen sich zu prismatischen erhabenen Figuren und die so entstehenden Façettenmuster, abwechselnd mit Reifen, Riemchen und Stäben, bilden vielfach einen sehr zierlichen Schmuck, z. B. an dem „Bollong“ (Keule) der Dinka und Djur, an Tabaksbüchsen, Holzbüchsen für Schminke und kleinen Zierrathen, hauptsächlich auch an den Frauenschemeln der A-Sandé und Mangbattu. Diese bieten in ihren dicken Fussstielen dem Künstler ein Objekt, an dem er seine Fantasie und seine Geschicklichkeit in reichstem Maasse bethätigen konnte. Zu einer anderen Anwendung der Skulptur gaben lange und von Natur zylindrische Gegenstände, wie namentlich die Pfeifenrohre Veranlassung; durch Einschnitte, Abrundungen und Auskehlungen wurden diese gegliedert und machen zum Theil den Eindruck von Drechslerarbeiten, obgleich ja die Drehbank selbstverständlich nicht zur Anwendung kam; bei den

A-Sandé sind diese Gliederungen auch noch mit gefälligen geschnitzten Ornamenten bedeckt. Auch an die höchste Aufgabe der Skulptur machten sich die Negerkünstler heran, an die Darstellung der menschlichen Figur. Diese Versuche finden sich in den Holzfiguren der Bari und Bongo (bis zu 1,3 m Höhe), welche selbstverständlich nur in höchst primitiver Weise die hauptsächlichsten Theile des menschlichen Körpers wiedergeben. Casati erzählt, dass namentlich die A-Barmbo ein Talent in Holzschnitzereien besassen, welches sich stets auf die Darstellung menschlicher Wesen richtete; kleine Statuen zum Anhängen an den Gürtel, Deckelknäufe in Gestalt eines Kopfes, Guitarren mit Aussentheilen in Menschenform, namentlich nackte Frauengestalten; leider ist weder eine Abbildung mitgetheilt, noch scheinen derartige Schnitzereien nach Europa gekommen zu sein. Als Knäufe von Schachteldeckeln und als Köpfe am Hals der Guitarreharfen wählten auch die A-Sandé mit Vorliebe Menschenköpfe.

In der Metalltechnik wiederholen sich die Flächenornamente der Thonindustrie und bei den Messingringen der Djur die durch Kerbschnitte entstandenen Ornamente der Holzindustrie, allerdings in ausserordentlich geschickter Anwendung. Wir begegnen aber auch einer durchaus rationellen Entwickelung der Form zum Ornament: die Widerhaken und sägezahnförmigen Ausarbeitungen der Kanten sind an Lanzen- und Pfeilspitzen, wennschon sie ihre Entstehung der Absicht verdanken, mörderische Waffen zu schaffen, doch in verschiedenster und erfinderischster Weise zur Zierde benutzt worden, so dass man vielfach nicht nur die Geschicklichkeit bewundern muss, welche mit so unzureichendem Handwerkszeug diese feinen Arbeiten schuf, sondern auch den Geschmack und ästhetischen Sinn, welcher die Anordnung und Zusammenstellung der Glieder leitete. Bei den Mangbattu kommen bisweilen noch schraubenartige Drehungen der Stiele hinzu, während die Bongo, weniger dem Material entsprechend, wohl auch Gliederungen anwenden, welche an gedrechselte Profile erinnern. Endlich seien noch die Wurfmesser (Pingah) der A-Sandé und die Trumbasch (Sichelsäbel) der Mangbattu erwähnt, deren bizarre Formen wohl zum Theil einer regen künstlerischen Fantasie ihren Ursprung verdanken, und kleine Metallschmuckstücke, wie die Lippenzierrathe der Golofrauen.

f) Die Anwendung der Malerei ist bei den Negervölkern dadurch ausserordentlich beschränkt, dass sie nur über wenig Farben

gitized by Google

gebieten, roth von Blut, gelb von Eisenocker und weiss von Hundekoth; für Holzgegenstände kommt hinzu das Schwarz durch Ankohlen, für Körperbemalung das Schwarz des Gardeniasaftes (Blippo) und die rothe Schminke aus Rothholz (Nongu). Es sind deshalb nur wenige Beispiele zu finden für malerische Produktionen in und an Gebäulichkeiten; sind doch auch die gebotenen Flächen nur selten zu finden und bei der Hinfälligkeit der Hütten ihre mühsame Ausstattung mit Farben kaum lohnend.

An den Aussenwänden der Kornspeicher bringen die A-Sandé häufig das ihnen eigenthümliche Kreuz an, auch mustern sie dieselben wohl mit rothen Streifen; in der grossen Halle König Munsa's war ein Schlafraum des Königs abgetheilt und in diesem fand Schweinfurth das Holzwerk in rohester Weise mit bunten Mustern bemalt, welche Ringe und Dreiecke darstellten; jedenfalls das höchste Zeichen königlichen Glanzes. Etwas bessere Leistungen traf Junker bei Bakangai, einem A-Sandéfürsten, in dessen grosser Versammlungshalle, welche, abweichend von allen anderen Negerbauten, ein Satteldach nach Mangbattuart in Verbindung mit den Lehmwänden der A-Sandé besass. Die Wände waren mit allerlei Gegenständen aus der Natur, wenn auch in rohen Umrissen, doch deutlich erkennbar, bemalt, am häufigsten waren Darstellungen der Pingah, doch auch naive Zeichnungen von Schildkröten, Vögeln und Schlangen.

Bei den Mangbattu war allerdings wenig Bedürfniss nach Farbenschmuck hervorgetreten, da das Material ihrer Wohnungen, die Blattschäfte der Raphiapalme, eine harte, glänzend braune Rinde besitzt und die Konstruktionstheile schön polirt erscheinen lässt. Bei einzelnen Geräthen lieben die Mangbattu und A-Sandé einen Schmuck durch Musterung in hell und dunkel herzustellen, die ersteren namentlich an ihren Schlafbänken, die letzteren an ihren Schilden. Die Mangbattu erzeugen die Musterung dadurch, dass sie die betreffenden Hölzer mit Bananenlaub umwickeln, hierin die Muster einschneiden und das Ganze über Feuer schwärzen. Die A-Sandé dagegen färben das gespaltene Rohr des Rotang durch Eingraben in den Humusboden der Bäche völlig schwarz und stellen die Muster durch Abwechselung mit weissem Rohr her; die Schilde sind in Folge dessen innen und aussen gemustert, da sie ganz aus Rotang geflochten werden, und tragen das den A-Sandé charakteristische Kreuz.

Diese verschiedenen Anwendungen der Farbe sind nur den

Digitized by Google

beiden Völkergruppen der A-Sandé und Mangbattu eigen, und ebenso finden wir die Körperbemalung nur bei diesen beiden mehr oder weniger künstlerisch ausgeführt. Sie ersetzt bei dem weiblichen Geschlecht die mangelnde Kleidung; aber während die A-Sandéfrau sich mit gänzlich willkürlicher Vertheilung der Farben in Punkten, Flecken, Strichen, auch ganzen unregelmässigen Flächen begnügt, beweist die Mangbattufrau einen viel bedeutenderen Kunstsinn, indem sie in regelmässigen Mustern den Körper mühsam und planmässig bemalt; dabei ist die Mannichfaltigkeit derselben unerschöpflich, bald sind es Sternchen und Malteserkreuze, bald Blumen und Bienen, bald wird der ganze Körper mit streifenförmigen Zeichnungen zebraartig bedeckt, bald mit Tigerflecken und gescheckten Mustern, mit marmorirten Adern oder mit schachbrettartiger Karirung und dergleichen. Die in schwarz ausgeführte Zeichnung hebt sich von der helleren Hautfarbe, welche den Mangbattudamen eigen ist, gut ab; sie erfordert viel Musse und Geduld und wird von besonders befähigten Personen, auch von männlichen Malkünstlern, ausgeführt. Die Haltbarkeit erstreckt sich auf zwei Tage, dann wird die Zeichnung sorgfältig abgerieben und durch eine neue ersetzt. Die Männer der Mangbattu färben sich ganz roth, am besten mit einer aus Rothholzpulver und Fett gemischten Schminke, während die A-Sandé mit unregelmässigen Flecken und Strichen Gesicht und Brust beschmieren, um den wilden Ausdruck ihrer Erscheinung zu vermehren. „Was aber den Mangbattufrauen zur Freude gereichte," sagt Junker, „brachte mir häufig Leid, denn da selbst ihre kleinen Sprösslinge, die oft auf meinem Schoos sassen, schon nach Landessitte roth gesalbt waren, so pflegten sie daselbst den Abklatsch ihrer Persönlichkeit in Roth zurückzulassen."

Das Rothfärben der Rokko habe ich schon erwähnt; als einen Beweis aber für den Sinn der hierin am höchsten stehenden Neger, der Mangbattu, für Symmetrie und Schönheit möchte ich noch anführen, was Emin Pascha erzählt, dass sie die in der trockenen Jahreszeit geschlagenen und für die nasse Jahreszeit im Innern der Hütten aufgeschichteten Holzvorräthe vor dem Aufschichten völlig gleichmässig zuhauen und obendrein die Schnittflächen, die völlig glatt sind, mit allerlei Farben verzieren.

In sehr roher Form lieben auch andere Völker die Bemalung des Körpers, wie die Schuli, welche sich rothe Flecke vor den Ohren und aschgraue Ringe um die Augen malen, oder die Madi, welche bald

Digitized by Google

mit rothen Beinen, bald mit rothem Kopf, oder mit rothen runden Flecken im Gesicht sich schön finden.

Es bleibt mir noch eine Art Zeichnung zu erwähnen, nämlich das Tätowiren. Dasselbe erscheint in zwei verschiedenen Ausführungen, entweder werden Punkte und Linien in die Haut geritzt und die entzündliche Schwellung durch Fetteinreibung gelindert, oder man erzeugt wilde Fleischwucherung, welche die Zeichnung erhaben erscheinen lässt. Die Ausführung geschieht in kleinen Partien im Laufe von Jahren und erfordert bei ausgedehnteren Tätowirungen viel Geduld. Diese Zeichnungen sind die Frucht vieler Schmerzen und Qual von der einen und ausdauernder geschickter Arbeit von der anderen Seite, weshalb der Neger dadurch seine besondere Zuneigung ausdrückt, denn der Liebende kann seiner Auserkorenen durch nichts unwiderleglicher seine beständige Neigung darthun, als indem er sie auf diese Art Jahrelang fortgesetzt peinigt. Die reiche Tätowirung bildet deshalb den grössten Stolz der Frau. Sie erstreckt sich meist auf Unterleib und Brust und wird hier, namentlich bei den Mangbattu und A-Sandé, in Parallel- und Zickzacklinien, sowie in Kreislinien ausgeführt, der Körperform angepasst. Es finden sich wohl auch Beispiele von bandartigen Zeichnungen, welche nach der Achsel zu laufen und mit grösseren charakteristischen Figuren, wie z. B. Kreuzen, abschliessen. Dieser Schmuck mit Tätowirung ist aber durchaus nicht allgemein verbreitet, sondern muss wohl, wie oben hergeleitet, als eine Auszeichnung betrachtet werden.

Hiervon zu unterscheiden sind die Tätowirungen, welche sich auf die Anbringung von Stammesabzeichen beschränken. Letztere bestehen in der Regel nur in wenigen Linien, auf der Stirn oder auf den Schläfen angebracht (Dinka, Lattuka) oder quer über die Brust vom Nabel zu den Schultern verlaufend (Mittu-Madi); bemerkenswerth sind die Stammesabzeichen der A-Sandé, welche in einer Xförmigen Figur unter der Brusthöhle und in drei bis vier mit Punkten ausgefüllten Quadraten auf Stirn und Schläfen bestehen. Es scheint jedoch, als wenn durchaus nicht bei allen Negervölkern des Sudan die Tätowirung von Stammesmerkmalen Brauch wäre.

g) Die Musik und der Tanz. Die Musik ist die Sprache, der Ausdruck des Gefühlslebens, und je weniger berührt durch äussere Einflüsse, je unmittelbarer und eigenartiger sich die musikalische Produktion eines Volkes, und sei es in rohester Form, äussert und ent-

Digitized by Google

wickelt, desto bestimmter wird sie zur Charakteristik desselben beitragen. Wenn daher die Sprache der Völker das beste Hülfsmittel ist, um Verschiedenheit und Zusammengehörigkeit von Volksstämmen zu beurtheilen, so hat doch Junker gewiss Recht, wenn er sagt, dass es noch ein anderes Merkmal giebt, das oft bezeichnend ist und ein Volk auch dann noch als ein eigenartiges erkennen lässt, wenn die Zeit und damit die Anpassung an wesentlich veränderte Verhältnisse (man denke an die Zertrümmerung grösserer Volksmassen durch sich einschiebende andere Stämme, an die Auswanderungen einzelner Theile, an Kolonisation etc.) es äusserlich geändert und ihm scheinbar eine nahe Verwandtschaft mit einem anderen aufgeprägt haben. Dies Merkmal bezeichnet die deutsche Sprache ja sehr richtig mit dem Worte „Volksweise". Diese, die volksthümliche Melodie, das Lied, bleibt von der Eigenart eines Volkes am längsten erhalten; wenn die Sprache längst, der Nothwendigkeit nachgebend, sich mit Worten anderer Idiome vermischt hat, wenn sie vielleicht schon beinahe in letztere aufgegangen ist, wenn die alten Gewohnheiten mit den veränderten Lebensbedingungen gänzlich vergessen sind (man denke an die Djur) und die Moden sich denen der herrschenden Volksrasse angepasst haben (die Akka quälen sich doch sogar trotz ihres schwachen Haaarwuchses, den Chignon der Mangbattu nachzuahmen), bleibt die musikalische Begabung und Auffassung, bleibt die Fähigkeit des musikalischen Ausdrucks und die ursprüngliche Ausdrucksweise bestehen; und dies gewährt also auch bei der schwarzen Rasse einen guten Anhalt für die Bestimmung und Trennung der Völker. Zwar ist die Volksweise der Afrikaner weit davon entfernt, ein Lied in unserem Sinne zu sein, wir müssen uns eben davon frei machen, von unserem Standpunkt die Musik eines Naturvolks beurtheilen, d. h. verurtheilen zu wollen, wir müssen ihrer Eigenart nachzuspüren suchen und die musikalischen Elemente ins Auge fassen, welche darin sich zu entwickeln streben.

Wir sind gewohnt, in der musikalischen Produktion Melodie, Harmonie und Rhythmus vereinigt wahrzunehmen. Dem Neger geht meist der Sinn für die Melodie gänzlich ab (nur bei einem Volk, den Mittu, tritt dieser Sinn deutlich hervor), dagegen ist bei ihm das rhythmische Gefühl sehr scharf ausgeprägt, und nach harmonischer Gestaltung ihrer Musik streben die Künstler der musikalisch höher stehenden Völker nach den Mittheilungen der Forscher durchaus nicht

Digitized by Google

ohne Geschick und ohne Erfolg. Das Eigenartige der Volksweise zeigt sich also in dem Rhythmus und Tonfall, in dem Klang der meist wenigen, sich unablässig wiederholenden, oft aber melodischen Akkorde, und in der Gestaltung der Recitative. Untrennbar von der Musik des Negers ist bei denjenigen Völkern, welche sich in dieser Beziehung auf der niedersten Stufe befinden, der Tanz, die Geste; und wenn auch dieser bei den verschiedenen Völkern auf den ersten Blick sehr ähnlich erscheint, so findet man, bei aufmerksamerer Beobachtung, doch vielfach ihn verschieden in Rhythmus und Takt, in Körperstellung und Gebärde der Gliedmassen.

Während nun bei allen anderen Künsten Beschreibungen und bildliche Darstellungen genügen, um einen Begriff zu geben, ist für die Musik die Wiedergabe in Notenschrift eigentlich unumgänglich hierzu nothwendig, und es ist ausserordentlich bedauerlich, dass das nicht so ganz leicht ist, das Gehörte ohne weiteres in dieser allgemein verständlichen Weise zu fixiren. Nur einer der Autoren, nämlich Schweinfurth, giebt zwei Notenbeispiele, und zwar ohne Andeutung etwaiger Harmonie. Gerade diese würde aber von ganz besonderem Interesse sein; freilich ist es ja auch am schwersten, dieselbe schriftlich zu fixiren. Etwas, aber auch nicht viel besser, ist es mit der uns möglichen Kenntniss der Instrumente bestellt. Beschreibungen, Zeichnungen, Exemplare sogar derselben in unseren Museen geben ein genaues Bild von der Gattung, der technischen Herstellung und dem Tonreichthum derselben, aber wir fragen umsonst, in welchen Intervallen diese Saiteninstrumente abgestimmt, ob die verschiedenen eintönigen Blaseinstrumente mit Berücksichtigung bestimmter Zusammenklänge bei der Verwendung in der Mehrzahl zusammengestellt wurden, ja nicht einmal für die Marimba lässt sich aus den Exemplaren der Museen mit Bestimmtheit sagen, welche Regeln bei der Abstimmung derselben befolgt wurden. So müssen wir eben suchen, aus dem Material, welches vorliegt, so unzureichend es zu sein scheint, ein Bild einigermassen zu gewinnen, und es bleibt nichts übrig, als die Schilderungen der Autoren von dem erhaltenen Eindruck überall direkt wiederzugeben, wo es sich um den Charakter der Musik handelt.

Die Vokalmusik wird sich wohl bei allen Negervölkern einigermassen entwickelt und zur Volksweise ausgeprägt vorfinden, und sei es nur in der Form des nationalen Kriegsgesangs, gepaart mit dem Kriegstanz. Die ursprünglichste Form dieser Musik schildert Casati, welcher bei den Dinka an den langen Abenden bisweilen Gesang und

Digitized by Google

Tanz beiwohnte, die besonders kriegerische Ideen zum Ausdruck brachten. „Vor dem knisternden Feuer sitzend, die Lanze in der rechten Faust und mit der linken den Schild haltend, stimmte der Häuptling, welcher die Handlung leitete, einen Gesang an, Strophen, welche Chöre, die von männlicher Stärke widerhallten, unterbrachen. Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich die dichte Masse mit imponirenden, scharf ausgeprägten Stellungen, und, gleichsam bereit, sich auf einen Feind zu stürzen, schützte sie sich hinter ihren Schilden und schwang mit der Rechten die Lanze, als wollte sie mit derselben stechen. Das rechte Bein und der Körper in ihrer Vorwärtsstellung erinnerten an die Wucht von Soldaten, die sich auf einen Feind werfen; endlich schloss ein eintöniges Geschrei aus aller Kraft und voller Brust die Handlung ab."

Einen Kriegsgesang erwähnt auch Junker bei den Bombé (A-Sandéstamm), welche sich bei einer grösseren Expedition befanden und durch Anstimmen desselben täglich das Zeichen zum Aufbruch gaben. Beim Ansturm gegen den Feind artete derselbe aber wohl stets in ein wildes Kriegsgeheul aus (Schweinfurth erlebte einen solchen durch einen Mangbattustamm). Volksthümlichen Gesang ohne Instrumentalbegleitung hat Junker auch von den A-Barmbo gehört bei einer Festlichkeit und sagt, dass die Gesänge „recht melodisch und feierlich" klangen. Grössere Expeditionen wurden aber bei den südlicheren Völkern auch vielfach durch ein kleineres Musikkorps begleitet, welches mit Hörnern grösseren und kleineren Kalibers, Trommeln und Glocken ausgestattet war. Die Vokalmusik findet ferner ihren Platz bei allen grossen Festversammlungen; sie begleitet in Verbindung mit Instrumentalmusik die Tänze, welche hierbei stets eine grosse Rolle spielen; sie wird aber bei den kultivirteren Stämmen auch von Einzelnen gepflegt und geübt, namentlich von den A-Sandé, welche sich ihres Lieblingsinstrumentes, der Kundi, zur Begleitung bedienen.

Es erscheint zweckmässig, im weiteren die Völkerschaften, welche hauptsächlich durch Musikliebe und Leistungen sich auszeichnen, einzeln zu betrachten.

Die Bongo sind (nach Schweinfurth) leidenschaftliche Musiker. Mit geringer Mühe und mit noch geringeren Mitteln verfertigen sie sich kleine Flöten, ebenso leicht wird ihnen die Herstellung eines Monochords, welches aus einem kleinen Bambusbogen besteht, auf dessen straff gespannter Sehne mit einer feinen Bambusgerte ge-

schlagen wird; als Resonanzkasten dient die Mundhöhle des Spielenden, vor welche das eine Ende des Bogens gehalten wird, während die andere Hand die Sehne regulirt. Oft sitzen sie stundenlang vor einem solchen Bogen, den sie in die Erde gesteckt haben, und dessen Sehne sie über eine mit Rinde verdeckte Grube befestigen, welche sich nebenbei mit einem Schallloch öffnet. Indem sie nun die Hand bald an die eine, bald an jene Stelle des Bogens legen und mit der anderen die Gerte führen, erzeugen sie eine Menge schwirrender und summender, oft ganz hübscher Modulationen. Besonders pflegen sich die Knaben beim Ziegenhüten auf solche Weise die Zeit zu vertreiben.

Weit gewaltigere Mittel indess, um den Tonsinn zu wecken, kommen bei den Festen zur Geltung, deren Orchester in der Regel den Charakter einer ausgelassenen Katzenmusik annimmt. Sie benutzen als Blaseinstrumente Holzrohre in verschiedener Grösse, welche sämmtlich die Eigenthümlichkeit der Negerblaseinstrumente zeigen, dass nämlich das Mundloch nicht am Ende, sondern seitwärts angebracht ist, wie bei den Flöten, und zwar nahe an dem geschlossenen Ende des Instrumentes, das andere Ende ist offen. Das grösste Instrument, der Posaune entsprechend, Manjinji genannt, ist 1,5 m lang; ein kleineres erhält Flaschenform und wird vom sitzenden Musiker zwischen den Knieen gehalten; die Mburah entspricht unserer Trompete und ist ein 1 m langes dünnes Holzrohr, das Mundstück liegt in einer Erweiterung desselben und hierdurch werden schmetternde Töne erreicht; das Signalhorn, Mangohl, aus einem Antilopenhorn gefertigt, hat drei Mundlöcher neben einander und giebt verschiedene piepende Töne. Die Pauke, Kibbi genannt, ist länglich mit unten abgestumpfter Spitze; aus einem Holzklotz wird sie durch Aushöhlung und Ueberspannung von zwei Thierhäuten von oben und unten, sowie durch Verschnürung beider Häute mit einander hergestellt. Zu diesen Instrumenten treten noch Pfeifen, Flöten und Klapperinstrumente, aus Flaschenkürbissen durch Füllung mit kleinen Steinen erzeugt. „Eine schwere Aufgabe wäre es,“ sagt Schweinfurth, „die Gesänge der Bongo wiederzugeben; es lässt sich von ihnen eben nur sagen, dass sie in einem plappernden Recitativ bestehen, welches bald an Hundejammer, bald an Kuhgebrüll erinnert und mit langen Schwätzereien in gewöhnlicher Stimme, aus einer Reihe schnell hintereinander ausgestossener Worte gebildet, abwechselt. Der Beginn einer Vorstellung stimmt stets in lebhaftem Tempo an; dass alle nach Leibeskräften

Digitized by Google

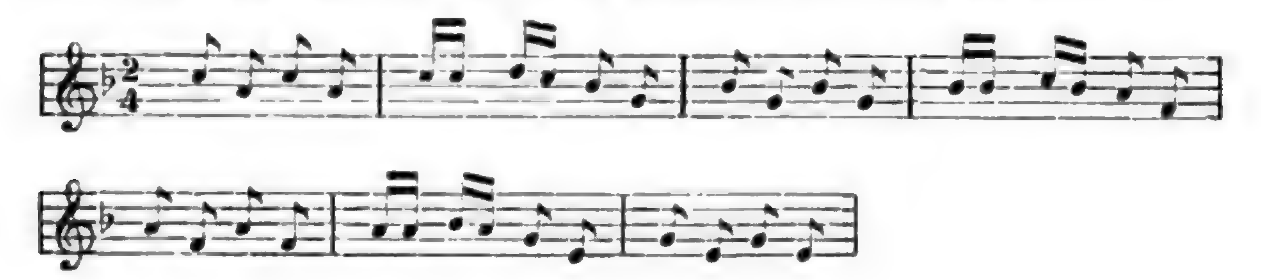
schreien, kreischen und brüllen, je nach Alter und Geschlecht, ist selbstverständlich. Allmählich nimmt der Schwall der Töne ab an Kraft, die Taktgeschwindigkeit verringert sich (also es wird im Takt geschrien) und wie klagend und schwermüthig klingt der Gesang. Schaurige Weisen, den Grabesklängen vergleichbar, welche nur der düstere Kultus des Nordens im Reflex eines bleifarbenen Himmels auszudenken vermochte, glaubt man da zu vernehmen, aber schnell und unerwartet bricht sich wieder die ungezügelte Lustigkeit und der Uebermuth unermüdlicher Negerkehlen Bahn, und grell platzen aufeinander die Kontraste wie Sonnenschein und Regen. Nie konnte ich mich, so oft ich ihren Festen beiwohnte, des Gedankens entschlagen, dass die ganze Musik der Bongo nur dem Nachahmungstrieb ihren Ursprung verdankt, welchen der Mensch allen Vorbildern gegenüber zu erkennen giebt, die ihm die grosse, allmächtige und unüberwindliche Natur vorführt. Solche Orgien machten auf mich immer den Eindruck, als hätten sie den alleinigen Zweck, das entfesselte Treiben der Elemente zu verherrlichen.

Die Gewalt eines Tropenorkans zu schildern, muss jedes Instrument, das der Mensch ersinnt, schwach und ohnmächtig erscheinen. Daher die verzweifelten Keulenschläge, mit denen das Fell der Riesentrommel in Schwingungen versetzt wird, sie sollen den „eichenspaltenden Donnerkeil“ vergegenwärtigen; die rasende Sturmeseile, das Brausen und Sausen des vom Winde gepeitschten Regens, das vermag nur ein hundertstimmiger Chor der stärksten Lungen andeutend wiederzugeben. Das Gebrüll der geängstigten Waldthiere findet seinen Ausdruck in den Hörnerklängen, die kreischenden Vogelstimmen in Pfeifen und Flöten, dazu tönt taktbildend das dumpfe Gebrüll der grossen Manjinji durch alles hindurch, dem lange nachrollenden Donner vergleichbar. Es rasselt und plätschert in den Zweigen, die hohen Baumwipfel bewegt der Sturm und in dem derben Lederlaube der Gesträuche klappert es von herniederrieselndem Regen, — das stellt der Chor der Weiber und Kinder dar, welche die Kürbisflaschen mit den Steinchen schütteln, und der rasselnde Lärm aufeinandergeschlagener Hölzchen.“

Dieser drastischen Schilderung und geistreichen Erklärung der urwüchsigsten Programm-Musik ist nichts hinzuzufügen.

Die Mittu, so sehr sie in jeder Industrie hinter ihren Nachbarvölkern zurückgeblieben sind, nehmen eine hervorragende Stelle ein

in ihren musikalischen Leistungen. Auch hier ist Schweinfurth der feine Beobachter, dem wir folgen.

Die Musikinstrumente der Mittu geben entschieden einen höheren Grad der Vollkommenheit zu erkennen. Die grossen Holzinstrumente, Manjinji, fehlen ihnen, sie ersetzen sie durch längliche Flaschenkürbisse, wie sie auch von den A-Sandé benutzt werden, die kleinen Signalhörner haben sie mit allen Stämmen gemein (Kadschoh von ihnen genannt und 0,12 m lang), aber ausser diesem haben sie ein grosses Signalhorn (Dongorah), welches, aus Holz verfertigt, zur grösseren Haltbarkeit mit einem Eisenstab armirt, mit seiner äusserst schlanken konischen Form entschiedene Aehnlichkeit mit der römischen Tuba zeigt; jedoch wird auch dieses Instrument durch eine seitwärts angebrachte Oeffnung geblasen und entspricht der Trompete, d. h. der Mburah der Bongo. Die Flöte ist ganz nach europäischem Prinzip aus Bambusrohr gefertigt (Jongah), und das Saiteninstrument der Mittu „Tohmu“ hat genau dieselbe Gestalt, welche die unter dem Namen „Robaba“ im ganzen nubischen Nilthal und in Sennar gefertigten Leierguitarren aufweisen: ein aus enthaartem Ziegenfell verfertigter und mit acht Schalllöchern versehener Resonanzboden ist mit einem viereckigen Holzgestell zum Spannen der fünf Saiten in Verbindung gebracht. Die Saiten sind, wie auch bei anderen Negervölkern (A-Sandé), aus vegetabilischer Faser gedreht und über eine Muschelschaale gespannt, welche als Steg dient. Schweinfurth glaubt in diesem und ähnlichen Anzeichen untrügliche Beweise für die Verwandtschaft zu haben, welche die heutigen und ehemaligen Bewohner des Nilthals mit den zentralsten Theilen des Kontinents in Beziehung setzen. Die Tonkunst steht bei allen Mittustämmen in hohem Ansehen, und allein von ihnen wird die Musik melodisch behandelt, indem sie dem Negercharakter entsagt, welcher sich gewöhnlich recitativisch und alliterirend gestaltet. Schweinfurth theilt folgende Sequenz mit, welche von Alt und Jung in hundertstimmigem Chor gesungen wurde mit dem Streben, das streng festgehaltene Motiv in gradualem Tonfalle zu variiren.

Schweinfurth macht hier, nach dem 7. Takt, ein Schlusszeichen, ich glaube nicht mit Absicht, denn dasselbe würde allem natürlichen Gefühl widersprechen und das Motiv ausserdem gerade in der Mitte unterbrechen; richtiger würde wohl stehen: „u. s. w.“ oder ein Schluss in F.

Die A-Sandé möchten wohl von allen zur Sprache kommenden Völkern in der Musik die höchststehenden sein (von den Lattuka theilt Emin leider nichts weiter mit, als: „Tänze und Musik sind sehr beliebt und werden bei jeder Gelegenheit ausgeführt,“ das scheint aber doch auf reine Tanzmusik hinzuweisen); lärmende Musik sagt ihnen nicht zu, Pauken und Hörner dienen ihnen nur als Signalinstrumente und, sozusagen, als Militärmusik. Bei Einzügen der Fürsten und Häuptlinge, bei Schaustellungen der Krieger und dergleichen erscheint ja eine volltönende Musik auch ihnen am Platze, und sie stellen dieselbe zusammen aus Elfenbeinhörnern verschiedener Längen (bis zu 2 m), Kürbisposaunen und Antilopenhorn-Signalhörnern, ferner aber neben der grossen Nugára (der Kesselpauke) aus kleineren Holztrommeln, welche halbkreisförmigen flachgedrückten Glocken nicht unähnlich sind und auch wie diese mit Henkeln versehen und getragen werden; nimmt man hierzu noch die eisernen Glocken verschiedener Grösse (bis 0,60 m lang), so erhält man ein ziemlich ausgiebiges Orchester und als Dirigenten figurirten unter Umständen die Fürsten persönlich, wie Casati von Kipa's Sohn Ssebbu (er nennt ihn Zebo), erzählt, den er antraf, mit allem Ernst und aller Würde das Orchester dirigirend, um hierdurch in würdiger Weise die Trauerfeier für zwei getötete Brüder zu begehen.

Die starke Seite der A-Sandé ist aber die Kammermusik, und hierzu haben sie zwei Instrumente, die Marimba und die Kundi. Die Marimba ist bei den äquatorialen Negervölkern stark verbreitet und im Prinzip immer in gleicher Weise ausgeführt. Sie besteht aus einem Holzrahmen, unter dem als Resonanzkästen verschieden lange ausgehöhlte Kürbisse angebracht sind, während oberhalb des Rahmens glatt gearbeitete Zungen aus hartem Holze liegen, welche mit vier dünnen Schlägeln bearbeitet werden. Die Töne sind durch richtige Auswahl der Kürbisse abgestimmt und gleichen denen des bekannten ähnlichen steirischen Holzinstruments. „Manche A-Sandé sind“ — nach Junker's Zeugniss — „förmlich Künstler auf dem Instrument, und das harmonische Zusammenspiel mehrerer Personen, dem das

Digitized by Google

leiseste Geflüster, wie das stürmische Fortissimo zu Gebote steht, ist wahrhaft staunenswerth, ja ergreifend. Das Spiel der Marimba ist melodisch, ohne gerade eine bestimmt durchgeführte Melodie hören zu lassen, denn die Akkorde reihen sich, bald in langsamem, bald wieder in rasendem Tempo gespielt, in voller Harmonie aneinander. Es ist wie eine ruhig dahinfliessende, zeitweilig aber in Leidenschaft auf-flammende Erzählung, die wohl einen Anfang hat, aber kein Ende findet und immer wieder in neue stürmische Leidenschaft mit dem nämlichen Grundton ausartet. Und bei alledem stört keine Dissonanz das Ohr. Man staunt über diese Negermusik, die so hoch erhaben ist über die Misstöne, welche die Völker arabischer Kultur uns in den meisten Fällen bieten." Das ist viel, sehr viel Anerkennung in wenig Worten. Schade nur, dass uns der Forscher keine Probe von diesen Harmonien mittheilte.

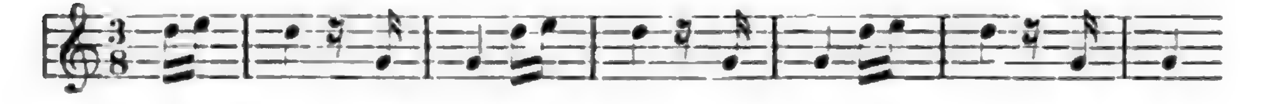
Das Lieblingsinstrument der A-Sandé ist aber die Kundi, ihre Guitarreharfe, deren Handhabung immer, um Schweinfurth's Ausdruck zu gebrauchen, den Charakter eines Liebesgeflüsters anzunehmen pflegt. Sie besteht aus einem guitarreähnlichen, mit Thierhaut überzogenen Resonanzkasten mit langem gebogenen Hals, von dessen Wirbeln aus die fünf Seiten wie bei einer Harfe zum Resonanzboden geführt sind. Schon Piaggia berichtet, dass ein richtiger Sandé im Stande sei, Tag und Nacht bei diesem Instrument zu verharren und dabei Speise und Trank zu vergessen, ein Zeichen, dass dem Volke seine vielverrufene Gefrässigkeit doch nicht alle idealeren Instinkte ertötet hat. Die Kundi schlägt der wandernde Minnesänger (Nsanga*) dieses Volkes, der sein säuselnd näselndes Recitativ mit dem feinen Guitarregeklimper und dem Schütteln des mit mächtigem Federbuch gezierten Hauptes begleitet; die Kundi schlägt der Jüngling, der seine Geliebte verloren, wenn er in nächtiger Stille den Wellen des Kibali sein Leid klagt: „Mi schungo iole dète; Sanga badi ale, Kalamassita." Die Söhne edler Herkunft rühmen sich, gepriesene Spieler zu sein, und die Mandoline (Kundi) begleitet sie überall hin, auf den Spaziergang, in den Krieg, in die Versammlung. So erzählt uns Junker von einem Häuptling, Bangojá, welcher sich ihm als Troubadour mit diesem In-

*) Das Gewerbe dieser fahrenden Sänger scheint kein sehr geachtetes zu sein, da die A-Sandé mit Nsanga auch die unsittlich und ehrlos lebenden Weiber bezeichnen.

strument vorführte: „Die A-Sandéharfe im Arm, lag der Herrscher im Mbanga*) halb ausgestreckt auf seiner Ruhebank und recitirte leise, ja zuweilen flüsternd, halb singend und halb erzählend, Erlebtes und Erdachtes. Und ich lauschte wahrlich mit Genuss dem vollendeten Bardengesang, der mich in eine längst geschwundene Zeit zurückversetzte, denn gerade so wie Bangojá jetzt, hatten unstreitig auch seine ältesten Vorfahren singend und sagend von noch früher Erlebtem und Gehörtem sich vorerzählt. Der nunmehrige Herrscher aber besang die Macht und das Ansehen, die weiten Reisen und Kriegszüge seines Vaters Kipa und beklagte dann leise flüsternd dessen Tod.“

Aehnliches erzählt Miani von Bakangái mit komischem Beigeschmack, dass er, um den ihn heimsuchenden Wekil**) zu beschwichtigen, nach seiner Harfe schickte und ihm Lieder vorsang, wie David dem Saul.

Die musikalischen Bedürfnisse der Mangbattu sind wesentlich verschieden von denen der A-Sandé, und dem entsprechen ihre Instrumente. Sie bevorzugen lauttönende Hörner und Pauken, der scharfe Rhythmus ist ihnen wohlgefällig; dagegen scheinen sie für Melodie wenig oder kein Gehör zu besitzen, und der den A-Sandé eigenthümliche Sinn für harmonische Tonsätze scheint ihnen ebenso wie das hierfür benutzte Instrument, die Marimba, gänzlich zu fehlen. Die musikalischen Produktionen an Munsa's Hof, also zur Glanzzeit des Mangbattustaates, werde ich später zu erwähnen Gelegenheit haben, charakteristisch aber ist das Notenbeispiel, welches Schweinfurth von ihrem Nationalhymnus mittheilt:



u. s. w. ad infinitum.

Dies denke man sich in wüstem unermüdlichen Gebrüll und Getöse immer und immer ohne Ende wiederholt, so leer und hohl, freilich rhythmisch markirt genug; dazu die Weiber die flachen Hände im Takt aufeinander schlagend und all dieser Aufwand von Tönen, um das

*) Die Versammlungshalle in der Residenz des Fürsten.

**) Wekile (Wukala) der Elfenbeinhändler sind ihre Stations-Vorsteher und Expeditions-Führer.

Digitized by Google

wahnwitzige Herumspringen des allmächtigen Königs in der Arena, sein Hin- und Herschleudern der Arme und Beine zu begleiten und zu immer heftigeren Anstrengungen ihn anzuregen. Stellt man diesem Bild den Fürsten Bangojá mit seiner Kundi gegenüber, so hat man die beiden Extreme in den musikalischen Leistungen der Neger, dort der rhythmische ausdruckslose Lärm, hier das träumerische Schwelgen in einem doch wohl unklaren Meer von Tönen. Der bewusste musikalische Gedanke scheint wohl nur den Mittu etwas näher gerückt zu sein.

Wie sich Schweinfurth über die Musik der Neger in ihrer charakteristischsten rohen Form prägnant und treffend ausdrückt, so Emin Pascha über den Tanz derselben. Ich gebe dessen Schilderung eines Negerballes und seine daran geknüpften Betrachtungen an Stelle langer Einzelbeschreibungen. Charakteristische Eigenthümlichkeiten der einzelnen Volkstänze werde ich bei der Besprechung der einzelnen Völkergruppen Gelegenheit nehmen, zu erwähnen. Emin erzählt:

„Chef Tombe (Barineger) hatte seine grosse Nugara unter den Kodjuobaum auf dem freien Platz vor meiner Hütte aufgestellt und nun dröhnten die Schläge, zu drei und drei sich wiederholend, weit über das Land, die Einladung zum Tanze. Sofort strömte denn auch das Volk herbei, und in einem Augenblick waren zwei lange Linien gebildet, eine von Frauen, die andere von Männern, jedes mit zwei Stäben aus dem vorzüglichen Holze von Diospyros mespili formis, das beim Anschlage einen fast metallischen Klang hören lässt. Im Dreiachteltakt setzte nun die grosse Pauke, von einer kleinen Trommel begleitet, ein; die in dreiviertel ihrer Länge angeschlagenen Stäbe akkompagnirten und Chorgesang leitete den Ball ein. Aus dem hüpfenden Rhythmus dieser ganz hübschen Produktion entwickelte sich ein langsamer Marsch von Frauen und Männern zugleich, rings um die Pauke ausgeführt und von Gesang begleitet, doch dauerte dies feierliche Gebahren nicht lange. Die Pauke liess einige Kapriolen hören, einzelne junge Männer sprangen hoch auf und krähten sich an wie erzürnte Hähne, einzelne besonders eifrige Frauen liessen das anfeuernde Tremuliren hören, das allen Negerfrauen so lieb ist, und auf einmal waren wir mitten in einem Allegro furioso. Hoch auf sprangen die Männer, im Niederfall wieder elastisch aufschnellend, die Stäbe klapperten, der Gesang schwoll an, hier und da avancirte eine Frau zwischen die Männer, hüpfend und den Körper nach rechts und links

Digitized by Google

schwingend, während sich die Arme wie die Flügel einer Windmühle drehten. Die Einladung wurde auch sofort angenommen, zu zwei und drei sprangen und balgten die Männer um die Frauen. Allgemeiner und allgemeiner wurde die Lust, die Männer warfen die unbequemen Kleider ab, die Frauen liessen ihre Schürzen und Schwänze fliegen, bis ein rasender Rundtanz sie um die Pauke führte, und die Frauen als innerer, die Männer als äusserer Ring, ein wahres Pandämonion, erleuchtet vom rothen Schein der Fackeln, die, von den Tanzenden geschwungen, ihre Funkenschauer weithin stieben liessen."

„Man weiss bei solchen Gelegenheiten wirklich nicht, was man mehr bewundern soll: die unermüdliche Ausdauer der Tanzenden, die doch bei Tage gearbeitet haben, oder das ursprüngliche, genuine Vergnügen, das sich in all diesen blitzenden Augen und funkelnden Zahnreihen spiegelt. Frauen mit Kindern auf dem Rücken, ganz besonders aber kleine Kinder von vier bis fünf Jahren, sind die unermüdlichsten Tänzer, und vielleicht ist es gerade diese dauernde und stets wiederholte Gymnastik, welche den Negerkörper so heil zur Entwickelung bringt und Verkrüppelungen ausschliesst. Bemerkenswerth ist ausserdem und es mag zum Lobe unserer Neger gesagt sein, dass Obscönitäten ihren Tänzen völlig fremd sind, während doch gerade solche im Süden, in Unjoro und Uganda, auf der Tagesordnung stehen. Die Linie zwischen anständig und unanständig ist, wo es sich um Urvölker handelt, nach unseren Begriffen immer nach dem letzteren zu verschieben, nicht als ob die Unanständigkeiten bei ihnen grösser wären, als bei den Kulturvölkern, sondern einfach nach dem alten Grundsatze „naturalia non sunt turpia," der hier zur vollen Geltung gebracht wird. Dr. Schweinfurth's geistreiche Bemerkung, dass die Musik der Neger der Musik der Elemente abgelauscht sei, lässt sich ohne jeden Zwang dahin erweitern, dass auch der Tanz nur eine Mimik in der Natur gebotener Vorgänge sei. Das Umtanzen der Frauen durch Männer, die Anfeuerung dieser durch die Frauen, selbst die anreizende und versprechende Plastik vieler Körperbewegungen, alles das findet sich im Thierreiche bereits vorgezeichnet, und die bei allen Negervölkern trotz mannichfacher, geringfügiger Abänderungen stets gleiche Grundidee dieser Tänze zeugt am besten für eine gemeinsame Quelle der Entstehung; dass jedes Volk dann die Plastik nach seinen Lieblingsbeschäftigungen modifizirt, ist klar."

Wenn Emin dieser geistreichen und scharfsinnigen Erklärung aber

Digitized by Google

ferner hinzusetzt: „Wie es aber kommt, dass bei der grossen musikalischen Begabung der Neger und ihrem exquisiten Taktgefühl nie eine Harmonisirung ihrer Gesänge zu Stande kam, ist beinahe räthselhaft,“ so giebt er hierin einen weiteren bemerkenswerthen Beitrag zur Charakteristik der Negermusik, welche dem unisonen Gesang, wenigstens bei den A-Sandé, die harmonisirte Instrumentalmusik gegenüberstellt und entwickelt.

4. Jagd, Fischfang und Bewaffnung.

Gelegenheitsjäger sind wohl alle Negervölker, aber die Liebhaberei für das edle Waidwerk hat sich ebenso wie die Geschicklichkeit und planmässige Betreibung je nach der Gunst oder Ungunst der örtlichen Verhältnisse entwickelt. Abgesehen von der niederen Jagd auf Geflügel, welche allenthalben mit Schlingen betrieben wird, ist demnach ein bedeutender Unterschied auffällig zwischen der rohen Weise einiger Völker, ihrer Beute durch Massenaufgebot und Kesseltreiben mit Hülfe des Feuers habhaft zu werden, und der Einzeljagd anderer Völker, welche grösste Gefahren nicht scheuen, um ihrem Thatendurst zu genügen und mit der Beute zugleich Ruhm zu ernten. Zu ersteren gehören vor allen anderen die Dinka, welche in der trockenen Jahreszeit das mehrere Meter hohe Gras niederbrennen, in welchem das Wild Schutz und Aufenthalt findet, und durch das Feuer die Antilopen, Büffel, Giraffen in den Hinterhalt treiben, wo die in Masse aufgebotenen Jagdfreunde die Thiere totschlagen. Etwas höher schon stehen die Treibjagden mit Stellnetzen, wie sie bei den Bongo, A-Sandé und wohl auch den Shere gebräuchlich sind; zumeist werden Gruben, Schlingen und Fallen angewendet, besonders dem gefährlichen Wild, den Raubthieren gegenüber.

Der Einzeljagd befleissigen sich am meisten die Madi, Schuli, die Lattuka und Batua. Die beiden erstgenannten müssen in ihrem nicht gerade waldreichen Lande für künstliche Jagdgründe sorgen, und man findet deshalb Gebiete von bedeutendem Umfang, 12—15 Stunden im Durchmesser, welche von den Eingeborenen absichtlich nicht besiedelt werden, um in ihrem mächtigen Graswuchs dem Wild Zufluchtsorte zu gewähren. Die Lattuka sind als ein Jägervolk par excellence zu betrachten; sie sind vorzügliche Jäger und ausserordentlich muthig; mit ihren schwachen Waffen, Speer und Schild, greifen sie den Elefanten und das Rhinoceros an, und selbst dem Büffel gehen sie auf

Digitized by Google

den Leib. Besonders gefährlich sind diese Thiere, wenn sie einzeln, von der Heerde abgesondert, angetroffen werden; es sind meist alte Bullen, welche dann ganze Distrikte unsicher machen und die Strassen geradezu sperren. Die Lattuka schlagen es nicht hoch an, solch ein Thier mit dem Speer anzugreifen oder einen anspringenden Leoparden auf ihren Schilden zu empfangen. Dass es dabei oft recht erhebliche Verletzungen giebt, ist selbstverständlich, trotzdem aber sieht man in den Dörfern wenig verkrüppelte Leute. Die Jagdbeute wird, falls die Jagd von den Leuten zusammen unternommen wird, heimgebracht und das Fleisch von Büffeln, Elefanten, grossen Antilopen in Portionen an die Bewohner des Dorfes vertheilt, wobei dem Chef, falls er es wünscht, ausser seinem Fleischantheil noch der Kopf des erlegten Thieres zufällt. Bei Einzeljagden gehört das erlegte Thier dem Jäger. Flieht ein verwundetes Thier, so gehört es nach dem Verenden dem Finder, verendet jedoch ein Elefant auf fremdem Boden, so gehört ein Zahn dem Finder, der andere dem, welcher das Thier zuerst verwundet. Wie man sieht, bestehen auch hier, wie bei allen Negervölkern, bezüglich der werthvollsten Jagdbeute, der Elefantenzähne, besondere Bestimmungen.

Ganz verschieden von der Jagd der Lattuka ist diejenige der Batua (Akka Schweinfurth's). Sie legen wohl auch bis 4 m tiefe Fallgruben an für Elefanten und Büffel, in der Regel benutzen sie aber Bogen und Pfeile. In der Nähe der Wechsel pflegen sie eine Höhle zu graben, von wo sie dem Wilde auflauern und ihre Pfeile beibringen; dem angeschossenen Thiere aber folgen sie, bis sie Gelegenheit haben, es zur Strecke zu bringen. Wissmann hat im Jahre 1882 bei seiner ersten Durchquerung auch gute Jagdhunde im Besitz der Batua gesehen, jedoch waren letztere in diesem Fall mit anderen Stämmen (Bassonge) stark vermischt; die reinen unvermischten Batua treten überall ohne Hunde auf. Ihre ausserordentliche Behendigkeit und Geschicklichkeit kommt ihnen namentlich bei der Elefantenjagd zu statten; mit Lanze und Bogen bewaffnet, wissen sie dem Thiere so gewandt beizukommen, dass sie ihm ihre Pfeile ins Auge schiessen können; mit der Lanze stossen sie ihn dann nieder.

Das wichtigste und am meisten verfolgte Wild ist der Elefant, denn der Handel mit dessen Zähnen ist in einzelnen Gebieten jedenfalls schon alt; hat doch Dar For auf denselben seit Alters einen guten Theil seines Haushalts basirt. Das vielfach sehr kostbare

Material, welches das Land in den Fellen einer grossen Zahl seiner Thiere besitzt, wird nur zum Theil von den Eingeborenen zur Kleidung benutzt, zum Handelsartikel ist es noch nirgend gemacht worden.

Die besten und einzig wirklich bedeutenden Elefantenjäger am Nil sind die Bagara-Araber, welche zu Pferde jagen und den Elefanten im offenen Kampfe mit ihren Speeren erlegen. Mit der 14 Fuss langen Lanze bewaffnet, deren Klinge, 14 Zoll lang, fast 3 Zoll breit, haarscharf geschliffen ist, vereinigen sie sich zu zwei zur Jagd. Treffen sie eine Heerde, so sondern sie den schönsten Bullen von derselben ab und nun reitet ein Mann voran; der Elefant, der sich bedrängt sieht, stürmt auf das Pferd los. Der Reiter muss sein Pferd immer in einer solchen Entfernung von dem Thiere halten, dass dessen ganze Aufmerksamkeit in der Hoffnung aufgeht, dasselbe zu fangen. Der andere Jäger ist unterdessen dicht hinter dem Elefanten gefolgt, und mit wunderbarer Gewandtheit im vollen Galopp absteigend, stösst er seinen Speer mit beiden Händen ungefähr zwei Fuss unter dem Vereinigungspunkt des Schwanzes in den Elefanten, treibt den Speer mit aller Kraft gegen 8 Fuss tief in den Unterleib hinein und zieht ihn sofort wieder zurück. Gelingt ihm sein Stich, so besteigt er sein Pferd wieder und fliegt fort, da der Elefant sich in der Regel umwendet, um ihn zu verfolgen. Sein Kamerad lenkt sofort sein Pferd um, sprengt auf den Elefanten los, steigt seinerseits ab und treibt seine Lanze tief in dessen Eingeweide. In der Regel ist das Thier bald durch die furchtbaren Wunden entkräftet.

In den Negerländern wurden früher die Elefanten hauptsächlich ihres Fleisches und Fettes wegen gejagt, die Zähne fielen nur nebenbei als Handelsartikel ab (meist blieben sie ungenutzt liegen). Mit dem Auftreten der Chartumer Elfenbeinhändler am Bahr-el-Ghasal und am Bahr-el-Djebel (1851 bezw. 1843) begann erst die planmässige Jagd, welche, nur auf den Gewinn der Zähne bedacht, in rücksichtslosester Weise der Beute sich zu bemächtigen suchte, ohne in Wahl der Mittel irgendwie sich Schranken aufzuerlegen; es begann ein Vernichtungskrieg gegen dieses Thier. Mit der schweren Elefantenlanze, deren 10 bis 12 cm breite Spitze eine Länge von 60 bis 72 cm erreichte, bewaffnet, machte sich vordem der Jäger auf, nur von einem Jungen begleitet, der Fährte des Wildes zu folgen. Junker traf sie noch vereinzelt im Jahre 1876 in Makaraká. Bald griff man aber mehr zur Herstellung von Fallgruben und Fallen, von denen eine bei

den A-Barmbo kennen gelernte Elefantenfalle von Casati mitgetheilt wird: In die Gabelungen zweier Bäume, zwischen welchen die Fährte der Thiere hindurch geht, wird eine Querstange gelegt und in deren Mitte ein schwer Klotz, unten mit einem haarscharfen Messer armirt, mittelst eines Strickes angehangen. Der Strick wird zum Fussboden geführt und hier durch eine einfache Schneppervorrichtung aus Holzpfählen festgehalten. Tritt der Elefant auf dieselbe, so löst sich der Strick, der Klotz fällt herab und treibt das Messer in die Wirbelsäule des Thieres. Bei geschickter Anordnung der Falle soll dieses sofort zusammenbrechen und verenden. Jedoch mit all diesen Mitteln gelingt es immer nur, einzelne Thiere zu erlegen, und auf den Massenmord und Massengewinn ist es ja abgesehen. Hierzu sind die mächtigen Grasflächen aber vorzüglich geeignet, deren fingerdicke Grashalme bis zur Höhe von $4^1/_2$ m aufschiessen. Sind sie in den trockenen Monaten gründlich ausgedörrt, so versammelt der Jagdruf der grossen Pauke die ganze waffenfähige Mannschaft an dem Ort, woselbst man eine Elefantenheerde entdeckt hat. Mit Feuerbränden wird ringsum das Gras entzündet und dem Wild gelingt kein Entweichen mehr; von den nahenden Feuermassen getrieben, schaaren sich die Thiere zusammen, suchen Gewässer zu erreichen und hier wenigstens ihre Jungen zu retten, indem sie mit den Rüsseln Wasser auf dieselben pumpen, bis sie von ihren fruchtlosen Anstrengungen, betäubt durch Rauch, oder ohnmächtig vor Hitze und Brandwunden, abstehen müssen und den Lanzenstichen der grausamen Verfolger erliegen. Es ist ein Vertilgungskrieg, in dem weder Alt noch Jung, weder Männchen noch Weibchen geschont werden. Von dem Umfang desselben erhalten wir eine Vorstellung, wenn wir hören, dass Afrika in den 20 Jahren von 1857—1876 durchschnittlich pro Jahr etwa 614 000 kg an Elfenbein nach Europa, ausserdem aber noch beiläufig 100 000 kg nach Indien und etwa 60 000 kg jährlich nach Amerika ausgeführt hat; die dieser Ausfuhr entsprechende Anzahl der jährlich getöteten Elefanten mag mindestens 51 000 betragen. Wie lange noch, und diese Thiere werden nahezu ausgerottet sein, um der Luxusgegenstände wegen, welche sie uns liefern. Junker fügt diesen Angaben hinzu: „Und welches unbeschreibbare, grauenhafte Elend in allen denkbaren Formen hat der Elfenbeinhandel nicht in seinem Gefolge über Millionen von armen Negern gebracht. O, dass alle die Klagen, Wehrufe und herzerpressten Seufzer laut werden könnten, die ein über Tausende von Meilen ge-

Digitized by Google

wandertes Stück Elfenbein verursacht hat, ehe es unter der Hand unserer klavierarbeitenden Jugend den zum Hören Verurtheilten einen Theil dieser Qual nachempfinden lässt."

Wie berechtigt ist dieser Ausruf! denn an ihren Verfolgern und Vernichtern rächte sich am stärksten der Niedergang der Elefanten. Wie diese allmählich in den nördlichen Distrikten seltener wurden und ausstarben, drangen die nubischen Kaufleute immer weiter in die Negergebiete vor, und Hand in Hand mit ihrem Handel drangen die Gräuel des Sklavenexports und der Sklavenjagden ein; wo das weisse Elfenbein keinen Ertrag mehr lieferte, mussten die Jäger desselben als Handelsartikel eintreten, und die Schaaren der Gallabun, der kleinen Sklavenhändler, hefteten sich an die Fersen der grossen Händler, um das schwarze Elfenbein an den Markt zu bringen. Die unglücklichen Jäger mussten die Beute, für Bagatellen verhandelt, den Fremden in ihre Waarenlager schleppen und dann mussten sie selbst, in der Halsgabel und in Ketten, in Hunger und Qualen verkommend, als Handelsartikel ihrem Elfenbein nachwandern.

Nicht allzuhoch fällt es demgegenüber ins Gewicht, dass uns die Kenntniss der sudanesischen Negerländer erst erschlossen worden ist durch das Vordringen der Chartumer Kaufleute, durch die Elefantenjagd.

Die Stosszähne des Thieres werden, sobald dasselbe verendet ist, herausgenommen und an den Häuptling abgeliefert; sie sind von den Stammhäuptern monopolisirt, ebenso wie die Händler bei den Volksstämmen, mit welchen sie in Handelsbeziehungen traten, d. h. welche sie allmählich zu ihren Vasallen machten, das Elfenbein monopolisirten, und wie es nachher die ägyptische Regierung monopolisirte, um das Gebiet und die Einnahme den Kaufleuten zu entwinden.

Nach ihrer Grösse werden die Zähne in verschiedene Sorten eingetheilt und unterschied man für den Markt in Chartum 6 Arten:

1. Damîr, die grössten, bis über 3 m langen Zähne, die von vier bis sechs Trägern abwechselnd transportirt wurden.
2. Brindji ahl, ganz reine Zähne, von denen je einer von den kräftigsten Leuten getragen wurde.
3. Dáhar Brindj, gute Qualität, aber kleiner (an 7 kg).
4. Bahr, 3—4,5 kg, je zwei oder drei eine Trägerlast.
5. Klindje, die kleinsten Zähne, sieben bis neun eine Last.
6. Maschmusch, schlechtes Elfenbein, das durch Liegen im Wasser

Digitized by Google

oder durch Sonne und Regen verdorben, nicht in den Handel kommt.

Erwähnenswerth scheint mir noch ein eigenthümliches Hilfsmittel, welches die Derr, ein besitzloser, ganz auf die Jagd angewiesener Stamm der Dinka, bei der Jagd zu benutzen pflegen. Sie wissen sich in geschickter Weise einer äusserst giftigen Schlange von rothbrauner Farbe und etwa 1 m Länge zu bemächtigen, umgeben einen Wassertümpel ringsum mit starkem Dornenverhau und lassen dem Wilde, das zur Tränke kommt, nur eine schmale Gasse offen, in deren Ausmündung am Wasser sie die Schlange mit durchbohrtem Schwanze befestigen. Das Wild wird beim Passiren gebissen und fällt dem Jäger zur Beute, welcher in dieser Art oft zwei bis drei Antilopen an einem Tage sich verschafft.

Zur Krokodiljagd endlich benutzen die Djur eiserne Harpunen, bestehend aus einer Eisenspitze mit Widerhaken, welche an einem 5—7 m langen Rohre befestigt wird. Ein Seil ist an dem Harpuneeisen angebunden und um das untere Ende des Rohrs gewickelt. In den Leib des Thieres gestossen, löst sich die Harpune leicht los, der Jäger behält das Ende des langen Seiles in Händen.

Dies führt uns zum Fischfang der Neger, welcher nur von einem einzigsten Volke mittels des Netzes ausgeführt wird, nämlich von den Lattuka, deren Frauen aus Pflanzenfasern grosse Netze zu fertigen verstehen, welche sie zu fünf oder sechs gemeinschaftlich über eine Stelle des Wasserlaufes spannen und dann dem Lande zuführen. Im Uebrigen werden die Fische nur mit Reusen gefangen oder gestochen. Angeln scheinen nur die Dinka anzuwenden, wozu sie sich die Schnüre aus selbst gezogenen Baumwollenstauden fertigen. Des weiteren treiben nur die Schilluk, Niuak, Bongo, Golo, Djur und Embatá (bei den Mangbattu) Fischfang. Die Schilluk fischen auf dem Nil und fertigen sich hierzu kleine Flösse aus Ambatsch, in deren Mitte kauernd, sie mit einem kurzen Ruder die Bewegung des Fahrzeuges bewirken. Neben dem Neger liegt sein Fischspeer, ein fusslanges, gezähntes und gespitztes Eisen, welches an einem langen Holzschaft befestigt ist. Letzterer ist noch durch ein bis 5 m langes Rohr verlängert und schleift, über das Floss hinaus reichend, im Wasser nach. Auf gut Glück wirft der Fischer nach den Fischen, die in ganz ausserordentlicher Menge im Bahr-el-Abiad leben, und macht immer

Digitized by Google

gute Beute. Anders gestaltet sind die Stecheisen der Golo, Djur und Bongo; es sind gekrümmte Eisen, eher grossen Angelhaken ähnlich.

Die Reusen, mit denen vielfach, namentlich von den Bongo und Embatá gefischt wird, werden zu Anfang der Regenzeit und nach Rücktritt des Wassers in der Weise angebracht, dass ein Aufstau durch Wehre oder Holzrechen erzeugt und in die freigelassenen Lücken desselben die Reusen befestigt werden.

Die Bewaffnung der Neger, worunter natürlich, mit Ausschluss der erst in neuerer Zeit in ihre Hände gelangten Feuerwaffen, nur ihre nationale Bewaffnung zu verstehen ist, ist in der Hauptsache entweder Speer und Schild oder Bogen und Pfeil; letzteren führen die Nuer, Bari- und Madistämme, sowie die Bongo, Mittu und Batua; Speer und Schild führen Schuli, Schilluk, Dinka und Niuak der ersten Völkerreihe, die A-Sandé, Bandjia und Lattuka, sowie die Mangbattu. Allerdings finden sich in Händen einzelner Bogen führender Völker auch Lanzen, wie bei den Bongo und Mittu, jedoch zeigt das Fehlen bezw. das ausnahmsweise Benutzen der von den Nachbarn entlehnten Schilde (Bongo), dass die eigentliche Waffe Bogen und Pfeil bilden. Anderseits finden wir bei den Mangbattu neben der Lanze den Bogen, doch wird er hier entweder von dem Stamm der Mädje angefertigt, oder stammt aus der Beute südlicher Völker (Momfú, Mabóde); die anderen Mangbattustämme stellen keine Bogen her; die nationale Waffe ist also die Lanze.

Geschick und Geschmack der verschiedenen Stämme haben die Waffen in ihrer Gestalt beeinflusst und namentlich den Lanzen- und Pfeilspitzen, sowie den Schilden einen sehr verschiedenen Charakter aufgeprägt. So haben die Lanzenspitzen der Dinka, der Djur (Schilluk) und A-Sandé alle einen vierkantigen Stiel, aus welchem sich Blatt und Zacken entwickeln, während die Mangbattulanzenspitze einen runden Stiel besitzt. Das Blatt oder die Spitze selbst besteht bei den Dinka aus einer schmalen vierkantigen Pyramide, mit kleinen Zähnen an zwei Kanten besetzt, bei den Djur ist sie rein lanzettförmig, bei den A-Sandé pfeilförmig, klein, und der Stiel mit Widerhaken und Sägezähnen in verschiedenster Form versehen; die Lanzen endlich der Mangbattu zeigen in fantasievoller Weise die verschiedensten Kombinationen von dreieckigen, stumpfpfeilspitzigen und lanzettförmigen Blättern mit allen denkbaren Formen von Widerhaken. Auch bei den Lanzen der Bongo scheint sich die entwickelte Eisenindustrie in der

Digitized by Google

Erfindung der mannigfachsten Formen gefallen zu haben, welche sich aus dem vierkantigen Stiel entwickeln. Die Lanzenspitzen haben eine Länge von 20—66 cm (Djur), die ganzen Lanzen, aus Spitze und Bambus- oder Holzschaft bestehend, sind in der Regel 2 m lang. Das untere Ende des Schaftes wird bei der Anwendung der langen Spitzen (Dinka, Djur, Bongo) mit einem schweren Eisenbeschlag versehen, bei den A-Sandé und Mangbattu dagegen nicht, da die Spitzen meist kleiner und leichter sind.

In den Pfeilen zeigt sich eine ähnliche Verschiedenheit: die Mittu stellen Pfeile aus einer harten Holzspitze und einem Rohrhalm her (0,70 m lang), welche beinahe die dreifache Tragweite derer mit eisernen Spitzen, allerdings viel geringere Treffsicherheit haben (300 Schritt); ausserdem führen sie aber ebenso wie die Madi eiserne Pfeilspitzen, welche durch Zahl und Mannichfaltigkeit ihrer Widerhaken sich auszeichnen und eine wahrhaft teuflische Erfindungskunst verrathen im Ersinnen von Mitteln, um eine Verwundung so gefährlich wie möglich zu machen. Sie sind an dem Rohrschaft dicht über einem Knoten befestigt, um desto leichter, wenn letzterer bricht, in der Wunde stecken zu bleiben. Die Bongo versehen ihre bis über 1 m langen Pfeile meist mit Holzschäften; alle diese Völker verwenden aber ungefiederte Pfeile, eine Bastumwickelung am unteren Ende erleichtert das Festhalten beim Spannen des Bogens. Nur die Mangbattu weichen hierin, wie in der spatelförmigen oder breitdreieckigen Form der Spitze (um eine breitere, stärker blutende Wunde zu erzeugen) von allen anderen Völkern ab, indem sie in das gespaltene Rohrende einen schmalen Fellstreifen einfügen. Die Köcher werden aus Fellen (Mittu) oder aus Rotanggeflecht (Mangbattu) hergestellt, die Bogen aus Bambusrohr oder zähem Holze, die Sehne aus vegetabilischer Faser. Letztere gestattet natürlich keine starke Anspannung und der Kernschuss erreicht deshalb nur eine Entfernung von 100 Schritt. In der Bogenkonstruktion sind die Mangbattu, oder richtiger die Mädje, den anderen Negerstämmen entschieden über; sie stellen nämlich die Sehne durch einen im frischen Zustande um die Bogenenden geschlungenen Rotangstreifen her, eine fast unzerreissbare Sehne, und sichern ferner die bogenhaltende Hand gegen die vorschnellende Sehne durch ein verschiebbar am Bogen angebrachtes Holz. Letzteres enthält ausserdem in einem Spalt das Pfeilgift in Harzform, bereit, vor jedem Schuss das Geschoss damit zu versehen. Andere Völker — und namentlich

Digitized by Google

sind die Kakuak (Bari), Kaliká (Madi) und Batua wegen ihrer vergifteten Pfeile gefürchtet — umwickeln dieselben nahe der Spitze mit Bast, welcher mit dem Gift getränkt wird.

Die Wirkung und Gebrauchsweise der Pfeile konnte Dr. Schweinfurth gelegentlich eines Angriffs seiner Karawane durch A-Bangba beobachten: „Die Pfeile mit hölzernen Spitzen hatten durchschnittlich eine Tragweite von mindestens 300 Schritt und fielen kaum wahrnehmbar und völlig geräuschlos nieder, die mit eisernen Spitzen schwirrten laut durch die Luft, konnten aber nur auf halbe Distanz zur Anwendung kommen; es schien, als bedienten sich die Eingeborenen derselben nur da, wo sie sicher waren, ihr Ziel zu treffen. Der Pfeilhagel, mit dem die A-Bangba die anrückende feindliche Linie empfingen, glich dem Anblick, welchen ein durch den Wald gefahrener Wagen mit Stroh gewährt, wenn der Wind die Halme weithin über alle Büsche treibt. In gleicher Weise glitten die leichten Rohrpfeile durch die Lüfte, in langsamem Fluge und wie getragen vom Winde. Dabei vermochte man nicht das Geringste von den Feinden zu erblicken, wenn nicht ab und zu einzelne von ihnen ihren Hinterhalt wechselten. Einer unserer Leute erhielt gleich zu Beginn einen Pfeilschuss eigenthümlicher Art; die eisenharte und ungefähr spannenlange Holzspitze hatte den inneren Augenwinkel getroffen und blieb an dem glücklichsten Punkte neben der Thränengrube stecken. Der Getroffene musste laut aufschreien, nahm aber in der Folge keinen Schaden an der erhaltenen Verletzung. Aehnliche Fälle waren auf früheren Kriegszügen häufig vorgekommen, und Manche behaupteten, die Eingeborenen zielten mit einer gewissen Vorliebe auf die Augen, als die für ihre erbärmliche Waffe am leichtesten verwundbare Stelle.“

Ueber die Wirkung der Waffe stellte Schweinfurth bei den Bongo eine Probe an, indem er auf kurze Distanz ein Ziel aufstellte, aus einem irdenen Krug gebildet, den er mit einem starken Strohpolster umhüllte und darüber einen dicken Boirock warf. „Trotz der vielen Widerhaken durchlöcherte der Pfeil den über 4 mm dicken Rock, drang durch das Polster und bohrte sich noch mit der Spitze durch den 1 ctm dicken Thon.“

Dr. Junker hatte Gelegenheit, bei einer ins Land der Kakuak und Kaliká unternommenen Ghazwe Verwundungen durch Pfeile der ersteren zu verbinden und zu beobachten. „Die Pfeile waren meist vergiftet, die Wunden sehr verschiedener Art. Einem Dragoman

hatte der Pfeil die ganze Wade durchbohrt; wie die Folge zeigte, war dies die schwerste Verwundung, der Mann erlag derselben nach Verlauf einer Woche. Die anderen wurden geheilt, z. B. ein Junge, dem die Bauchdecke verletzt war; bei mehreren hatten sich die Pfeile an den Knochen krumm gebogen."

Die Schilde der Neger sind meist aus Büffelhaut und zwar diejenigen der nördlichen Stämme, der Dinka und Schilluk, lang-oval, 1,7 m lang, durch einen in der Längsaxe durchgesteckten Stab verspannt und mit einer Ausbuckelung für die Hand versehen: der Schild der mohammedanischen Hirtenvölker, der Bagara des Sudan. Die Schilde der Schuli dagegen sind länglich viereckig mit einspringenden Seiten.

Aus Holztafeln verfertigen die Mangbattustämme ihre viereckigen Schilde, indem sie durch Metallklammern ihnen einen grösseren Halt, durch Nägel und Rosetten ihnen einen entsprechenden Schmuck geben. Die A-Sandé flechten ihre Schilde oblong aus Rohr, 1 m lang, schwach gewölbt und in der Mitte mit einem Buckel versehen, unter welchem ein Holz als Handgriff befestigt ist, eine leichte und zum Abweisen von Wurfeisen und Lanzen hinreichende Schutzwaffe.

Ausser diesen mehr oder weniger allgemein verbreiteten Waffen sind einzelne der Völker durch, sozusagen, Spezialwaffen charakterisirt. Hierhin gehören:

1. Die Keulen, d. h. ca. 80 cm lange Stöcke mit schwerem Knopf, wie sie als Nationalwaffe von den Schilluk, Dinka, Niuak geführt werden, und zu deren Abwehr auch besondere Schutzwaffen, Stöcke mit handschützender Handhabe in der Mitte und eine Art Bogen gebräuchlich sind. Diese Bogen hat man früher irrthümlich für eine Schusswaffe angesehen.

2. Die Schlagringe, am Handgelenk getragen und mit stachel- oder knaufförmigen Ansätzen versehen, werden von den Bongo und Mittu geführt; die Djur haben sie von ersteren angenommen.

3. Die Pinga, Wurfeisen der A-Sandé, welche in den wunderbarsten Formen geschmiedet, an der Handhabe des Schildes für den Gebrauch fertig, befestigt wurden.

4. Die Trumbasch der Mangbattu, jene eigenthümlichen Sichelsäbel, zweischneidige Hiebwaffen, welche ebenfalls in den verschiedensten Formen, vom Spatel bis zur reinen Sichel vorkommen.

Auch die A-Sandé führen einen Hiebsäbel, aber mehr in der Form

eines stark gekrümmten (türkischen) Säbels mit durch Verbreiterung in verschiedener Form beschwerter Spitze.

5. Die Dolche, mit Holzgriff und lanzettförmiger Klinge, werden von A-Sandé und Mangbattu geführt.

Wie aus dieser Zusammenstellung ersichtlich ist, steigert sich das Waffenarsenal bezüglich der Reichhaltigkeit seiner Formen mit der höheren Kulturstufe des Volkes; aber auch bezüglich der konstruktiven Eigenschaften stehen die Waffen entsprechend höher, wie sich schon daraus ergiebt, dass nur die Eisenwaffen der A-Sandé und Mangbattu, aber diese ohne Ausnahme, mit sogenannten Blutrinnen versehen sind.

Zu erwähnen sind noch die Prunkwaffen, welche, meist in Gestalt von Lanzen (Dinka 1,7 m, Bongo 1,26 m) in ihrer ganzen Länge aus Metall hergestellt wurden. Hierin übertraf Munsa alle anderen Völker durch seine aus gediegenem Kupfer geschmiedeten, sauber polirten Lanzen, welche Schweinfurth im Mangbattulande zu bewundern Gelegenheit hatte.

Digitized by Google

Dritter Abschnitt.

Geschichte des ägyptischen Sudan.

Sechstes Kapitel.

Der Sudan unter Mehemet Ali bis 1842.

Der grauenvollen und heillosen Mamlukenherrschaft, unter welcher Aegypten Jahrhunderte lang geblutet hatte, machte Mehemet Ali, seit 1805 Pascha von Unterägypten, im Jahre 1811 ein ebenso grauenvolles Ende. Als der Sultan Selim I im Jahre 1517 die Mamlukenheere geschlagen hatte, rottete er dieselben nicht aus, sondern übergab die Verwaltung der Provinzen 24 derselben unter dem Titel von Beys. Die eigentliche Macht besass der Divan des Regentschaftsrathes, welcher zunächst aus den sieben Chefs der Armeekorps bestand und die Beys einsetzte und befehligte, während der von Konstantinopel gesandte Pascha, nur ein beaufsichtigendes Mittelglied zwischen beiden Gewalten, für richtigen Eingang des Tributes zu sorgen hatte. Die Mamluken verstanden aber, sich in die höchsten Armeestellen einzudrängen und im Divan die Oberhand zu gewinnen. So blühte die gräuliche Mamlukenherrschaft wieder auf, und selbst die Expedition Napoleon's (1798) und die Anstrengungen der Pforte, durch ihre Militärmacht sie zu unterdrücken, vermochten sie nicht zu hindern, unter der Gunst der Engländer ihre alte Gewalt wieder anzustreben. Nach der Ermordung des türkischen Statthalters Ali Pascha durch die Beys kam die endliche Erlösung durch Mehemet Ali, den

Digitized by Google

damaligen Befehlshaber des Albanesenkorps in Kairo, der sich nach dem Sturz von Khurschid Pascha zum Pascha von Unterägypten und später auch von Oberägypten aufzuschwingen wusste. Nachdem er mehrere Versuche der Beys, ihn zu stürzen, vereitelt hatte, griff er zu dem einzigsten Mittel, die von ihnen drohende Gefahr ein für allemal zu beseitigen, indem er sie vernichtete. Einen Vorwand musste die Entsendung einer Armee gegen die Wahabiten bilden, welche auf Befehl der Pforte erfolgte; zur Theilnahme an den Festlichkeiten, welche auf der Citadelle von Kairo zu Ehren der Einsetzung seines Sohnes Tussun Pascha zum Oberfeldherrn des abziehenden Heeres stattfanden, lud er sie ein, und als nach Beendigung der Tafelfreuden der Rückzug nach der Stadt angetreten wurde, fanden die Mamluken das Thor am Fuss des Berges geschlossen. Gleichzeitig schloss sich das in ihrem Rücken befindliche Thor, und von den Albanesen, welche Mauern und Felsen besetzt hielten, wurden sie alle bis auf einen, der durch einen unglaublichen Sprung mit dem Pferd über die Mauer entkam, niedergeschossen — mit ihren Reitknechten gegen 1000 Menschen. Dies geschah am 1. März 1811.

Durch die Unterwerfung der Wahabiten erwarb sich Mehemet Ali in den Augen der Moslems das grosse Verdienst, die religiöse Pilgerfahrt nach Mekka wieder erschlossen zu haben und, gestützt auf seine bisherigen Erfolge, begann nun der Pascha, seine ehrgeizigen Pläne der Pforte gegenüber weiter zu verfolgen. Es ist nicht mein Zweck, diese Intriguen und Kämpfe zu besprechen, welche im Jahre 1841 zu dem Investitur-Ferman führten, durch den Mehemet Ali im erblichen Besitz Aegyptens und des inzwischen eroberten Nubiens bestätigt wurde (1. Juni 1841). Von dieser Zeit beginnt die Selbstständigkeit, welche Aegypten der Pforte gegenüber immer weiter ausbildete, bis durch den Ferman vom 8. Juli 1873 die direkte Erbfolge und vollständige Unabhängigkeit des Vizekönigs, des Khedive, in Bezug auf Verwaltung und Justiz, Verträge, Anleihen und Armeeverhältnisse ausgesprochen wurde, wohingegen allerdings die verhängnissvolle Abhängigkeit von England eingetauscht und von Jahr zu Jahr vergrössert wurde.

Das Interesse, welches Mehemet Ali für uns, d. h. für den Sudan hat, liegt insofern seinen Plänen und seinem Ringen nach Selbstständigkeit nahe, als er für seine Zwecke eine tüchtige Armee brauchte und dies Bedürfniss ihn nach Nubien führte. Seine Söldner-

Digitized by Google

truppen, aus Türken, Albanesen und Tscherkessen bestehend, waren ein unruhiges und gefährliches Element im Staate. An europäische Taktik liessen sie sich nicht gewöhnen, waren anspruchsvoll und stets zu Revolten geneigt. Er begann deshalb, zuerst dieselben durch Rekrutirung im eigenen Lande, durch Einstellung von Fellachen in die Arme zu ersetzen, erkannte aber bald, dass die Neger des oberen Nil, welche als Sklaven zahlreich in Aegypten lebten, ein wesentlich besseres Soldatenmaterial abgaben, als die unkriegerischen Landbewohner Aegyptens. Es galt also am oberen Nil weiter vorzudringen, und die in Kairo verbreiteten Gerüchte von dem Goldreichthum Sennars mochten den Pascha auch nicht gerade davon abhalten.

Den Vorwand zum Einmarsch in Nubien mussten die Mamluken geben, von denen einige hundert mit Weibern und Sklaven nach Dongola sich zurückgezogen hatten, auf ihrem Wege den Nil aufwärts Alles verwüstend und plündernd. In Dongola machten sich damals die Schaikie-Araber breit und man begrüsste die Mamluken mit Freuden als Befreier von deren Uebermuth. Mehemet Ali aber gab vor, den Schaikie Hilfe bringen zu müssen gegen die von ihm verfolgten Staatsfeinde und entsandte seinen Sohn Ismaël Pascha, einen Jüngling von 22 Jahren, an der Spitze eines Heeres von 10 000 Mann, darunter 4000 reguläre Truppen, und 12 Kanonen, im Sommer 1820 nach Dar-Dongola. Die Mamluken warteten den Angriff nicht ab, sondern wandten sich, 400 Mann stark, südwärts nach Schendi, wurden aber von dem hier residirenden Melik*) Nimr nicht aufgenommen und zogen zum Theil unter dem Bey Abd'-er-Rahman nach Dar-For, zum Theil nach dem Rothen Meer.

Nun war der vorgebliche Zweck Ismaëls erreicht; aber siehe: er wandte sich plözlich gegen die Schaikie, denen er hatte Hilfe bringen wollen. Die von eigenen Scheichs befehligten Tribus derselben standen ausserdem unter zwei Königen (Muluk), und unter diesen traten sie, 10 000 Mann stark, darunter 2000 Mann Reiterei, den Aegyptern entgegen. Der Forderung, Waffen und Pferde auszuliefern, antworteten sie trotzig und herausfordernd, und überfielen im November 1820 nicht weit von Korti Ismaël; doch gelang es diesem, seine Beduinen und Magrebiner ihnen entgegenzuwerfen und den ersten

*) Melik, Plur. Muluk, bedeutet: Fürst, König, wird aber auch angewendet bei Ausschluss der Souveränität.

Digitized by Google

wilden Angriff abzuschlagen. Ueber die Lanzen und Schwerter der Schaikie siegten die türkischen Feuergewehre, und mit Verlust von 600 Toten räumten erstere das Feld. Nubien war gewonnen.

Nun galt es, weiter vorzudringen, und der gewaltigere Feind war noch zu überwinden. Eine Reihe von Königreichen, das Sultanat Dar-For mit der Provinz Kordofan, die Königreiche Sennar und Abessinien (Habesch) dehnten sich hier wie ein Gürtel von West nach Ost; gegen Sennar ging Ismaël Pascha vor, sein Schwager Mehemet Bey el-Defterdar ging mit 4500 Reitern und Fusstruppen, etwa 1000 berittenen Beduinen und 8 Kanonen von Dongola nach Südwest, um Kordofan zu unterwerfen.

Im Königreich Sennar, welches im Anfang des 16. Jahrhunderts durch die Fundj nach dem Sturz des alten Aloareiches gegründet worden war, kam eine Thronstreitigkeit den Aegyptern gelegen. Den letzten Fundjsultan, Ba'adi, hatte sein mächtiger Vezier Mohammed Woled Adlân entthront und gefangen gesetzt, um seine eigene Familie auf den Thron zu bringen; er wurde aber selbst von einem Nebenbuhler, Hassan Redjef, ermordet und der junge Ba'adi in seine Rechte wieder eingesetzt. Die wirren Verhältnisse nahm Ismaël Pascha wahr; er warf sich zum Rächer auf und drang im Mai 1822 von Berber und Schendi aus in Sennar ein. Hassan Redjef floh nach Abessinien, Ba'adi unterwarf sich ebenso wie Mohammed Adlân's Kinder, und Ismaël hielt an der Seite des Sultans Ba'adi seinen feierlichen Einzug in Sennar. Die Fundj, unzufrieden mit ihrem Sultan, den sie der Feigheit und Schwäche anklagten, versuchten zwar noch, ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen, wurden aber durch die Kanonen und Gewehre der Türken zusammengeschossen; ihre Reste flohen nach Süden. Das Königreich Sennar wurde zerstückt. Sultan Ba'adi und der Fürst von Dar-Halfaya als Herrscher der Nomaden im unteren Sennar und am unteren Atbara wurden mediatisirt; Dar-Berûn im Süden von Sennar wurde der Familie Adlân erblich übergeben, die Muluk von Dar-Rosêres, Dar-Fazoql und der Grossscheich der Schukurie wurden gegen Abgabe eines jährlichen Tributes in ihren Stellungen belassen. Am rechten Ufer des Nil war alles Gelände bis an die Berge von Abessinien dem Pascha von Aegypten unterworfen. Aber der Sieger selbst sollte sich dessen nicht lange freuen.

Allerorten wurden den Besiegten enorme Kontributionen auferlegt und auch der Scheich von Schendi, Nimr, sollte so übertriebene Ab-

gaben an Sklaven, Lebensmitteln und sogar eine Barke Goldes zahlen, dass die Unmöglichkeit der Leistung ihn zu einem verzweifelten Entschlusse trieb. Bei der Rückkehr Ismaëls aus Sennar bereitete er ihm und seinem Heere in Schendi ein grosses Fest; als aber Alle trunken von Merissa in den Hütten schliefen, liess er diese mit Stroh und anderen brennbaren Materialien umhäufen und in Brand stecken. So starb der Pascha mit seinem Gefolge im Oktober 1822 eines grässlichen Todes. Aber sein Schwager, der Defterdar, eilte aus Kordofan herbei, um ihn zu rächen.

Diesem hatte sich der Musallem von Kordofan mit der gefürchteten Dar-For-Reiterei und einer aus Kordofanesen bestehenden Fusstruppe entgegengestellt, erstere in Stahlhelmen und Wattenpanzern, letztere fast nackt, nur mit einem Lendenschurz bekleidet und mit Schild und Lanze bewaffnet. In der Ebene nördlich von Bara kam es zur Schlacht; die Neger wussten wohl, sich vorübergehend in Besitz der Kanonen zu setzen, aber nicht, dieselben zu benutzen, da sie mit Feuerwaffen gänzlich unbekannt waren; ihr Führer Musallem fiel an ihrer Spitze und die Kordofanesen unterlagen; 200 Türken und über 1000 Kordofanesen blieben auf dem Kampfplatz. Der Defterdar übergab El-Obeïd seinen Truppen zur Plünderung, die armen Einwohner, besonders die Frauen, wurden in grausamster und empörendster Weise verfolgt, enorme Beute ward davongetragen. Kordofan wurde in vier Verwaltungsbezirke getheilt: Harasa, Bara, Taiara und Dar-Homr; nur Gebel-el-Daïer südöstlich El-Obeïd, von den Nubanegern bewohnt, widerstand der ägyptischen Invasion, welche in Kordofan jeden Besitz und jedes Eigenthumsrecht zerstörte und das Land zu dem machte, was es ist, das Land einer besitzlosen, demoralisirten, bis zum Aeussersten abergläubischen und denationalisirten Bevölkerung.

Als der Defterdar Mehemed Bey von der Greuelthat in Schendi hörte, eilte er mit allen verfügbaren Truppen dorthin, um in schrecklicher Weise seinen Schwager zu rächen. Nimr zwar floh nach Abessinien, aber seine Mannschaften wurden besiegt und es begann ein Morden, welches seine Opfer nach Hunderttausenden zählen sollte.

Und wie mit dem Schwerte gewonnen, konnte der neue Besitz Aegyptens nur mit Gewalt festgehalten und — ausgebeutet werden. Auf letzteres allein und nicht auf eine ihrer Nationalität entsprechende Konsolidirung der besiegten Völkerschaften kam es ja an. Wenn wir sehen, dass Mehemet Ali mit aller Energie daran ging, den Ackerbau

Digitized by Google

und die materielle Kultur Aegyptens durch Massregeln europäischer Zivilisation zu heben nur zu dem einen Zweck, um ein Aussaugungs- und Bedrückungssystem gegen seine Unterthanen zu verfolgen, welches aller Zivilisation Hohn sprach, so ist es nicht zu verwundern, dass er die nubischen und sudanischen Provinzen allein aus dem Gesichtspunkt betrachtete, wie sie ihm zu seiner gewaltigen Machtentfaltung die nöthigen Mittel geben könnten. Das raffinirte Steuersystem, welches den Bauer um Alles brachte, die Monopolisirung aller Landesprodukte, die Rekrutirung wurden natürlich im Sudan in noch viel empfindlicherer Weise durchgeführt, als in Aegypten, denn die Gouverneure pressten und drückten die Einwohner nicht nur im Interesse des Staates, sondern auch für den eigenen Säckel und für das eigene Wohlleben. Erhebungen der Einwohner und Revolten der um ihren Sold betrogenen Truppen folgten sich fortwährend und waren oft nicht leicht zu unterdrücken. Die enormen Steuern, die Art, sie einzutreiben, Sklavenjagd und Willkürherrschaft der ärgsten Art trieben die armen Sudanesen zur Verzweiflung.

Die südliche Grenze der Besitzungen blieb unbestimmt, sie wechselte mit den Erfolgen des mit den Grenzvölkern geführten Guerillakrieges. Auch das Ufergebiet des weissen Nils war ja in den Besitz Aegyptens gekommen und hiermit kamen die Negerstämme der Schilluk und Dinka in Frage. Die ersteren, in mehrere Subtribus getheilt und von einem, angeblich von Duen-Niekam gegründeten Königsgeschlecht beherrscht, entzogen sich längere Zeit der „türkischen“ Invasion, d. h. der Festsetzung der sklavenjagenden und raubenden Freibeuter. Aber die von den Gouverneuren angeordneten Sklavenjagden drangen schon im Jahre 1828 an den Ufern des Flusses entlang bis ins Gebiet der Dinkaneger und suchten immer mehr Terrain zu gewinnen.

Im Jahre 1838 und 1839 kam Mehemet Ali persönlich nach dem Sudan, um sich nach den Goldwäschen am Tumah umzusehen (Dar-Fazoql). Er selber drang bis Fazogl vor, wurde aber anderseits durch den Anblick des Bahr-el-Abiad bei Chartum, welches 1820 gegründet, sich rasch entwickelt hatte und seit 1830 Residenz des Gouverneurs vom Sudan war, angeregt, der Frage der Nilquellen näher zu treten, zumal sich dort reiche Goldlager befinden sollten. Die von ihm angeordneten Expeditionen sind, wenngleich sie ihr gestecktes Ziel nicht erreichten, von ausserordentlicher Wichtigkeit für

Digitized by Google

die Erforschung des Nil, denn die Kenntniss vom oberen Lauf desselben war bisher eine sehr dürftige.

Der erste wissenschaftlich gebildete Reisende, welcher zuverlässige Kunde vom Sudan und vom oberen Nil brachte, ist der Schotte James Bruce, welcher in den Jahren 1769—72 Abessinien besuchte und von hier über Sennar und die Bajudasteppe zurückkehrte. Er erkundete die Quellen des Bahr-el-Asrak und war derart benommen von seiner Idee, diesen für den Hauptstrom des Nil zu halten, dass er den weissen Nil in seiner Bedeutung völlig übersah, obgleich er am Ort des Zusammenflusses beider Nilströme gewesen ist. Nachdem William George Browne als erster Europäer im Jahre 1793 Dar-For betreten hatte, gelangte der Schweizer Burckhardt 1814 als Muselmann verkleidet durch die Nubische Wüste bis Berber und Schendi. Im Jahre 1827 befuhr Linant de Bellefonds den weissen Nil bis zum 13° 43′ n. Br. und, auf seine Berechnungen der Wassermengen gestützt, wurde durch Russegger (Reisen in Europa, Asien und Afrika 1835—41) diesem Fluss die Superiorität hinsichtlich des Volumens eingeräumt. Durch die Eroberungszüge der Aegypter wurden die Sudanländer den Forschungen eröffnet, die nun in langer Reihe beginnen; durch die Nilexpeditionen aber war der Anstoss zu den Unternehmungen europäischer Reisenden gegeben, welche einige Jahrzehnte später die Lösung des Räthsels, genannt caput Nili, finden sollten.

Eine erste Expedition ging unter Befehl eines in England gebildeten türkischen Seemanns, Selim Bimbaschi, in Begleitung des Soliman Kaschef und des unter dem Namen Ibrahim Effendi in Chartum und Kordofan lebenden Franzosen Thibaut am 16. November 1839 mit 400 Mann, 12 grösseren Kanonenbooten und 15 kleineren Proviantbarken von Chartum ab, gelangte aber nicht weiter, als bis zum Lande der Eliab-Dinka bei 6° 35′ n. Br. (26. Januar 1840). Eine zweite Expedition unter demselben Befehl ging am 23. November 1840 ab, und an dieser nahmen ausser Thibaut der Deutsche Dr. F. Werne (damals Militärarzt im Sudan) und die französischen Ingenieure D'Arnaud und Sabatier Theil. Sie währte bis zum 18. Mai 1841 und gelangte bis südlich des 5. Breitengrades. Eine dritte Expedition (26. September 1841 bis 1. Februar 1842) erreichte nicht einmal diese Breite, und eine vierte: Expédition définitive, welche unter Leitung des Grafen Escagnac de Lauture in grossartiger Weise geplant wurde, kam nicht über Aegypten hinaus.

Digitized by Google

So gering die Resultate dieser Expeditionen Mehemet Ali's zu sein scheinen, so wichtig sind sie doch. Denn sie führten neue Kunde zu über ganz unbekannte Länder, liessen den Sobat, den Astasobas der Alten, wieder erstehen, stellten die Bedeutung des Bahr-el-Abiad als des Hauptstromes fest und regten durch die Schilderung der Wunder des oberen Nil zu weiteren Entdeckungsreisen an. Anderseits brachten sie den Negern eine ganze Welt neuer Erscheinungen; nur schade, dass die Türken schon bei der ersten Expedition das Totschiessen nicht lassen konnten und dadurch die Flussanwohner verscheuchten und unzugänglich machten.

Siebentes Kapitel.

Die Zeit der Handelsniederlassungen im Sudan bis zur Uebernahme der Seriben durch die ägyptische Regierung um 1871.

Der Unternehmungsgeist der Händler bemächtigte sich sofort der Idee, die Länder am oberen Nil, von denen die Regierungsexpeditionen Kunde gebracht hatten, auszubeuten; eine erste kleine Flottille von sechs bis sieben Barken segelte bereits im Jahre 1843 bis zum 7° n. Br.; im Mai 1845 folgte der sardinische Konsul Brun-Rollet mit einer zweiten grösseren Expedition und errichtete in Belinian südlich des 5. Breitengrades unweit des späteren Gondókoro, also im Lande der Barí, eine Station für den Elfenbeinhandel. Von dieser Reise brachte Brun-Rollet und sein Begleiter Lafargue einen Sohn des Barihäuptlings Nigello mit nach Chartum und gab wahrscheinlich die Veranlassung zu dem Breve des Papstes Gregor XVI., welches am 3. April 1846 Zentralafrika zu einem apostolischen Vikariat erhob. Im Februar 1848 kamen die ersten Missionare J. Knoblecher, Angelo Vinco und E. Pedemonte, unter Ryllos Führung in Chartum an. Ryllo erlag bald den klimatischen Einflüssen, aber Knoblecher ging am 13. November 1849, durch Brun-Rollet mit Fahrzeugen versehen, nilaufwärts zu den Barinegern, um dort die Station Ulibari beim 5. Grad n. Br. und später die früher erwähnten Stationen Gondókoro und Heiligenkreuz

Digitized by Google

zu gründen. Bereits nach zehnjährigem Bestande mussten dieselben wieder aufgegeben werden (1863), und die bereits früher berührten Gründe werfen ein grelles Licht auf die Art und Weise, wie in kurzer Zeit der Handel in diesen Gegenden ausartete. Nicht nur die Bemannung der Barken, aus desparatem Gesindel rekrutirt, sondern selbst die Europäer traten den Missionaren feindlich entgegen. Aus dem Baridorf Gondókoro, welches etwa 800 Schritt von dem Missionsgebäude auf einem 50—60 Fuss hohen Nilufer lag, vertrieben sie die Neger, welche voll tiefen Hasses und Abscheus gegen das verdorbene Gesindel der Berberiner flohen, und installirten sich dort selbst mit ihrer Mannschaft. Theilweise führten sie aber die Einwohner hinweg und verkauften sie als Sklaven, nachdem sie dieselben auf ihre Schiffe gelockt hatten. Im Jahre 1860 hatte Pater Morlang die Station Gondókoro bei seiner Abreise einem bekannten Negerhäuptling zur Behütung übergeben, mit der Erlaubniss, darin zu wohnen; aber kaum war er fort, so peitschten die Chartumer Kaufleute den Neger aus dem Gebäude, speicherten darin ihre Getreidevorräthe auf, mauerten die Fenster zu, trugen die Thüren weg, plünderten die Kapelle aus und beraubten den Garten der schönsten Bäume.

In diesem Zustande fanden Speke und Grant, welche am 15. Februar 1863, vom Viktoria Njansa herunterkommend, hier eintrafen, und Samuel Baker, welcher ihrer Expedition entgegen von Chartum heraufgefahren, am 2. Februar daselbst angelangt war, die Station: Ruinen des aus Backsteinen gebauten Missionshauses und der Kirche, einige Zitronen- und Limonenbäume als einzige Zeichen des Versuchs einer Zivilisation; im übrigen aber die Lager der verschiedenen Händler aus elenden Grashütten bestehend, denn nur zwei Monate des Jahres verbrachten sie mit ihren Söldnern daselbst, Gondókoro als Ausgangspunkt für ihre Handelsexpeditionen benutzend. Diese selbst dehnten sie weit nach Süden (bis Faloro nahe dem 3. Grad n. Br.), Südosten und Südwesten aus, sie hatten ihre vorgeschobenen Stationen sowohl in Lattuka als in Niámbara und am Jei. Elfenbein war das Landesprodukt, welches sie zunächst begehrten, und im Beginn war es ein ziemlich geregelter Tauschhandel, mittelst dessen sie es von den Eingeborenen auf ihren Stationen sammelten, dann nach Gondókoro brachten und zum Transport nach Chartum auf ihren Barken verluden. Die elendeste Tauschwaare, wie Glasperlen, Kupferplatten, Zeugstoffe der schlechtesten Qualität standen anfangs auch

bei den Negern noch hoch im Werth, und für fünf bis zehn sogenannte Taubeneier (grosse Milchglasperlen) war ein Elefantenzahn von 80 Pfund zu bekommen. Durch die enorme Zufuhr wurden diese Tauschobjekte aber bald bei den Eingeborenen entwerthet und die Kaufleute mussten andere Mittel ergreifen, um Elfenbein zu bekommen; auch waren sie in der Wahl derselben nicht skrupulös und wussten sich mit Geschick den Bedürfnissen und Herzenswünschen der Negerstämme anzupassen.

Rinder und Menschen, d. h. vor allem Frauenkräfte, waren die beiden Objekte, welche bei den Negern in Werth standen; von den harmlosen Tauschwaaren musste man zu diesen übergehen und das war nicht schwer. Der Menschenkauf war von Anfang an mit dem Elfenbeinhandel Hand in Hand gegangen. Die Regierung brauchte Soldaten und wusste sich dieselben ja auch selbst etwas gewaltsam durch unfreiwillige Rekrutirungen, oder richtiger deutsch: Sklavenjagden zu verschaffen; aber auch Mädchen und Knaben wurden auf den Sklavenmärkten in Chartum, Berber und Dongola gut bezahlt, und im Grunde genommen konnte es den Händlern nicht als Unrecht erscheinen, den Negern ihre Sklaven abzukaufen und dort zu verwerthen, wo der Preis ein höherer war. Denn die Sklaverei als solche haben nicht die Händler und nicht die „Türken" den Sudannegern gebracht. Sie ist daselbst so alt, als diese Völker selbst. Und es giebt und gab wohl kein Volk, bei dem nicht die Sklaverei einmal eine allgemein gültige Institution gewesen wäre. Die Kriegsgefangenen wurden allerorten, und so auch bei den Negern, stets zu Leibeigenen gemacht und zur Verrichtung der harten Arbeiten verwendet. Da nun bei den Negern die Frau vor allem die Arbeiterin ist, welcher alle Feld- und Hausarbeit zufällt, so ist die Sklavin ein begehrter Artikel und der Frauenraub bei den Negerstämmen von jeher zu Hause. Aber die Eingeborenen handelten nicht mit Sklaven, wie wir es unter der Einwirkung des Sklavenhandels an der Westküste von Afrika bei den Negern im mittleren und südlichen Kongobecken schon längst vorfinden, sondern sie raubten dieselben und verschenkten sie wohl auch — zum persönlichen Gebrauch und besseren Wohlleben. Den Handel und Export von Sklaven haben die Mohammedaner, die Nubo-Araber unter Leitung der Aegypter und auch — leider! manches Europäers — in den Negerstaaten des östlichen Sudans, namentlich am oberen Nil, eingeführt und in der kurzen Zeit

Digitized by Google

von wenig Jahrzehnten die scheusslichsten Greuel über diese Länder gebracht und sie derart der Einwirkung der Zivilisation entfremdet, dass es unberechenbar ist, wann diese Wirkungen überwunden sein werden.

Es ist also gewissermassen noch die harmlosere, den einheimischen Sitten am meisten angepasste Form des Sklavenhandels, wie die Elfenbeinhändler ihn zur Gewinnung dieses ihres begehrten Handelsartikels Anfangs betrieben, indem sie den Negern ihre Gefangenen abkauften, um sie bei anderen Stämmen gegen Elefantenzähne umzutauschen. Allerdings erschien es bald viel einfacher und weniger kostspielig, dass man sich selbst durch Gewalt und Raub in Besitz von Sklaven setzte; konnte man doch bei dieser Gelegenheit gleichzeitig sich der zahlreichen Viehheerden der unvermuthet Ueberfallenen bemächtigen. Was man nicht zum eigenen Bedarf an Menschen und Vieh benöthigte, wurde dann als Kaufgeld für Elfenbein verwerthet, und das auf diese Weise von einem an den andern Stamm durch Raub und Schacher übergegangene Vieh scheute man sich nicht, andern Tages nochmals zu stehlen.

Es darf nicht verschwiegen werden, dass Seitens der Elfenbeinspekulanten auch ganz erhebliche Anstrengungen gemacht wurden, um sich durch eigene Jagdunternehmungen in Besitz des Elfenbeins zu setzen, nachdem dasselbe von den Eingeborenen für die gewöhnlichen Tauschobjekte nicht mehr zu haben war, besonders nachdem der Vizekönig Saïd Pascha im Jahre 1855 in Chartum den Sklavenhandel verboten hatte. Sie sandten Elefantenjäger nach dem weissen und blauen Nil, nach Kordofan und Taka (auch der berüchtigte Malzac setzte Elefantenjagden in grossem Massstabe in Szene), aber der Ertrag entsprach durchaus nicht den gehegten Erwartungen, und man kam wieder darauf zurück, den Eingeborenen die Jagd zu überlassen und von ihren Häuptlingen, welchen das überall monopolisirte Elfenbein abgeliefert wurde, dasselbe mit jedem durchführbaren Mittel zu erlangen zu suchen.

Es darf aber auch ferner nicht verschwiegen werden, dass vielfach die Eigenthümer und Chefs der Handelsetablissements und der Handelsgesellschaften mit dem Sklavenhandel nichts zu thun hatten, so dass auch Schweinfurth aus eigener Erfahrung betheuern konnte, es sei eine irrige Ansicht, dass der Elfenbeinhandel nur ein Deckmantel sei für den viel ergiebigeren Sklavenhandel. Diesen Handel

Digitized by Google

als solchen betrieben prinzipiell die Gallabun in allen Theilen des Sudan und sie hatten ihn betrieben, bevor irgend ein Elfenbeinhändler sein Unternehmen begann, überall wo sie hingelangen konnten, also an der Südostgrenze in Gedaref und Taka, und an der Südwestgrenze in Dar-Fertit. Aber die Beamten der chartumer Kaufleute und die Agenten (Wekils) derselben befassten sich direkt damit, und einzelne der hohen Herren haben allerdings das Geschäft des Sklavenhandels in schwungvoller Weise selbst betrieben. Ich komme auf dieselben noch zurück.

Zur Ausführung ihrer Expeditionen brauchten die Kaufleute eine grosse Anzahl Soldaten, welche theilweise zum Schutz der Handelsniederlassungen in den Stationen etablirt wurden, zum grössten Theil aber zur Sicherung der Karavanentransporte durch die weiten Gebiete der aufsässigen und feindseligen Negerstämme dienten. Diese Soldaten waren anfangs Nubier und erhielten den Namen Asaker oder Askari, wurden aber in der Regel kurz als Dongolaner oder Danagla bezeichnet; später wurden von einzelnen Händlern auch Eingeborene (Sklaven) als Soldaten eingestellt, die Basinger. Geführt wurden die Epeditionen meist durch Vertreter, die den Namen Wekil führten, und hierzu liessen sich Griechen, Osmanen, Offiziere der Baschi-Bozuks, sowie Soldaten der Schaikiereiterei gern anwerben. Die Handelsflottillen bestanden meist aus schweren plumpen Barken (Nogger), mit Matrosen (Bahriё) und Askari bemannt, jede von einem „Reïs“ geleitet, und die ganze Flotte von einem „Kabtan“ befehligt.

Die Askari waren ja nun jederzeit zur Hand, um kleine Feldzüge gegen einzelne Stämme zu unternehmen. Man fiel über die Ortschaften her, machte nieder, was sich zur Wehre setzte, trieb Vieh und Menschen, die man erlangen konnte, bis zum nächsten Stamm und tauschte den Raub gegen Elfenbein aus. Letzteres stieg mit der Zeit sehr im Preise, da die Häuptlinge ihre Vorräthe verkauft hatten, die Elefantenjagden immer weniger ausgiebig wurden und die Tauschwaaren, Menschen und Rinder, überall zu bekommen waren. Hieraus ergab sich als nothwendige Folge, dass die Kaufleute ihre Expeditionen immer weiter ausdehnen mussten, um neue Gebiete zu erschliessen, dass die Expeditionen immer stärkere Kräfte an Soldaten und Trägern beanspruchten und in Folge dessen auch immer schwieriger zu verpflegen wurden, und dass endlich die Eingeborenen von den Routen der Karavanen sich möglichst entfernt ansiedelten.

Digitized by Google

Das einzige Transportmittel in den Negerländern des ägyptischen Sudan ist der Mensch, und da dem Neger stets seine Familie auf dem Marsch folgt, wuchs die Menschenmenge dieser Karavanen gewaltig an. Die Verpflegung musste natürlich durch die Eingeborenen, deren Gebiete durchzogen wurden, beschafft werden und bedeutete für dieselben eine grosse Last, der sie lieber aus dem Wege gingen, besonders da die Wekils in der Anwendung der Mittel, um sich in Besitz von Nahrungsmitteln zu setzen, durchaus nicht wählerisch waren, und die Requisitionen häufig in Räubereien, Plünderungen und Vernichtung ganzer Ortschaften ausarteten, bei welchen selbstverständlich in wüster Weise Vorräthe vernichtet, Menschen getötet und mitgeschleppt wurden. Das nannte man dann Ghazwe.

Um sich nun bestimmte Strassen (richtiger Marschlinien, denn von Strassen und Wegen ist im Sudan keine Rede) und die Verpflegung der Expeditionen sicher zu stellen, suchten sich die Chartumer mit den bedeutendsten Häuptlingen des durchschrittenen Gebietes in ein gutes Einvernehmen zu setzen, sie sicherten ihnen Schutz und Schonung zu und brachten sie in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniss. Bei der fast überall herrschenden Kleinstaaterei und dem Streben der Häuptlinge nach grösserer Macht und erweitertem Gebiet wurde es den Händlern nicht schwer, den letzteren durch Hülfe ihrer Gewehre ihren Stammesbrüdern gegenüber zu einer grösseren Machtfülle und erhöhtem Ansehen zu verhelfen und sie anderseits so in Abhängigkeit zu bringen, dass sie nur noch als ihre Vasallen betrachtet werden konnten. Auf diese Weise wurden die Kaufleute zu Herren des Gebietes und zu den eigentlichen Regenten dieser Völkerschaften. Um auch in der langen Zwischenzeit zwischen den einzelnen Expeditionen ihr Interesse zu wahren, den Vasallen zu überwachen und ihm eine gewisse Rückenstärkung gegen seine Rivalen und Stammesgenossen zu geben, liessen sie eine Anzahl Soldaten bei diesem zurück, bauten auch wohl eine Seriba, d. h. eine eingezäunte Station, und besetzten diese mit einem Verwalter und einigen Askari. Als die Eingeborenen schon zahmer geworden waren, benutzten sie auch wohl Verwandte des Vasallenhäuptlings zu ihren Vertretern und gaben ihnen Dongolaner oder Basinger, d. h. eingeborene Negersoldaten als Besatzung.

Wir haben bisher nur die eine Eingangspforte des Elfenbeinhandels in den Sudan kennen gelernt, nämlich Gondókoro als Meschra, d. h. Landungsplatz der Wasserstrasse, des Bahr-el-Djebel;

Digitized by

bald sollte sich auch eine zweite Strasse und zweite Einbruchstelle finden. Brun-Rollet waren eine Reihe von Händlern gefolgt, wie der Franzose Alfons de Malzac, der spätere englische Consul John Petherick, der Arnaut Kutschuk Ali, Akk'ad und andere. Mitten zwischen den feindlichen Schilluk und Dinka hindurch, welche an den Ufern des weissen Nil sassen und zum Theil noch lange dem Einfluss der Araber sich zu entziehen wussten, fuhren alljährlich die Expeditionsflotten den Bahr-el-Djebel hinauf, um mit Elfenbein und Sklaven beladen zurückzukehren; in das weite Gebiet am linken Nilufer weit vorzudringen, war aber mit ausserordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, und es war für die Ausbeutung dieser Länder deshalb von ausserordentlicher Wichtigkeit, dass im Jahre 1851 der Händler Habeschi den Eingang in den Bahr-el-Ghasal fand und die erste Handelsbarke bis an jenen Punkt brachte, wo dieses Wasserbecken sich in ein Labyrinth von Inseln und Wasserarmen aufzulösen scheint, jenen Punkt, den man seither die Meschra-er-Rek genannt hat, weil der Dinkastamm der Rek dort ansässig war. Hiermit hatte man einen Punkt gewonnen, welcher zwischen dem westlichsten Wege zu den Sudanländern von Dar-For durch Dar-Fertit und zwischen dem östlichen auf dem Bahr-el-Djebel ungefähr in der Mitte lag und den ungeheuren Vortheil vor dem erstgenannten hatte, dass er zu Wasser bei weitem leichter zu erreichen war, als jener auf den langen Märschen durch Wüsten und Steuer erhebende Völkerschaften (die Bagara). Ein Landweg von ungefähr 150 km durch die von feindlichen Dinkastämmen bewohnte Ebene führte zum Fuss des Höhenterrains, welches man in Dar-Fertit von Dar-For aus erreicht hatte und bereits einigermassen kannte als günstiges Jagdgelände und gewinnversprechendes Okkupationsobjekt.

John Petherick ist es, der im Jahre 1853 das Unternehmen am Ghasal im grossen Massstabe begann. Mit einem Dinkastamm, deren Haupt, die alte Schol, eine grosse Insel an der Meschra bewohnte, gelang es, Freundschaft zu schliessen, und hierdurch gewann man eine fürs erste ausreichende Sicherung der strategischen Basis. Mit bewaffneter Hand durchschritt man das Gebiet der Dinka, und in den fruchtbaren und gesünderen Landstrichen am Fuss der Höhen begann man Stationen anzulegen und mit den Einwohnern Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Petherick, welcher auch am Djebel am weitesten südöstlich seine Expeditionen und Stationen vorgeschoben

Digitized by Google

hatte (bis Faloro), ging auch in den westlichen Ländern mit grosser Kühnheit und Sachkenntniss zu Werke. Persönlich bereiste er den Sudan, und als er im Jahre 1858 (24. Februar) Mundó erreicht hatte, glaubte er schon bis zum Aequator vorgedrungen zu sein. Ueber die Lage dieses Punktes ist bisher noch keine Einigkeit erzielt worden, jedenfalls war Petherick im starken Irrthum befangen; aber seine Reisen (1853—1863) haben doch viel werthvolles Material zur Kenntniss dieser Länder geliefert, für welche bis zum Jahre 1870 ausser ihm nur Heuglin (60—63) und die Expedition des Fräulein Tinne (63—64), Piaggia (60—65) und Georg Schweinfurth (69—71) zur Sprache kommen.

Petherick folgte auf dem Wege über den Bahr-el-Ghasal bald eine grössere Zahl Händler, unter denen auch eine Reihe von Europäern zu nennen sind; die Seriben wuchsen wie Pilze aus der Erde und, anschliessend an die alten Dems der Gallabun in Dar-Fertit, von welchen ich bereits früher sprach (p. 134), finden wir sie in langer Linie dem Fuss des Höhenterrains folgend von Dembo am Pongo bis Rumbêk und Mvolo am Rohl. Da sind zuerst der Aegypter Ali Abû Amûri, Hassan el-Musmâr und der Arnaut Kutschuk Ali. Der erste hatte seine Hauptniederlassung in Dembo. Schweinfurth schildert sie als ein Etablissement ersten Ranges, alle anderen Seriben aber übertreffend an bodenlosem Schmutz und Unordnung. Alle Hütten und Zäune waren schief und krumm; in allen Gassen lagen Berge von ekelhaften Küchenabfällen, faulendem Stroh und Asche, auf Schritt und Tritt stiess man auf die unaussprechlichsten Dinge, in der ganzen mohammedanischen Welt sonst unerhört in solcher Nähe menschlicher Wohnungen. Dafür war diese Seriba aber auch einer der Hauptsammelplätze der Gallabun, jener kleinen Sklavenhändler, welche, schon vordem aus Dar-For hier eingedrungen, jährlich zu Tausenden wiederkehrten, um ihre schwarze Waare einzukaufen und nach Schekka zu treiben. In diesem Schmutz lagerten die undisziplinirten nubischen Banden ihre Waare ab, und im Umkreise lagerten die Bagara, die wilden Steppensöhne und Karavanenführer der Gallabun, auf den Moment harrend, wo sie mit der Heerde der armen Schwarzen den weiten Weg durch ihre heissen, durstigen Steppen antreten sollten. Gefesselt und mit der scheusslichen Gabel, der Schebba, am Halse, hungernd und durstend wurden die elenden Geschöpfe wie eine Viehheerde getrieben, was fiel, verkam und verschmachtete am Wege, was

Digitized by Google

bis nach Schekka kam, hatte dann immer noch die entsetzlichen weiten Transporte durch Dar-For und Kordofan zu überstehen. Diese Transporte waren und sind das Scheusslichste des ganzen Sklavenhandels, die hierbei erduldeten Qualen sind unerhört und die hierbei zu Grunde gegangenen Opfer unzählig.

Kutschuk Ali ist deshalb bemerkenswerth, weil er einer derjenigen Seribenbesitzer ist, welche später bei der Erwerbung der sämmtlichen Handelsniederlassungen für vortheilhaft hielten, in den Dienst der Regierung überzutreten. Wir werden ihn da in sehr zweifelhafter Gesellschaft wiederfinden.

Ein anderer einheimischer Elfenbeinhändler, dessen Besitzungen sich vom westlichsten Theil von Dar-Fertit bis zum Bahr-el-Djebel ausdehnten (er war Besitzer von Bor am Nil), ist Akk'ad, und ihm schliesst sich der Kopte Ghattas an, welcher 1855 die Seriba Djur Ghattas gründete und in einer kurzen Reihe von Jahren durch Erwerbung der Niederlassungen anderer Handelshäuser zu einem der bedeutendsten Kaufleute des Sudan sich aufschwang. Im Jahre 1863 erwarb er die zahlreichen Stationen der Gebrüder Poncet, und später ging auch die berüchtigte Seriba Malzacs, Rumbêk an ihn über. Seriba Djur Ghattas lag ungemein günstig auf dem Grenzpunkte dreier Stämme, der Dinka, Djur und Bongo, zwischen Tondj und Molmul, war also von der Meschra-er-Rek auf dem kürzesten Wege und ohne Flussübergang zu erreichen. Von hier aus unternahm Schweinfurth 1870 seine Niam-niam-Reise, hierhin kehrte er aus dem Mangbattulande zurück; denn es war gewissermaassen die Durchgangsstation für alle in das östliche Gebiet der Bongo und zu den A-Sandé unternommenen Expeditionen; hier passirte auch Schweinfurth's Geleitsmann, der Kenusier Mohammed Abd-es-Sammat, alljährlich durch, wenn er den Handelsweg zu seinen im östlichen A-Sandélande bis zum Uelle hinab angelegten Stationen einschlug, um das im Laufe des Jahres angesammelte Elfenbein abzuholen und nach Chartum zu fördern. In der Seriba Djur Ghattas war es auch, wo Schweinfurth am 1. December 1870 das grosse Unglück ereilte, dass bei einem durch Unvorsichtigkeit eines Ghattasschen Soldaten — er wollte, in Streit mit einer Sklavin, dieselbe durch einen in seiner Hütte abgefeuerten Schuss einschüchtern — entstandenen Brande seine ganze Habe, seine sämmtlichen Sammlungen, Reisejournale und Höhenaufnahmen vernichtet wurden, ein unersetzlicher Schade, der leider

Digitized by Google

nicht einzig in seiner Art dasteht; auch Junker verlor in seiner Station bei Semio im Jahre 1882 durch einen Steppenbrand, welcher seine Hütten trotz aller Vorsichtsmaassregeln ergriff, einen kostbaren Theil seiner Vorräthe; und Casati wurde durch Kabrega (Tschua), König von Unjoro, seines ganzen Eigenthums, seiner sämmtlichen Aufzeichnungen und Sammlungen in niederträchtigster Weise beraubt; selbst die Gebeine Miani's, welche er bei Munsas zerstörter Residenz ausgegraben hatte und der heimischen Erde übergeben wollte, wurden bei dieser Gelegenheit vernichtet.

Die grosse Seriba Ghattas', wie sie Schweinfurth kennen lernte, war aus kleinen Anfängen in 13 Jahren zu dem Umfang einer kleinen Stadt angewachsen. Eine Menge von Gallabun, welche hier ihre Sklaveneinkäufe machten, hatte sich innerhalb der Umzäunung in geräumigen Gehöften etablirt; die bewaffnete Macht betrug durchschnittlich 250 Mann, meist Dongolaner mit einigen Schaikie und Kordofanern, hierzu kamen die Hunderte aufgestapelter Sklaven, theils zum Verkauf, theils unter die Soldaten als Hauptbestandtheil hres Soldes vertheilt, ferner Hunderte von dienenden Sklavinnen und Sklaven. All das wohnte in einigen 600 Hütten und Schuppen, die fast durchweg nur aus Bambus und Stroh erbaut waren; die schmalen, wenige Fuss breiten Gassen, welche in der dichtgedrängten Masse der Hütten und durch hohe Strohzäune umgebenen Gehöfte frei blieben, wurden durch Sonnendächer (Rekuben) eingeengt, so dass in der regenlosen Zeit im Fall eines Brandunglücks das ganze von der Sonne ausgedörrte Hüttenlager unrettbar verloren war.

Als der Reisende, durch den Schreckensruf eines Bongo: „Poddu, poddu!“ (d. h. Feuer) vom Schreibtisch aufgeschreckt, seine Wohnung ganz direkt durch die Flammen bedroht sah, suchte er seine Manuskripte in einem Holzkasten zu retten, während die Diener natürlich zuerst nach ihren Kleidern und Zeugstoffen als dem ihnen werthvollst Erscheinenden griffen. Fünf Koffer und zwei Kasten gelang es noch auf den nahen Freiplatz der Seriba zu schleppen, wo sie bei dem herrschenden heftigen Nordostwind genügend gesichert erschienen; allein bald begann der glühende Luftstrom nach allen Seiten hin planlos umzuschlagen und fegte die Lohe über den ganzen Platz. Kein Mensch konnte bei der Rettung stand halten, die Flammen schlugen hundert Fuss lang aus den mit dürrem Grase überhäuften Sonnendächern hervor und fegten durch die mit hohen Zäunen ein-

gefriedigten schmalen Gassen, während ein Regen von brennenden Halmen durch die Lüfte brauste. In äusserster Eile und Ueberstürzung musste die Flucht ergriffen werden, hinter den Fliehenden erscholl aus dem prasselnden Gewoge der Flammen das Krachen der zusammenbrechenden Dächer, ab und zu übertönt von dem dumpfen Schall der explodirenden Munitionsballen, während die in den brennenden Hütten zurückgelassenen Gewehre sich entluden und die Flüchtigen von allen Seiten mit Kugeln bedrohten. Die Nubier benahmen sich überraschend ruhig und gelassen; hatten doch die meisten nichts zu verlieren; nur die mohammedanischen Priester heulten und schrien vor ihren Hütten die gewohnten Beschwörungsformeln, mit welchen sie dem Feuer seinen Weg vorzuschreiben wähnten, und merkwürdigerweise blieb gerade der Betplatz mit der weissen Fahne eines daselbst beerdigten Fakirs verschont. Der Verstorbene war nun ein echter Heiliger geworden, denn er hatte sich als ein Schech bewährt.

Durch die brennenden Strohbündel, welche aus der nun in vollem Brande stehenden Seriba durch die Lüfte flogen, wurden auch alle Hüttenkomplexe entzündet, die ausserhalb derselben zerstreut lagen; auch die längst ausgedörrte Steppe, bisher absichtlich geschont, weil die Kornernte noch nicht beendet war, fing Feuer und selbst die alten Bäume entflammten sich — das ganze Land schien zu brennen, als wolle Alles untergehen in einem Meer von Flammen. Die Katastrophe ging aber so schnell vorüber, als sie gekommen; nach einer halben Stunde konnte man bereits zwischen den verkohlenden Gerüsten der Hütten in's Innere der Seriba dringen, wurde allerdings durch die unerträgliche Hitze und den glühenden Boden bald wieder vertrieben. Andern Morgens aber glaubte man sich aus der in freudigem Grün ewig strotzenden Tropenwelt inmitten der düstern Wintereinöde des Nordens versetzt. Schneeweisse Aschenfelder bedeckten den Boden, abwechselnd mit den halbverbrannten Kohlenstücken, wie auf einem Moorgrunde der schmelzende Schnee mit aufgeworfenen Torfhügeln. Der auf dem Boden lagernde Rauch, welcher einem dichten Nebel gleich die Landschaft verhüllte, die nach dem Brande ihre dürren Aeste wie Arme verzweifelt zum Himmel emporstreckenden Bäume vervollständigten den Vergleich.

Nach wenig Tagen war die Seriba wieder neu aufgebaut und zwar in derselben thörichten, enggedrängten Weise; Schweinfurth's Verluste konnte Niemand ersetzen; es hörte aber auch Niemand auf

Digitized by Google

seinen Rath, nur die Wohnung des Wekils und die Magazine in die Umzäunung einzuschliessen, und die Wohnungen der Soldaten und sonstige Gehöfte ausserhalb, wo der Raum die Ausdehnung gestattete, anzulegen, wie es bei Kutschuk-Ali's Seriba geschehen war, welche als Musterseriba kürzlich an Stelle der ebenfalls durch Brand zerstörten alten Niederlassung in dieser Weise aufgebaut wurde. Die Brände sind ja wegen dieser leichtsinnigen Bauart und wegen der leichtsinnigen Behandlung des Feuers (besonders bei dem jährlichen Abbrennen der dürren Grassteppen) bei den Seriben der Nubier an der Tagesordnung. Die Hauptstation im Mangbattulande, Tangasi, brannte im Jahre 1881 zweimal zur Hälfte ab, und selbst Ladó, die Gouvernementsstation, hat eine ganze Reihe zerstörender Brände zu verzeichnen; Chartum selbst wurde erst nach mehrmaliger Einäscherung in widerstandsfähigerem Material erbaut.

Von europäischen Handelsfirmen im Sudan sind vornehmlich die Gebrüder Ambroise und Jules Poncet und Alfonse de Malzac zu nennen. Erstere legten um's Jahr 1861 eine ganze Reihe Seriben sowohl am Rohl (Mvolo) als am Ghasal an, welche alle 1863 an das Haus Ghattas übergingen. Der Franzose Alfonse de Malzac besass am Djebel Seriben und war auf lange Zeit der einzigste, welcher es gewagt hatte, im Gebiet der Dinka Niederlassungen anzulegen. 1857 gründete er von seiner Besitzung am Nil, Gaba Schambé, aus Rumbêk, welches nach seinem Tode 1860 in Binder's Besitz und hierauf durch verschiedene Hände schliesslich auch an Ghattas gelangte. Rumbêk ist der spätere Sitz des Gouverneurs der Mudirîje*) Rohl und bildete den Zufluchtsort für das ärgste Gesindel der Dongolaner, ein Vorrecht, welches es sich als Erbschaft seines Stifters bis zu Emins Reise 1881 bewahrt hat. Dieser hatte, wie Heuglin berichtet, in den Jahren 1857 bis 1859 mehrere Hundert Berberiner als Sklaven- und Ochsenjäger unterhalten, diese nur mit Sklaven bezahlt, Alles im weiten Umkreise seiner Behausung geraubt, gesengt, gebrannt, was sich ihm zur Wehr setzte niedergeschossen und Greuel aller Art verübt. Unter Anderem erzählt man, er habe einen berberinischen Diener, den er bei einer Lieblingssklavin gefunden, an einen mit

*) Mudirîje ist die in der Regel durch einen Mudir amûm, Obermudir oder Gouverneur verwaltete Provinz, deren einzelne Bezirke, Idara, durch Mudire verwaltet werden. Der Generalgouverneur in Chartum heisst Hokmdar.

Digitized by Google

Negerschädeln geschmückten Baum in seinem Hofe gebunden und kaltblütig als Revolverscheibe benutzt. Ihm gebührt der Ruhm, nach gescheitertem Versuch der Elefantenjagden, als erster zu den Menschenjagden und zum Sklavenhandel im Grossen übergegangen zu sein. Als Mittelpunkt für den niederträchtigsten Menschenraub und Menschenschacher entwickelte sich Rumbêk auch als Regierungsstation weiter sammt seinen Vororten Ajak und Amadi, wie wir später sehen werden.

Es bleibt mir von namhaften Seribenbesitzern noch einer zu erwähnen übrig, Siber Rachama-Gjimme-Abi, welcher später eine so grosse Bedeutung gewinnen sollte. Siber, ein Nubier (Djaalin), hatte seine Karriére als Schreiber bei Ali Abu Amuri begonnen, hatte hierbei kleine Geschäfte auf eigene Faust unternommen, und vom Glück begünstigt, war er selbst zur Anlegung einer Seriba nach der anderen geschritten. Ausgehend von seiner Basis in Dar-Fertit, hatte er seine Unternehmungen und Stationen immer weiter nach Süden ausgedehnt; seine zahlreichen Dongolaner und Basinger öffneten ihm unter Führung tüchtiger Wekils (manche, wie z. B. Rafai Agha, machten sich später als bedeutende Regierungsbeamte einen Namen) bereits in den sechziger Jahren die Gebiete der westlichen A-Sandé und der Bandjía, und zur Zeit, als ihn Schweinfurth in seiner grossen Zentralseriba, Dem Siber, besuchte, im Jahre 1871, spielte er schon die Rolle des Seribenkönigs. Seine Privatwohnung bestand aus einer Gruppe wohlgebauter, grosser, viereckiger Hütten, welche, von hohen Zäunen umgeben, verschiedene abgesonderte Hofräume in sich schloss, wo Bewaffnete Tag und Nacht postirt zu sein pflegten. Reich gekleidete Sklaven meldeten die Besucher an, und eigene Räumlichkeiten mit von Teppichen bedeckten Divanen an den Wänden dienten als Wartezimmer. Den Gästen wurde Kaffee, Tschibuk und Scherbet servirt; gefangene Löwen, an schweren Ketten befestigt, erhöhten den fürstlichen Pomp dieser Hofräume. Kurz, es bildete diese Hofhaltung einen wirkungsvollen Kontrast gegen die meist erbärmlichen Wohnungen der Vertreter der übrigen Kaufhäuser und trug nicht wenig dazu bei, ihren Herrn, der sich wohlüberlegt persönlich inmitten seiner Gebiete niedergelassen hatte, den Eingeborenen, den angrenzenden Ländern und den Söldnern als einen Uebermächtigen erscheinen zu lassen. Und seine Uebermacht wie sein Prestige wusste er ebenso wie sein Sohn Soliman später wohl auszunutzen, wie wir sehen werden.

Digitized by Google

Ueberblicken wir die ganze Reihe der Seriben, wie sie sich von Dar-Fertit bis zum Bahr-el-Djebel hinzieht und als Basis zu betrachten ist für die von hier in langen Linien nach dem Süden vorgeschobenen Stationen, so muss zuerst auffallen, dass diese ganze Linie in einer äusserst gefährdeten Situation inmitten von feindlichen Völkerschaften, und nur durch lange, gefahr- und mühevolle Defileen mit dem Hinterlande, d. h. Nubien verbunden, durch jede stärkere feindliche Unternehmung, mochte sie kommen, woher sie wollte, in kürzester Frist vernichtet werden konnte. Die zwei Verbindungslinien, welche auf den Wasserweg angewiesen waren, nämlich auf den Bahr-el-Djebel und auf den Bahr-el-Ghasal, führten durch die grossen Gebiete der Dinka und Schilluk. Die Ersteren sind niemals ganz unterworfen worden; selbst in der Nähe von Rumbêk und Ajak wussten sie sich in Respekt zu erhalten. Die Schilluk sollen nach 1870 unterworfen worden sein, aber noch 1869 erlebte es Schweinfurth auf der Fahrt von Chartum nach dem Bahr-el-Ghasal, dass die Eingeborenen auf seine Barke, welcher unglücklicherweise die Segelstange gebrochen war, mit ungefähr 3000 Ambatschkähnen, also mindestens 10 000 Kriegern, eine Jagd veranstalteten. Mehr noch, als durch die feindlichen Uferbewohner, waren die Wasserwege durch die Sedd-Verstopfungen gefährdet, welche auf Monate oft die Verbindung ganz unterbrechen konnten.

Der dritte Weg führte als Landweg von Dar-Fertit durch Kordofan und machte endlose Wüstenmärsche nothwendig, welche, einestheils nur zu bestimmten Jahreszeiten ausführbar, andrerseits durch jede Unternehmung der Bagara verhindert werden konnten.

So war Siber der unter allen Umständen am besten Situirte, da er, selbst an Ort und Stelle, auch alle Mittel und Depots im Lande hatte; hielt er sich nur die Bagara zu Freunden und hiermit seinen Handelsweg offen, so konnten ihm alle sonstigen Feinde, Rivalen und Naturereignisse nichts anhaben.

Unter diesen Verhältnissen würde es unbegreiflich erscheinen, dass nicht die Chartumer Handelshäuser zum wenigsten alles Mögliche gethan haben, um durch Anlage von Wegen und Landestellen, Flussüberbrückungen und Befestigungen ihre Heerstrassen und Verbindungen zu sichern, wenn nicht in Betracht gezogen werden müsste, dass dieselben, jedes nur die Ausbeutung zum eigenen Vortheil suchend, an gemeinsames Handeln gar nicht dachten und auch gar nicht die

Digitized by Google

Absicht hatten, länger ihre Besitzungen festzuhalten, als dieselben einen guten Gewinn abwürfen. Sie hatten ausserdem eine solche Meinung von ihrer Uebermacht über die Negerstämme, dass sie an ernstliche Gefahren nicht glaubten.

Der erzielte Gewinn war Anfangs jedenfalls ein beträchtlicher; mit der Zeit nahm ja der Export von Elfenbein immer mehr ab und die weiter nach Süden ausgedehnten Expeditionen wurden immer kostspieliger. Aber dafür trat der Sklavenhandel mehr in den Vordergrund und wurde auch ausgenützt zur Bezahlung der Expeditionstruppen. Die Soldaten erhielten nämlich ihren Lohn erst nach Rückkehr von einer Reise und während derselben wurde ihnen Alles, was sie von Bedürfnissen durch die Vertreter der Kaufhäuser, die Wekils, beziehen mussten, zu hohen Preisen angerechnet und auf ihren Lohn abgezogen, so dass sie schliesslich mit einigen Sklaven abgelöhnt werden konnten. Natürlich griff der Soldat zur Selbsthilfe, er plünderte, wo er konnte, suchte seinen Vortheil überall neben dem des Chefs zu erreichen, und die Wekils drückten die Augen zu, weil sie es ebenso machten und die Soldaten brauchten.

Die Ernährung wurde, wie bereits früher erwähnt, durch Requisition ausgeführt, so weit nicht auf den Stationen Vorräthe vorhanden waren. Diese aber sowohl in den Seriben der Handelsbasis, als in denjenigen der Marschlinien, mussten durch die im Vasallenverhältniss stehenden Stämme beschafft werden. War aber Noth, so machte man eben eine Fouragierung bei einem anderen Stamm, und hierbei wurde dann, dem rohen Sinn der Dongolaner entsprechend, nicht nur der Bedarf genommen, sondern alles Vieh, alles Getreide geraubt und zum Schluss die Ortschaften angezündet und die Felder verwüstet. Was man nicht brauchte, wurde vernichtet, und auf diese Weise gingen Unmassen von Vieh und Getreide zu Grunde; die Eingeborenen aber suchten möglichst aus der Nähe der Marschlinien wegzukommen; wie viele Tausende fanden bei dem Vertheidigen ihrer Habe den Tod oder wurden als Sklaven fortgeführt, und wie viele früher reich bebaute und bevölkerte Strecken wurden wüste Einöden! Auf diese Weise wurden natürlich auch die Dinka in ganz besonderer Weise in Kontribution gesetzt, indem zu Gunsten der in den Hauptseriben herumlungernden Soldaten und aufgestapelten Sklaven auf ihre Rindviehheerden, ihr kostbares, mehr als Weib und Kind geliebtes Eigenthum, Jagd gemacht wurde, und hierdurch die Erbitterung in diesem Volke

Digitized by Google

bis zu der Höhe gesteigert, dass sie sich später dem Mahdismus blindlings in die Arme warfen, nur um sich endlich Rache zu verschaffen an ihren Peinigern, den Dongolanern. So weit aber der Arm der Seribenbesitzer reichte, ging die Viehzucht ein; die Eingeborenen bauten sich etwas Durra an, so viel als sie zum Leben unbedingt nöthig hatten, und waren durch ihre Armuth vor der unersättlichen Meute der Seribenbesitzer geschützt.

Die verschiedenen Gesellschaften machten sich Konkurrenz und so war man von Anfang an, um Zwistigkeiten zu vermeiden, über einige allgemein befolgte Regeln übereingekommen: es hatte sich eine Art Seribenrecht entwickelt. Dies bestand darin, dass die unmittelbar abhängigen Territorien abgegrenzt wurden, und die Strassen, die zur Meschra einerseits, in die südlichen Gebiete andererseits führten, nur von denjenigen Gesellschaften begangen werden durften, welche darauf ein gewohnheitsmässiges Recht begründen konnten. Wollten fremde Kompagnien neue Strassen benutzen, so mussten sie erst mit dem Seribenverwalter, welcher über sie gebot, Rücksprache genommen haben. Die befreundeten Häuptlinge, welche die Durchziehenden mit Lebensmitteln versahen, würden einer fremden Kompagnie feindlich gegenüber getreten sein, falls ihr die entsprechenden Führer nicht beigegeben wären.

Der Sklavenhandel, welcher sich derzeit bereits blühend entwickelt hatte, erhielt einen harten Schlag, als der Vizekönig Saïd Pascha im Jahre 1855 nach Chartum kam und denselben verbot. Er verringerte gleichzeitig die Regierungstruppen und machte den durch die Gouverneure alljährlich veranstalteten Expeditionen zur Beschaffung von Sklaven, die nach dem südlichen Kordofan, Fazoql, Ostsennar und Taka ausgeschickt wurden, ein Ende. Aber dem Sklavenhandel konnte er kein Ende machen, denn das Sklavenhalten konnte er nicht beseitigen. Derselbe wurde nur erschwert und die nunmehr nur noch mit Umgehung der von der Regierung beobachteten Strassen oder durch Bestechung der Beamten auf diesen möglichen Transporte machten nur die Sklaven theurer, den Gewinn grösser und steigerten vor allen Dingen die Leiden der armen Menschen ins Unmenschliche.

Zur Illustration theile ich die Begebnisse mit, welche Schweinfurth auf der Rückreise nach Chartum 1871 erlebte. Der Mudir von Faschoda, beauftragt mit der Kontrole aller den weissen Nil herunterkommenden Fahrzeuge, war damals, durch die Anwesenheit Samuel

Digitized by Google

Bakers auf dem oberen Nil, von der nachher die Rede sein wird, beeinflusst, von einer gegen seine früheren Gewohnheiten sehr abweichenden Strenge in der Ausführung seiner Instruktionen und schien Schweinfurth, als dem ersten Zeugen, durch welchen er vor der grossen Welt gehörig mit dem geheuchelten Ernste der Situation prahlen zu können glaubte, nun recht zeigen zu wollen, was er zu leisten vermochte. Neben des Reisenden Barke waren gleichzeitig zwei grosse „Nogger", welche, der Kompagnie Akk'ad gehörig, vom Bahr-el-Djebel heruntergekommen waren, in Untersuchung. Man war wohl der Meinung gewesen, der Mudir von Faschoda werde jetzt, nachdem der englische Pascha den Strom hinauf gefahren, die Kontrebande gegen eine anständige Kopfsteuer passiren lassen und hatte die Nogger neben 200 Nubiern mit nicht weniger als mit 600 Sklaven befrachtet. Diese wurden nun ausgeschifft; gleichviel welcher Art sie auch waren, wurden alle Schwarzen und Nichtmohammedaner, von denen nicht nachgewiesen werden konnte, dass sie früher von Chartum aus mitgenommen worden waren, konfiscirt d. h. nicht etwa nach Feststellung ihrer Stammesangehörigkeit repatriirt, sondern wohlverpackt in ihren Fahrzeugen nachdem weiter spedirt, als Eigenthum der Regierung, also hauptsächlich Material für die ägyptische Armee.

Es wurde genau gebucht Alter und Geschlecht, Volksstamm, Art und Weise der Erwerbung u. s. w. für jeden Sklaven; auch die Nationale der Nubier, nebst dem Nachweis über die Zahl der Sklaven eines jeden und die Preise, um welche er sie erstanden. Jeder derselben erhielt hierüber einen Schein, den er mit seinem Siegel versehen musste. Alsdann wurde alles Eigenthum der Kompagnie von Regierungswegen mit Beschlag belegt, Gewehre, Munition, Elfenbein, Alles spezificirt. Bei der Weitschweifigkeit der arabischen Schreiber und der Umständlichkeit des Gerichtsverfahrens erforderten diese Massnahmen eine Anstrengung und einen Kraftaufwand, von dessen Möglichkeit sich die drei vorhandenen Schreiber wohl noch nie hatten träumen lassen. Noch grössere Anforderungen stellte der Mudir an die Leistungsfähigkeit seiner Schmiede und Zimmerleute, denn diese hatten Tag und Nacht an den Jochbalken und eisernen Fesseln zu arbeiten, in welche die Schiffsreïs und die übrigen Nubier gesteckt wurden, welche nicht zur Führung der Barken unumgänglich nöthig waren. Dann wurde Alles gut verpackt weiter gesandt. Das Loos der armen Sklaven hatte sich infolge dieser Konfiskation nur wesentlich

verschlimmert, denn sie erhielten noch weniger zu essen als vorher, indem ja weder den beigegebenen Soldaten noch den vormaligen Besitzern ein Interesse innewohnte an ihrem Wohlergehen. Nur den Kurbatsch bekamen sie jetzt häufiger zu kosten von Seiten der Soldaten, als früher von ihren Herren.

Bei der Weiterfahrt erblickte man eines Tages in der Gegend von Wadi Schelai an einer wüsten Uferstelle unzählige schwarze Punkte, welche sich von dem blendenden Sande scharf abhoben: es waren Sklaven! Auf dem ebenso frequentirten als unkontrolirten Wege von Kordofan aus quer durchs Land nach Osten war die Sklavenkaravane hier über den Fluss gegangen, um den grossen Markt von Mesalamia, den Hauptsammelplatz aller Sklavenhändler des ägyptischen Sudan zu erreichen. Um die Kontrole in Faschoda zu vermeiden, schifften auch die von oben herabkommenden Fahrzeuge vielfach ihre Sklaven oberhalb aus und umgingen diese Station auf dem Landwege. Es war also durch das 1855 erlassene Verbot der Sklavenhandel ebensowenig aufgehoben, als den armen Negervölkern ein Dienst erwiesen.

Das sechste Jahrzehnt ist von grosser Bedeutung für die Erweiterung der geographischen Kenntnisse in Afrika durch die Entdeckung des Nilquellsees. Und zwar fand der anglo-indische Kapitain John Hanning Speke nicht in der Richtung von Norden, sondern von Südosten den Weg hierhin. Mit Richard Burton, dem Entdecker des Tanganjikasees hatte er dessen Reise im Jahre 1857 unternommen, und ging, jenen am Tanganjika verlassend, von Unjamwesi aus nach Norden vor, um am 13. August 1858 die blassblauen Gewässer des Ukerewesees zu erblicken, den er zu Ehren der Königin von England den Victoria-Njansa benannte. Um seine Entdeckung weiter zu verfolgen und um die Frage nach dem Beginn des Nilstroms endgültig zu lösen, trat er in Begleitung des Kapitain Augustus Grant am 1. Oktober 1860 eine zweite Reise von Bagamoyo, gegenüber Sansibar, an. Unter grossen Schwierigkeiten gelangten die Reisenden durch den Ruhehopass und Unjamwesi nach Karagwe und Uganda, fanden den Austritt des Napoleonkanals aus dem Victoria, mussten aber hier den Nillauf verlassen, und erreichten ihn erst wieder bei dem Einfluss des Kafu (bei Mruli), worauf sie ihn bis zu dem Karumafall befuhren. Auf dem Landwege trafen sie eine Expedition Pethericks und mit dieser Gondókoro, woselbst sie mit Samuel Baker

Digitized by Google

am 15. Februar 1863 zusammentrafen. Die Reise des letzteren schliesst sich nun unmittelbar an jene an, nur in umgekehrter Richtung. Die arabischen Händler suchten ihm zwar möglichst Schwierigkeiten in den Weg zu legen, um ihn zu hindern, die oberen Nilländer zu betreten, offenbar in der Furcht, dass ihre Misswirthschaft hierbei erkannt und die Greuel des Sklavenhandels bekannt werden würden. Er musste deshalb einen grossen Umweg machen, indem er zuerst nach Osten durch den Pass von Liria (Ellyria nach Baker) nach Lattuka ging und von hier über Obbo und Fatiko zum Karumafall gelangte. Von Mruli, Kamrasis Residenz, gelang es ihm, nach dem Mwutan N'zige vorzudringen, dessen Wasserfläche er, „gleich einem Quecksilbermeer" am 14. März 1864 vom hohen Ufer tief unter sich liegen sah. Er nannte ihn Albert-Njansa und stellte bei seiner Seefahrt von Vacovia bis Magungo den Einfluss des Somerset-Nil in den Albert-Njansa, sowie den in unmittelbarer Nähe befindlichen Austritt des Bahr-el-Djebel fest. Bis zu den Murchisonfällen konnte er den Somerset-Nil verfolgen und dann die Rückreise nach Gondókoro zu Lande antreten. Am 5. Mai 1865 erreichte er Chartum wieder mit sammt seiner kühnen Frau, welche trotz der schrecklichsten Strapazen, Gefahren und einer unheimlichen Gehirnentzündung, welche sie 7 Tage lang, dem Wahnsinn so nahe als dem Tode, gefangen hielt, die ganze Reise mit ihm gemacht hatte.

Im Jahre 1863 war Saïd-Pascha gestorben, und mit Ismaël-Pascha, dem Enkel Mehemet Alis, brach für Aegypten und den ägyptischen Sudan eine neue Aera an. Bei einem längeren Aufenthalt in Paris hatte er sich ganz und gar abendländische, hauptsächlich französische Anschauungen angeeignet und war von Antritt seiner Regierung an bestrebt, mit den Errungenschaften europäischer Kultur auch Aegypten zu beglücken. Aber es ist kaum fraglich, dass die Kosten, welche Aegypten für die enormen Fortschritte, die es unter seiner Regierung gemacht, zahlen musste, zu grosse sind. Denn die seit Mehemet Ali faktisch erworbene Unabhängigkeit des Landes ging in Folge des rücksichtslosen Ausbeutungssystems und der durch Eitelkeit diktirten Verschwendung, welche jene bezeichnen, verloren, wenngleich in dem Ferman vom 8. Juli 1873 scheinbar die Politik Aegyptens der Pforte gegenüber einen grossen Sieg errang. Für die Herrschaft der Türkei ward die der Europäischen Kabinete eingetauscht und zu welchem Segen die englische Suprematie Aegypten und dem Sudan gereichte, zeigen die Jahre von 1881 bis 1891.

Digitized by Google

Es ist der Niedergang des islamitischen Geistes in Kairo, welcher in Samuel Bakers Entsendung nach den Aequatorialgebieten zuerst Ausdruck findet und welcher sich im Mahdistenaufstand so furchtbar gerächt hat. In Folge der Berichte Spekes und Bakers und ihrer Schilderungen von dem zügellosen Treiben der Elefanten- und Sklavenjäger war in Europa ein Sturm der philanthropischen Entrüstung ausgebrochen und äusserte sich in dem Druck, welcher auf den Khedive ausgeübt wurde, diesem Treiben ein Ende zu machen. Es ist kaum anzunehmen, dass dieser sich wirklich für die Idee der Unterdrückung des Sklavenhandels ernstlich begeistert hätte, da er als Mohammedaner ganz andere Anschauungen von der Sache hatte und auch voraussehen musste, dass er sich bei seinem eigenen Volke missliebig machen werde. Aber er hatte die Aussicht, nahezu unbegrenzte reiche Gebiete seinem Staate einverleiben zu können und konnte sich der Ansicht nicht verschliessen, dass seine eigene Autorität durch die unkontrolirte Macht der Sklavenhändler schliesslich bedroht werden möchte. Dies mochte ihn bestimmen, Sir Samuel Baker 1869 an der Spitze einer Expedition nach dem oberen Nil zu entsenden, mit der Aufgabe, südlich von Gondókoro Eroberungszüge zu machen und den Sklavenhandel niederzuwerfen. Baker blieb vom Februar 1870 bis Juni 1873 im oberen Sudan, erweiterte das ägyptische Machtgebiet bis zum Somerset-Nil, legte in Gondókoro und in Fatiko (im Lande der Schuli) befestigte Militairstationen an, scheiterte aber mit dem Unternehmen, ein gleiches in Unjoro zu thun und erreichte im grossen und ganzen wenig trotz seiner Energie und trotz seiner unausgesetzten Kämpfe mit den Negern und Massregeln aller Art gegen die Sklavenhändler.

Gleichzeitig mit ihm war Dr. Georg Schweinfurth im Sudan und eroberte auf friedlichem Wege bedeutend mehr für die Wissenschaft, als Baker mit Flinten und Kanonen für die Regierung und die philanthropischen Bestrebungen. In Begleitung des Elfenbeinhändlers Mohammed Abd-es-Sammat durchschnitt er von Seriba Djur Ghattas ausgehend, zwischen dem 28. und 29. Längengrade das Gebiet der Bongo und A-Sandé, brachte uns die erste genaue Kunde von den Mangbattu und Akka und bereiste, nach seinem Ausgangspunkt zurückgekehrt, die Handelsstationen in Dar-Fertit bis zum 26. Längengrade. Letzteres geschah zur selben Zeit, in welche die ersten Anfänge der Okkupation des Bahr-el-Ghasal-Gebietes durch die Regierung fallen, nämlich 1870/71.

Digitized by Google

Achtes Kapitel.

Die Negerländer des Sudan unter ägyptischer Verwaltung bis zum Beginn des Mahdistenaufstandes 1881.

1. Siber und die Eroberung Dar-Fors.

Ziemlich gleichzeitig mit Samuel Bakers Expedition zur Besitzergreifung des Gebietes am Oberlauf des Bahr-el-Djebel war die Regierung auch am Bahr-el-Ghasal vorgegangen. Als ersten Versuch, hier festen Fuss zu fassen, schickte Djafer Pascha Mazhar, der damalige Hokmdar (Generalgouverneur) des Sudan, im Jahre 1869 den Seribenbesitzer Kutschuk Ali mit dem Rang eines Agha*) als Sandjak**) der Regierung nach dem Bahr-el-Ghasal. Er war bestimmt zum Mudir der neuen Provinz, als welche dies Gebiet bald darauf erklärt wurde, und sollte an der Spitze zweier Kompagnien Regulärer und Irregulärer die Interessen der Regierung den Handelshäusern gegenüber vertreten. Beigegeben aber war ihm ein gewisser Mohammed-el-Bulâlâwi, offiziell als Kommandeur der Kompagnie schwarzer Negersoldaten, im geheimen aber mit einer Mission beauftragt, welche ein sehr eigenthümliches Licht wirft auf die Politik der ägyptischen Regierung. Diese ganze Affaire ist so charakteristisch für die Verhältnisse im Sudan und ist ausserdem so folgenschwer gewesen für die nächsten Jahre, dass ich es für gerechtfertigt halte, sie etwas mehr als oberflächlich zu berühren, und zwar folge ich bei der Darstellung des Sachverhalts den Mittheilungen Nachtigals, insoweit er, damals in Dar-For, dieselben dort besser und genauer erfahren konnte als Junker, welcher wohl mehr

*) Die Rangbezeichnungen der ägyptischen Armee sind folgende:

General en chef	Sirdar	gewöhnliche gemeinsame Benennung: Pascha.
Generallieutenant	Farik	
Generalmajor	Lewa	
Oberst	Mirolai	" " " Bey.
Oberstlieutenant	Kaimakam	
Major	Bimbaschi	gewöhnliche gemeinsame Benennung: für die wissenschaftlich gebildeten Offiziere: Effendi, für die Schreibensunkundigen: Agha.
Kapitain	Yuzbaschi	
Lieutenant	Mulazim awal	
Sekondlieutenant	Mulazim tani	

**) Sandjak heisst eigentlich Fahne, Standarte; davon übertragen, wie Fähnlein, bedeutet es einen Truppentheil (ca. 300 Mann) und auch dessen Kommandeur, also etwa Hauptmann.

die Erzählungen der Regierungsorgane überliefert hat, da er erst nach der Einverleibung Dar-Fors in Chartum eintraf; über den ersten Konflikt Bulâlâwis mit Siber ist Schweinfurth jedenfalls am besten unterrichtet, da er 1871 Letzteren besuchte.

Mohammed-el-Bulâlâwi stammte von den Abû Simmin, welche, ursprünglich Herren des Gebietes am Fitri-See (18. Längengrad) in Wadaï, nach der Ueberwältigung durch die eingewanderten Bulâla (arabischen Ursprungs) nur noch zerstreut in einzelnen Dörfern und auf den wenigen Inseln des Fitri-Sees wohnen, mit äusserster Verachtung von den herrschenden Bulâla und Kuka behandelt. Mohammed lebte als Fâki (Gelehrter d. h. des Schreibens Kundiger) am Hofe des Sultans von Dar-For, Mohammed-el-Hasîn, und gab sich als einen Abkömmling des Stammes der Bulâla aus; er hatte sich in Gunst zu setzen gewusst, hierbei aber das Missfallen des allmächtigen Uzir (hoher Beamter) Achmed Schettâh erregt und dieser scheute sich nicht, die beiden Söhne des Fâki seinem Groll zu opfern. Bei dem Sultan fand er keine Hülfe gegen den Uzir und konnte nur mit Mühe die Erlaubniss erlangen, Dar-For zu verlassen. Zwar hatte er zuvor schwören müssen, die Ereignisse, die ihn betroffen, nirgends zu verrathen, aber von heisser Wuth und Rachedurst erfüllt zog er ab.

Er ging direkt nach Kairo, führte sich dort als Sprossen altköniglichen Blutes und als Prätendenten von Dar-For und Wadaï bis zum Fitri-See ein und wusste den Glauben zu erwecken, dass er ein mächtiges Werkzeug sei zur Erlangung der Herrschaft über diese Gebiete. Nachdem es ihm auch gelungen, in Chartum Zeugen aus aller Herren Länder aufzutreiben, die, auf der Pilgerschaft nach Mekka begriffen, seine Aussagen bestätigten, schickte ihn der Hokmdar in Begleitung des Kutschuk Ali-Agha nach dem Bahr-el-Ghasal, von wo er am besten, dicht an der Südgrenze des Sultanats Dar-For, die geplanten Intriguen ins Werk setzen konnte. Hier sassen die Risegat-Bagara, welche erst in den letzten Jahren sich herbeigelassen hatten, eine gewisse Oberhoheit des Sultans von Dar-For anzuerkennen, und hier lagen die Kupfergruben von Hofrah-en-Nahas, auf deren Besitz die ägyptische Verwaltung wohl zuerst ein Auge geworfen hatte. Und in möglichster Nähe dieses Objektes begaben sich die beiden Regierungsabgesandten, nach dem Dar-Fertit. Hier kamen sie aber gerade dem ins Gehege, in dessen Gebiet sie sich niedergelassen hatten, nämlich Siber: Achmed Agha, der Nachfolger Kutschuk Alis, (dieser selbst war

Digitized by Google

im Dinkagebiet am Fieber gestorben) als Vertreter der Regierung, da sich doch Siber schon Herr des Landes fühlte, und Bulâlâwi in Bezug auf Dar-For, da Siber wohl auch im Begriff stand, seine Macht nach Norden weiter auszudehnen.

Siber war ein kluger Mann und hat wohl verstanden, den rechten Moment abzuwarten, wo es zu handeln galt. Bulâlâwi war unklug genug, ihm (Ende 1870) die Gelegenheit zu geben, indem er seine Soldaten beorderte, Getreide von den Eingeborenen zu requiriren, welche zu Sibers Seriba gehörig, nur ihrem Herren Lieferungen zu machen gewohnt waren. Mit Gewalt begannen sich die schwarzen Söldner der Speicher zu bemächtigen; da schritt Siber selbst an der Spitze seiner Nubier ein; es kam zum ernsthaften Gefecht, bei welchem die erste Kugel Sibers Fussgelenk durchbohrte und ausser vielen Schwarzen auch 20 Nubier ihr Leben einbüssten. Die Regierungstruppen unterlagen der starken Uebermacht und das ägyptische Lager war in einer höchst bedenklichen Lage, denn Siber allein verfügte über 1000 Gewehre, und alle benachbarten Besitzer standen ihm naturgemäss zur Seite. Aber der ägyptische Kommandeur hatte sich eigenthümlicher Weise bei dem Gefecht neutral verhalten (auch ein charakteristischer Zug) und wusste sich nun auf diplomatischem Wege den schlimmsten Folgen des Zwischenfalls zu entziehen: Er liess den Bulâlâwi greifen und einkerkern.

Siber war nun Herr der Situation, und wusste sich der Regierung gegenüber durch Berichte und Geschenke in ein günstiges Licht zu stellen; die Truppen behielt er bei sich und verpflegte sie, die Länder am Bahr-el-Ghasal hatte er völlig in der Hand und begann nun, wie es scheint, ein doppeltes Spiel, indem er mit einer Hand dem Hokmdar von Chartum seine Hülfe anbot zur Gewinnung von Dar-For, mit der andern Hand den Sultan dieses Landes seiner Freundschaft versicherte, da er gar kein Gelüste trage, das eigentliche Dar-For zu beunruhigen, sondern nur die Heidenländer im Süden, welche Niemandes seien, für sich in Anspruch nehme. König Hasîn antwortete wohl scharf und würdevoll, dass er keine Furcht vor ihm habe und dass er nicht gewöhnt sei, Pferdehändler sich um Regierungsangelegenheiten kümmern zu sehen, aber er war auch verblendet genug, nicht zu bemerken, dass alle südlichen Landschaften Dar-Fors binnen Kurzem mehr dem Siber als ihm gehorchten. Die Besitzer der Kupfergruben in Hofrah-en-Nahas, die grossen Araberstämme und die Heidenvasallenländchen an den

Digitized by Google

Südgrenzen zahlten an Jenen Abgaben und die Risegat-Araber waren durch Verträge in ein freundschaftliches Verhältniss zu ihm getreten. Bis nach Bornu fühlten sich die Staaten beunruhigt durch die mehr und mehr um sich greifende Macht Sibers, und der König Ali von Wadaï suchte vergebens seinen königlichen Nachbar unter dem Versprechen kräftiger Hülfe zum energischen Handeln zu bewegen. Hasîn blieb blind bis zu seinem Tode, welcher im Frühjahr 1873 erfolgte und, seinem Wunsche gemäss, seinen jüngsten Sohn Ibrâhîm, gewöhnlich abgekürzt Brâhîm genannt, auf den Thron brachte.

Nicht weniger, als Siber, spielte die ägyptische Regierung ein doppeltes Spiel, indem sie ihn einerseits gegen Dar-For gewähren liess, ja, sein Vorgehen unterstützte, und andererseits doch, in Befürchtung schwebend wegen seiner überhandnehmenden Macht, den Moment glaubte abpassen zu können, wo sie ihn fallen lassen und unschädlich machen müsste. So spielten die Regierung und der Seribenkönig um die Herrschaft im Bahr-el-Ghasalgebiet; Dar-For musste die Kosten zahlen; Siber war der Klügere, aber die Regierung schliesslich die Mächtigere und sie scheute vor keinem Mittel zurück, das ihre Macht ihr in die Hand gab.

Siber wurde zum Mudir der Provinz Bahr-el-Ghasal ernannt, deren frühere Besitzer, die Kaufleute, zur Zedirung ihrer Rechte an die Regierung zum Theil durch Entschädigungen, in der Hauptsache aber wohl durch die Monopolisirung des Elfenbeinhandels vermocht wurden. Als ägyptischer Beamter konnte der frühere Seribenbesitzer ja ganz anders vorgehen, und wieder fand sich bald eine willkommene Gelegenheit, dem König von Dar-For etwas mehr auf den Leib zu rücken. Die Risegat mussten sie abgeben. Diese, zwischen beiden Parteien eingekeilt, suchten naturgemäss auch nach beiden Seiten ihren Vortheil, und wie sie einmal mit Siber Freundschaft schlossen, um seine Sklavenkaravanen gegen eine gute Kopfsteuer nach Schekka und weiter zu geleiten, so liessen sie nun auch durch den Sultan von Dar-For sich zu Uebergriffen gegen die Bahârina (so nannten sie die Leute von Bahr-el-Ghasal) anreizen, und es war ungefähr um die Zeit des Todes des Sultans Hasîn, dass sie eine Karavane Sibers ausplünderten und die Begleitmannschaften niedermachten. Da fiel Siber mit seinen stets bereiten Schaaren, die er mehr und mehr durch einheimische Neger (Basinger) vermehrte, über die Risegat her, richtete ein grosses Blutbad unter ihnen an und setzte sich in Schekka fest.

Digitized by Google

Nun war die Mudirije Bahr-el-Ghasal zur Mudirije Schekka geworden und Siber Bey Statthalter derselben.

Hiermit war er in das eigentliche Gebiet von Dar-For gedrungen und der Sultan Brâhim konnte nicht umhin, energisch vorzugehen, falls er nicht den Intriguen anderer Thronprätendenten alle Wege öffnen wollte. Er rüstete also eine Expedition unter Achmed Schettâh gegen Siber und that hiermit den ersten Schritt zum Ruin seines Reiches. Achmed Schettâh brachte gegen Ende des Jahres 1873 einer kleinen Abtheilung seines Gegners eine Schlappe bei, beeilte sich aber hierauf, demselben die Friedenshand zu reichen, da er wohl gewahr wurde, dass er dessen Streitkräften nicht gewachsen sei. Es ist bezeichnend, dass diejenigen seiner Leute, welche bei jenem Siege Ernte gemacht hatten, einfach nach Hause zogen, während die Bleibenden auf weiteres Vorrücken drängten und ein solches auch unglücklicherweise durchsetzten, als Sibers versöhnliche Antwort auf Achmed Schettâhs Brief gerade bei demselben einlief. Selbstverständlich rochen Sibers Truppen „Verrath!“ und die Folge war ein wilder Kampf und eine vollständige Niederlage der Foraner. Achmed und acht Würdenträger verloren das Leben.

Nun glaubte auch die Regierung mit offenen Feindseligkeiten gegen Dar-For vorgehen zu können; Siber wurde mit Kanonen und Truppen ausgerüstet und der Generalgouverneur des Sudan, jetzt Ismaël Pascha-Ejub, erhielt Befehl, ebenfalls in Dar-For einzurücken; es handelte sich nunmehr darum, nicht nur mit Jenem zusammen zu operiren, sondern ihm in dem Moment, wo er die Frucht seiner Anstrengungen und Siege pflücken wollte, dieselbe vor der Nase wegzuschnappen; andern Falls fürchtete man seine Macht, welche die ägyptische Herrschaft im Sudan ernstlich zu gefährden begann.

Die Dar-Foraner konnten an eine Möglichkeit gar nicht glauben, dass ihr grosses, starkes, herrliches Vaterland in die Hände der Türken, wie sie die Aegypter nannten, fallen könne und blieben taub gegen alle schlimmen Nachrichten, welche vom Süden kamen. Nur König Brâhîm war nicht verblendet, wie Nachtigal, welcher damals noch bei ihm weilte, bekundet; er entschloss sich, nur die engeren Grenzen seines Reiches zu besetzen und, falls alle Verhandlungen mit dem Vizekönig, unterstützt durch reiche Geschenke, zu keinem günstigen Ziele führen sollten, selbst an der Spitze seiner Krieger dem Feind entgegenzutreten, für sein Reich zu kämpfen und zu fallen.

Digitized by Google

Und so geschah es! Ismaël Ejub zog es vor, nicht nach Schekka zu gehen und sich dort mit Siber zu vereinigen, da der August herangekommen war und in der Regenzeit die Flachseen im Süden Dar-Fors das Gelände schwer passirbar machen, — sondern den direkten Weg durch die Sandsteppen einzuschlagen. An einem bestimmten Tage musste Siber von Schekka aufbrechen und gleichzeitig erfolgte der Einmarsch von Süden und Osten in das Land des Feindes, gleichmässig erfolgten die Vorwärtsbewegungen beider Armeen, davon eine (Ismael) kaum 3000 Mann mit drei Kanonen, die andere (Siber) aber das Dreifache betrug.

Als in El-Fascher die Nachricht einlief, dass Siber bis Dara vorgedrungen war, 100 Kilometer von der Residenz entfernt, zog Sultan Brâhîm seine Truppen zusammen und trat ihm entgegen; bei Menawâtschi, 60 Kilometer nordwestlich von Dara stiessen die Heere aufeinander. König Brâhîm und sein älterer Bruder Abû'l-Beschr fielen, der Sieg der Aegypter war vollständig. Drei Tage später rückte Siber in El-Fascher ein, unmittelbar nach ihm, Anfang des Herbstes 1874, auch Ismaël Ejub. Noch drohte der Onkel des gefallenen Königs, der mehr als 70 Jahre zählende Hasîb Allah mit neuen Kämpfen, indem er mit den ins Marrahgebirge geflüchteten Resten des Heeres einen erneuten Widerstand organisirte. Aber Siber folgte ihm dorthin, während der Pascha von Fascher aus das Land zu beruhigen und die neue Verwaltung zu organisiren strebte, schlug sein Hauptquartier in der alten Krönungsstadt der Sultane, in Turra auf und erreichte durch geschickte Operationen die Unterwerfung Hasîb Allahs und des älteren Bruders des Königs, des Prinzen Abd-er-Rahmans. Beide wanderten als gefährliche Gegner in Gefangenschaft nach Kairo. Dar-For war Anfangs 1875 ägyptische Provinz und wurde, entsprechend der althergebrachten Eintheilung, in fünf Mudirate getheilt, im Norden Dar-Tokunjawi, im Süden Dar-Uma, im Südwesten Dar-Dima, im Osten Dar-Dali und im Westen Dar-el-Gharb.

Siber wurde vom Vizekönig in den Pascharang erhoben, aber die Statthalterschaft Dar-Fors, welche er mit gewissem Recht verlangte, wurde ihm nicht gewährt. Er ging, um die deshalb eingeleiteten Verhandlungen zum Abschluss zu bringen, nach Kairo und that damit den ersten unklugen Schritt. Er sollte niemals das Land seiner Thätigkeit, seines Ehrgeizes und seiner hochfliegenden Pläne wieder betreten! der Khedive hielt ihn fest, zahlte ihm eine monatliche Pension von

2000 Mark, und überhäufte ihn mit Ehren, aber — hielt ihn in gutem Gewahrsam. Freilich verstand es der Gefangene, durch seine mitgeführten Schätze unter den Grosswürdenträgern in Kairo sich einen Anhang zu verschaffen, und im Bahr-el-Ghasalgebiet hatte er seinen Sohn Soliman zurückgelassen, der später das Erbe seines Vaters antrat und versuchte, dessen längst entworfenes Programm zur Unterwerfung des ganzen Sudan zur Ausführung zu bringen.

2. Gordon als Gouverneur der Aequatorialprovinz*).

Am oberen Nil hatten sich in diesen Jahren die Verhältnisse auch ganz wesentlich geändert, und zwar durch die Berufung desjenigen Mannes zum Gouverneur dieser Provinz, welcher einerseits gewissermassen als Personifikation des englischen Einflusses auf die Verwaltung des Sudan, andererseits als der hauptsächlichste Repräsentant der Opfer zu betrachten ist, welche in Folge der unseligen Uebereilungen, Missgriffe und des Missverhältnisses zwischen Wollen und Können den tragischen Abschluss der Okkupation des Sudan durch Aegypten begleiteten — der Colonel Charles Edward Gordon. Als englisches Mitglied der europäischen Donauregulirungs-Kommission befand er sich im Jahre 1872 in Konstantinopel, und dort legte ihm Nubar-Pascha, des Khedive Minister, die Frage vor um eine Person, welche geneigt wäre, Baker's Stelle zu übernehmen. Er, der durch die Niederwerfung der Taiping-Revolution in China (1863 und 1864) Ruhm und Selbstvertrauen gewonnen, erbot sich selbst hierzu und begab sich Ende des Jahres 1873 nach Kairo, nachdem er auf des Khedive Antrag Urlaub und Erlaubniss seitens der englichen Regierung erhalten hatte.

Nach Junker's Schilderung (derselbe hatte im Jahre 1878, nach Beendigung seiner ersten Reise, vielfach Gelegenheit, mit Gordon in Chartum zu verkehren) war Gordon ein Mann von selbstlosem, edlem Charakter, der nach dem Höchsten und Besten strebte. Seine angeborene Herzensgüte und in reichem Maasse geübtes Wohlwollen gegen ihm sympathische Personen liessen ihn aber rasch Vertrauen zu den Fähigkeiten und Absichten irgend eines seiner Beamten fassen, welches nur zu oft getäuscht wurde und Zeugniss für seine mangelhafte Menschenkenntniss ablegte. Einen Generalstab ausgewählter Europäer,

*) Vergl. Seite 238.

Digitized by Google

meist Engländer, brachte er mit nach dem Sudan; aber der Tod lichtete schnell die Schaar derer, die ihm werkthätig zur Seite stehen sollten, und Krankheit trieb die Ueberlebenden nach der Heimath zurück. Von den Beamten aber, denen er am meisten traute, wurde er oft arg getäuscht und hintergangen, so dass er mehr und mehr seine Hoffnung schwinden sah, diesen Augiasstall reinigen zu können.

Das hastige Streben seines ruhelosen Geistes, erkannte Uebelstände rasch abzustellen, veranlasste ihn häufig, Befehle zu ertheilen, die später von ihm selbst als unzweckmässig erkannt und widerrufen wurden; daher der Vorwurf grosser Wankelmüthigkeit nicht ganz ungerechtfertigt ihm gemacht wird, aber sie entsprang edlen Absichten. Gordon war bestrebt, sich von nationalen Vorurtheilen zu befreien, aber er war trotzdem durch und durch ein Engländer, und manche seiner Eigenheiten sind auf seine englische Erziehung zurückzuführen. Seine Gottergebenheit und Bibelfestigkeit sowie sein Kampfesmuth rufen das Bild der unbeugsamen Rundköpfe Oliver Cromwells wach; er war ein seltener Mann von starkem Glauben, höchstem Streben und bestem Willen, aus dessen schönen hellblauen Augen ein gutes Herz hervorleuchtete.

Die Instruktion, welche Gordon am 16. Februar 1874 vom Khedive erhielt, betont, dass die Regierung den gesammten Handel des Sudan mit der Aussenwelt habe als ihr Monopol erklären müssen, um ihre Autorität zur Geltung zu bringen und dem Sklavenhandel wirksam entgegentreten zu können, und beauftragt ihn, die im Solde der Abenteurer stehenden Leute im Dienst der Regierung zu verwenden, soweit er es für gut erachte, gegen die in ihrer alten Lebensweise verharrenden aber mit aller Strenge einzuschreiten. Zur Herstellung einer direkten Kommunikation mit Chartum sollte er Stationen einrichten.

Diese letzte Aufgabe, von der äussersten Wichtigkeit für die weitere Entwickelung des Sudan, ergriff denn auch Gordon sofort mit aller Energie. Am 21. Februar 1874 verliess er Kairo und am 13. April traf er in Gondókoro ein, sehr überraschend für die dortigen Machthaber.

Sein erstes Augenmerk richtete er auf die Kontrolstation am weissen Nil. In Faschoda war an Stelle eines früheren Schillukdorfes (Denab) ein befestigter Waffenplatz im Jahre 1867 errichtet worden zur Sicherung der Herrschaft über den Nil und die Schillukneger. Die günstige Lage desselben zur Ausübung der Flusspolizei würde es

Digitized by Google

unmöglich gemacht haben, Sklaventransporte zu Wasser nach Chartum gelangen zu lassen, wenn nicht der daselbst befehligende Mudir, ebenso wie alle ägyptischen Beamten, geneigt gewesen wäre, trotz aller von Kairo kommenden Befehle, beide Augen zuzumachen und gegen eine Kopfsteuer die Sklavenschiffe passiren zu lassen. Da nun Faschoda dem Gouverneur von Chartum unterstand und demnach dem Einfluss Gordon's entzogen war, legte dieser an der Mündung des Sobat eine neue Station (Sobat genannt) an und setzte daselbst einen Verwalter eigener Wahl ein, wodurch er die Kontrole des Flusses in die Hand bekam.

Bei der Fahrt stromauf musste Gordon der grosse Mangel an Landungsplätzen auffallen. Es konnten keine festen Ufer gefunden werden bis zur Gegend der früheren Missionsstation Heiligenkreuz, und auch von hier bis Gondókoro gab es nur drei Landungsplätze. Die Ufer sind deshalb ausserordentlich spärlich bevölkert und die Anlage einer grösseren Zahl von Stationen war unmöglich. Auf dieser ganzen Strecke blieb demnach die Kommunikation durchaus auf den Wasserweg beschränkt und wegen der gerade hier auftretenden Seddverstopfungen sehr mangelhaft und gefährdet (vom Jahre 1878 bis 3. April 1880 blieb Ladó ohne Verbindung wegen der Seddsperren).

Die Hauptstation verlegte Gordon von Gondókoro, welches ungesund und wegen zunehmender Versandung des zu benutzenden Flussarmes unpraktikabel wurde, nach einem etwas höher gelegenen Platz am linken Ufer, 15 Kilometer weiter stromab, und nannte sie nach einem nahe gelegenen Berge Ladó. Hart am Ufer, in den Wald hinein, wurden die mit Zinkblech abgedeckten Magazingebäude erbaut, zwischen denselben, durch eine Schilfrohrumzäunung abgeschlossen, die Behausung des Colonel. Ein länglicher Platz schied diese Gruppe von Gebäuden, zu denen noch einige Tukul hinzukommen, von den Behausungen der Beamten, Soldaten und deren Familien; hinter der die Seriba umgebenden, durch Pfähle verstärkten und mit festen Thoren versehenen Umzäunung wurde ein breiter Weg angeordnet, ausserhalb die Gemüsegärten angelegt. Es ist dieses die Art und Weise, wie alle Stationen der Regierung im Allgemeinen erbaut wurden.

Von Ladó bis Dufilé etablirte Gordon eine Kette von 7 Stationen, welche, auf je einen starken Tagemarsch von einander entfernt (bis 37 Kilometer) die gegenseitig etwa nothwendig werdende Unterstützung der Stationen, die Sicherung der Strasse und die Niederhaltung der

Digitized by Google

feindlichen Negerstämme gewährleisten sollten. Die Stromschnellen, welche auf dieser Strecke die Wasserkommunikation zum Theil unmöglich machten, liessen diese Massregel desto nothwendiger erscheinen. Die Stationen sind: Redjaf (4° 44′ 25″ n. Br.) am linken Ufer, Bedden (4° 35′ 48″ n. Br.) auf einer am Beginn mässiger Stromschnellen gelegenen Insel, welche durch eine Drahtseilfähre mit dem linken Ufer verbunden wurde; Kiri (4° 18′ 12″ n. Br.) ebenso wie Muggi und die folgenden Stationen auf dem linken Ufer angelegt. Zwischen Kiri und Muggi (4° 8′ 36″ n. Br.) liegen die unpassirbaren Yerborahfälle; bis zu diesen konnte noch ein kleiner von Sir Samuel Baker nach Gondókoro geschaffter Dampfer gebracht werden; hier musste er zerlegt werden und auf dem Landwege wurde er ebenso wie ein zweiter von Baker zerlegt hinterlassener Dampfer unter unsäglichen Mühen und Menschenopfern nach Dufilé transportirt.

Bis über Laboré (3° 55′ 53″) und Aju (Zwischenstation, nur 11 Kilometer von jenem entfernt) hinaus folgte die Strasse dem linken Ufer, dann schnitt sie, direkt auf die Station Dufilé (3° 34′ 35″) gerichtet, einen Bogen des Nilstroms ab, in welchem die Makedo- oder Folastromschnellen liegen. Von Dufilé ab bis zum Albert-Njansa war die Wasserstrasse zu benutzen und es diente ausser dem kleinen Bakerschen Dampfer ein solcher von 108 Tonnen Gehalt, der „Khedive", welcher in Dufilé zusammengesetzt wurde, dem Verkehr. Auf dem letzteren fuhr Gordon den Nil hinauf und pflanzte am Seeufer die Fahne des ägyptischen Vizekönigs auf. Am Somersetnil wurden in Mruli (1° 37′ 43″ n. Br.) Kiroto (2° n. Br.) und Magungo (2° 14′ 43″ n. Br.) befestigte Stationen gegründet und endlich eine Zwischenstation am Nil, Wadelai (bei 2° 45′ n. Br.); der Albert-Njansa wurde durch Romolo Gessi (einen Offizier Gordons, den späteren Gessi Pascha) auf dem Khedive im April 1876 umfahren (14.—19. Juni 1877 durch Mason Bey), der Somersetnil von Magungo bis Fauwera, woselbst eine Station angelegt wurde, durch Gordon selbst auf einer sehr schwierigen Landreise explorirt. Endlich besuchte er im Jahr 1876 auch Fatiko, die von Baker bei 3° 11′ 26″ n. Br. angelegte Station. Dagegen misslang der Plan, bis Uganda vorzudringen, obwohl ein Detachement unter Nur Agha bis in Mtesa's Residenz durchgedrungen war. Es gelang, dasselbe noch rechtzeitig wieder zurückzuziehen und Gordon musste sich begnügen, durch die getroffenen Massnahmen Ruhe und Sicherheit in den nun faktisch dem Khedive unterworfenen Ländern hergestellt, die

Digitized by Google

Beziehungen zur Bevölkerung befriedigend gestaltet und einen guten Grund zu weiterer administrativer, zivilisatorischer und wissenschaftlicher Arbeit gelegt zu haben. Gesundheitlich stark angegriffen, deprimirt durch die Widerstände, welche seine auf ernstliche Erledigung der Sklavenfrage gerichteten Bestrebungen bei dem Gouverneur von Chartum fanden, ging er Ende 1876 nach England zurück.

Um das System der Requisitionen von Nahrungsmitteln für die Stationen, wie es von den Seribenbesitzern überkommen und mit allen Greueln von Raub, Plünderung, Brand und Sklavenraub behaftet war, abzustellen, hatte Gordon die Versorgung der Besatzung mit Lebensmitteln von Chartum angeordnet. In Folge der starken Nachfrage stiegen aber hier die Preise des Getreides bedeutend und Ismaël Ejub Pascha beklagte sich in Kairo. Gordon sah aber auch sehr wohl die Gefahr, welche den Stationen durch etwaige Unterbrechungen der Wasserstrasse drohten, und beide Gründe veranlassten ihn, damit vorzugehen, dieselben unabhängig zu machen und eigene Getreidebeschaffung (aus Makaraká) einzuführen. Bevor er aber diesen Plan ausführen konnte, verliess er seine Provinz und musste das Weitere seinem Nachfolger überlassen. Dieser war zunächst ein Amerikaner, der als Generalstabsoffizier im ägyptischen Heere diente und durch seine Kartenaufnahme von Kordofan sich bekannt gemacht hat: Major Prout. Ihm folgte im Jahr 1878 Emin, auf den ich später zurückkomme.

3. Gordon als Generalgouverneur des Sudan.

Gordon wurde bereits im Jahre 1877 veranlasst, wieder nach Aegypten zurückzukehren, denn man fürchtete in England, dass Ismaël Pascha den Sudan den englischen Einflüssen entziehen und dadurch sich selbst eine grössere Unabhängigkeit zurückgewinnen könne. Gordon ward dem Khedive als Generalgouverneur des Sudan oktroyirt, am 13. Februar 1877 entwickelte er in einer Audienz dem Vizekönig seine Ansichten und seine Beschwerden gegen den bisherigen Hokmdar, am 17. Februar ward er mit dieser Stellung selbst betraut und das ganze Gebiet von Nubien, Dar-For und den Aequatorprovinzen (rund 1 700 000 Quadratkilometer) ihm unterstellt. Zu den durch Mehemet Alis Sohn Ismaël und den Defterdar 1820 bis 1823 eroberten Provinzen waren im Jahre 1864 die Küsten des rothen Meeres, einschliesslich der Häfen Suakin und Massauah getreten, welche von der Pforte gegen eine Er-

Digitized by Google

höhung des jährlichen Tributes erworben wurden. 1869 wurden Bogos und Kalabat, bis dahin im Besitz Abessiniens, durch einen Gewaltstreich einverleibt. 1874 war Dar-For, das von der fanatischen Bevölkerung bislang ganz abgesperrte, erobert, und hierzu kamen die im Westen und Südwesten noch gar nicht begrenzten Gebiete vom Bahr-el-Djebel, Bahr-el-Ghasal und Uelle. Wer sollte hier der unersättlichen Ländergier Grenzen stecken?

Seinem eigentlichen Hauptzweck, der Ordnung der Verhältnisse in den Aequatorialprovinzen und der endgültigen Unterdrückung des Sklavenhandels konnte sich der neue Generalgouverneur zunächst gar nicht mit vollen Kräften widmen, denn er erhielt den Auftrag, zuerst die Grenzstreitigkeiten, welche mit dem König von Abessinien lange schon schwebten, zu regeln, und diese Aufgabe war eine enorm schwere, denn es war von Seiten Aegyptens bisher Alles geschehen, um den Groll der Abessinier zu reizen und die Verhältnisse zu verwickeln.

Kassai, der Fürst von Tigré, welcher nach dem Tode des bekannten Königs Theodor unter dem Namen Johannes zum Negussa Negesti (König der Könige) von Abessinien hatte krönen lassen, hatte in den ersten Jahren seiner Herrschaft alle Hände voll zu thun, um die widerstrebenden Fürsten seines Königreiches zur Anerkennung seiner Herrschaft zu zwingen. Dies benutzend hatte der ägyptische Gouverneur in Massauah, der Schweizer Munsinger, Bogos 1874 in Besitz genommen und ging damit um, auch die Nachbarprovinz Hamasen zu okkupiren. Dagegen ergiff Johannes das Mittel, den bisher gefangen gehaltenen Fürsten von Bogos und Hamasen, Woled Michael, loszulassen, um seine Erbländer gegen die Aegypter zu entflammen. Diesem gelang es, die ägyptischen Truppen vollständig aufzureiben; als ihm aber der Negus seine reiche Beute an Waffen und Munition einfach abnahm, ging er wüthend zum Feinde über, welcher im Frühjahr 1876 eine Armee unter Ratib Pascha gegen Abessinien schickte. Auf dem Plateau von Gura baute sich derselbe zwei befestigte Lager, in deren grösserem er mit 1500 Mann sich festsetzte. Aber am Morgen des 18. März 1876 ging er dem mit seiner Armee anrückenden Negus entgegen und wurde total geschlagen. Nun wurde Woled Michael, mit 700 Gewehren ausgerüstet, nach Bogos zurückgeschickt; dem lag aber wenig daran, dass ein Friedensschluss zu Stande kam, denn er musste die Strafe des Negus fürchten und ergriff hierzu das Mittel, ihn durch Einfälle und

Digitized by Google

Uebergriffe zu reizen. Die Aegypter wollten ihren Alliirten nicht fallen lassen und hielten den Gesandten des Negus Wochen lang in Kairo zurück, ohne ihm Antwort zu geben. Während dem nahmen die Ueberfälle und Plünderungen von beiden Seiten an den Grenzen immer ihren Fortgang und der König Johannes war auf's äusserste erbittert.

So stand die Sache, und Gordon, der andernorts sehr nöthig gewesen wäre, musste nothgedrungen zuerst versuchen, durch Verhandlung mit Woled Michael und dem Negus diese Grenzstreitigkeiten zu erledigen. Es ist ihm dies nicht gelungen, obgleich er sich nicht scheute, persönlich die beiden Fürsten in ihren unzugänglichen wilden Felsennestern aufzusuchen und nicht nur die enormen Schwierigkeiten und Anstrengungen dieser Reisen auf sich zu nehmen, sondern sein Leben in tollkühner Weise in die Hand seiner Gegner zu legen. Woled Michael, nur auf seinen Vortheil nach beiden Seiten ausschauend, achtete kein Versprechen und kein Bündniss; 1877 zur Ruhe gebracht, fiel er im März 1878 bereits wieder in Abessinien ein, als er den Negus durch seine Kämpfe mit dem Fürsten Menilek von Schoa beschäftigt wusste. Und im Sommer 1879 zieht er mit Ras Alula, des Königs Oberfeldherrn, zu Felde, um den Sudan zu bedrohen. Der Negus Johannes ist ein halb wahnwitziger Despot, der auf alle Friedensverhandlungen nur die Antwort hat: „Alle Welt kennt die alten Grenzen Abessiniens“, der in seiner schrankenlosen Habgier und Herrschsucht keine Friedensbedingungen stellen will, weil er immer im Geheimen denkt, doch wohl noch mehr bekommen zu können, und der in seinem barbarischen Grössenwahn sich berechtigt glaubt, dem Khedive unhöflich begegnen und seine Abgesandten auf das schnödeste und unwürdigste behandeln zu können.

So entstanden in jedem Jahre wieder neue Schwierigkeiten an diesem Grenzgebiet und entzogen Gordon zeitweise gänzlich seinen sonstigen Aufgaben. Musste er doch 1879, als der neue Khedive Mohammed Tewfik-Pascha den Thron bestiegen, am 29. Juli nach Kairo reisen und kehrte erst am 8. Dezember von seiner unmittelbar sich anschliessenden gefährlichen und erfolglosen Mission zum Negus zurück. Es überschreitet die Grenzen meiner Aufgabe, diesen Theil seiner Thätigkeit eingehender zu besprechen, doch muss man sie wohl berücksichtigen bei der Beurtheilung Gordons bezüglich seiner nach anderen Seiten entwickelten Thatkraft. Sobald es ihm im Jahre seines Amtsantrittes die Verhandlungen mit Woled Michael gestatteten, richtete

Digitized by Google

er sein Augenmerk auf Dar-For, wo sich die Verhältnisse in ungunstigster Weise gestaltet hatten.

Die Statthalter der ägyptischen Regierung hatten Alles gethan, um ihren despotischen Gelüsten und Neigungen, sich zu bereichern, zu genügen, aber nichts, um die neue Provinz für das neue Regiment zu gewinnen. Obgleich sie es hier nicht mit barbarischen Heidenvölkern zu thun hatten, sondern mit einer Bevölkerung, welche schon seit Jahrhunderten dem mohammedanischen Glauben mit Fanatismus anhing, gestatteten sie den Beamten und Soldaten, dieselbe durch eine schrankenlose Bedrückung zu quälen. Und so war es wohl nicht zu verwundern, dass sie das verhasste Joch abzuschütteln trachtete. In ihrem Zentralbollwerk, dem Marrahgebirge erhob Harun, welcher sich, ob mit Recht, ist zweifelhaft, für einen Sprössling des alten Sultangeschlechts ausgab, unter dem Namen Sultan Mohammed Harun-al-Raschid, die Fahne des Aufruhrs, und von hier aus vorgehend, griff er die mit ägyptischen Garnisonen belegten Orte El-Fascher, Kolkol, Dara und andere an, schnitt sie vom Verkehr ab und zernirte sie. Die erbärmlichen Kommandanten wussten von der militärischen Uebermacht, welche sie Anfangs jedenfalls besassen, keinen Gebrauch zu machen, sie liessen sich einschliessen, isoliren und schrieen nach Verstärkungen.

Die Lage wurde aber dadurch noch drohender, dass Sibers Sohn, der 22jährige Soliman, ebenfalls den Moment gekommen glaubte, seines Vaters Pläne ins Leben zu rufen. Der neuernannte Mudir des Bahr-el-Ghasal, Ibrahim Effendi Fauzi, war nämlich durch Gordon beauftragt, das in jenem Gebiet seit 3 Jahren zurückgehaltene Elfenbein nach Chartum und Ordnung im Lande zu schaffen. Dieser Massregel antwortete Soliman dadurch, dass er seine Basinger, mehr als 4000 Mann, in Schekka zusammenzog, bereit, gegen die Regierung loszuschlagen. Hiermit begann der Kampf der beiden Gewalten, des Khedive und des Seribenkönigs, um den Besitz des Sudan.

Gordon entwickelte ganz den Muth, die Tapferkeit und Energie, welche ihm in China zum Sieg verholfen hatten. Am 7. Juni 1877 war er an der Grenze von Dar-For, in Fodscha, am 15. Juni in Omschanga (100 Kilometer), befreite die eingeschlossenen Garnisonen und rückte am 18. August mit nur 150 Mann in El-Fascher ein. Von hier eilte er nach Dara, in dessen Nähe Soliman mit seinen Basingern Lager bezogen hatte. Auf galopirendem Kamele kam er mit wenigen Baschi-Bozuks dort an und in seiner grossen goldgestickten Uniform

Digitized by Google

ritt er, wie er sich ausdrückt, „mit seinen Räubern nach dem Lager der andern Räuber drei Meilen weit ab“. Durch diese Kühnheit hatte er die Führer (Sandjaks) Solimans vollständig verblüfft; er lud letzteren zu einer Unterredung nach Dara ein und bewaffnet bis an die Zähne kamen sie, um nach Anhörung von Gordons Auseinandersetzungen — sich zu unterwerfen. Es war ein grossartiger Erfolg; denn in Solimans Lager entstand ein Zwiespalt zwischen denen, welche sich der Regierung thatsächlich unterwerfen wollten und denen, welche mit Soliman zum Widerstande sich entschlossen. Dank dieser Zwiespaltung unterblieb ein Angriff auf Dara, wo der Generalgouverneur mit seiner Hand voll unzuverlässiger Soldaten eine leichte Beute gewesen wäre. Soliman ging nach Schekka und suchte Gordon durch Versprechen hinzuhalten; da es aber letzterem gelang, einen seiner mächtigsten Führer, Idris Wod Defter, für sich zu gewinnen, blieben jenem nur 1500 Mann. Nun beschloss Gordon, der Sache ein Ende zu machen, ging mit vier Kompagnien nach Schekka, kam am 15. September dort an und fand auch keinen Widerstand; aber seine Grossmuth und sein Glaube an die göttliche Vergeltung liessen ihn einen unseligen Fehler begehen; er liess Soliman unbehelligt nach dem Bahr-el-Ghasal abziehen. Wenn somit auch momentan die drohende Gefahr abgewendet war, so konnte sie doch jeden Augenblick wieder sich erheben und — vielleicht in einem für die Regierung recht unbequemen Augenblick.

Eins war jedenfalls dem neuen Generalgouverneur bei dieser ersten Gelegenheit klar geworden, nämlich, dass er eine Aufgabe auf sich genommen habe, welche durchzuführen eine Menschenkraft nicht genügte. Er schreibt selbst am 21. Juni: „Die ungeheure Schwierigkeit, den Sklavenhandel zu Ende zu bringen, tritt nun an mich heran. Ich wünschte, jemand von der Anti-Slavery-Soziety, fähig, die Frage zu verstehen, käme hierher und gäbe mir die Lösung. Ich habe alle Zivil- und Militärgewalt, niemand würde ein Wort verlieren, wenn ich einen oder 10 Menschen zum Tode verurtheilte, und darum muss ich für verantwortlich gehalten werden, wenn der Sklavenhandel weiter geht; aber hier haben Sie meine Lage: Dar-For und Kordofan werden von grossen Beduinenstämmen bevölkert, welche unter ihren eigenen Häuptlingen mehr als halb unabhängig sind. Das Land ist zum grössten Theil eine weite Wüste mit wenig und weit entfernten Brunnen, von denen manche nur diesen Stämmen bekannt sind. Einige dieser

Digitized by Google

Stämme können 2-6000 Pferde- oder Kamelreiter in das Feld stellen, und eine Revolte ist, wie ich dies auf meine Unkosten kennen lernte, in diesen Ländern keine geringe Sache. Diese Stämme nun machen Raubzüge zu den südlichen Negertribus oder sie tauschen mit Beduinen diesseits der Grenze Aegyptens Stoffe gegen Sklaven aus. Die Sklaven betreten zu vier oder fünf das ägyptische Gebiet. Nichts könnte verhindern, dass sie zu Hunderten auf einmal hereinkämen, denn wir haben keinen Grenzkordon, wie die russischen Kosacken. Die Beduinen verkaufen die Sklaven an die kleinen Kaufleute aller Art, welche in diese Länder strömen. Diese Kaufleute aus allen Theilen Aegyptens führen die Sklaven nach den Märkten, wo sie an andere Händler verkauft werden. Die kleinen Sklavenzüge von vier und fünf werden bestehen, bis ich ein Mittel dagegen finde, welches ich aber nicht finden kann. Die Sache steht so, dass selbst, wenn diese Gebiete unter englischer Herrschaft stünden, ich nicht sehen kann, wie diesem Sklavenhandel Einhalt gethan werden könnte, ausser die Grenzen würden bis an die Negerländer gezogen und Grenzwachen aufgestellt . . . . Ich sage daher, dass die grossen Karavanen mit der Schebba auf dem Nacken der Sklaven wohl aufhören werden, ja, wie ich annehme, bereits aufgehört haben, aber dass es unmöglich ist, zu verhindern, dass Sklaven in geringer Anzahl mit den kleinen Händlern über die Grenze kommen."

Von der Anzahl der durch die kleinen Kaufleute, Gallabun, jährlich eingeführten Sklaven kann man sich einen Begriff daraus machen, dass Schweinfurth erzählt, in Dem Siber seien Mitte Januar 1871 bereits mehr als 2000 Gallabun seit Ende des letzten Charif (21. 9. 70), also binnen 4 Monaten eingetroffen, und das ist nur eine ihrer Hauptstationen. Siber selbst hatte im Jahre 1870 nur 120 Zentner Elfenbein gewonnen, aber dagegen 1800 Sklaven auf seine Rechnung direkt durch die Steppen Kordofans befördert.

Während Gordon, rasch entschlossen, mit fabelhafter Kühnheit dem drohenden Soliman auf den Leib gerückt war und hierdurch die Sache schnell erledigt hatte, war sein Protogé, der oben erwähnte Mudir Ibrahim Effendi Fauzi, in grosse Angst gerathen und bot schleunigst alle mobile Mannschaft aus den seinen Befehlen unterstellten Provinzen zur Vertheidigung auf. Dr. Junker, welcher damals in Makaraká sich aufhielt, schloss sich nun den von dort beorderten Truppen an und auf diese Weise haben wir genaue Mittheilungen über

Digitized by Google

die heillose Wirthschaft eines solchen ägyptisch-sudanischen Kriegszuges bekommen.

Am 16. Juni 1877 kam das Aufgebot von Makaraká in Bewegung und marschirte, dem Aïre und Rohl folgend, über Ajak und Rumbêk nach Djur Ghattas und Seriba Wau, ein Weg von beiläufig 540 Kilometer, welcher in der Zeit bis zum 20. August, also in 36 Tagen zurückgelegt wurde. Mit Abrechnung der Ruhetage wurden täglich durchschnittlich 18 Kilometer zurückgelegt und mit einer Geschwindigkeit von 4700 m in der Stunde marschirt.

Die Kolonne bestand aus:

a) Soldaten der regulären Truppe, Gehadie, vorwiegend hellfarbige ägyptische Soldaten, mit Remington-Gewehren bewaffnet, welche zu je 30 Mann unter Befehl eines Mulâzim die Besatzung der Hauptseriben (Wandi, Makaraká ssughaïr und Kabajendi) bildeten.

b) Soldaten der irregulären Truppe, Choterie, aus den alten nubischen Seribensoldaten der Elfenbeinhändler rekrutirt, also Danagla. Diese waren auf den grösseren Seriben zu je 50 bis 100 Mann, auf den kleineren je nach ihrer Bedeutung bis zu 5 Mann vertheilt und mit Perkussionsgewehren bewaffnet,

c) Dragomanen der verschiedenen Volksstämme, also Eingeborene, welche, meist in den Seriben aufgezogen, der sudan-arabischen Sprache mächtig, als Dolmetsche und, wenn nöthig, als Soldaten dienten. Sie standen im Dienst der Regierung und wurden meist zur Vermittelung der Befehle an die Häuptlinge und zur Ueberwachung der Ernte und Eintreibung der Getreidesteuer benutzt. 20 bis 40 derselben von jedem Volksstamm waren der Expedition zugetheilt,

d) den Kriegern der Makaraká- und Bombé-Neger (A-Sandé) unter ihrem Oberhaupt Ringio, mit Schild und Lanze bewaffnet.

Zu diesen Kriegern kamen aber nun die Träger und Weiber in grosser Zahl, denn der Proviant musste immer für längere Zeit mitgenommen werden, so dass die Gesammtzahl nach Junkers Schätzung an 2000 Menschen betrug.

Um mit einer so bedeutenden Menschenzahl die verhältnissmässig dünn bevölkerten sudanischen Gebiete auf wochenlangem Marsch zu durchziehen, bedurfte es wohl grosser Fürsorge seitens der Regierungsbeamten und der Führer. Dem Mangel an Unterkunftsräumen war ja leicht abzuhelfen, indem die Mannschaften sich täglich ihre Grashütten herstellten, wie sie es auf Wanderungen gewohnt waren. Schlimmer

Digitized by Google

schon stand es mit den Kommunikationen. In langen dünnen Linien, einer hinter dem anderen, musste sich diese Menschenmasse fortbewegen auf den schmalen Pfaden, denn Gestrüpp und hartes Gras verwehren jedes Abweichen vom Wege. Das Marschiren in der langen Kolonne ist aber viel zeitraubender, und schlechte Wegestellen werden hierdurch unter Umständen ganz ungangbar. Die meisten Gewässer waren noch zu durchwaten, aber als man an den Djur und Wau kam, handelte es sich um Flüsse, welche nur mit künstlichen Mitteln überschritten werden konnten. Hier musste für Fördermittel gesorgt werden und es war nicht schwer, da die grossen Seriben in der Nähe liegen. Aber in dieser Beziehung war gar nichts geschehen und an jedem Fluss brauchte die Kolonne ganze zwei Tage, um mit den vorhandenen dürftigen Mitteln hinüberzugelangen. Der schlimmste Punkt aber betrifft die Ernährung, welche in diesem Lande, wo niemals und nirgend grosse Vorräthe von Getreide anzutreffen sind, und wo alles Schlachtvieh durch die Nubier längst an den begangenen Strassen vernichtet und vertrieben war, die Anlage von Depots und Verproviantirungsstationen nothwendig machte. Zum wenigsten musste an dem Konzentrationspunkt, zwischen den Seriben Ghattas und Wau an Vorräthen aufgehäuft werden, was binnen kurzem zu beschaffen war, denn die verschiedenen Kolonnen, von Makaraká, von Rohl und aus dem Bahr-el-Ghasal konnten doch unmöglich anders anlangen, als mit leeren Futterbeuteln; hier mussten sie wieder neu ausgestattet werden, war es nun für den Kampf oder für den Rückmarsch. Aber der Mangel an all und jeder Fürsorge hatte nicht nur keine Schritte hierfür thun lassen, nein! noch mehr! die in den grossen Seriben vorhandenen Vorräthe waren nicht einmal den ankommenden Truppen zugänglich. Die Besitzer waren mit Elfenbeintransporten abwesend und die Wekils verweigerten den Hungernden die Herausgabe des vorhandenen Getreides. Hand in Hand mit diesen Unterlassungssünden gehen aber andere Thatsachen, welche laut Zeugniss ablegen von der Unfähigkeit und Verderbtheit der Personen, auf welche Gordon sich zu verlassen gezwungen war.

Der Führer der Makaraká-Kolonne war Bâhit-Agha; ein geborener Nubaneger, war er als Diener in John Pethericks Haus in El-Obeid gekommen, von hier in eines der schwarzen Regimenter eingestellt, und hatte mit diesem den mexikanischen Feldzug der Franzosen gegen Juarez mitgemacht (Saïd Pascha hatte Napoleon III. ein kleines Hülfs-

Digitized by Google

korps zur Verfügung gestellt). Nach Aegypten zurückgekehrt, hatte er an Bakers Expedition am oberen Nil theilgenommen, war hierbei in den Verwaltungsdienst eingeführt und unter Gordons Verwaltung der Aequatorialprovinz Mudir von Makaraká. Er war immerhin noch einer der besseren Offiziere, welche Gordon zur Seite standen, aber er konnte ebensowenig als irgend einer der andern Anspruch auf Vertrauenswürdigkeit erheben. Auch hatte er bei Ausrüstung seiner Truppen ein Uebriges gethan, nahm er doch 150 Kühe mit und von Getreide, was er in seiner Provinz auftreiben konnte. Aber schon, als man Rumbêk passirt hatte, von wo der Mudir Yussuf-es-Schellali bereits abmarschirt war und wo nur geringe Verproviantirung verabreicht wurde, begann der Mangel sich fühlbar zu machen. Waren seitens des Obermudirs keine Anordnungen getroffen, so musste doch der Kolonnenführer durch vorausgesandte Boten suchen die vorhandenen Vorräthe seinen Truppen zu sichern. Aber nichts davon! Er ritt vor seiner Kolonne und überliess es dem Schicksal, ob man etwas finden würde oder nicht. Bis zur Ankunft in Seriba Djur Ghattas hatte er auch wohl noch einiges Interesse, seine Mannschaften ans Ziel zu bringen; als aber hier die Nachricht einging von Gordons siegreichem Vorgehen in Dar-For, dachte er nur noch an sich und sein Wohlergehn. Wie weit das ging, zeigte sich am 20. August, als man am Wau angekommen war. Zum Ueberschreiten des Flusses brauchte die Kolonne zwei Tage. Bahit Agha hatte sich's, dies abwartend, in der Seriba Wau, welche am linken Ufer liegt, bequem gemacht; er hatte bestimmt angenommen, hier Proviant zu finden; aber, wie schon in der Seriba Djur Auet, war auch hier der Besitzer, Mohammed Ali, mit einem Elfenbeintransport nach der Meschra abwesend und der Wekil desselben wollte nichts herausrücken, weil er die Verantwortung nicht auf sich nehmen wollte. Nun lebte er selbst ja in verhältnissmässigem Ueberfluss, denn nach den Gesetzen der moslemitischen Gastfreundschaft liess man ihn nebst seinen Offizieren nicht Mangel leiden; aber die Mannschaften, für welche die Lebensmittel gekauft werden mussten, gingen leer aus. Bahit liess natürlich seinem Unmuth die Zügel schiessen, schimpfte weidlich auf den Besitzer und alle Dongolaner und beschloss, andern Tages weiter zu marschiren, um sich einen besseren Futterplatz zu suchen, unbekümmert, was aus seinen Truppen, welche ja erst zur Hälfte den Fluss passirt hatten, werden würde. Nichts hielt ihn ab; er reiste andern Tages ab und liess Alles im

Digitized by Google

Stich. Am schlimmsten waren bei diesen Hungerquartieren natürlich die Schwarzen bestellt; denn für die Glaubensbrüder der Gehadie und Choterie, welche ja auch die geringste Zahl ausmachten, fand sich immer noch etwas, was die arabische Gastfreundschaft darbot; aber die armen Neger konnten ja ruhig verhungern; namentlich die Träger. welche nur gezwungen ihren schweren Dienst thaten und deshalb im Lager zu mehreren an einander gebunden waren, damit sie nicht desertirten, hatten bitter zu leiden. So waren schon Krankheiten allerorts ausgebrochen und das schlimmste stand zu fürchten. Zum Glück kam am 22. August der Seribenbesitzer zurück und liess Getreide vertheilen, sodass die zurückgebliebenen Neger nun ihrem Führer folgen konnten.

Der Feldzug nahm ein rasches Ende. denn Gordons Erfolge gegenüber Soliman gestatteten, die Truppen wieder zu entlassen. Die Kolonne von Makaraká ward dem Obermudir noch in Parade vorgestellt und die sonst halbnackten, kaum mit zerfetzten Kleiderresten bedeckten Soldaten hatten den sorgsam geschonten weissen Waffenrock und Schuhe angelegt, und gewannen mit einem Schlage ein respektables Aussehen. An der Spitze von Ibrahim Effendi Fauzi's Trägern kam wohl ein Dutzend mit Stöcken von Hals zu Hals zusammengebundener Negerknaben. Das waren die Geschenke von Beamten, Dongolanern u. a., welche sich damit die Gewogenheit des neuen Gewalthabers, Gordons Adlatus, sichern wollten. Und Ibrahim Fauzi war durchaus kein Prinzipienreiter, der es mit seiner Stellung unverträglich gefunden hätte, Sklaven anzunehmen, im Gegentheil, er nahm je mehr, je lieber.

Von einer Schaar Trabanten begleitet, unter denen sich auch Bâhit Agha wieder einfand, erschien Fauzi, nahm auf einem bereit gestellten Angareb Platz und empfing die Begrüssungen der Offiziere und Beamten; Festvorstellungen, wozu die Neger gut genug waren, verschönten den Tag. Dann hiess es aber so schnell als möglich fort mit den Soldaten, die man nicht brauchen konnte, denn man hatte nichts, sie zu ernähren. Wieder mussten der Wau und Djur mit je zwei Tagen Aufenthalt überschritten werden, dann machten sich zuerst die nubischen und ägyptischen Soldaten auf, den Negern überlassend, hinter ihnen her aufzulesen, was sie auf dem Marsch übrig gelassen. Und dieser Rückmarsch der schwarzen Truppen muss entsetzlich gewesen sein. Junker, welcher einen Abstecher gemacht hatte, kam auf

Digitized by Google

die Strasse, welche dieselben gezogen waren und schon auf der Strecke des ersten Tagemarsches östlich von Seriba Ghattas stiess er auf Negerleichen, welche am Wege lagen, Leichen von armen verhungerten Menschen, die hier elendiglich zu Grunde gegangen, weil die erbärmlichen Heerführer ihren so zwecklos, so unüberlegt begonnenen Feldzug nicht anders zu beenden wussten, als mit Aufopferung ihrer Truppen. Mit leerem Magen und mit leerem Beutel hatte man sie einen Marsch von 480 Kilometer antreten lassen. Die ganze Frivolität dieser nubischen Beamten- und Offiziersgesellschaft zeigt sich in diesem Kriegzuge.

Ich kehre zu Gordon Pascha und Soliman zurück. Wir sahen, dass jener den Fehler beging, seinen Feind, dessen Unversöhnlichkeit und hervorragende Bedeutung ihm bekannt sein mussten, frei in sein altes Gebiet zurückkehren zu lassen. Dieser Fehler erscheint um so grösser, als Soliman durch die Truppen des Ibrahim Fauzi, welche am 20. August nur 160 Kilometer von Dem Soliman waren, während er selbst in Schekka 380 Kilometer von seiner Basis entfernt war, auf das ernstlichste in seiner Existenz bedroht war. Es wäre ein so leichtes gewesen, die Seriben sämmtlich durch Fauzi besetzen zu lassen und Soliman mit ehrenvollem Geleite nach Kairo zu senden. Aber Gordon fügte zum ersten noch einen zweiten Fehler, indem er dem abgefallenen Sandjak Solimans, dem Idris Wod Defter das Kommando in der nur 67 Kilometer von Dem Soliman entfernten grossen Seriba, Dem Idris (später Station Ganda genannt) übertrug. Das sah beinahe aus wie Hohn; und Solimans Groll wurde womöglich hierdurch noch vermehrt. Gordon war aber ganz entschieden über die weittragende Bedeutung einer neuen Revolte noch nicht orientirt, obgleich er eine erste soeben niedergeschlagen hatte. Er hatte noch nicht bemerkt, welch' eine Gährung das ganze nördliche Gebiet des Sudan ergriffen hatte. Da war niemand, der nicht mit den bestehenden Verhältnissen im höchsten Grade unzufrieden gewesen wäre: die Elfenbeinhändler standen im Grunde genommen alle auf Solimans Seite, denn die Regierung war im Begriff sie zu verdrängen, und sie glaubten Rechte an Land und Leute zu haben, welche nicht hinreichend entschädigt wurden; die Dar-Foraner waren durch die Schaaren von irregulären Soldaten, welche Siber bei Eroberung des Landes hereingebracht und welche Niemand nach seiner Sendung nach Kairo wieder gesammelt und entfernt hatte, überschwemmt und litten unter diesem

Digitized by Google

zügellosen Gesindel nicht weniger als unter der sinnlosen Wirthschaft der ägyptischen Beamten. Deshalb blieb der im Marrahgebirge festsitzende Harun eine grosse Gefahr; jeder Vortheil, den er errang, stellte den Besitz von Dar-For in Frage. Zwischen den Seribenbesitzern und Dar-For sassen die Bagara und waren nicht weniger erregt gegen die Verwaltung, weil sie in ihrem einträglichsten Gewerbe dem Sklavenhandel und Sklaventransport, gehindert und beeinträchtigt wurden. Die Negerstämme, welche zuerst in Frage kamen, die Dinka und Schilluk, waren noch kaum unterworfen, aber hatten durch die Händler, sowie durch die Regierung nur zu leiden und zu dulden gehabt, sie wurden ihrer Besitzthümer, ihrer Freiheit, ihres Lebens beraubt und das Alles galt wie nichts. Jede Fremdherrschaft war ihnen verleidet und jedem Mann, der versprach, sie davon zu befreien, mussten sie in Masse zufallen. Was hatte die Regierung dagegen? Ein unzuverlässiges, habgieriges, unfähiges Gesindel von Beamten und von Soldaten, welches aber auch noch unzufrieden war mit dem neuen Regiment, weil ihnen auf die Finger gesehen wurde und Gordon mit aller Strenge gegen ihre Willkürherrschaft einschritt, wo er davon Kenntniss erhielt.

Siber hatte das Alles kommen sehen und Alles vorbereitet, um eine Bewegung einzuleiten, an deren Spitze stehend er kraft seiner Klugheit, seiner Energie und seiner Verbindungen sich zum Herren vom ganzen Sudan hätte machen können. Die später in Regierungshände gelangenden Briefe Sibers und Solimans verbreiteten hierüber Licht. Sein Sohn aber, dem er nun nothgedrungen die Führung überlassen musste, war zu jung und bei aller Kühnheit zu wenig Mann der That, um die Chancen, die für die Regierung sehr unvortheilhaft standen, auszunutzen. So wurde die Regierung in den folgenden Jahren mit aller Anstrengung noch einmal Herr der Bewegung, welche doch unter des Mahdi Führung wenige Jahre später Alles über den Haufen werfen sollte.

Soliman, das nächste Objekt seines Zornes zunächst ins Auge fassend, fiel über Dem Idris her. Im Juni 1878 erhielt Gordon Nachricht hiervon; er war in grosser Verlegenheit, einen zuverlässigen Führer zu finden, da er selbst der dringenden Regierungsgeschäfte halber Chartum nicht verlassen konnte. Romolo Gessi, auf den sein Augenmerk gerichtet war, wollte nicht darauf eingehen, aber Dr. Junkers Bemühungen gelang es bei seinem Aufenthalt in Chartum gelegentlich

Digitized by Google

der Rückkehr von seiner ersten Reise, ihn doch dazu zu bestimmen, den Oberbefehl zu übernehmen.

Romolo Gessi war ein ungewöhnlicher Mann; schon sein markanter, wettergebräunter Kopf, die lebhaften Augen verriethen grosse Energie, welche er in allen Lagen seines überaus bewegten Lebens voll gegensätzlichster Verhältnisse, an Abenteuern und Gefahren reich, stets bewiesen hat. Schonungslos, hart und unerbittlich, wenn es der Ernst des Lebens erforderte, war er doch im Grunde ein guter Mensch mit einem tief empfindenden Herzen voll Zärtlichkeit für seine in der Heimath (Italien) zurückgelassene Familie und für das Loos der Negervölker, denen er Erlösung aus ihrer Knechtschaft zu bringen mit allen Kräften und Mitteln strebte. Dass er in letzterem Streben unvorsichtig zu weit ging, ist der einzige Vorwurf, den man ihm machen kann, abgesehen von seinem Mangel an Ordnungsliebe und Sinn für regelmässige Geschäftsführung. Den Feldzug gegen Soliman führte er mit einer Energie, Einsatz seiner Person und Ausnutzung der Fehler seines Gegners, welche ihm die höchste Anerkennung der Mit- und Nachwelt sichern. Seine Aufgabe war eine ungemein schwierige. Mit einer nummerisch schwachen, aus allerlei Volk zusammengesuchten Truppe, welche erst die erste Feuertaufe erhalten sollte, hatte er gegen die durch Krieg und Raubzüge geübten, an Entbehrungen, Gewaltmärsche und Strapazen gewohnten Basinger und die durch ihre vitalsten Interessen und durch Hass gegen die fremden Eindringlinge und Christenhunde zur äussersten Anstrengung getriebenen Dongolaner zu kämpfen.

Gessi beschloss, nicht auf dem Bahr-el-Ghasal gegen Soliman vorzugehen, weil in Folge des Ausbleibens des letzten Dampfers das Gerücht aufgetaucht war, derselbe sei bei Meschra-er-Rek vernichtet, dieses also in Feindes Hand. Er marschirte am 15. Juli 1878 mit einigen Kompagnien über Faschoda auf Gaba Schambé, sich durch die Garnisonen verstärkend und einige Sklaventransporte, denen er begegnete, befreiend. Von hier marschirte er nach Rumbêk, wo er wegen der durch den eingetretenen Charif fast ungangbaren Wege erst am 7. September eintraf, und verstärkte seine Truppen durch Heranziehung aller in den Provinzen Rohl und Makaraká disponiblen regulären und irregulären Mannschaften, sowie die lanzenbewaffneten Neger. Am 17. November setzte er sich wieder in Marsch gegen Dem Soliman.

Der Rebellenführer hatte, nachdem er auf einem Verherungszug bis nach Djur Ghattas alle Vorräthe an Getreide vernichtet hatte, sich

Digitized by Google

mit etwa 4—5000 Mann nach Schekka gewendet, um diesen die Strassen nach Dar-For und Kordofan beherrschenden Ort wieder in seine Gewalt zu bekommen und die beiden Provinzen von hier insurrektioniren zu können. Gessi hatte also zunächst ziemlich freien Weg; der Marsch war aber durch den schlechten Zustand der Wege, durch den Mangel an Lebensmitteln, durch den enormen Train von Weibern, Kindern und Sklaven, endlich durch die Vernichtung aller Fahrzeuge auf den zahlreichen zu überwindenden, zur Zeit angeschwollenen Gewässern ein ausserordentlich langsamer und beschwerlicher. Am Djur traten am jenseitigen Ufer im Hinterhalt liegende Dongolaner dem Uebergang entgegen, Gessi musste Schanzen aufwerfen und durch ein wirksames Gewehr-Feuer erst die Gegner vertreiben. In Dembo stand der Elfenbeinhändler Gnaui Ali Abû Amuri *) mit 1000 Basingern; derselbe schlug sich aber auf Gessis Seite und dieser gebot Anfang Dezember über 3000 Mann. Der Weiber und Kinder suchte er ledig zu werden, indem er am Wau für dieselben eine pallisadirte Seriba erbauen liess.

Eine mächtige Hülfe erwuchs ihm in den Eingeborenen, welche von Soliman im letzten Moment noch gebrandschatzt und ihrer Weiber beraubt worden waren. Deren Erbitterung gegen das Raubgesindel der Dongolaner und Gallabun suchte er möglichst zu steigern und liess sie los wie eine Meute von Bluthunden. Die Neger begannen die Gallabun zu hetzen, wo sie einen fanden und die Greuelthaten der Sklavenjäger wurden blutig heimgezahlt. Für die nächsten Monate war der Bahr-el-Ghasal der Schauplatz von Mord, Brand, Tod im Feld und durch Henkers Hand; mit blutigem Griffel wurde die Geschichte von Gessis Rachekrieg eingeschrieben.

Mitte Dezember langte Gessi in Dem Idris an. Soliman hatte es für unmöglich gehalten, dass in der Regenzeit ein Angriff durch die Ebene von Rumbêk aus gegen seine Operationsbasis ausgeführt würde. Auf die Nachricht hiervon kehrte er bei G. Delgauna, bis auf 34 Sandjaks (10 000 Mann) verstärkt um und ging gegen Dem Idris vor. Gessi, zu schwach, um im offenen Felde dieser Uebermacht entgegen zu treten, gewann kaum die Zeit, durch Befestigung mit Gräben und Barrikaden aus Holz und Erde den Dem zu verstärken. Am 27. De-

*) Gnaui ward zur Belohnung zum Bey ernannt und erhielt gewisse Vergünstigungen bei der Auflösung der Handelsstationen; wir begegnen ihm 1883 bei der Armee Hicks Paschas wieder, wo er vor der entscheidenden Schlacht bei Kasgil demselben nicht unbedeutende Schwierigkeiten macht.

Digitized by Google

zember vom Anmarsch benachrichtigt, wurde er am 28. bereits mit ungeheurer Energie angegriffen. Vier Stürme schlug er ab und 1000 Tote, unter ihnen 104 Dongolaner, liessen die Angreifer auf dem Felde. Aber Soliman zog nicht ab; er bezog in 1 Stunde Entfernung ein Lager und liess zwei Kanonen von Dem Soliman kommen. Während Gessi nun seine Befestigungen durch Schützenlöcher, Schiessscharten, Munitionsräume verstärken liess, konnte er sich banger Sorge doch nicht erwehren; denn seine Munition war knapp und ein ausbrechendes Fieber verwandelte seine Festung in ein Lazareth und Totenfeld.

Soliman hatte Verstärkungen erhalten und stürmte am 12. Januar 1879 abermals. Vor dem verheerenden Feuer der Vertheidiger wichen die Basinger, umsonst trieben ihre Offiziere, die Danagla, sie mit Hieben der flachen Klinge zurück ins Feuer, umsonst hieben sie den Weichenden die Köpfe herunter, der zweimalige Angriff wurde wieder abgeschlagen. Aber Gessis Leuten war die Munition so knapp, dass die Kugeln aus dem Boden herausgesucht werden mussten. Bald nachher langte eine kleine Zusendung von Pulver und Blei an, aber erst Ende März setzte ihn die Ankunft von 2 Fässern Pulver und mehreren Bleibarren in Stand, nun seinerseits offensiv vorzugehen. Von Dar-For und der Meschra erhielt er Verstärkungen, und nach mehreren glücklichen Scharmützeln am Chor-el-Ghanam ging er gegen Solimans verschanzte Hauptseriba Dem Soliman vor, steckte sie durch Congrevesche Raketen in Brand und nahm sie im Sturm. Soliman entging mit knapper Noth der Gefangennahme. In Socken, ohne Schuhe, kaum bekleidet, sprang er zu Pferde und jagte davon.

Den Truppen konnte nach den langen Entbehrungen und schweren Wochen die Plünderung des Raubnestes nicht vorenthalten werden; andern Tages aber brach Gessi wieder auf, um Soliman und seinen Sandjaks nachzusetzen. Hunderte von mitgeschleppten Sklaven wurden da befreit und über die ergriffenen Dongolaner und Gallabun wurde unerbittlich Gericht gehalten mit Galgen und Gewehrkugel; aber des Führers, des Soliman, konnte man nicht habhaft werden.

Dieser suchte in Verbindung zu treten mit Harun, dem Rebellen in Dar-For, welcher im Westen und im Zentrum des Landes sich als faktischen Herrscher betrachten konnte. Der unfähige Obergouverneur, Hassan-Pascha Helmi wurde zwar im August 1878 durch einen Europäer, den deutschen Konsul in Khartum, Rosset, ersetzt, aber dieser starb

Digitized by Google

kurze Zeit danach in El-Fascher, wahrscheinlich an Gift. Auch in Dara war durch Gordon ein Europäer, Messedaglia, als Distriktsverwalter angestellt und dessen Hülfe hatte Gessi seine Subsidien in Dem Idris zu verdanken; mit diesem verband er sich auch, um Soliman abzufangen.

Am 25. Juni 1879 kamen Gordon und Gessi in Tawaischa (in Dar-For, ungefähr $12\frac{1}{2}^{0}$ n. Br. und $26\frac{1}{2}^{0}$ ö. L.) zusammen, um die zu ergreifenden Massregeln zu berathen. Am 30. Juni traf letzterer mit Messedaglia in Dara zusammen, bekam 300 brauchbare gut bewaffnete Soldaten (seine Armee stand südlich des Bahr-el-Arab) und brach mit diesen am 4. Juli in der Richtung auf Kalaka (Süden) auf, um hierselbst die von Schekka erwarteten Verstärkungen an sich zu ziehen und dann Soliman zu suchen. Messedaglia sollte mit 200 Mann und den befreundeten Beni-Holba-Beduinen im Norden den Weg nach dem Marrahgebirge verlegen. In Kalaka angelangt, bekommt Gessi aber die Nachricht, dass sein Gegner mit ca. 2000 Kombattanten, auf dem Marsche nach dem Marrahgebirge, in einem Ort Tascha sich befinde. Sofort begiebt er sich mit 275 Mann auf den Weg, indem er 25 zur Bewachung der Bagage zurücklässt; durch Busch und Wald seitwärts der Wege, um unbemerkt vorwärts zu kommen, führt er seine Leute; durch einen nächtlichen Gewaltmarsch gewinnt er endlich den Ort, wo Soliman mit 800 Mann noch im besten Schlummer liegt, am 16. Juli früh am Tage und umstellt denselben; ein Schwarzer überbringt dem Gegner die schriftliche Aufforderung, sich binnen fünf Minuten zu ergeben und die Waffen zu strecken; und der Streich gelingt vollständig. Eine heillose Verwirrung bricht im Lager aus, die Sandjaks und Dongolaner laufen hin und her, Frauen und Kinder schreien und kreischen, die Basinger, überanstrengt, sehen den Glücksstern ihres Tyrannen erbleichen und verhalten sich unbeweglich. Soliman und 10 seiner Anführer kamen nach 10 Minuten und übergaben ihre Waffen. Als sie aber gewahr wurden, dass sie in eine Falle gegangen, wollten sie des Nachts entfliehen, und Gessi machte nunmehr der Sache schnell ein Ende, indem er sie am 17. Juli 1879 Nachmittags 3 Uhr erschiessen liess. Diese Gefahr war für den Sudan vorüber, aber die Ursachen waren alle geblieben und mussten seiner Zeit neue Stürme hervorrufen, wenn nicht in steter planmässiger Weise mit allen Kräften an ihrer Bekämpfung und Beseitigung gearbeitet wurde. Und gerade dieses war im Sudan unmöglich, wo unter der gewaltigen übermenschlichen

Digitized by Google

Arbeit und gegenüber den Angriffen des Klimas die stärksten Kräfte erlahmten und ein steter Wechsel in den leitenden Personen der Regierung unvermeidlich war.

Gessi wurde mit dem Rang eines Pascha und einer Dotation von 2000 Pfund Sterling zum Obermudir der Bahr-el-Ghasal-Provinz ernannt; er machte Dem Soliman zu seiner Residenz und begann mit vollster Energie seine Provinz zu reorganisiren. Aber Gordon Pascha trat im nämlichen Jahr schon ab vom Schauplatz, allerdings wieder nur zeitweise; er sollte ihn ja noch wieder betreten, um für die übernommene Aufgabe auch das letzte und höchste Opfer zu bringen, sein Leben. Am 26. Juni 1879 verliess Ismaël-Pascha gezwungen den Thron von Aegypten, und am 8. August desselben Jahres wurde sein Sohn Mohammed Tewfik-Pascha durch grossherrlichen Ferman als Khedive bestätigt. Gordon wurde nach Kairo berufen, wohin er am 29. Juli abreiste, dort ward er mit der unerquicklichen Gesandtschaft an den Negus von Abessinien betraut, welche früher erwähnt wurde, und gewann den Eindruck, dass der neue Khedive nicht gesonnen sei, ihm die Unterstützung und Selbstständigkeit zu gewähren, wie der vorige. Er reichte, niedergedrückt und muthlos bezüglich der weiteren Durchführung seines Programms, seine Demission ein, als er aus Abessinien zurückkehrte und verliess Aegypten Ende des Jahres 1879. Zu seinem Nachfolger wurde Rauf Pascha ernannt, ein ächter Alttürke.

Gordon verliess den Sudan in einem Zustande, welcher zu vergleichen ist mit einem Bauplatze, auf welchem die Ruinen alter halb abgetragener Bauwerke noch zwischen den Fundamenten und den Materialien für den Neubau ihre einsturzdrohenden Massen emporrecken; nichts Altes mehr standfest, aber auch nichts ganz beseitigt, nichts Neues fertiggestellt, ein unwohnlicher Platz. Und es ist nicht zu verhehlen, dass Gordon in seinem heissen Streben, die ihm unerträglich erscheinenden Zustände zu beseitigen, auch das Gute mit zu Sturz brachte, was immerhin einen Halt gab, dass er zu Vieles und Alles auf einmal einzureissen begann, bevor ein neues Fundament fertig gestellt war. Nur eine in straffer Disziplin erzogene, vom besten Geiste beseelte Beamtenschaar und Armee hätten in der Hand eines energischen, überaus klugen Mannes dazu befähigt, Pläne durchzuführen, welche wie die Gordons die vitalsten Interessen der Bevölkerung, ihre uralten Sitten und Gebräuche, ihre Glaubenssatzungen selbst direkt angriffen. Aber Gordon trug unwillkürlich dazu bei, die Bande zu lockern.

welche die verschiedenen Provinzen zusammen- und unter der ägyptischen Herrschaft erhielten; er vermochte nicht die ägyptischen Beamten umzugestalten und ihnen seinen Geist einzuflössen, aber er hatte ihre Macht gebrochen und als er ging, waren sie ebenso sehr bemüht, das nachzuholen, was sie unter seinem Druck sich hatten versagen müssen, als die Untergebenen, aufgerüttelt aus der dumpfen Knechtschaft, doppelt empfindlich gegen die Geisselhiebe und von doppelter Sehnsucht erfüllt, die Freiheit zu erringen, die sie unter Gordon hatten ahnen gelernt. Da nun aber an seine Stelle ein Mann trat, welcher ganz dem alten Regime angehörte, so begann die schlimmste Zeit für die wenigen Europäer, welche er in hohen Stellungen hinterliess, welchen er seinen Geist einzuimpfen verstanden hatte, und welche als seine Erben ihre ganze Kraft daransetzten, in diesem Geiste weiter zu arbeiten: Gessi, Emin, Lupton, Slatin.

Gessi war bis 1881 Gouverneur der Bahr-el-Ghasal-Provinz, Lupton, vorher Verwalter von Lattuka, wurde sein Nachfolger; Emin war seit 1878 Gouverneur der Aequatorialprovinz und Slatin seit 1879 Mudir von Dara in Dar-For.

4. Die Negerprovinzen vor dem Mahdiaufstande.

Die administrative Eintheilung des ganzen unter ägyptischer Oberhoheit stehenden Negergebietes in einzelne Verwaltungsbezirke machte verschiedentliche Wandelungen durch, welche ich hier kurz zusammenfassen will. Als Gordon im Jahre 1874 die Verwaltung übernahm, waren ihm sämmtliche erworbene Bezirke als „Aequatorialprovinz“ unterstellt, und durch die mit der Zeit immer weiter fortschreitende Okkupation der Handelsseriben und Umwandlung derselben in Regierungsstationen gewann das Gebiet immer mehr an Ausdehnung. Nächst den Gebieten am Bahr-el-Djebel und östlich hiervon bis nach Lattuka waren die Bezirke am Rohl und 1874 diejenigen von Makaraká, also ungefähr bis zum 29. Längengrade erworben worden, während die westlicheren Länder, die im Besitz der Elfenbeinhändler vom Bahr-el-Ghasal sich befanden, erst mit dem allmählichen Uebergang derselben in Regierungsbesitz erschlossen wurden. Wir haben gesehen, welche Ereignisse letzteres verzögerten. Mit der Erwerbung des Bahr-el-Ghasalgebietes war aber gleichzeitig Gessi-Pascha als Gouverneur ernannt worden, und während Anfangs Gordon von Ladó aus die gesammte Oberleitung in Händen hatte, ging sie nun zunächst an Gessi über.

Im Jahre 1876 war das Gebiet in vier Provinzen: Mudirîjen getheilt, denen ein Bezirksvorsteher: Mudir, Provinzgouverneur, mit dem Sitz in einer der Hauptstationen vorstand, während die übrigen Seriben je ein vom Mudir abhängiger Wekil oder Nazir verwaltete. Die vier Mudirijen waren:

a) Ladó; sie umfasste den südöstlichsten Bezirk der ägyptischen Aequatorialprovinz von Bor bis Mruli und Lattuka. Sitz des Mudirs in Ladó;

b) Makaraká von der Seriba Gosa im Norden (5° n. Br.) bis Ndirfi im Süden (4° n. Br.), im Westen bis zum Issu. Sitz des Mudirs in Wandi;

c) Rohl nördlich Makaraká zwischen Jei und Djau. Sitz des Mudirs war Rumbêk mit Verbindung nach Gaba Schambé, am Nil, welches auch mit zum Bezirk gehörte;

d) Bahr-el-Ghasal mit zunächst ganz unbestimmten Grenzen. Die Stationen in Mangbattu, welche in Regierungshände übergingen, wurden von der Mudirije Rohl mit verwaltet.

Die nächsten Nachfolger Gordons, Prout Bey, Mason Bey und Kukuh Agha, welche nur kurze Zeit im Amte blieben, waren noch im vollen Besitze der Gerechtsame Gordons. Die Mudirije Rohl wurde durch Yussuf-es-Schellali, Makaraká durch Bahit-Agha verwaltet. Als letzterer 1878 als Bey abberufen wurde, vereinigte man seine Mudirije mit Rohl unter Yussuf-es-Schellali, welchem ein Verwandter Mula Effendi folgte. Mit Ordnung der Verhältnisse im Bahr-el-Ghasal war, wie oben erwähnt, im Jahre 1877 der Ortsvorsteher der Station Bor, Ibrahim Fauzi, beauftragt worden. Obgleich dieser sich durchaus nicht mit Ruhm bedeckt hatte, machte ihn Gordon 1878 zum Mudir von Ladó, freilich nicht auf lange Zeit. Nach wenigen Monaten wurde er wegen seiner offenkundigen Misswirthschaft abberufen, um einen gezwungenen Aufenthalt in Faschoda zu nehmen. Ihm folgte 1878 Emin, zunächst mit Unterstellung unter Gessi; aber als dessen Gebiet sich auf immense Weise erweiterte, erschien es doch richtiger, eine gänzliche Trennung eintreten zu lassen, und so finden wir vom Jahre 1880 an eine neue Eintheilung. Emin erhielt zur selbständigen Verwaltung die Provinz Hat-el-Estiva, d. h. Linie der Gleichheit, also die eigentliche Aequatorialprovinz, mit Hinzuziehung der Bezirke von Rohl, Makaraká und Mangbattu zu der früheren Mudirije Ladó, da-

Digitized by Google

gegen behielt Gessi die Provinz Bahr-el-Ghasal, mit ihrer Ausdehnung bis über den 23. Längengrad und bis zum Uelle. Emin und Gessi funktionirten als Mudir amûm, als Gouverneur, während die früheren Mudirijen mit der Bezeichnung Idara, durch Mudire verwaltet, ihnen unterstellt wurden.

Die Bahr-el-Ghasalprovinz. Die Zustände in Gessi's Provinz sind aus den bisherigen Erzählungen, so weit sie den Norden betreffen, ersichtlich: die Seriben zerstört, die Felder verwüstet, die Eingeborenen verjagt und geplündert, ein grosses Gefechtsfeld, auf dem es galt aufzuräumen und aufzubauen. Im Süden erstreckte sich die Mudirije bis an den Uelle und umfasste im Südosten und Osten auch die Distrikte Mangbattu, Makaraká und Rohl, welche bald darauf zur Provinz Emin Bey's: „Hat-el-Estiva", der Aequatorialprovinz, geschlagen wurden; und in diesen Bezirken, wo kein Krieg getobt, wo im Gegentheil unter dem strengen Regiment der Nubier die Räubereien und Kämpfe der Neger unter einander Stamm gegen Stamm mehr und mehr aufhörten, galt es, die verderblichen arabischen Einflüsse möglichst zu beseitigen und die Negervölker zu einer selbstthätigen staatlichen Entwickelung zu erziehen. In diesem Sinne fasste wenigstens Gessi Pascha seine Aufgabe auf, und vom ersten Tage an war sein Bestreben dahin gerichtet, die Nubier nach Möglichkeit zu entfernen und die Neger heranzuziehen. Er wurde ein Schrecken für die Dongolaner und ein väterlicher Freund für die Neger, er liess die ersteren zu Dutzenden hängen und erbarmungslos erschiessen, die letzteren verwöhnte er, da der Uebergang zu plötzlich war. Bisher als Menschen niederer Gattung behandelt, überall geschlagen und missachtet, erhielten sie nun Waffen und Munition und die Berechtigung, die Gallabun zu verfolgen; dass lehrte sie aber ihre Macht überschätzen und schnell trotzig und ungefügig werden. Die freigelassenen Negersoldaten, welche mit Waffen in der Hand in ihre Heimath zurückkehrten, traten dort hoffährtig und übermüthig auf, sie wurden gegen ihre eigenen Stammesbrüder schlimmere Tyrannen, als die Dongolaner. Sie waren eben noch nicht reif gewesen für diese übereilte Veränderung aller Verhältnisse. Dagegen die Dongolaner, welche unter Gessi gegen Soliman gekämpft hatten, und nunmehr, anstatt der erwarteten Belohnung, nach der Heimath entlassen wurden, waren unglücklich; denn dort hatten sie ihren Beruf, ihre Gewohnheiten, ihre Heimath sich gegründet und was sollten sie in ihren nubischen Dörfern in Dar-Dongola und Berber?

Digitized by Google

Sie wurden, existenzlos, an Arbeit nicht gewöhnt, zu lungernden Tagedieben und die eifrigsten Kämpfer für den Mahdi.

Mit den Negervölkern im Süden hatten die früheren Herren vom Bahr-el-Ghasal ein leichtes Spiel gehabt, so weit dieselben in Folge von Kleinstaaterei ihren Expeditionen keinen nachdrücklichen Widerstand hatten entgegenstellen können und sich das Vasallenthum mussten gefallen lassen. Das Gebiet der Bongo, der Bandjía, der Mittu und der verschiedenen Stämme in Makaraká war in Folge dessen längst erschlossen und dieselben insofern auch günstig beeinflusst, als sie zu einem friedlichen Nebeneinanderwohnen gezwungen worden waren. Anders stand es im Zentrum, im Lande der A-Sandé. Auch deren ausgedehnter Staat stand ja nicht mehr unter einheitlicher Herrschaft, jedoch waren es immerhin noch recht grosse Bezirke, welche in der Hand einzelner Fürsten vereinigt waren, und nur wenigen der Kaufleute war es gelungen, durch kluges massvolles Vorgehen sich theilweise Freunde unter ihnen zu gewinnen, andere, deren feindliches Gebiet nicht umgangen werden konnte, durch kühnes und kräftiges Auftreten einzuschüchtern. Neben Akk'ad ist hier Mohammed Abd-es-Sammat zu nennen, der im östlichen Sandé-Gebiet seine Stationen bis zum Uelle hinab angelegt hatte und mit dem Fürsten Uando, dessen feindliches Gebiet er bei jedem Handelszuge durchschreiten musste, immer noch fertig zu werden verstand. Freilich hatte er dadurch den Neid seiner Konkurrenten in hohem Maasse wachgerufen und, als er im Jahr 1870 von der Meschra nach seiner Seriba Ssabbi zog, wurde er von einem derselben, Scherifi, überfallen und entging nur mit Noth dem Tode. Die ganze Unfähigkeit und Frivolität des damals von der Regierung nach dem Bahr-el-Ghasal gesandten Truppenkommandeurs zeigte sich aber darin, dass er allen Zeugenaussagen zum Trotz Mohammeds Klagen auf das schnödeste abwies, weil er von der andern Partei durch reiche Geschenke gewonnen war. Andere Handelshäuser hatten wohl mit den nördlichsten Sandé-Häuptlingen Beziehungen gewonnen und auf friedlichem Wege Elfenbein erhalten. Als sie aber in ihrer gewohnten Weise mit Requisitionen und Räubereien vorzugehen begannen, hatte sich Ndóruma, ein mächtiger Sandé-Fürst, dem widersetzt, eine Niederlassung überfallen und hierbei eine Anzahl Gewehre erbeutet. Drei Handelskompagnien rüsteten nun einen gemeinsamen Kriegszug aus, Hassab Allah, Abu Gurun und Kutschuk Ali. Aber ihr immenser Zug, mit Inbegriff von Sklaven, Weibern und Kindern

Digitized by Google

2250 Köpfe, darunter 300 mit Feuerwaffen ausgerüstete Krieger, war durch Ndóruma beim Ueberschreiten eines Flusses überfallen und fast gänzlich vernichtet worden. Eine zweite Expedition scheiterte in derselben Weise und erst Rafai, der damals noch im Dienste Solimans des Sohnes Sibers stand, gelang es 1878, den Negerfürsten zu besiegen und zum Vasallen zu machen. Dessen Onkel aber, Mbio, kämpfte für seine Unabhängigkeit, die nunmehr gefährdet wurde, da sein Gebiet demjenigen Ndórumas benachbart war, noch manches Jahr mit bestem Erfolg und erst im Jahre 1882 sollte auch er dem Schwert Rafais erliegen, welcher, in Regierungsdienste übergetreten, eine der stärksten Stützen des Gouverneurs geworden war.

Mit Uando, dem oben erwähnten Häuptling, mit welchem Mohammed Abd-es-Sammat manchen Strauss zu bestehen hatte, wurde man im Jahre 1880 fertig, indem Mohammeds Neffe und Erbe Abdu'lallahi seinen Sohn Hókua zu gewinnen wusste und mit dessen Hülfe die Herrschaft sich aneignete. Im Mangbattu-Lande dagegen, südlich vom Uelle, hatten die Elfenbeinhändler es bereits im Jahre 1872 fertig gebracht, durch Ausnutzung eines Zwistes in der Königsfamilie den mächtigen Munsa zu stürzen und zu vernichten. Von Jahr zu Jahr gewannen sie dort gegen die vereinzelten Erben des zertrümmerten Königreiches mehr Boden und im Jahr 1881 wurde der letzte Vertheidiger seiner angeerbten Rechte und Selbstständigkeit, Mambangá, geschlagen und vertrieben.

Als Gessi sein Amt übernahm, war also, wie ersichtlich, von geregelten Verhältnissen in den Negerländern keine Rede, und der neue Gouverneur schlug einen ganz andern Weg ein, als die früheren Herren des Gebietes; er trat mit den angesehendsten Häuptlingen in Verbindung und gewann deren eine Anzahl auf friedlichem Wege, dass sie an Stelle von Statthaltern in grösseren Bezirken das Elfenbein und andere Landesprodukte zusammenbrachten und an die Regierung abführten; er bahnte also eine Art Selbstregierung an und hatte mit den Persönlichkeiten Semio, Sassa und Ndóruma einen verhältnissmässig glücklichen Griff gethan. Dieselben wurden mit Gewehren und Munition ausgerüstet, bewaffneten ihre Negersoldaten und besetzten in ihren Distrikten Stationen ganz in der Weise der nubischen Beamten. Dagegen war das Entlassen ehemaliger Dragomanen und Negersoldaten und die Ueberlassung von Gewehren an kleinere Häuptlinge jedenfalls verfrüht und nicht gerechtfertigt. Junker führt uns als ein Beispiel

eines solchen Emporkömmlings einen früheren Sklaven des Seribenbesitzers Kutschuk Ali, den Dragoman Abd-es-Sit vor, welcher als Vertreter des Verwalters El-Maas (Dem Bekir) beauftragt war, den Reisenden auf dem Marsch von seiner Behausung an der Nordgrenze der Sandé-Länder bis zu Ndóruma zu begleiten. Betrunken und mit der Pfeife im Munde führte er sich bei Junker ein, hatte trotz der persönlich von El-Maas erhaltenen Befehle für gar nichts Sorge getragen, sondern machte unnütze Redensarten und suchte des Forschers Weiterreise von Tag zu Tag zu verzögern. Alle Klagen seiner Untergebenen gegen ihn bewiesen, dass er lediglich darauf bedacht war, das ihm unterstellte Gebiet zu seinem eigenen Vortheil auszusaugen. In seiner Ueberhebung, obwohl früher selbst Sklave, fragte er nicht nach Recht, sondern führte in seinem Bezirk als Despot eine rücksichtslose Willkürherrschaft. Meist betrunken, war er zu nichts zu gebrauchen; ernüchtert suchte er durch ängstliche, kriechende Zuvorkommenheit sein nichtswürdiges Benehmen gut zu machen.

Solcher Geschöpfe gab es aber leider nur zu viele in den unteren Verwaltungsstellen, und mochten die höheren Aemter auch zum Theil mit sehr tüchtigen und vertrauenswerthen Männern, Negern und Nubiern, besetzt sein, die Uebergriffe, Eigenmächtigkeiten, Räubereien der Unzahl der niederen Organe entzogen sich der Kontrolle und Aufsicht. Die Gebiete waren für die schlechten Kommunikationsverhältnisse viel zu gross und so litten die armen Neger nach wie vor. Als einer der energischsten Verwalter muss gewiss Rafai-Agha bezeichnet werden, welcher, aus dem Dienste Solimans übernommen, sich auch bei den Negern hoher Achtung und Zuneigung erfreute Aber da tritt im Jahre 1880 der Häuptling Jápati mit Klagen vor Junker gegen Rafais Seribenverwalter Mohammed Hassan wegen Sklavenraub und frevelhafter Eigenmächtigkeiten, da beklagt sich im Jahre 1883 Ssansá über die rücksichtslose Willkür der Expeditionsführer und erzählt, dass dieselben es wohl zu verhindern wüssten, dass die Klagen zu den Ohren Rafais gelangten. Hatte doch ein aus der Mitte der Neger hervorgegangener Stationsverwalter Mordján Abukája einen Häuptling auf dem Wege zu Rafai ermorden lassen, um seine Anklage abzuwenden.

Aber auch unter den höheren Beamten gab es recht zweifelhafte Elemente, wie Ali Kobbo, welcher seiner Zeit unter Gessi Pascha gegen Soliman gefochten hatte und nun am entferntesten Ende der Provinz, am Uelle, als unumschränkter Gebieter waltete. Soweit ent-

Digitized by Google

fernt von der Zentralstation, wer hätte es gewagt, einen seiner Wünsche unerfüllt zu lassen? Welcher Häuptling hätte ihm eine Sklavin, die er begehrte, versagt? Seine einzige Sorge war das Beitreiben von Elfenbein, und weil seine Expeditionen über den Uelle hinüber unter die feindlichen Stämme ausgeführt wurden, bedurfte er einer starken bewaffneten Mannschaft. Wie es bei diesen Unternehmungen ins Gebiet nicht unterworfener Völker zuging, werden wir später noch sehen. Plünderung und Sklavenraub lernten dort die Basinger im Grossen, und wer hinderte sie, dass sie, vertrauend auf ihre Macht, nicht auch im befreundeten Lande ihren Gelüsten nachgingen?

So wurden die Verhältnisse im Grunde genommen, nicht wesentlich gebessert; dazu hätte vor allen Dingen eine längere, bedeutend längere Zeit gehört, als Gessi und seinem Nachfolger Lupton vergönnt war, ihren Einfluss geltend zu machen. Besser war es doch immerhin in vielen Bezirken schon geworden, und wäre es gelungen, mehr und mehr tüchtige Beamte heranzuziehen, die Kontrolle zu verschärfen, die schlechten Elemente auszuscheiden, so wäre ein weiterer Erfolg doch wohl zu erwarten gewesen. „Vor allem scheiterte ja", wie Junker sagt, „bei Gessi, wie bei Gordon, Emin, Lupton und anderen wohlmeinenden Reformatoren, die nutzbringende Thätigkeit im Sudan am Mangel gleichgesinnter, mithelfender Arbeitskraft bei den Untergebenen, an einer Ueberwachung, die den Eingeborenen, wie den Beamten in Ausübung der ihnen zugestandenen Rechte und Dienstleistungen beständig warnen und zum Bessern anleiten konnte."

Unter Rauf-Pascha's Regiment entstanden Disharmonien zwischen den Chartumer Verwaltungsorganen und Gessi Pascha, einerseits in Folge von Nichtberücksichtigung der Vorschläge des letzteren, Beschränkungen seiner Gewalt und dergleichen, andererseits hervorgerufen durch die vollständige Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit des Gouverneurs im Abrechnungswesen. Ende 1880 aufgefordert behufs Rücksprache nach Chartum zu kommen, beschloss er seine Verabschiedung zu fordern; er musste dann die entsetzliche Fahrt auf dem Bahr-el-Ghasal unternehmen, trotz Casati's wohlgemeinter Warnungen, wobei er, monatelang in Seddverstopfungen eingeschlossen, dem grausigsten Tode ins Auge blickte. Durch Marno errettet, gelangte er doch nicht in seine Heimath zurück, sondern starb in Suez am 1. Mai 1882.

Sein Nachfolger Lupton Bey arbeitete in seinem Sinn weiter, bis er dem Mahdi zum Opfer fiel.

Die Aequatorialprovinz. In der eigentlichen Aequatorialprovinz ward im Jahre 1878 Emin Effendi zum Gouverneur ernannt. Dr. Eduard Schnitzer, das ist bekanntlich sein deutscher Name, ist am 28. März 1840 zu Oppeln geboren, evangelischer Konfession, studirte Medizin und verweilte 1864 bis 1875 im Orient. Nach kurzem Aufenthalt bei seinen Angehörigen in Neisse trieb ihn seine Reiselust nach Aegypten, woselbst er im Anfang des Jahres 1876 als Dr. Emin Effendi in Regierungsdienste trat und sich dem Generalgouverneur des Sudan zur Verfügung stellte. Dies führte ihn mit dem Colonel Gordon zusammen; er wurde von ihm mit Inspektionsreisen und wiederholten Missionen nach Uganda, wo König Mtesa für einige Zeit die Hoffnung auf Betheiligung an einer kulturellen Entwickelung seines Landes in Aussicht zu stellen schien, betraut. Im März 1878 erhielt er, als Nachfolger von Ibrahim Fauzi, die Befehlshaberstelle in Ladó und damit die Verwaltung der Aequatorialprovinz, welche, nachdem sie 1880 dem Generalgouverneur (Hokmdar) in Chartum direkt unterstellt war, durch Emin (1878 zum Bey und im Jahre 1887 zum Pascha ernannt) in zehn Distrikte „Idarate“ getheilt wurde, nämlich: im Westen des Bahr-el-Djebel:

a) Rohl mit dem Hauptort Ajak, Stationen: Schambé, Bufi, Lehssi, Rumbêk und Gohk mit Dependenzen.

b) Ladó. Hauptort Ladó; Stationen: Amadi mit Ssajadihn, Gondókoro, Redjaf, Bedden mit Dependenzen.

c) Makaraká. Hauptort Wandi; Stationen: Kabajendi, Kudurma, Ombamba, Gosa, Mundú, Loggo, Tambira, Kalliká, Korobehk mit Dependenzen.

d) Mangbattu (Emin schreibt wie Schweinfurth: Monbuttu). Hauptort Mbaga; Stationen: Gango, Kubbi, Tangasi, Gadda, Dongu mit Dependenzen.

e) Kiri. Hauptort Laboré; Stationen: Kiri, Muggi, Chor Aju.

Westlich und östlich:

f) Dufilé. Hauptort Dufilé; Stationen: Fatiko, Wádelai mit Dependenzen.

Südlich:

g) Fauwera. Hauptort Foda; Stationen: Fauwera mit Dependenzen.

Oestlich:

Digitized by Google

h) Fadibék. Hauptort Fadjulli; Stationen: Faradjók, Fadibék, Fatjér, Fartjehl, Lobbohr mit Dependenzen.

i) Lattuka. Hauptort Tarrángole; Stationen: Obbo, Kuron, Marangole mit Dependenzen.

k) Bor. Hauptort Bor mit Dependenzen.

Von Emin giebt Dr. Junker, bezugnehmend auf seine ersten Begegnungen mit ihm in den Jahren 1876/77 und 1878 folgende Beschreibung: „Dr. Emin ist ein schlanker, fast magerer Mann von etwas mehr als Mittelgrösse, mit schmalem, von einem dunklen Vollbart umrahmten Gesicht und tiefliegenden Augen, welche durch die starken Krystallgläser der Brille beobachtend hervorschauen. Seine starke Kurzsichtigkeit zwingt ihn zur Anstrengung und Konzentrirung seines Sehvermögens auf die vor ihm befindliche Person, was seinem Blick einen harten, mitunter scheinbar lauernden Ausdruck verleiht. Der auch malerisch interessante Kopf, in welchem sich unverkennbar eine bedeutende Intelligenz ausspricht, lässt in nichts den Deutschen vermuthen; das unleugbar orientalische Gepräge desselben erleichterte Dr. Emin wesentlich die Rolle eines Türken, welche er gegenüber der Beamtenwelt und dem Volke angenommen hatte. . . . In seiner Haltung wie in seinen Bewegungen drückt sich eine beabsichtigte, stets kontrolirte Gemessenheit aus, welche berechnet ist, würdevoll und selbstbewusst zu erscheinen. . . . Sein äusserer Mensch verrieth eine fast peinliche Sauberkeit, bei grosser Sorgfalt des Anzuges.“

Dieser Penibilität im Aeussern entspricht aber auch ein hervorragender Charakterzug: er ist der geschulte, nach dem Buchstaben der Vorschriften handelnde, peinlich gewissenhafte Beamte. Obgleich mit ganzer Seele bei seinen geographischen und naturwissenschaftlichen Forschungen betheiligt, gab er denselben niemals Raum, sobald sie mit den Pflichten des Gouverneurs sich nicht vereinigen liessen oder dieselben auch nur im geringsten störend beeinflussen konnten, und um desto mehr Anerkennung ist seinen verdienstvollen wissenschaftlichen Arbeiten zu zollen, da sie inmitten solcher Schwierigkeiten ausgeführt wurden, wie sie seine Stellung mit sich brachte. Von höchst selbstlosem Charakter, war er gern freigebig, während er Aufmerksamkeiten von Untergebenen ungern annahm. Seine Ziele waren wie die Gordon's und Gessi's die edelsten, und sein sehnlichster Wunsch war das Gedeihen seiner Provinz und deren Bevölkerung. Freilich war er Optimist und mancher erreichte Fortschritt erschien ihm grösser,

als sich später herausstellte; freilich war er, wie Gordon, geneigt, sein Vertrauen Personen im Uebermaass zu schenken, welche ihm sympathisch waren, und durch diese liess er sich, wie es scheint, bisweilen in unglücklicher Weise beeinflussen (Ibrahim Gurguru); freilich fehlt ihm eins: er ist kein Soldat und hat weder den Möglichkeiten einer Ausbreitung des Mahdi-Aufstandes bis in seine Provinz irgendwie zu begegnen gesucht, noch wusste er die günstigen Chancen, welche ihm blieben, als er dadurch überrascht wurde, irgendwie auszunutzen, noch vermochte er feste unwandelbare Entschlüsse dem nahenden Unheil entgegen zu stellen. Allerdings ist Manches aus dieser Zeit noch nicht aufgeklärt, und es erscheint mir nicht gerechtfertigt, über die Ereignisse der letzten Jahre seiner Verwaltung der Aequatorialprovinz ein Urtheil zu fällen, bevor er seine eigenen Mittheilungen denjenigen Stanley's und Casati's hinzugefügt haben wird.

In einer Beziehung hatte Emin jedenfalls seinen Bemühungen schon einen gewissen Erfolg zu verdanken: er hatte seine Provinz wirthschaftlich auf eigene Füsse gestellt. Wie erwähnt, hatte Gordon schon die Absicht, sich von den Requisitionen sowohl, als von den Getreidelieferungen aus Chartum frei zu machen. Als Emin die Provinz von Ibrahim Fauzi übernahm, war sie von dem Standpunkt, welchen sie unter Gordon erreicht hatte, unter der Misswirthschaft der letzten Gouverneure vollständig wieder herabgesunken. Die einstigen kleinen Sklavenhändler hatten sich überall in den Negerortschaften eingenistet und ihr altes Gewerbe wieder aufgenommen; die Mehrzahl der Beamten waren durch Strafversetzungen in ihre Stellen gekommen, also die Elite der sauberen nubischen Beamtensippe. Selbst Schulden waren der Provinz aufgebürdet worden und das alte Aussaugesystem war wieder im vollsten Zuge. Dazu war der Nil durch Verstopfungen unfahrbar. Vom Juli 1878 (Fahrt Gessi's nach Gaba Schambé, bei welcher Gelegenheit Emin sein Patent als Bey übersandt wurde) bis 3. April 1880 (Durchbrechung der Seddbarren durch Marno) war Emin von Chartum völlig abgeschnitten und konnte von dort keinerlei Unterstützung erlangen. Sein erstes Augenmerk musste daher auf die Benutzung der eigenen Mittel und auf deren Vermehrung gerichtet sein. Aus den getreidereicheren Gegenden, wie Makaraká, wurden die ärmeren versorgt, aber der Feldbau überall zu heben gesucht, sei es durch Anregung zu ausgedehnterer Bebauung, sei es durch Einführung geeigneter Nährpflanzen, und selbst die trägen Barí gelang es, zu tüchtigen und

Digitized by Google

fleissigen Getreidebauern zu erziehen. Die Baumwollenkultur führte Emin ein und aus den selbst gefertigten Damurstoffen war es zur Zeit der völligen Isolirung in Folge des Mahdi-Aufstandes möglich. Bekleidungen herzustellen. Die Stationen wurden neu erbaut und überall für Herstellung festerer Bauwerke aus haltbarerem Material gesorgt. Auch Handwerker, wie Schuhmacher, Tischler, Schneider wurden gebildet, zu denen die Neger ihre Knaben begannen in die Lehre zu schicken. Wunder muss es nehmen, dass der fürsorgliche Emin es gänzlich übersehen konnte, durch Wegebesserungs-Arbeiten günstigere Verhältnisse für Transporte und Märsche zu gewinnen. Es konnte nicht allzu schwer sein, Karren und Karrenwege für den Getreidetransport aus Makaraká herzustellen.

Durch zahlreich unternommene Reisen in allen Theilen seiner Provinz suchte Emin sich von allen Verhältnissen persönlich zu unterrichten und Schäden abzustellen, wo er sie antraf. Vor Allem musste hierbei die Bekämpfung des Sklavenhandels und der Bedrückungen der Neger durch Beamte, Dongolaner und eingenistete Sklavenhändler ins Auge gefasst werden. Und in dieser Beziehung gab ihm die Uebernahme des Distrikts Rohl am meisten Arbeit. Als er im Jahre 1881 denselben bereiste, fand er entsetzliche Zustände. Seit der Uebernahme dieses Landestheiles aus den Händen der Chartumer Kompagnien hatte derselbe ausser dem aus Mangbattu bezogenen Elfenbein absolut keinen Ertrag an das Gouvernement geleistet. Die überreichen Eingänge an Korn verschiedener Arten, an Honig, Wachs, Sesam-Oel und Fett des Butyrospermum waren in der schamlosesten Weise vergeudet und verschleudert, der Viehstand völlig zu Grunde gerichtet, die Bevölkerung erst ausgeplündert und dann haufenweise als Sklaven verkauft worden. Bis von Mangbattu her hatte man sie in Haufen herbeigetrieben, um sie gleich Vieh zu verschachern. Es ist nirgends der Sklavenraub so systematisch betrieben worden, als in diesem Bezirk.

In Amadi fand Emin Bey 40 im Dienste des Gouvernements befindliche Danagla, ausser Dienst befindliche Dongolaner 96 und 319 sogenannte Dragomane, Faruch, Fukara u. s. w., also 455 Mann einer unproduktiven Bevölkerung; rechnet man hierzu die Konkubinen, rechtmässigen Frauen, Sklavinnen, Knaben zum Tragen des Gewehres etc. mit mindestens dem Vierfachen, so erhält man die Summe von mindestens 2200 Menschen, welche einer Bevölkerungszahl von höchstens

8000 bis 10000 Eingeborenen gegenübersteht. Um eine behäbige Existenz zu haben, musste die Sorge dieser Bedrücker sein, die Produzenten in Ruhe zu lassen. Aber bereits in den ersten zwei Tagen seines Aufenthaltes in Amadi wurden Emin seitens der in nächster Nähe wohnenden Negerhäuptlinge Klagen wegen ihnen geraubter Leute, meist Mädchen und Frauen, zugestellt, die zusammen die Summe von 240 Individuen repräsentirten. Ausser diesen wurden gleich am ersten Tage 85 Mangbattu-Mädchen und etwa 200 anderen Stämmen angehörige Sklaven in Freiheit gesetzt und ihren Angehörigen zurückgeschickt. Im Laufe einiger Tage war die Zahl der zurückgesandten Mangbattu auf 201 angewachsen. Aus Makaraká war Klage eingelaufen über einen Faki, Mohammed Salih. Derselbe wurde zur Stelle geschafft; er hatte mit Hülfe von sechs bewaffneten Sklaven eine Privatjagd in Mangbattu veranstaltet und 19 junge Burschen, 5 Mädchen und 2 Kinder zusammengebracht, indem er von Dorf zu Dorf zog und theils mit offener Gewalt, theils durch falsche Vorspiegelungen seinen Fang eingebracht hatte. Und diesen Menschen hatte Bâhit-Bey, der Mudir von Makaraká, nicht festgenommen, sondern ausgescholten, weil er Nachts die Station betreten habe und — laufen lassen.

In Bufi traf es Emin nicht anders. Sein Erscheinen rief Panik hervor, denn kein Mensch schien dort an eine Ausnutzung seiner Existenz anders, als durch Raub, Plünderung und Sklavenhandel zu denken. Gleich am ersten Tage wurden 200 Individuen von ihren Angehörigen zurückgefordert; mehr als 500 Trägerlasten Korn waren in den letzten Wochen von den Eingeborenen geliefert, aber das Magazin war völlig leer, die Leute klagten über Hunger und trieben sich betrunken in der Station umher. Ein Beamter hatte für sich nicht weniger als 84 Sklaven zusammengeholt und 400 wurden, aus der nächsten Umgebung geraubt, in zwei Tagen zurück gegeben.

In Ajak fand Emin bei einer Zahl der freien Bewohner von 151 (davon nur 30 Soldaten und 7 Krämer, 114 ohne nachweisbare Beschäftigung) mehr als 1500 Sklaven. Ausserdem aber 73 Basinger, d. h. bewaffnete Sklaven und eine ganze Anzahl von A-Sandé, Mangbattu, Bongo, Mittu u. s. w., von denen kein Mensch sagen konnte, woher sie gekommen und was sie seien; aber Alle Sklavenbesitzer. Alle Bediensteten unterhielten eine Menge männlicher Sklaven, mit Waffen des Gouvernements ausgerüstet, welche sich mitten in Neger-

Digitized by Google

dörfern niederliessen und dort sich als Verwalter aufspielten, indem sie die Bevölkerung zu allerlei Abgaben zwangen, welche theilweise ihrem eigenen Unterhalt dienten, grösstentheils aber in die Häuser ihrer Herren flossen. Natürlich suchten diese sich ihre Sklavenschaar anzuschaffen wie ihre Herren, und wurden durch deren Namen gedeckt.

Der schlimmste Ort war der Sitz des Mudirs Mula-Effendi: Rumbêk. Emin sagt: „Die Station ist ein fürchterlicher Ort, so schlimm als Branntwein und Syphilis, Sklavenhandel und Unflath einen Ort nur machen können.“ 3000 Sklaven waren vor seiner Ankunft dort gewesen, von denen freilich so viel wie möglich ihm entzogen und in der Umgegend versteckt worden waren. Aber 600 bis 700 fand er, die er direkt in ihre Heimath entlassen konnte. Von 165 neu angekommenen Mangbattu-Leuten gehörten 45 dem Chef, Mula-Effendi. Der Unterhalt machte aber keine Schwierigkeiten; Korn produzirten die Neger in Fülle, und war das Fleisch zu Ende, so wurden die nächsten Negerstämme als aufrührerisch befunden, eine Razzia arrangirt und Kühe gestohlen. Am Ende machte man einen schönen Bericht an's Gouvernement — und Alles war erledigt.

Rechnung gelegt hatte die Verwaltung seit 1877 niemals. Die Chefs erhielten die Gelder zum Bezahlen der Gagen, aber seit Jahren bekam kein Mensch einen Piaster, wohl aber waren Alle den Chefs Geld schuldig für Waaren, die diese mit Gouvernementsgeldern kauften und zum dreifachen Preise an jene verkauften. Emin machte hier ein schnelles Ende, beseitigte den Mudir und liess aus Ladó schwarze Soldaten kommen, um die Danagla zu ersetzen, welche er nach Chartum schickte.

Er gab, ebenso wie Gessi Pascha, den Negersoldaten entschieden den Vorzug vor den Dongolanern, „sind unsere Soldaten auch gerade keine Engel“, sagt er, „lieben auch sie, Frauen zu haben und sich gelegentlich bedienen zu lassen, so sind sie doch an Disziplin gewöhnt, und ich kann, was Behandlung der Bevölkerung und gutes Einvernehmen mit ihr betrifft, sie nur loben.“ Emin zeigt sich auch hierin als Optimist, und wenn wir sehen werden, wie der Neger gelegentlich z. B. bei einer Ghâzwe gegen Neger eines anderen Stammes, mit derselben Grausamkeit, Herzlosigkeit und Raubgier verfährt, wie der schlimmste Dongolaner, werden wir doch Emin's Ausspruch nur mit wesentlichen Einschränkungen annehmen können. Interessant ist es, einen Ausspruch Gessi's, welchen Casati mittheilt, hier neben zu stellen.

Er sagt: „Der Neger ist ein ausgezeichneter Soldat, wenn er recht geleitet wird, tapfer, ausdauernd, muthvoll; man kann mit ihm Wunder thun. Aber wenn er sich selbst überlassen und nicht gepflegt, und was noch schlimmer ist, schlecht behandelt wird, kann er ein gefährliches Element werden.“ Ich möchte dem noch ein „wenn“ hinzufügen, nämlich: wenn seine Naturtriebe nicht gezügelt werden; denn er befindet sich offenbar noch in der kindlichen Periode seiner Kulturentwickelung, wo die Naturtriebe noch mehr destruktiver, als zur Schaffensthätigkeit anregender Natur sind.

Um die Nothwendigkeit der von Gordon eingeleiteten und von Emin Bey durchgeführten Beseitigung der früher im grossen Maassstabe ausgeführten Ghâzwe, d. h. Requisitions- und Raubzüge, in die Gebiete der noch nicht dem Gouvernement unterworfenen unabhängigen Negerstämme klar vor Augen zu führen, wollen wir Junker auf einer derartigen Expedition begleiten, welche im Jahre 1877 von Makaraká nach Kaliká unternommen wurde. Geleitet wurde dieselbe durch Achmed Atrusch-Agha, den Wekil des Mudirs Bâhit-Agha, unter ihm standen Ab d'Allah Abû Sed, der Nâzir, d. h. Distriktsverwalter, Stationsvorsteher, von Rimó, und Achmed-Agha, derselbe, welcher nach Kutschuk Ali die ersten Regierungstruppen in Bahr-el-Ghasal vertretungsweise kommandirte. Die gesammte Expedition zählte mehr als 1000 Köpfe, darunter 400 mit Feuergewehren bewaffnete Mannschaften, und neben den Dongolanern, bewaffneten Negern und Trägern nebst den unvermeidlichen Frauen auch eine Masse Diener und Sklaven. Denn wenn auch der erste Zweck des Zuges war, Elfenbein, welches in den Regierungsländern immer seltener wurde, einzutreiben und mit Schlachtvieh die Provinz zu versorgen, so gingen doch eine Menge anderer Zwecke nebenher. Die gewitzigten Neger versteckten ihr Elfenbein und nur gegen einen Theil der auf der Ghâzwe den fremden Stämmen abgejagten Rinder tauschten sie es aus; die Menge des zusammen zu bringenden Rindviehs musste also möglichst gross bemessen werden. Aber alles Andere ausser dem Elfenbein und den Rindern, dem „Regierungsgut“, blieb den an der Ghâzwe Betheiligten überlassen, also Ziegen, Schafe, Hühner, Weiber, Tabak etc. Deshalb wollte alle Welt mitziehen, um mitzurauben, und damit die zum Schutze der Stationen Zurückbleibenden nicht leer ausgingen, schickten sie ihre Sklaven mit.

Schon in Freundes Land fand sich eine Gelegenheit, ein kleines

Digitized by Google

Vorspiel zu arrangiren. Ein Häuptling, welcher eines wenig bedeutenden Umstandes halber einen anderen überfallen und erschlagen hatte, gab die willkommene Veranlassung, unter dem Vorwande der Justiz seine Aecker zu plündern, seine Hütten zu zerstören und zu verbrennen.

Als man hierauf in das Gebiet der Kakuak kam, konnte das planmässige Plündern beginnen. Man richtete sich zunächst häuslich ein, indem man die runden Strohdächer, welche die Eingeborenen, als mühsamsten Theil ihrer bescheidenen Baukunst, im hohen Grase versteckt hatten, zusammen suchte und zum Lagerbau verwendete; dann zog eine Schaar mit Lanzen bewaffneter Neger, in Begleitung von ein paar Dutzend Dragomanen mit Gewehren, nach den nächsten Weilern, um „Getreide zu holen". Der Schall von Gewehrschüssen liess darauf schliessen, dass man auf Viehheerden gestossen war; denn nur diese suchten die Eingeborenen zu retten und zu schützen, ihre Getreidespeicher überliessen sie ohne Gegenwehr. Freilich waren sie durch wenige Flintenschüsse gewöhnlich in die Flucht zu schlagen, denn dem Feuergewehr gegenüber waren sie macht- und wehrlos, und, ihrer hierin begründeten Uebermacht sich wohl bewusst, hatten sowohl die Elfenbeinhändler, als die Regierungstruppen von jeher sich wohl gehütet, den Negern Gewehre in die Hand zu geben.

Abends kehrte die Karavane zurück; in langer Reihe zogen sie, jeder seinen Korb mit Telebun auf dem Rücken oder auf dem Kopfe, den Berg herunter, in ihrer Mitte mehr als ein halbes hundert Ziegen. Aber dies war nur ein Anfang. Andern Tages rückten in drei Abtheilungen nach verschiedenen Richtungen die Mannschaften zur Ghâzwe aus; aber wiederum die Lanzenträger und Dragomane, während die Dongolaner und Regulären zum Schutz des Lagers zurückblieben. Der Neger wurde gegen den Neger ausgespielt, und der Nubier gewann dabei am meisten. Junker konnte von einem Berge aus weithin das Gelände übersehen, aus dessen dunklem Grunde die Dörfer der Kakuak durch ihre grünen Felder hervorleuchteten. Nach und nach stiegen aus denselben Rauchwolken auf, welche den Weg der brandschatzenden Plünderer bezeichneten, und mit reicher Beute sah man sie heimkehren; freilich auch nicht ohne Verluste, denn allzu voreilig waren sie über die Ziegenheerden hergefallen und hierbei von den Besitzern, die im Hinterhalt lagen, mit einem Pfeilhagel überschüttet worden. Rinder zu erbeuten hatte man nicht erwarten dürfen, denn deren hatten die

Nubier die Kakuak schon seit Jahren gänzlich beraubt. Aber Ziegen und Schafe warf die Razzia wohl 500 Stück ab.

Mit dem Ueberschreiten der Grenze der Kakuak bot sich im Lande der Kaliká ein seltenes Bild friedlichen afrikanischen Wohllebens, denn die Einwohner waren eifrige Ackerbauer und Viehzüchter, den Madistämmen angehörend, während die Kakuak zu den Baristämmen zu rechnen sind. Die ausgedehnten Getreidefelder, durch kleinere Parzellen mit Bohnen, Kürbis, Bataten unterbrochen, dazwischen schmale Streifen dichten Baumwuchses an den Bachläufen, die Ortschaften mit ihren einzelnen schattigen Riesenbäumen, Alles das erinnerte an einen kultivirten Landstrich Europas. Und in diese glück- und friedeathmende Landschaft brachen die Horden der Expedition wie ein zerstörendes Ungewitter herein. Die Einwohner flüchteten, ihre leeren Hütten und halbgereiften Getreidefelder wurden verwüstet, gegen verspätete Flüchtlinge und selbst Kinder wurden Scheusslichkeiten verübt, welche ein empörendes Zeugniss ablegten von dem Mangel jedes Gefühls, von Rohheit und Stumpfsinn.

Aber der Zweck der Expedition war damit nicht erreicht, wenn man nur leere Wohnstätten antraf. Man hatte deshalb einen Häuptling Namens Lemihn zu gewinnen gewusst, indem man ihm Schonung seiner Habe zusicherte, dass er zum Verräther an seinen Genossen wurde. Solche niedrige selbstsüchtige Charaktere fand man ja unter den Negern allenthalb, denn bei den meisten Stämmen war der Sinn für Stammestreue und Blutsgemeinschaft längst durch Familienhader und Gewinnsucht ertötet, und gewinnbringend war das Geschäft, da die Nachbarn gern gegen eine anständige Abgabe an dem Schutz partizipirten und des Verräthers Ansehen und Besitz also nur zunehmen konnte. In grosser Zahl gewährte man den Häuptlingen nicht diese Ausnahmestellung, denn es lag ebensowenig im Vortheil der ägyptischen Expeditionsführer, viele solcher Freunde zu haben, als die noch wohlhabenden Stämme dem Verwaltungsgebiet einzuverleibon. Erst wollte man das Land gründlich ausgebeutet haben, dann war es immer noch Zeit, dasselbe mit dem Segen der offiziellen Zugehörigkeit zum ägyptischen Staatswesen zu beglücken.

Nun, Lehmin that auch diesmal seine Verrätherpflicht, er wurde dabei freilich am ersten Tage versehentlich auch ein wenig mitgeplündert, aber für seine Ziegen durch einige nachbarliche Kühe entschädigt. Dann ging es weiter und in einer menschenleeren Wald-

Digitized by Google

einöde entdeckte man unter Lemihns Leitung das von den Negern hier geborgene Vieh.

Noch reichere Beute versprachen die südlicheren Bezirke, welche man dann betrat, denn sie waren bis jetzt noch niemals heimgesucht worden. Jeden Morgen zog die Hälfte der Waffentragenden zur Razzia aus, jeden Abend kehrte sie mit Beute beladen zurück. Den Kern bildeten immer die Negersoldaten d. h. die Dragomane, die mit Flinten bewaffnet waren, im Ertragen von Beschwerden, Ausdauer in der Verfolgung, Schnelligkeit des Laufens ganz Ausserordentliches leisten konnten und die wahren Spür- und Jagdhunde der Expedition abgaben. Sie waren gute Schützen, wagten sich muthig, im Vertrauen auf ihre überlegene Waffe, zu drei oder vier vereinigt, an ganze Schaaren von Eingeborenen und trieben sie meist in die Flucht. Sklavenjungen begleiteten sie, denen das Geschäft des Zusammenraffens der Beute zufiel. Den Dragomanen gesellten sich die mit Lanzen oder Bogen ausgerüsteten Schwarzen, die Nubier blieben meist im Lager zurück. So wiederholten sich diese Plünderungszüge durch den ganzen Monat Dezember. Selten leisteten die Eingeborenen Widerstand; ja selbst, wenn grausiges Unwetter hereinbrach zur Zeit, wo die halbe Mannschaft aus dem Lager abwesend war, wenn Sturm und Finsterniss das Herankommen in Masse verborgen hätte und die durchnässten Gewehre der Nubier wenig zu fürchten waren, fanden sie nicht so viel Antrieb zu gemeinsamem Handeln in gemeinsamem Unglück und Schmerz, dass sie einen Angriff gewagt hätten. Nur ein Häuptling, Liki, wuthentbrannt durch den Verlust seiner Heerden und die Verwüstung seiner Felder, trat mit dem Muthe der Verzweiflung tollkühn seinen Feinden offen entgegen. Unbeobachtet war er an das Lager herangekommen; es entstand grosser Lärm, weil man einen starken Angriff dachte; aber er war allein, man schoss ihn nieder und verstümmelte den Leichnam.

Zu den Verlusten der Eingeborenen an Rindern, Ziegen, Schafen, Hühnern, zu der Verwüstung ihrer Felder, der Zerstörung ihrer Hütten, kam auch der Raub von Weibern und Kindern hinzu. Bei der Sklavenjagd wurde Alles mitgeschleppt, was man fand; natürlich gelang es den erwachsenen Männern leichter zu entkommen, als den Weibern und Kindern. Soweit die Gefangenen nun nicht von den Männern gegen Elfenbein losgekauft wurden, wurden sie mitgeschleppt, die erwachsenen Männer als Rekruten für die Regierung, die anderen als Eigenthum der Ghâzwe-Theilnehmer. In dem schweren Halsjoch der

Digitized by Google

Schebba zogen sie dahin, für immer losgerissen von der Stätte ihrer Heimath, ihrer Familie, von Hab und Gut, und durch wen? Durch die Beamten derselben Regierung, welche den Sudan okkupirt hatte, um den Sklavenhandel zu unterdrücken. Welcher Hohn! Sie waren die würdigen Erben und Nachfolger der Elfenbeinhändler geworden.

Als die Expedition am 1. Januar 1878 den Rückmarsch antrat, waren ausser Unmassen von Ziegen, Hühnern, Getreidelasten, Oel, Butter etc. und — Sklaven — an 4000 Stück Kühe zusammengebracht worden. Hiermit kehrte man heim, aber man brachte noch etwas mit, die echten Blattern. Während des Vormarsches schon waren sie ausgebrochen, in schrecklicher Weise hatte die Krankheit um sich gegriffen und fürchterliche Verheerungen angerichtet. Aber das ganze Gebiet, welches durchzogen war, wurde ebenfalls durchseucht, die Krankheit folgte der Expedition auf dem Fusse, überzog verheerend die Gebiete gegen Norden und Osten, und Junker begegnete bei seinen späteren Reisen ihren entsetzlichen Spuren in Niámbara, also 2 Breitengrade nördlich von Kaliká.

Mit den gewonnenen Schätzen aber wurde in rücksichtslos leichtsinniger Weise gewirthschaftet. Es begann nach Beendigung solcher Razzien ein Wohlleben sonder gleichen, Merissa wurde in Unmassen gebraut und vertilgt, Rinder und Fleisch wurde an die Eingeborenen vertheilt und massenweise geschlachtet. Unbedacht auf das Morgen wurde heute geschwelgt und gewüstet und reuelos wurde dann auch gedarbt und entbehrt — dabei aber der grosse Viehreichthum der Negerländer bis zum letzten Stück vernichtet.

Nur die Beamten und die Soldaten der regulären Truppe (Gehadie) klagten dabei über Zurücksetzung und Mangel, denn der Mudir, Bâhit Agha, war ja ein Neger (aus Nuba), und dies führt uns zu einem Punkt, welcher für die weitere Entwicklung ausserordentlich wichtig werden sollte, nämlich das Verhältniss der Aegypter, der Nubo-Araber und der aus den Eingeborenen hervorgegangenen Beamten und Soldaten. Die Araber, Türken und Aegypter in den Negerländern liebten keine Gemeinschaft mit den Eingeborenen, sie sahen in ihnen nur die geborenen Sklaven, gönnten ihnen selten ein freundliches Wort, verkehrten und verhandelten mit ihnen nur dienstlich. Dagegen pflegten die von Negern abstammenden Beamten den Verkehr mit den Eingeborenen, waren ihnen zugänglicher und genossen naturgemäss mehr Zuneigung von Seiten der Neger. Diese so verschiedenen Grundsätze und Anschauungen

Digitized by Google

schufen aber zwischen den hellfarbigen (arabisch-türkischen) und den schwarzen Offizieren und Beamten eine merkliche Spannung, die den gegenseitigen Vekehr auf Dienstangelegenheiten und Höflichkeitsbesuche beschränkte. In den niederen Schichten aber, den nubisch-sudanischen irregulären Soldaten (Choterie) und der geschulten Linientruppe (Gehadie) steigerte sich jenes gegenseitig kühle Verhältniss der Vorgesetzten zu Groll und Hass, wie sich dies in Emin's Provinz beim Kampf gegen die Mahdisten deutlich kund gab. Emin hatte nach Kräften gesucht, sich der Aegypter und Dongolaner zu entledigen und an Stelle derselben Negersoldaten einzustellen. Mit Bevorzugung der letzteren wuchs aber naturgemäss die Eifersucht des arabischen Elementes. Man kann wohl die beiden Parteien, wie sie sich mit der Zeit herausbildeten, als die arabische Beamten- und die schwarze Soldatenpartei bezeichnen, wenngleich die Mitglieder der ersten, die Danagla, auch vielfach dem Soldatenstande angehörten. Die Nebenbuhlerschaft zwischen beiden Parteien nahm naturgemäss in Folge der räuberischen Handlungen der Nubier zu, ob sie auch durch die Pflichten des Regierungsdienstes etwas gezügelt wurde. Emin hatte mit grösstentheils gerechten Massregeln, welche er angesichts des übermässigen Vorherrschens des arabischen Elementes in dem Rohlgebiet traf, das sudanische Militärelement Hoffnung schöpfen lassen, einen unbedingten Vorrang bei der Verwaltung des ganzen Landes einnehmen zu können. Entgegen aber diesen Hoffnungen war es, dass er im Jahr 1883 einem Dongolaner, Ibrahim Mohammed Gurguru sein umfassendes Vertrauen schenkte und ihm grossen Einfluss auf seine Entschliessungen einräumte. Der Distrikt Makaraká, welchen er ihm anvertraute, nahm zwar unter seiner geschickten Leitung eine sehr gedeihliche Entwickelung, aber auch der Keim der moralischen Auflösung nahm jeden Tag grössere Verhältnisse an in Folge der hier wieder aufkommenden Kunstgriffe der Sklavenhändler. So war es auch hier der Einfluss des Dongolaners, der im entscheidenden Moment den Verlust dieses wichtigen Distriktes herbeiführte. Uebrigens auch im ganzen Gebiet des Bahr-el-Djebel waren diese noch in grosser Zahl theils im Dienst, theils unbeschäftigt ansässig, wie sich später zeigte, als sie, die ersten willigsten Anhänger des Mahdi, nicht wenig dazu beitrugen, Gefahren für die Provinz heraufzubeschwören. Waren diese Menschen einerseits den Einwohnern von jeher eine Geissel, so konnten andererseits allerdings auch sie für die Regierung und die Regierungsmassregeln der Gouverneure

Digitized by Google

Lupton und Emin nicht viel Sympathie haben. Durch letztere wurden sie nach Möglichkeit an der Ausübung ihrer altgewohnten Frevel gegen die Eingeborenen verhindert, durch erstere aber bezüglich ihrer gerechten Ansprüche im Stich gelassen. Die für Beamte und Soldaten unumgänglich nothwendigen Stoffe, Lebensmittel, Gebrauchsgegenstände führte die Sudanverwaltung selbst ein und hielt sie in den Magazinen der Stationen verwahrt. Nach Gutdünken der Mudire und Verwalter oder je nach Massgabe des Guthabens der Angestellten erhielten diese nach Ankunft neuer Sendungen Einiges an Zahlungsstatt zugetheilt; da aber die Regierung in Chartum niemals hinreichende Waaren sendete, konnte auch den berechtigten Forderungen nicht entsprochen werden, die Soldansprüche wurden, da in der Regierungskasse in Chartum meist Ebbe vorherrschte, noch viel weniger befriedigt, und in Folge dessen mussten die arabischen Beamten und Soldaten häufig an dem Nothwendigsten Mangel leiden. Berichtet doch Junker, dass er im Jahr 1882 die Araber in den Stationen Mangbattu's völlig in Lumpen einhergehend angetroffen habe, so dass sie begannen, sich zum Rokko der Eingeborenen zu bequemen.

War es auch Emin durch seine persönlichen unausgesetzten Bemühungen gelungen, in den Bezirken des Bahr-el-Djebel wesentlich bessere Verhältnisse zu erzielen, so sah es in den ferner gelegenen Distrikten, namentlich in Mangbattu, recht schlimm aus. Auch hier hatte man es versucht, Eingeborene im Vasallenverhältniss mit der Verwaltung einzelner grosser Gebiete unter Oberaufsicht des Idaratverwalters zu betrauen, aber der eine, Niángara, zwar ein Prinz aus dem Stamm der A-Bangba, aber ein unzuverlässiger, nur von Herrschgier und Selbstsucht regierter Mensch, war eine Marionette in der Hand des Mudirs, der andere, Gambari, von niederer Herkunft, war das echte Vorbild eines Neger-Emporkömmlings, ohne Adel der Gesinnung, blut- und ländergierig, eine schlimmere Geissel für seinen Distrikt als ein dongolaner Sklavenjäger. Als Emin seinen wiederholt geplanten, aber nun erst ermöglichten Besuch in Mangbattu endlich im Jahre 1883 zur Ausführung bringen konnte, suchte er Ordnung zu stiften, erkannte Gambari's niedrige Gesinnung, knüpfte mit anderen von Junker besser empfohlenen Häuptlingen Verbindungen an und entsetzte den Mudir Hauasch Effendi seines Postens. Aber es war zu spät. Nach seiner Abreise hatten sich die A-Barmbo im Westen, die Mangballe im Süden empört; es war zu harter Bedrängniss der Re-

Digitized by Google

gierungstruppen gekommen und nur durch Gambari's kräftige Hülfe hatten sie den Sieg errungen. Letzterer war aber mehr wie jemals Herr im Lande, seine Kreaturen wusste er überall in Stellung zu bringen und sich zum Tyrannen aufzuschwingen.

Gerade zur Zeit jener Reise nach Mangbattu war es, wo Emin in unseliger Verblendung Ibrahim Gurguru, der ihn später so schändlich verrieth, Einfluss über sich gewinnen liess; denn diesem muss man es wohl zuschreiben, dass er Mambangá*), anstatt ihn nach seinem vorher ausgesprochenen Vorhaben durch Internirung in Chartum unschädlich zu machen, in Tangasi empfing, beschenkte und — heimlich erschiessen liess; das noch viel weniger zu rechtfertigende Ende eines der treuesten und aufopferndsten Vasallen der Regierung, des Sandé-Häuptlings Ringio in Makaraká, fällt ja auch diesem Dongolaner zur Last: er liess ihn ermorden, denn er war ihm dort im Wege.

So waren die Verhältnisse auch in Emin's Provinz, wenngleich sich Vieles gut anliess und äusserlich in den meisten Distrikten Ruhe und Friede herrschten und eine weitere Entwickelung zu gewährleisten schienen, wenngleich die Provinz sogar, frei von Schulden, bereits bedeutende Ueberschüsse an das Generalgouvernement ablieferte, doch im Grunde genommen recht unsicher, es glommen auch hier unter der Oberfläche Unzufriedenheit und Rachgier, Herrschsucht und Habgier; wo sie irgend Luft bekamen, brachen die eingezwängten Gelüste der Sklavenräuber und Mordbrenner hervor, und Emin allein war nicht im Stande, diese Kräfte zu bannen, als sie übergewaltig anwuchsen unter der Einwirkung des Mahdi-Aufstandes; es fehlte ihm mehr wie jedem Anderen an gleich gesinnten Genossen, an Handlangern gleichen Geistes bei der allzu gewaltigen Arbeit. Sein reines, über allen Zweifel erhabenes Streben allein reichte nicht hin, die Provinz dem hohen Ziele in so wenigen Jahren entgegen zu führen, das er sich gesteckt hatte. So ging auch sie verloren.

Es erübrigt, in Kürze die wichtigsten Forschungsreisen zu erwähnen, welche in dieser Periode vom Jahre 1841 bis zum Ausbruch des Mahdi-Aufstandes den ägyptischen Sudan berührten.

Im Jahre 1871 reiste Giovanni Miani mit einer Ghattas'schen Expedition über Gaba Schambé durch Makaraká nach Mangbattu, woselbst er 1872 am 30. April bei König Munsa eintraf; eine weitere

*) Vergl. S. 242.

Reise nach Südwest führte ihn bis zu dem Sandé-Fürsten Bakangái. Von den Expeditionsführern auf dieser wie auf seiner ersten Route schnöde behandelt, kehrte er zu Munsa zurück, um im Alter von 62½ Jahren im November 1872 bei ihm zu sterben. Casati fand sein Grab und nahm seine irdischen Ueberreste mit sich, um sie der heimischen italienischen Erde zu übergeben, ward derselben aber durch Kabrega in Unjoro beraubt.

Im Januar 1874 gelangte Dr. Gustav Nachtigal auf seiner grossen Reise durch die Sahara und die westlichen Sudan-Staaten von Wadaï nach Dar-For und verweilte daselbst bei Sultan Brahim bis zum 2. Juli dieses Jahres, welches den Untergang des Reiches herbeiführte. Nur wenigen Europäern war es vor ihm geglückt, in dieses durch eine fanatische Bevölkerung abgesperrte Land einzudringen, in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts Browne und in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts Dr. Cuny, welcher daselbst starb.

Im Jahre 1870 begann auch Ernst Marno seine verschiedenen Reisen, von denen die nach Makaraká im Jahre 1874/75, die nach Kordofan im Jahre 1875/76 und seine Beseitigung der Seddbarren im Nil und Errettung Gessi Paschas 1880 und 1881 Erwähnung finden mögen.

Ins Jahr 1874 und 1875 fallen die Vermessungen und Reisen Chippendalls am oberen Nil, 1876 und 1877 die Reisen des Dr. Potagos im westlichen Gebiet der A-Sandé (geographisch ziemlich werthlos), 1877 die Umfahrung des Albert-Njansa durch Major Mason (die Umfahrung durch Romolo Gessi 1876 ist bereits früher erwähnt); im Jahre 1875 unternahm Dr. Wilhelm Junker seine erste Reise, welche ihn im Jahre 1875 durch die Libysche Wüste, 1876 durch das Atbarathal nach Gedaref und Chartum, noch im selben Jahre nach dem Sobat und Ladó, 1877 nach Makaraká, durch das Rohlgebiet bis nach Seriba Wau und hierauf nach Kakuak und Kaliká führte. 1878 kehrte er über Ladó und Chartum nach Europa zurück. Schon im Jahre 1879 trat er aber seine zweite Reise an, ging diesmal durch den Bahr-el-Ghasal über Dem Soliman in das A-Sandé-Gebiet, wo er im Juni 1880 eine Beobachtungsstation, Lacrima, erbaute und hierauf seine lange Rundreise durch die Länder der A-Sandé und Mangbattu antrat. Ende 1883 entschloss er sich, da der Rückweg über die nördlichen Länder des Sudan bereits unausführbar schien, nach Ladó zu Emin Bey sich zu begeben; er traf dort

Digitized by Google

am 21. Janvar 1884 ein und weilte in der Aequatorialprovinz bis Anfang des Jahres 1886, wo er seine Rückreise nach Europa durch Unjoro, Uganda und Deutsch-Ostafrika antrat.

Im Jahre 1879 bereiste Richard Buchta die Länder westlich des Bahr-el-Djebel, die Missionäre Dr. Felkin und Wilson Uganda und kehrten durch das Bahr-el-Ghasal-Gebiet über Schekka zurück.

Gaetano Casati endlich reiste auf Gessi Paschas Veranlassung Ende 1879 von Genua ab und traf am 26. August 1880 bei demselben am Djur ein; er reiste hierauf durch das Rohl-Gebiet und Makaraká zum Uelle, welchen er überschritt, um bis Anfang 1883 die Länder der Mangbattu und südlichen A-Sandé zu erforschen. Hierauf folgte er einer Einladung Emin's nach Ladó und verblieb zeitweise in der Aequatorialprovinz, zeitweise unter grossen Gefahren in Unjoro, bis zu Stanley's Ankunft. Mit Emin und Stanley trat er den Rückzug 1889 gemeinsam an. Seiner sämmtlichen Reisetagebücher, Aufnahmen und Notizen ging er in Unjoro verlustig, wohin er sie merkwürdiger Weise mitgenommen hatte, und sein aus dem Gedächtniss geschriebenes Reisewerk hat nur einen sehr bedingten wissenschaftlichen Werth.

Ausser diesen Reisen sind diejenigen von hoher Wichtigkeit, welche Emin und Lupton Bey in ihren Provinzen unternahmen. Letzterer gelangte hierbei 1883 bis zum 23. Längengrad, hat aber nur wenige und dürftige Angaben von seinen Erforschungen mitgetheilt. Emin hat dagegen ein reiches Material auf seinen Reisen gesammelt, welche sich in den Jahren 1877 bis 1883 auf sämmtliche Gebiete seiner Provinz erstreckten.

Neuntes Kapitel.

Der Aufstand unter dem Mahdi Mohammed Achmet.

Ich habe mich bemüht, in den vorhergehenden Darstellungen die Verhältnisse im Sudan zu schildern, welche mehr und mehr auf eine Katastrophe sich zuspitzten. Zum klaren Verständniss der nun folgenden Ereignisse erscheint es zweckmässig, die Hauptpunkte kurz zu rekapituliren.

Digitized by Google

Im mohammedanischen Sudan waren durch die Aegypter von vornherein die eingeborenen Herrscher allerorts beseitigt oder durch Herabdrückung in das Vasallenverhältniss ihrer Autorität entkleidet. An ihre Stelle war die rücksichtslose Bedrückung und Ausbeutung durch ägyptische Beamte und Soldaten getreten. Die Steuern hatten immense Höhen erreicht und führten durch die Art der Eintreibung, welche in Händen der als willkürliche Tyrannen auftretenden Baschi-Bozuks lag, zur grausamsten Härte. Aber die Eingeborenen wussten einigermassen sich schadlos zu halten und den Druck von sich abzuwälzen, indem sie sich auf die benachbarten Neger-Staaten warfen und hauptsächlich durch massenhafte Sklaveneinfuhr die Mittel zu Wohlleben und Deckung der Steuerlast sich zu verschaffen suchten. Hierbei stehen naturgemäss die Völkerschaften obenan, welche den Heidenländern benachbart wohnen, die Stämme im Süden von Sennar und die Bagara-Araber. Die chartumer bezw. dongolaner Sklavenhändler bezahlten für sie die Steuern, so lange sie durch Lieferung von Sklaven hierfür entschädigt wurden. Die in den nördlichen Bezirken Wohnenden, die Dongolaner und Berberiner, überschwemmten Kordofan, Dar-For und die Negergebiete als Soldaten und als kleine Sklavenhändler. Die Neger mussten in letzter Instanz die Kosten tragen für die Okkupation der mohammedanischen Gebiete des Sudan.

Als unter europäischem Einfluss mit dem Verbot des Sklavenhandels Ernst gemacht wurde, als Gordon seine Thätigkeit zuerst in der Aequatorialprovinz und hierauf als Generalgouverneur im ganzen Sudan entfaltete, erhielt die Autorität der ägyptischen Regierungsorgane einen schweren Stoss, denn Gordon suchte nicht nur die Sklavenhandel betreibenden Eingeborenen, sondern auch die Beamten, welche seither demselben durch die Finger gesehen und sich selbst betheiligt hatten, von seiner ernsten Absicht zu überzeugen, ihnen das Handwerk zu legen. Es gelang ihm nicht, des Handels Herr zu werden, aber er hatte demselben enorme Schwierigkeiten bereitet, und nirgends erntete er Dank, sondern die Erbitterung wuchs allseitig. Als er seinen Posten verliess und ein alttürkischer Hokmdar an seine Stelle trat, suchte natürlich Jeder nachzuholen, was er in der Zwischenzeit hatte versäumen müssen; die Bedrückung der Regierungsorgane erschien aber desto empfindlicher, als in dieser Beziehung Gordon eine wesentliche Erleichterung geschaffen hatte, der Hass der Bevölkerung gegen die Türkenherrschaft steigerte sich von Tag zu Tag. Das Schlimmste

Digitized by Google

aber war, dass die alte Einnahmequelle den Bedrückern wie den Bedrückten nicht wieder in der alten Weise zugänglich gemacht worden war. In den Neger-Staaten sassen als Gouverneure die „Christenhunde“, welche im Gordonschen Geiste Alles aufboten, um ihre Neger gegen den Sklavenhandel zu schützen. Die Dongolaner wurden von dort zurückgeschickt in ihre Heimath und trieben sich unthätig und rachedurstig herum; die Bagara konnten ihre Steuern nicht mehr mit Sklaven zahlen, sie mussten ihre Rinderheerden opfern, sie standen den steuereintreibenden Baschi-Bozuks hilflos gegenüber und mit ihrer mehr und mehr zunehmenden Verarmung stieg der Ingrimm gegen die Regierung, welche auch noch mit den Christen sich verbündet hatte, um ihre Rechte zu kürzen, ihnen ihr Hab und Gut zu rauben, sie in's Elend zu stürzen.

Die Bagara waren es, das von Demoralisation und Knechtschaft noch am wenigsten angefressene Volk, welche sich zuerst empörten, welche die heilige Begeisterung für Neugeburt des Glaubens und Vertreibung der mit den Christen verbündeten, dem Islam abtrünnigen Bedrücker auf ihre Fahne schrieben; und die Danagla, das demoralisirteste schlechteste Gesindel war es, welches beute- und rachegierig diesen Fahnen zueilte und Heere von Sklaven zwang, ihnen zu folgen.

Auffällig ist es auf den ersten Blick, dass auch die Neger, die Heidenvölker, dem Mahdismus in Haufen zufielen, der doch nicht im geringsten dem Prinzip der Sklaverei abhold war, im Gegentheil dieselbe in der krassesten Form wieder aufleben liess. Hier trägt die völlige Unreife der Neger für die Emanzipation, mit der Gessi sie voreilig beglückte, die Schuld. Auch die Neger-Staaten waren, sei es durch die Elfenbeinhändler, sei es durch die Regierungstruppen, ihrer alten Einrichtungen, ihrer angeborenen Fürsten beraubt. Was man ihnen dafür gegeben, war wenig geeignet, ihren Dank zu erringen. Zwar wurden sie gezwungen, Frieden zu halten, und eine weitere kulturelle Entwickelung wurde vielleicht dadurch angebahnt; aber sie waren nicht mehr freie Herren ihres Landes und Willens, sie sollten Frohndienste leisten und Produkte liefern für ihre Herren, welche in Willkür und Eigennutz sie bedrückten. Als nun Gessi sie von den Dongolanern befreite, ihnen die Waffe und hiermit die Rache in die Hand gab, glaubten sie der Herrschaft und der Frohnen ledig zu sein. Da aber ohne Leistungen, ohne Arbeit auch das neue Regiment nicht bestehen konnte, vergassen sie über der Enttäuschung die Wohlthaten,

Digitized by Google

welche dasselbe ihnen bot, wurden störrisch und widersetzlich. Als neue Lasten ihnen auferlegt wurden mit Beginn des Mahdi-Aufstandes im Norden, sahen sie in jenen Bagara, ihren Todfeinden, nur die Freiheitskämpfer, und Hals über Kopf stürzten sie sich in den Kampf, wie sie meinten, für ihre Freiheit, thatsächlich nur, um in ärgere Sklaverei zu fallen, als vorher.

Der Verlust von Kordofan.

Mohammed Achmet, der Mahdi, war ein Nubier aus Dar-Dongola, geboren 1848. Er lernte das Handwerk eines Schiffszimmermanns in der Nähe der Stadt Sennar, verliess dasselbe aber bald, um die Schule eines Fakih zu besuchen, welcher das Grab des chartumer Schutzheiligen Schech-Hogeli in der Nähe von Chartum hütete, selbst in dem Rufe eines Heiligen und eines Nachkommen jenes Schech-Hogeli stand und Achmet in die Geheimnisse des Alphabets und des Korans einweihte. Nachdem dieser in Kubischi bei Berber seine Studien zu Ende geführt hatte, liess er sich bei El-Kaua am Bahr-el-Abiad als Fakir nieder und widmete sich der Heiligenlaufbahn, zu welcher er den Beruf nicht mit Unrecht in sich fühlte.

Mohammed Achmet war ein grosser schlanker Mann, aus dessen angenehmen Gesichtszügen, wenn er sprach, ein paar grosse Augen voll Leidenschaft und Begeisterung leuchteten. Seine ausserordentliche Beredsamkeit vermochte nicht nur auf die Menge einen unglaublichen Einfluss auszuüben, sondern auch seine Berufsgenossen, welche in grosser Anzahl die Nilländer überschwemmten, zu Bewunderung fortzureissen. Und den Stoff für seine Reden nahm er aus dem Nächstliegenden, jedem das Verständniss Erweckenden. Der Steuererheber war sein erster Angriffspunkt, auf ihn wies er die Elenden, welche das letzte Bund Durrastroh, das letzte Huhn ihm hingeben mussten, und tausendfaches Echo fand seine Schilderung von dem allgemeinen Niedergang unter der Herrschaft der steuererpressenden Aegypter. Befreiung predigte er von diesen Blutsaugern durch den Propheten, welchen Allah senden werde, den Mahdi, welcher Alles vor sich niederwerfen werde mit dem Schwerte des reinen Glaubens.

Auf der Insel Aba im Bahr-el-Abiad liess er sich nieder und begann das Leben eines Asketen. Wohl war er aber verstanden worden von den Fukarâ, denn sie kamen und frugen ihn nach dem Mahdi, und er antwortete: „Ich bin der Mahdi“; wohl war er ver-

Digitized by Google

standen worden von den Bagara, denn deren Schujûh kamen und boten ihm ihre Töchter zu Frauen an. Es ist schwer zu entscheiden, ob diese Familienverbindungen mit den Bagara mehr von dem Mahdi gesucht wurden, um sich jenen kräftigen Volksstamm zum Werkzeug zu erwerben, oder ob die Bagara seine Sinnlichkeit, und diese ist ein hervorragender Zug dieses Mannes, zu benutzen verstanden, um ihn ihren Einflüssen und Absichten zugänglich zu machen. Genug! Der Prophet, die Verkünder seiner göttlichen Sendung und die starken Arme, welche sein Schwert schwingen sollten, fanden sich in gegenseitigem Verständniss und gegenseitigem Bedürfniss zusammen, um die bestehende Ordnung über den Haufen zu werfen.

Hatte Achmet schon im 22. Lebensjahre für einen Heiligen gegolten, so stieg sein Ruf, nachdem er inmitten des Nil auf der Insel Aba weilte, durch Fukarâ, Karavanen und auf dem Fluss Verkehrende, von Jahr zu Jahr. Fuhren doch nach Casati's Zeugniss selbst die Regierungsdampfer nicht an der Insel vorbei, ohne ihm zu salutiren und einen Moment der Andacht zu widmen. Selbst die Beamten glaubten, als rechtgläubige Mohammedaner, ihm ihre Verehrung zollen zu müssen. Als Gordon Pascha gegangen, als unter seinem Nachfolger die alte Misswirthschaft wieder begann und Rauf Pascha, um Ersparnisse zu machen, die sudanischen und nubischen Soldaten zahlreich entlassen hatte, als diese nun im Lande herumgingen, sich einen Herrn zu suchen, der sie ernährte — da glaubte Achmet seine Zeit gekommen, da proklamirte er sich als den verheissenen Propheten, erzählte seine Berufung durch Traumerscheinungen des Erzengels, forderte auf, ihn als Mahdi anzuerkennen, sich ihm anzuschliessen, und bedrohte Alle, welche seinem Rufe nicht Folge leisten wollten, Christen, Heiden und Mohammedaner, mit zeitlicher und ewiger Vernichtung: „Der barmherzige Gott hat in meine Hände das Schwert des Sieges gelegt, und um allen Völkern zu beweisen, dass ich der Mahdi bin, hat er meine rechte Wange mit einem Korne der Schönheit gezeichnet. Im Gewühle der Schlachten wird mir das leuchtende Banner voranschreiten, getragen von Asrael, dem Todesengel, dem Vernichter meiner Feinde. . . . . Wisset, dass Gott die Herrschaft der Türken abschaffen will durch Offenbarung seines Glaubens, dass er ihre Macht vermindert hat; sie aber nennen den Propheten einen Ungläubigen, aber von allem Volke sind sie selbst die ärgsten im Unglauben, denn sie bemühen sich, das Licht Gottes, des Er-

Digitized

habenen, zu löschen. Nun machet euch auf zum Kampfe, denn Gott hat es befohlen."

Es entspricht den Lehren des mohammedanischen Glaubens, dass einst ein neuer Prophet auftreten und zum Khalifen oder Imam (d. h. oberster geistlicher Vorsteher der orthodoxen Muselmanen) ausgerufen werde; aber die Gottesgelehrten (sozusagen Kirchenväter) haben diesen Propheten an ganz bestimmte Bedingungen bezüglich seiner persönlichen Erscheinung, der sein Auftreten begleitenden Ereignisse und seines persönlichen Verhaltens gebunden. Als die ägyptische Regierung im Jahre 1883 es für angezeigt erachtete, die Scheichs und Ulemas der Moschee El-Azhar in Kairo zu einem Gutachten über die Echtheit des Mahdi aufzufordern, wurde es diesen Herren daher nicht schwer, aus den alten Schriften nachzuweisen, dass der Mahdi diesen Bedingungen nicht entsprach und deshalb als ein echter Mahdi nicht anzusehen sei. Dies mochte zur Gewissensberuhigung des ägyptischen Khedive dienen, war im Uebrigen aber ganz einflusslos, da weder der Mahdi noch seine Anhänger sich dadurch stören liessen. War doch der erregte Fanatismus nur das Werkzeug, mit dem sie die verhasste Türkenherrschaft zu brechen und zu vernichten gewillt waren.

Der Hokmdar Rauf Pascha war im Anfang vollständig blind bezüglich der Tragweite der vom Mahdi ausgehenden Bewegung. Als ihm die Benachrichtigung im Juli 1881 zuging, dass Achmet an die Fukarâ seine Proklamationen gesandt, dass er durch Emissäre auffordern liess, der Regierung Steuern und Gehorsam zu verweigern, musste ihm allerdings klar werden, dass derselbe sich der Aufwiegelung schuldig machte, und er schickte eine Kommission unter Führung Abû Saud-el-Agad's aus, um den Fall zu untersuchen und den neuen Propheten nach Chartum zu bringen. Diese Sendung blieb ebenso erfolglos, als eine Expedition von 300 Soldaten, welche durch die Bagara-Beduinen fast bis zum letzten Mann niedergemacht wurde.

Noch hätte man des Aufstandes leicht Herr werden können, so lange der Mahdi auf seiner Insel sass; denn die 13 Dampfer, über welche die Regierung verfügte, gestatteten eine vollständige Isolirung derselben. Aber man liess ihn entwischen, nach dem linken Ufer, woselbst die Bagara ihm in immer grösseren Schaaren zuströmten. Rauf-Pascha beauftragte den Gouverneur von Kordofan, den alten Mohammed Pascha Saïd, den Propheten, welcher in den Bergen von Takale hauste, aufzusuchen und unschädlich zu machen. Nicht mehr als

Digitized by Google

200 Mann soll er damals um sich versammelt haben, als die Aegypter mit 1000 Regulären, 750 Baschi-Bozuks und 200 freiwilligen berittenen Arabern von El-Kaua am weissen Nil gegen den Mahdi ihre Operationen begannen (1. September 1881). Was geschah mit dieser Uebermacht? Bis auf wenige Meilen näherte sie sich dem Feinde, liess ihn dann ins Gebirge entweichen, und — kehrte in die Garnisonen zurück. Es ist gänzlich unbegreiflich, mit welchem hirnlosen Leichtsinn sowohl der Generalgouverneur als der Gouverneur von Kordofan nunmehr alle weiteren Unternehmungen einstellten und den Mahdi von seinen Bergen aus seine Sendboten über das ganze Land verbreiten liessen. Die Unthätigkeit war aber bequemer, und so schloss man lieber die Augen, um nicht darin gestört zu werden.

Vom Gebel Djedîr aus, den noch kein europäischer Reisender, ausser Russegger im Jahre 1837 betreten hatte, begann der Mahdi in aller Ruhe seine Armee zu organisiren, und ernannte Veziere und Generale, unter welche er die Provinzen des Sudan vertheilte. Um die vier ersten Nachfolger Mohammeds im Khalifat zu repräsentiren, erwählte er vier Männer: Abdallah, Sohn des Saïd Mohammed, der Emir (Obergeneral) des Mahdistenheeres, vertrat die Stelle des ersten Khalifen Abu Bekr (Saddik); Scheich Ali die des Omar (Faruch); Saïd Mohammed, Sohn des Senussi die des Othman (Zu-el-Nurein) und Saïd Mohammed Scherif die des Khalifen Ali (el-Karar). Noch einen Angriff hatte er im Jahre 1881 (9. Dezember) abzuschlagen, welchen der Mudir von Faschoda, der Tscherkesse Raschid-Bey, mit 420 Mann Soldaten und den unter ihrem Melek Kaikun mitgezogenen Schilluk-Negern auf eigene Verantwortlichkeit gegen ihn unternahm. Die Angreifer wurden sammt ihrem Führer jämmerlich zusammengehauen.

Im März 1882 trat nun an Stelle des als unfähig erkannten Rauf Pascha ein neuer Hokmdar auf die Buhne, Abd-el-Kader Pascha Helmi; bis zu dessen Ankunft aber (11. Mai 1882) übernahm Giegler-Pascha, ein deutscher Zivilingenieur, welchen Junker im Jahr 1876 als Telegraphendirektor, im Jahr 1879 als Wekil der Hokmdarie in Chartum getroffen hatte, interimistisch die Verwaltung des Sudan. Die Lage war bereits ausserordentlich gefährdet. Während der Mahdi in Kordofan seine Schaaren sammelte, um die ägyptischen Garnisonen anzugreifen, war der bei seinem Abgang von der Insel Aba zurückgebliebene Achmet-el-Makaschef gegen Sennar vorgerückt und belagerte diesen Ort. Die Emissäre begannen aber schon weiter gegen Chartum

Digitized by Google

vorzugehen und die Bevölkerung zu revoltiren. So trat im Dorfe Mohammed Aschra, nördlich Abu Haras am blauen Nil (ca. 180 km von Chartum) ein gewisser Scherif Mohammed Taha mit dem Titel eines Wezir-el-Mahdi auf und bedrohte mit seinem Anhang Mesalamia. Der Pascha eilte mit den wenigen Truppen, welche ihm nur zu Gebote standen (die Armee Yussufs war bereits abgegangen gegen den Mahdi) an den bedrohten Punkt und schickte die kleine Truppe unter einem Agha nach dem Dorfe, um den Scherif nach den Dampfern zu bringen, in denen er von Chartum gekommen war. Aber die Truppe wurde überwältigt, die Soldaten im wüthendsten Handgemenge getötet. Sogar die Mädchen und Weiber betheiligten sich mit megärenhafter Wildheit am Kampfe. Der Vizegouverneur sah sich genöthigt, sich auf seine bei Abu Haras ankernden Schiffe zu begeben, um hier die Ankunft von Hülfstruppen aus Kalabat abzuwarten. Einige 100 berittene Schaickie, welche den Scherif ebenfalls angriffen, wurden ebenso völlig geschlagen und Giegler-Pascha sah schon sich selbst dem Angriff der Rebellen ausgesetzt, als 2500 berittene Schukurie in Panzerhemd und Stahlhelm, unter Fuhrung ihres Fürsten Auâd-el-Kerim ihm rechtzeitig Hülfe brachten. Bevor sie ihrerseits zum Angriff schritten, kamen auch die erwarteten Hülfstruppen und mit dem Morgengrauen des nächsten Tages ging es gegen Mohammed Aschra vor. Der Scherif kam an der Spitze hunderter laut betender und schreiender Derwische zu Pferde den Truppen entgegen. Die Kugeln der Aegypter schlugen vernichtend in ihre Reihen und dreimal musste sich der Ring der Fukara um den Scherif erneuern; er selbst blieb unverwundet und die ägyptischen Truppen ergriff bereits abergläubische Furcht, da sie ihn fur unverwundbar hielten; ohne die drohend erhobenen Lanzen der Schukurie wären sie davongelaufen. Alt und jung, Männer, Kinder und Weiber liessen sich in von Minute zu Minute gesteigertem religiösen Wahnsinn niedermetzeln und Berge von Leichen häuften sich um den Rebellenfuhrer, da wendet er sein Pferd, dieses stolpert, kommt ins Fallen und eine Kugel geht dem Scherif durch den Kopf. Alles flieht, ein schreckliches Blutbad richten die bis zur äussersten Wuth erhitzten Schaikie und Schukurie unter den Fliehenden an.

Dieser Kampf, nur eine von tausend Episoden, giebt eine Vorstellung von der Kampfweise der Mahdisten, von dem fanatischen Wahnsinn, mittelst dessen sie enorme Massen von Menschen gegen den Gegner zu werfen wussten, um ihn zu erdrücken, und von der

Digitized by Google

grenzenlosen Menschenschlächterei, welche im Gefolge der Entflammung der wildesten Leidenschaften diese Kämpfe charakterisirt.

Die Schukurie sind einer der wenigen Stämme der mohammedanischen Bevölkerung, welche der Regierung treu zur Seite standen. Wir finden sie auch vor Sennar. Aus dem belagerten Ort hatte der Bey Hussein einen Ausfall gemacht, wurde aber zurückgeschlagen, die Mahdisten drangen ein und töteten Hunderte der Garnison und der Kaufmannschaft. Im Regierungsgebäude verschanzte sich trotzdem die Besatzung und setzte den Widerstand fort; Giegler-Pascha schickte 500 Reguläre unter Salech-Bey über El-Kaua zu Hülfe; nach einem verzweifelten Kampfe mit Makaschef entsetzten sie die Garnison und mit Unterstützung der Schukurie gelang es, die Rebellen auf Abu Haras zu drängen. Hier warfen sich aber dieselben auf Mesalamia, griffen die Regierungstruppen an und richteten unter ihnen ein schreckliches Blutbad an. Giegler-Pascha schlug die Mahdisten am 3. Mai bei Abu Haras und erfocht einen zweiten Sieg bei Sennar am 25. Mai. Dann kehrte er nach Chartum zurück, wo indessen der neue Generalgouverneur (11. Mai) eingetroffen war.

So war für dieses Mal die Gefahr in der Provinz Sennar beseitigt und Giegler-Pascha meinte, einer Unterstützung von Kairo bedürfe der Sudan nicht mehr, da er seine Hauptmacht gegen den Mahdi selbst glaubte in solcher Stärke abgesandt zu haben, dass an eine Niederlage nicht zu denken wäre. Aber mit dem Führer derselben, Yussuf Woled-el-Schellali, hatte er einen grossen Missgriff gethan. Dieser, als früherer Mudir von Rohl und Makaraká uns bekannt, war ein völliger Ignorant und dazu auserlesen, durch seine Unternehmung das Ansehen des Mahdi wesentlich zu steigern, die Regierung aber ernstlich zu gefährden. Mit 3000 Mann regulärer Truppen und Baschi-Bozuks, nebst einem kleinen Artilleriepark, war er im April 1882 nach Gebel Djedîr abgesandt worden. In Faschoda verzögerte er den Anfang seiner Operationen in ungebührlicher Weise, denn wenn er auch seine Truppen hier durch Irreguläre auf 6000 Mann verstärkte, fiel es für seine Märsche sehr ungünstig in's Gewicht, dass die Regenzeit mittlerweile hereinbrach, die Strassen überschwemmte und das Gelände stellenweise in Sümpfe verwandelte. Mitte Weges zwischen Faschoda und Gebel Djedir machte er noch einen langen Halt und erst am 21. Mai begann er seinen Vormarsch durch Sümpfe und Steppen. Am 7. Juni begann er, ohne Vorposten und Terrainerkundung inmitten

Digitized by Google

eines der dem Lande eigenthümlichen Kesselthäler sein Biwak einzurichten, als er von allen Seiten angegriffen wurde. Die in aller Eile formirten Karrees wurden durchbrochen, die vielen Kamele, welche als Lastthiere die Expedition begleiteten, die enorme Zahl der von den Irregulären mitgeführten Weiber und Sklaven, vermehrten die Verwirrung, die Truppen wurden vollständig aufgerieben; Waffen, Munition und Proviant fielen dem Sieger in die Hände. Dies war bereits das zweite Gefecht, welches durch die vom Mahdi erbeuteten Gewehre von ganz besonderer Wichtigkeit für alle zukünftigen Zusammenstösse wurde.

Am 13. Juni kam die Nachricht von der Niederlage nach Chartum und wirkte wie ein Donnerschlag. Ziemlich gleichzeitig traf die Botschaft ein von dem Massakre in Alexandrien, dem Beginn der Militärrevolution in Aegypten unter Achmet Bey. Aus Kairo war also keine Hülfe zu bekommen und der Muth der Rebellen wurde zu weiterer energischer Anstrengung entflammt. Zwar wurde dem Versuch, in Aegypten eine sogenannte nationale Regierung einzusetzen, durch die Intervention der englischen Armee schnell ein Ende gemacht — am 11. Juli erfolgte die Beschiessung von Alexandria, am 13. September wurde die Schlacht bei Tell-el-Kebîr gewonnen und am 14. September Kairo eingenommen —, aber das englische Ministerium, welches nunmehr die Regierung des Khedive völlig in der Hand hatte, war nicht geneigt, für die Erhaltung des Sudan viel zu thun.

Während dessen gewann der Aufstand in Kordofan immer mehr die Oberhand. Durch die Niederlage Yussufs war das Prestige des Mahdi mächtig gewachsen; er konnte daran denken, die von ägyptischen Garnisonen besetzten Orte der Provinz zu berennen, um sich ganz zum Herren des Landes zu machen; denn die Bevölkerung, diese leichtlebige, demoralisirte und von den Nubo-Arabern ausgesogene Bevölkerung fiel ihm überall ohne weiteres zu.

Gegen El-Obeïd, die Hauptstadt Kordofan's, ging der Mahdi planmässig von Norden und Süden gleichzeitig vor. Den kleinen Garnisonort El-Birke im Süden griff der Emir Abdullah Wad-en-Nur mit einer grossen Truppenmacht von verschiedenen Araberstämmen bereits im Mai an. Der Gouverneur schickte von El-Obeïd sofort eine Verstärkung von 1200 Mann unter Nazim Effendi, welche am 13. Mai auf die Rebellen stiess und durch drei siegreiche Gefechte dieselben zwang, die Belagerung aufzuheben. Als aber bei El-Obeïd selbst bedenkliche

Digitized by Google

Unruhen ausbrachen, war Mohammed Saïd gezwungen, Nazim Effendi zurückzurufen, und die Belagerung begann sofort von Neuem. Die Garnison hielt sich mit grosser Ausdauer, denn erst im August 1882 kapitulirte sie, wahrscheinlich durch Hunger bewältigt. 2000 Mann mussten über die Klinge springen, 1000 Mann schlugen sich aber durch und entkamen nach El-Obeïd. Der Weg von Süden gegen die Hauptstadt stand nun offen und der Mahdi bereitete sich auf den Angriff vor.

Im Norden hatte sich auch bereits am 19. Mai eine Rebellenschaar dem Garnisonort Bara genähert, einen Vorort genommen, die hier angetroffenen Truppen zurückgedrängt und die Einwohner massakrirt. Scheik Rahama begann hierauf grössere Truppenmassen zusammenzuziehen, wurde zwar Anfang Juni durch einen Offensivstoss aus der Festung zersprengt, fühlte sich aber schon am 23. Juni wieder stark genug, einen Angriff zu machen. Von der Garnison (2000 Mann und 8 Kanonen) mit grossen Verlusten zurückgeschlagen, ging er zurück, um neue Kräfte zu sammeln. Nachdem ein anderes Offensivkorps von Bara, durch die Rebellen abgeschnitten, nur durch Hülfe, welche unter Nazim Effendi von El-Obeïd aus geschickt wurde, vor dem Untergang bewahrt und nach der Hauptstadt zurückgezogen worden war, griff Scheik Rahama am 17. Juli wieder an und zernirte nun die Stadt. In derselben wohnten zwei Männer, welche sich eine traurige Berühmtheit machten, Achmet Wad Malik, ein begüterter Mann, und Nur Angara, ein früherer Mudir unter Gordon. Ersterer hatte, als die Belagerer mit immer grösserer Heftigkeit auf ihr Ziel los gingen, mit denselben sich heimlich verständigt und steckte in einer Novembernacht die Stadt in Brand, während gleichzeitig ein Sturm unternommen wurde. Er selbst entkam zu den Rebellen, der Angriff aber ward abgeschlagen. Durch den Brand waren aber alle Vorräthe zerstört und die Garnison begann nun durch Hunger zu leiden. Der andere Ehrenmann hatte so lange noch ausgehalten; aber nun trat auch er mit dem Mahdi in Verbindung und ergab sich ihm. Die Beziehungen aber, welche er mit dem Kommandanten Surur Effendi unterhielt, führten auch die Uebergabe der Festung herbei. Bis zum Januar 1883 blieb derselbe, in der Hoffnung auf Hülfe von Chartum, fest; dann gab er den Vorstellungen Nur Angaras nach und kapitulirte am 5. Januar. 2000 Mann traten in die Reihen der Mahdisten, welche eine Masse Waffen und Munition erbeuteten.

Digitized by Google

Wir sahen, dass der Mahdi nach dem Fall von El-Birke sich zum Angriff auf El-Obeïd rüstete. Am 3. September stand er mit einer ungeheuren Macht und einem unermesslichen Train von Weibern und Sklaven ungefähr 7 km von der Hauptstadt und forderte sie zur Uebergabe auf. Mohammed Pascha Saïd, so fahrlässig und schlaff er sich als Gouverneur gezeigt, so zäh und ausdauernd that er nun als Kommandant seine Pflicht. Die Boten des Mahdi wurden auf Beschluss des Kriegsraths aufgehängt. In der nächsten Nacht ging fast die ganze Einwohnerschaft zu den Rebellen über und mit ihnen auch Mohammed Pascha Imam, welcher erst Ende August mit einer Verstärkung dort eingetroffen war. Gut für die Vertheidigung. Der Kommandant rasirte die Stadt, verschanzte das Gouvernementsgebäude und die Magazine und liess eine starke Befestigung, — man spricht von vierfachen Gräben und 8 Stützpunkten — um dieselben anlegen. Als Besatzung hatte er 8000 Reguläre und Baschi-Bozuks; dazu stellte er an Irregulären Alles ein, was er von den kürzlich Sparsamkeits halber Entlassenen bekommen konnte. Der Mahdi hatte 6–7000 Gewehre von dem Gefecht mit Raschid-Bey und von El-Birke, ausserdem viele Doppelflinten, der Rest war mit Lanzen bewaffnet.

Am 8. September unternahm er einen gewaltigen Sturm, der fünf Stunden lang mit immer neuen Schaaren wiederholt wurde; aber er ward mit entsetzlichen Verlusten (10 000 Menschen und 36 Fahnen, worunter des Mahdi Azrael-Fahne) zurückgeschlagen und zog sich auf Rath des Elias Pascha, eines Ueberläufers, auf eine Meile weit zurück, um dort in Verschanzungen neue Waffen und Munition von Gebel Djedîr heranzuziehen. Man sagt, die Wucht des Angriffsstosses sei so gross gewesen, dass ein Theil der Angreifer bereits mit den Vertheidigern in die Umwallung einbrach. Da liess der Oberstlieutenant Iskander-Bey mit Granaten unter die Menge feuern, wodurch an 300 Soldaten getötet, die Stadt aber gerettet wurde.

Nach dieser Niederlage fielen die Anhänger des Mahdi zu Tausenden von ihm ab und kehrten in ihre Heimath zurück. Er brauchte alle seine Beredsamkeit, um seinen Ruf und den Glauben an seine Mission nicht schwinden zu sehen, und es ist unbegreiflich, warum Mohammed Saïd nicht diesen Zeitpunkt benutzte, den dicht vor seinen Thoren entkräftet stehenden Gegner durch einen kräftigen Offensivstoss zu vernichten, da er mit diesen Soldaten, welche trunken sein mussten vom Siegesbewusstsein, Alles wagen konnte; aber er war

Digitized by Google

wieder der alte Mann, der sich wohl seiner Haut wehrte, aber eine weiter reichende Energie nicht mehr entwickeln konnte.

Mohammed Achmet beschränkte sich nur darauf, El-Obeïd ebenso wie Bara eng zu zerniren und durch Hunger zu zwingen.

Indessen machte der Generalgouverneur Abd-el-Kader in Chartum alle möglichen Anstrengungen, die Sünden seines Vorgängers wieder gut zu machen. In richtiger Würdigung ihrer grossen strategischen Wichtigkeit begann er sofort die Hauptstadt des Sudan zu befestigen, und die Fortifikationsarbeiten wurden ununterbrochen fortgesetzt bis zum 26. Januar 1885. An die Einwohner des Sudan erliess er Proklamationen, setzte Prämien aus, 2 Pfund Sterling für jeden Rebellenkopf, 18 für einen Offizier, zog Truppen zusammen aus den Grenzländern von Abessinien, wodurch er drei Bataillone Regulärer bekam, stellte zwei Bataillone Neger auf, sammelte 8000 Baschi-Bozuks und hatte bis Ende Juli eine Armee von 12 bis 13 000 Mann mobilisirt. Damals verstärkte er El-Obeïd um 1000 Mann. Als aber die beiden Städte Bara und El-Obeïd in Bedrängniss kamen, schickte er am 24. September eine Kolonne von zwei Bataillonen Regulärer und 750 Baschi-Bozuks unter Ali-Bey Lutfi zu ihrer Unterstützung. Diese hatten mit entsetzlichem Durst zu kämpfen, da sie auf ihrem Marsch durch die Steppen die Brunnen vom Feinde verschüttet fanden; eines Tages wurden sie überfallen in der Wüste, 1100 niedergemacht und nur ein Rest entkam nach Bara, wo er durch die aufmerksame Besatzung, welche ausfallende Truppen entgegensandte, Aufnahme fand. An einen Entsatz der bedrängten Festungen war nach dieser Erfahrung nicht zu denken, so lange die trockene Jahreszeit anhielt.

Am 5. Januar 1883 aber fiel Bara und nachdem der Mahdi nun in Stand gesetzt war, alle Kraft auf El-Obeïd zu werfen, so dass das Feuer Tag und Nacht dem Belagerten keine Ruhe liess, nachdem er nun die übergetretene Besatzung von Bara als Lockvögel verwenden konnte, gab auch die Garnison der Hauptstadt von Kordofan am 16. Januar den Qualen des Hungers nach. Am 17. Januar zog der Mahdi ein und machte El-Obeïd zu seiner Residenz. Die Besatzung hatte schrecklich gelitten, im letzten Monat nur noch von Palmmark, Gummi, Lederstücken gelebt, und täglich waren 30 bis 40 Mann dem Hungertode erlegen. 3500 Mann stark trat die Garnison zum Mahdi über; die höheren Führer aber, Mohammed-Pascha Saïd, Ali-Bey Scherif, Achmet-Bey Dafa'allah und Mohammed-Agha Yessin wurden

Digitized by Google

in Einzelhaft gebracht und getötet, nur Iskander-Bey ward gezwungen, in des Mahdi Dienste zu treten. 6000 Gewehre, fünf Kanonen (von 12) 100 000 Pfund Sterling fielen in der Rebellen Hände.

Kordofan war endgiltig verloren, zumal auch mit den übrigen kleinen Plätzen es schnell zu Ende gegangen war. Taiara, welches mit zwei Kompagnien Baschi-Bozuks besetzt war, wurde im September 1882 angegriffen und fiel in kurzer Zeit. Schatt, gegenüber El-Kaua am linken Nil-Ufer, fiel mit seiner 200 Mann starken Garnison, nachdem es Makaschef am 8. August angegriffen hatte.

Die Niederlage bei Kasgil und der Verlust von Dar-For.

Dem Khedive ward nun Seitens des englischen Ministeriums der ernstliche Rath ertheilt, Kordofan und Dar-For aufzugeben und sich auf das rechte Nil-Ufer zu beschränken. Lord Dufferin, als High-Kommissioner nach Kairo gesandt, hatte in seinem Bericht vom 6. Februar 1883 sich dahin ausgesprochen, dass nur bei einer gänzlich veränderten Administration der Sudan ertragsfähig gemacht werden könne, vor Allem aber Kordofan und Dar-For aufgegeben werden müssten, nachdem der Mahdi-Aufstand den Aegyptern bereits einen Verlust von etwa 9000 Mann, den Rebellen einen solchen von 40 000 Menschen veranlasst habe. Schon Gordon-Pascha hatte im Jahre 1879 dem Khedive vorgeschlagen, Dar-For aufzugeben, da diese Provinz bei einer Einnahme aus der jährlichen Kopfsteuer von 17 000 Pfund Sterling 130 000 Pfund Sterling Unkosten, also ein Defizit von jährlich 113 000 Pfund Sterling, verursache. Aber so wenig wie damals war die ägyptische Regierung jetzt dazu zu bewegen, die Provinzen aufzugeben. Im Gegentheil wurde eine Wiedereroberung von Kordofan in's Auge gefasst.

Abd-el-Kader's Forderung, an Stelle der unfähigen und unzuverlässigen ägyptischen höheren Offiziere europäische mit den Kommandos zu betrauen, ward Folge geleistet, aber andererseits der schwere Fehler begangen, diesen selbst, der am 24. Februar 1883 den abermals vor Sennar stehenden Makaschef geschlagen hatte und im Begriff stand, die Trümmer seiner Truppen zu verfolgen und zu vernichten, zurückzurufen. Allah-ed-Dîn-Pascha, der bisherige Gouverneur von Massauah, ward zum Hokmdar, Suleiman-Pascha zum Oberkommandirenden, der indische Oberst Hicks-Pascha ward zum Generalstabschef ernannt und ihm sieben europäische Offiziere bei-

gegeben. Zur Verstärkung der Armee sandte man die aufgelösten Truppen Arabis nach Chartum, welche, widerwillig, in Ketten nach dem Sammelplatz gebracht werden mussten und erst in Chartum bewaffnet werden durften, ein Haufe unorganisirter, von ihren Feldern weggeschleppter Bauern, das denkbar schlechteste Material für eine Armee.

Hicks-Pascha begann seine Mission mit einem glücklichen Unternehmen. Gegen die Rebellen, welche an 5000 Mann stark am weissen Nil sich wieder sammelten zu einem neuen Einfall in Sennar, ging er, ungefähr in derselben Stärke, von El-Kaua vor. Bei Marabieh kam es am 29. April zum Kampfe: Aus einem Walde brachen plötzlich die massenhaften Lanzenreiter der Bagara gegen die Karree bildenden Truppen und stürmten, trotzdem ihre Reihen durch das Gewehrfeuer und vier Nordenfeldt'sche Schnellfeuer-Kanonen niedergeworfen wurden, in immer neuem Anprall gegen dieselben an. Eine halbe Stunde nur währte das Gefecht, dann flohen die Reste der tapferen Reiter von dannen, das Schlachtfeld mit Leichen bedeckt zurücklassend. Den Geschützen und dem gut genährten Gewehrfeuer war der Sieg zu danken.

Auf der Insel Sennar und in Chartum war nun wieder völlige Ruhe hergestellt, und sie hätte erhalten werden können, wenn man sich auf die Behauptung des Nil-Ufers beschränkt hätte; aber nun sollte die Wiedereroberung Kordofans ins Werk gesetzt werden. Hicks-Pascha, welcher den alle seine Anordnungen durchkreuzenden Suleiman durch Einreichung seines Abschiedsgesuches glücklich beseitigt hatte, verlangte zur Durchführung derselben eine Verstärkung von 6000 Mann und 120 000 Pfund Sterling. Die Regierung von Kairo sandte ihm nur 3000 Mann und 40 000 Pfund Sterling. Dass er mit diesen ihm selbst unzulänglich erscheinenden Mitteln doch das Unternehmen wagte, ist ihm entschieden zum Vorwurf zu machen; denn es stand zu viel auf dem Spiele. Mit seinem und seiner europäischen Offiziere Leben sollte er seine Schuld bezahlen.

In Omdurman, am linken Nil-Ufer, Chartum gegenüber, wurde ein Lager errichtet und hier die Ausrüstung des Feldzuges, die nothdürftige Einübung der neuen Truppen, die Organisation der zahlreichen Transportmittel (Kamele) mit aller Energie betrieben. Am 9. September konnte die Expedition abmarschiren in der Stärke von 7000 Mann Infanterie, 400 Baschi-Bozuks, 100 Gepanzerten, 500 Reitern, 10 Gebirgskanonen, 4 Krupp und 6 Nordenfeldts, 2000 Mann Tross, 5500

Digitized by Google

Kamele, in Summa über 10000 Mann. Mit dieser Menschenmasse galt es, auf dem beabsichtigten Wege von El-Duem (am linken Nil-Ufer) über Schatt und Serga das Chor-Abû-Hable zu gewinnen und mit diesem bis Rachad in der Richtung auf El-Birke vorzugehen. Von hier aus sollte dann der Angriff auf El-Obeïd über Melbeis in nordwestlicher Richtung erfolgen — das ist ein Weg von rund 380 km. Auf 50 Tage konnte Proviant mitgeführt werden, nur für je 24 Stunden Wasser. Deshalb hatte Hicks den Plan gehabt, den kürzeren Weg von Duem direkt auf Bara einzuschlagen (etwa 200 km) und durch Etappenkommandos seine Verbindungslinie zu sichern, aber Allah-ed-Dîn wusste seine Meinung, die südliche Route zu nehmen, durchzusetzen, und für diese hätte die nothwendige Einrichtung von 12 Etappenstationen eine zu grosse Zersplitterung seiner Kräfte herbeigeführt, da allzu kleine Abtheilungen in dem durchweg insurrektionirten Lande nicht stationirt werden konnten. Schweren Herzens gab Hicks dem Beschluss des Kriegsrathes seine Zustimmung, mit seiner Armee mitten in Feindesland zu marschiren, ohne alle weiteren Hülfsquellen und Verbindungen; es war der Weg entweder zum Sieg oder zur völligen Vernichtung. Dass sich der Hokmdar Allah-ed-Dîn-Pascha mit seinem Stabe der Expedition in Duem anschloss, diente derselben auch nicht gerade zum Vortheil, denn zwischen beiden hohen Herren herrschte nicht das beste Einverständniss.

Am 24. September erfolgte der Aufbruch von Duem, und kurze Zeit darauf war der Mahdi von den Absichten und der Stärke dieser Armee unterrichtet, denn er hatte mit Spionen dieselbe umgeben und war in Folge dessen im Stande, ein Detachement von 3000 Mann unter dem Emir Abd-el-Helim ihren Spuren folgen zu lassen und alle Bewegungen durch eine grosse Schaar Bagara, welche unter ihrem Chef, Asakir Abû Kalam, aufgeboten wurden, zu beobachten. Erst am 11. Oktober wurden die Truppen der Regierung gewahr, dass die Rebellen ihnen auf dem Fusse folgten; von diesem Tage an kam es aber wiederholt zu kleinen Scharmützeln, zu nächtlichen Alarmirungen und allerhand Beunruhigungen. Ohne ernsthafteren Zusammenstoss traf man am 20. Oktober in Rachad ein, und Hicks-Pascha machte hier eine Ruhepause von sechs Tagen, um dann auf Birke und von da mit der Wendung nach Norden gegen El-Obeïd vorzugehen. Diese Tage hatte Mohammed Achmet benutzt, um im Walde von Scheka 40000 Mann zusammen zu ziehen; Weiber, Kinder und Train schickte

Digitized by Google

er nach El-Birke. Der Hinterhalt war fertig, und es kam nur darauf an, dass der Feind in die Falle ging. Dieser bekam in Alluba, wo er am 29. Oktober eintraf, die Nachricht, dass El-Birke vom Mahdi stark besetzt sei. Die Folge war Stutzen, Stehenbleiben und Ueberlegen. Einer der Führer rieth, nach Rachad zurückzugehen und von dort über Melbeis El-Obeïd zu erreichen; ein anderer, und dies war Kaua, ein Araber, welcher zweifelsohne dem Mahdi als Werkzeug diente, rieth zum Vormarsch auf Kasgil, wo man bald auf Wasser stossen würde. Und dorthin, direkten Weges dem Feinde in die Arme, brach die Armee am 3. November auf.

Der Mahdi hatte einen Punkt zum Gefechtsfeld ausgewählt, wo der Weg durch ein schönes offenes Kesselthal führte, das mit wenig Buschwerk bewachsen, aber beiderseits durch Waldungen eingeschlossen war, und in letzteren hatte er seine Hauptmacht geborgen, geduldig die Ankunft der Kolonnen erwartend. Nach Scheka, 10 km nördlich Birke, schickte er den Emir Abu Angar mit einer starken Streitmacht.

Hicks's Truppen gingen vorsichtig vorwärts. Auf dem ganzen Marsche waren sie nicht in langen Linien bewegt worden, sondern in einer breiten Kolonnenformation, welche den Uebergang zum Gefecht jeden Augenblick ermöglichte. 16 km nur machten sie am 3. November. Nachts durch Schiessen im Vorterrain gestört, wurden sofort die Biwaksfeuer gelöscht. Durch den Wald von Scheka ging's am 4. weiter, und hier erfolgte der erste, mit Ungestüm ausgeführte Angriff. Die vier Bataillone der Infanterie formirten Karree und wiesen den Angriff ab, aber unter den Verlusten war ein sehr schwerwiegender, nämlich eine Anzahl der mit Wasserschläuchen beladenen Kamele; dieser war unersetzlich. 3 km von Scheka ward Halt gemacht und Biwak bezogen. Man war überzeugt, den Feind in grosser Stärke in nächster Nähe anzutreffen, und der Muth wurde durch den Wassermangel fühlbar heruntergedrückt. Die Kaufleute, welche die Armee begleiteten, unter ihnen Gnaui, einer der bedeutendsten früheren Seribenbesitzer im westlichen A-Sandé-Lande, drangen auf Umkehr, ja versuchten, selbst gewaltsam sich den Rückweg zu erzwingen.

Bei dem Vormarsch am 5. November wurden drei Kolonnen formirt, welche, im Dreieck zusammengestellt, sich gegenseitig günstig unterstützen konnten, in ihrer Mitte führte jede Kolonne ihren Train, die Spitze übernahm Hicks-Pascha mit vier Geschützen. Flanken und Rücken sicherte die Kavallerie. So betrat man das Thal, in dessen

Waldumfassung der Gegner lauerte. Kaum hatte die erste Kolonne die Niederung betreten, als die Rebellen mit lautem Geschrei über sie herfielen; in einem Augenblick war die Kolonne durchbrochen. Die flankirenden Kolonnen feuerten, aber sie schossen auf einen Knäuel von Freund und Feind. Gleichzeitig brach der Angriff nun auch von den Seiten und von rückwärts herein und ein entsetzliches Durcheinander folgte. Alles schoss, wen es traf, rücksichtslos auf Freund und Feind; nur die kolossale Uebermacht entschied, sie erdrückte buchstäblich die Armee Hicks-Pascha's. Ein grausiges Blutbad machte derselben ein Ende, und wenig mehr als eine viertel Stunde hatte dazu gehört.

Die Folgen dieser Niederlage waren von weittragendster Bedeutung. Die letzte Armee, welche Aegypten aufstellen konnte, war vernichtet, Chartum mit 2000 Mann Besatzung und einer unzuverlässigen Besatzung in grosser Gefahr. Das Ansehen des Mahdi stieg enorm, und seine Anhänger mehrten sich von Tag zu Tag; hätte er seinen Sieg auszunutzen verstanden, so würde er den ganzen Sudan mit einem Triumphzuge jetzt gewonnen haben; aber er hielt sich merkwürdigerweise völlig ruhig in Obeïd.

Dagegen waren andernorts seine Anhänger nicht unthätig geblieben und zu dem Siege bei Kasgil kamen Erfolge im äussersten Osten des Sudan.

In der Hafenstadt Suakin wohnten zwei Brüder, Achmet und Osman Digna, deren Grossvater, ein Türke, sich dort im Anfang dieses Jahrhunderts niedergelassen und ein Weib aus dem Stamme der Hadéndoa-Beduinen genommen hatte. Seine Nachkommen galten dem Stammesgesetz entsprechend als vollblütige Hadéndoa. Beide Enkel betrieben ein Handelsgeschäft, Achmet als Chef in Suakin, Osman als Reisender; letzterer wurde mit der Stimmung im Lande und mit einflussreichen Männern, auch mit Siber, bekannt; denn er handelte ja auch mit Sklaven. Als mit dem energischen Einschreiten gegen den Sklavenhandel auch das Geschäft der beiden Brüder in Folge Wegnahme ihrer Sklavenschiffe durch englische Kaper ruinirt worden war, trieben sie sich unthätig und rachedurstig im Lande umher und fielen natürlich dem Mahdi zu. Osman Digna liess sich von Mohammed Achmet Briefe geben und führte sich als Emir, d. h. Obergeneral des Propheten bei den Hadéndoa ein, indem er sie aufwiegelte und zu Unternehmungen gegen die ägyptischen Garnisonen anreizte.

Digitized by Google

Die wichtigsten derselben sind in diesem Gebiet die Hafenstadt Suakin mit dem nach Westen vorgeschobenen Sinkat und dem Fort Tokar, 78 km südöstlich am Chor-Baraka gelegen, sowie Kassala am Chor-Gasch. Osman schickte von seinem Sammelpunkt Erkowit nach Kassala Mustafa Hadal mit dem Auftrage, diesen wichtigen Ort zu nehmen; er selbst übernahm Suakin und begann am 5. August 1883 mit einem Angriff auf Sinkat. Dieser wurde zwar zurückgeschlagen und auch ein Offensivstoss, welchen der Kommandant Tewfik-Bey am 9. September unternahm, führte zu einer Niederlage der Rebellen bei Handab auf der Strasse nach Erkowit. Aber die Beunruhigungen hörten nicht auf, und als am 16. Oktober eine Verstärkungstruppe auf dem Marsche von Suakin nach Sinkat von Osman fast ganz vernichtet wurde, musste man Sinkat wohl für zernirt und abgeschnitten betrachten.

Nun hatte Osman Muth bekommen; er liess eine hinreichende Macht bei Sinkat und ging selbst, um auch Tokar einzuschliessen. Um dieses Fort zu unterstützen, machte sich am 4. November Mahmud Talma-Pascha, der ägyptische Obergeneral im östlichen Sudan, höchstselbst mit 550 Mann von Suakin auf. Aber diese muthlose Gesellschaft liess sich von 150 Rebellen mit einem Verlust von 148 Mann, 1 Kanone und 300 Gewehren schlagen und kehrte, Furcht und Muthlosigkeit verbreitend, in ihre Festung zurück.

Am 2. Dezember ward ein zweiter Entsatzversuch von Suakin aus gemacht, aber mit demselben Erfolg; von den 700 Mann entkamen nur 35 dem tötlichen Schwerte der Hadéndoa. Man ward ernstlich besorgt um die beiden kleinen Festungen, und die ägyptische Regierung beschloss, ein Hülfskorps unter dem Chef der Gensdarmerie, Valentine Baker-Pascha, nach Suakin zu senden. Die Truppen, welche man ihm mitgab, bestanden aus 2000 Mann Infanterie, 520 Mann Kavallerie und 100 halbeuropäischen Gensdarmen, bis auf die letzteren übrigens die denkbar schlechtesten Soldaten.

Am 17. Januar 1884 landete Baker in Suakin, und von Trinkitat (dem Hafen von Suakin) begann er mit 3715 Mann am 4. Februar den Vormarsch auf Tokar. Aber bereits 5 km vom Landungsplatze angegriffen, ward er auf das schimpflichste geschlagen. Mit 800 Reitern hatte er selbst die Spitze übernommen, ihm folgte das Hauptkorps und die Artillerie (4 Krupp, 2 Mitrailleusen, 2 Belagerungsgeschütze), hierauf die Kamele und die Nachhut. Ein dichter Nebel lag auf

Digitized by Google

dem Gelände und liess die Kolonne ahnungslos direkt in einen Hinterhalt gerathen. Die Rebellen hatten beiderseits des Weges sich in Gräben eingenistet und diese mit Zweigen verborgen. Die Vorhut war an denselben bereits vorbei, als der Angriff erfolgte. Sie sah sich von allen Seiten bestürmt und ging in grösster Hast zurück. Die Infanterie, im selben Moment angegriffen und ihre eigenen Reiter vor ihren Gewehren erblickend, wurde von Panik erfasst und machte Kehrt, Kamele, Pferde und Menschen kamen in unbeschreibliche Verwirrung. Alles warf die Waffen fort und suchte, nur schnell genug die Schiffe zu gewinnen; aber 2373 Mann blieben tot am Platze unter den Speeren und Schwertern der Hadéndoa verblutend. 11 europäische Offiziere fielen, Baker-Pascha entging nur mit Noth dem Tode.

Am 11. Februar 1884 fiel Sinkat in die Hände Osman Digna's; die Garnison ward beim Versuch, sich durchzuschlagen, niedergemacht. Bald darauf ergab sich auch die Besatzung von Tokar unter dem Eindruck dieser entmuthigenden Ereignisse.

Nach der Niederlage vom 4. Februar erschien es selbst dem englischen Ministerium nothwendig, für den stark gefährdeten wichtigen Hafenplatz Suakin etwas zu thun, und eine Hülfsexpedition ward dorthin unter General Graham entsandt, welche, ca. 4000 Mann englische Truppen, mit Allem auch für eine allenfalsige Operation im Innern versehen, von Suez am 21. Februar absegelte und am 27. in Suakin zum Vorgehen bereit stand. General Graham folgte ohne Säumen dem Wege, welchen auch Baker gegangen war und brachte am 29. Februar Osman Digna nach hartem Kampfe eine schwere Niederlage bei. Mit 6000 Mann griff dieser an und liess 1500 Tote auf dem Schlachtfelde. Tokar aber war bereits gefallen.

Osman Digna versuchte, mit Hülfe der fanatischen Derwische bedeutend verstärkt, trotz seiner Niederlage einen Handstreich auf Suakin selbst; 12 000 Mann führte er bei Tamanie ins Gefecht, aber er ward mit 2000 Mann Verlust geschlagen. (13. März 1884.)

General Graham dachte wohl daran, von Suakin aus in Verbindung zu treten mit Gordon, welcher am 18. Februar in Chartum eingetroffen war, und die Verhältnisse, wie die Jahreszeit, lagen dafür entschieden günstig. Aber er gab seine Absicht auf und kehrte nach Suez zurück.

Auf Kassala, welches seit November 1883 durch Mustafa Hadal belagert wurde, sowie auf das Schicksal der anderen Garnisonorte im

Digitized by Google

östlichen Sudan komme ich später zurück, da dasselbe erst im Jahre 1885 zur Entscheidung kam.

Es erübrigt, die Ereignisse in Dar-For kurz zu besprechen. Hierher hatte der Mahdi nach der Niederlage Yussuf's, am 7. Juni 1882, den Scheik der Risegat-Bagara, Emir Madibbo, mit dem Auftrage gesandt, sich des wichtigen Punktes Schekka zu bemächtigen. Dieser überraschte bei Schekka 200 Mann der Besatzung beim Fouragiren und vernichtete sie im Juli 1882; der Rest der Garnison, 600 Mann, verliess die Stadt zur Nachtzeit und entkam nach einem glücklichen Rückzugsgefecht nach Dara. Slatin-Bey, seit 1882 Gouverneur von Dar-For, ging dem Emir mit seinen Truppen von Dara entgegen und hielt sich, als dieser von der gewöhnlichen List der Mahdisten Gebrauch machte und ihn aus dem Hinterhalt von allen Seiten angriff, ausserordentlich gut; er wusste des Ueberfalls durch Umsicht Herr zu werden und brachte dem Gegner einen Verlust von 2000 Mann bei. Hierauf setzte Slatin Dara in Vertheidigungszustand, inspizirte seine Garnisonen und war bemüht, die auch in seinem Gebiet Platz greifenden Revolten im Keime zu ersticken. Bis Om-Schanga (im Osten Dar-For's) hatte Mohammed Achmet seine Emissäre geschickt, und eine Abtheilung der Bagara-Homr hatte einen erfolglosen Angriff auf den Ort gemacht. Mit Hülfe einer Unterstützung von El-Fascher wurden sie verjagt, und so war Ende 1882 die Ruhe ziemlich wieder hergestellt.

Anfang 1883 hat aber die Bewegung doch bereits weiter um sich gegriffen, und feindliche Haufen schliessen El-Fascher, Dara und Kabkabieh immer dichter ein. Slatin-Bey war sich wohl bewusst, dass auch unter seinen Offizieren und Beamten Viele zum Mahdi hinneigten, dass er unmöglich im Stande sei, mit seinen geringen Truppen die Provinz zu halten, sobald der Aufstand bis hierher vordränge, und dass er, isolirt inmitten einer fanatisirten Bevölkerung, bald unterliegen müsse. Andererseits hatte er Kunde von Hicks-Pascha's Rüstung, hoffte auf Entsatz durch ihn und sann auf ein Mittel, so lange seine Garnison gegen einen überwältigenden Angriff zu sichern, bis Hicks-Pascha im Stande sein werde, ihm Hülfe zu bringen. Eine eigenthümliche Kriegslist war es, welche er sich aussann, und sie sollte ihm selbst zur Falle werden

Er liess durch die Kommandanten der Garnisonen Briefe an den Mahdi aufsetzen, worin sie ihre freiwillige Unterwerfung anboten.

Digitized by Google

Gleichzeitig aber bekam derselbe Bote, Mohammed Khalid Zogal, Mudir von Dara, einen anderen Brief an Hicks-Pascha mit einer Schilderung der Verhältnisse. Zogal ging nach El-Obeïd, nachdem er die Zernirung glücklich passirt hatte, aber bald nach ihm traf auch die Schreckensnachricht von der Vernichtung der Expedition Hicks-Pascha's dort ein, und Zogal zögerte nun nicht, mochten seine Absichten vorher vielleicht auch andere gewesen sein, mit Leib und Seele zum Mahdismus überzutreten. Er verstand jedenfalls auch, Mohammed Achmet's Vertrauen zu gewinnen, denn dieser schickte ihn als Gouverneur von Dar-For dorthin zurück.

Mit der Garnison von Om-Schanga, auf welche er zuerst stiess, hatte Zogal leichtes Spiel; sie ging, ohne einen Schuss zu thun, über. Vor Dara angekommen, schickte er Slatin-Bey einen Brief indem er ihn von der Niederlage der Regierungstruppen benachrichtigte, schickte ihm drei lebende Zeugen derselben und den Rath, sich zu ergeben. Slatin-Bey folgte diesem Rath und fügte Briefe bei an die Kommandanten der anderen Orte, worin er sie autorisirte, die Kassen herauszugeben. Bei dieser Gelegenheit schrieb er auch an Lupton-Bey die bekannten Worte: „Ich schicke diesen Mann Hadji Mustafa Karam Allah zu Dir". Das Gouvernement ging an Zogal über Ende 1883.

Es sei hier aber gleich hinzugefügt, was sich im Jahre 1884 in Dar-For ereignete — einige kleine Nachspiele.

Der Gesandte, welcher dem Kommandanten von El-Fascher Slatin's Brief überbrachte, war ein enragirter Mahdist und glaubte jenem dadurch imponiren zu können, dass er ihn ermahnte, des Mahdi Befehl gemäss keine Zigaretten zu rauchen. Das ergrimmte den Zigarettenraucher, zu solch einem Propheten hatte er keine Lust. Er rüstete sich zur Abwehr, und als Zogal ankam, fand er die Thore verschlossen. Sein Angriff wird abgeschlagen, er zieht Verstärkungen heran, baut Batterien, aber dieselben werden durch die 11 Kanonen des Vertheidigers zum Schweigen gebracht. Endlich gelingt es ihm, am 14. Januar 1884 die Brunnen, die dicht vor der Umwallung (im Rahat Tendelti) liegen, zu verschütten, und aus Wassermangel muss El-Fascher am folgenden Tage kapituliren.

Einen schweren Stand hatte er auch mit Sultan Dudbenga, dem Bruder Sultan Brahim's, welcher im Marrahgebirge sass und seiner Aufforderung zum Uebertritt stolz begegnete als „dem Sklaven seines Vaters". Das Schwert musste entscheiden und entschied zunächst gegen

Digitized by Google

Zogal, der mehr als seine halbe Macht auf dem Platze liess. Aber Menschen konnte er ja leicht wieder bekommen; mit Uebermacht schloss er den Sultan ein und zwang ihn nach zweimonatlicher Belagerung im September 1884, sich zu ergeben.

Gordon und der Fall von Chartum.

Ich komme zurück auf Chartum, in welchem sich nun im Jahre 1884 des Dramas letzter Akt abspielen sollte, dessen Hauptakteur, Gordon, rechtzeitig auf der Szene wieder erschien, um seine Heldenrolle zu Ende zu führen.

Buchta schildert die politische Lage und die Einwirkung Englands in seinem „Sudan unter ägyptischer Herrschaft“ folgendermassen:

„England lenkte die Geschicke Aegyptens.

Ueber Wohl und Wehe des Tausende von Meilen entfernten Sudan wurde in London entschieden, von Männern, welche jeder Kenntniss des Landes und seiner Bedürfnisse ermangelten und auf die Berichte (auch schon zweiter Hand) angewiesen waren, welche der englische Ministerpräsident in Kairo nach London sandte. Das Ministerium Gladstone beschloss trotz der Einsprache der ägyptischen Regierung, an deren Spitze damals Cherif-Pascha stand, trotz der in nachdrücklichster Weise abrathenden Ansichten der wenigen Männer Englands, welche den Sudan aus eigener Anschauung genau kannten, Aegypten zur Räumung der ausgedehnten Provinzen, welche den Sudan bildeten, zu zwingen. In einer diplomatischen Note vom 22. Dezember 1883 an Sir Evelyn Baring schlug Cherif-Pascha vor, die Türkei um die Absendung von 10 000 Mann Hülfstruppen anzugehen, und im Falle, dass dieselben von der hohen Pforte verweigert werden sollten, die Häfen des Rothen Meeres an den Sultan zurückzugeben und sich auf die Sicherung des Nils bis nach Chartum zu beschränken.

„Auch wird es nöthig sein, einen englischen Offizier von hoher Autorität nach Chartum zu senden, mit Vollmacht, sämmtliche Besatzungen des Sudan (nach einem Bericht Sir Evelyn Baring's, des englischen Generalkonsuls in Kairo, an Lord Granville, vom 3. Dezember 1883 im ganzen auf 32 440 Mann beziffert) zurückzuziehen und die möglichst besten Vorkehrungen für die künftige Regierung dieses Landes zu treffen“ telegraphirte Sir Evelyn Baring am 22. Dezember 1883 an Lord Granville. Dies ist die erste Anregung zur Mission des Generals C. E. Gordon nach Chartum.“

Digitized by Google

Auf dringende Hülferufe von Chartum und wiederholte Bitten Barings um Direktiven, schrieb Lord Granville: „Ihrer Majestät Regierung stimmt mit dem zweiten Vorschlag Cherif-Paschas überein, der hohen Pforte zu notifiziren, dass Aegypten die Administration der Küste des Rothen Meeres und des östlichen Sudan der türkischen Regierung zurückgebe. Bezüglich des Vorschlages, den Nil bis Chartum aufwärts zu halten und die Ruhe Aegyptens zu sichern, hält Ihrer Majestät Regierung es für Aegypten unmöglich, Chartum zu vertheidigen, und indem sie die Konzentration der ägyptischen Truppen anempfiehlt, wünscht sie, dass diese Streitkräfte sowohl aus Chartum, als aus dem Innern des Sudan zurückgezogen werden, und in diesem Sinne werden Sie Cherif-Pascha instruiren. Ich brauche Sie wohl kaum darauf aufmerksam zu machen, dass in wichtigen Fragen, von denen die Verwaltung und die Sicherheit Aegyptens abhängen, es unumgänglich nöthig ist, dass Ihrer Majestät Regierung, so lange die provisorische Okkupation des Landes durch englische Truppen dauert, versichert sei, dass der Rath, welchen sie dem Khedive zu geben für ihre Pflicht hält, befolgt werde. Es muss den ägyptischen Ministern und Provinzgouverneuren klar gemacht werden, dass die Verantwortlichkeit, welche zur Zeit auf England liegt, Ihrer Majestät Regierung verpflichtet, auf der Annahme der von ihr angerathenen Politik zu bestehen, und dass es nöthig sein wird, dass die Minister und Gouverneure, welche dies nicht befolgen, aus dem Amte treten müssen.“ Der Khedive wurde also gezwungen, den Sudan aufzugeben.

Aber wie sollte denn die Räumung des ganzen Sudan, die Ueberführung der vielen Tausende von Beamten und Zivilpersonen, deren Existenz an den Bestand der ägyptischen Herrschaft im Sudan gebunden war, die Sicherung der Kriegsvorräthe, die man dem Mahdi denn doch nicht so ohne weiteres in die Hände spielen konnte, bewerkstelligt werden? Darüber war man in London, darüber waren die Herren, welche so peremptorisch die Räumung des grossen Landes verlangten, völlig im Unklaren, aber ebenso wenig wusste man in Kairo, wie die schwierige Aufgabe zu vollziehen; auch darf man annehmen, dass, trotzdem Nubar-Pascha (welcher am 8. Januar Cherif-Pascha im Ministerium gefolgt war), sich dem Gebote Lord Granville's fügte, er wenig Lust hegen mochte, dem englischen Kabinet die schwierige Aufgabe zu erleichtern — eine Aufgabe, deren Durchführung in ihren Konsequenzen zu weiteren Unglücksfällen führen musste, und

Digitized by Google

welche überhaupt nur ausführbar war, wenn England dieselbe in die Hand nahm. Diese Ueberzeugung bestimmte Lord Granville zu der Anfrage am 10. Januar, ob die Dienste General Gordon's oder Sir Charles Wilson's von Nutzen wären, und Nubar's Abneigung, den Sudan räumen zu lassen, bestimmte ihn zu einer ablehnenden Antwort (11. Januar). Jedoch, von Sir Evelyn Baring gedrängt, erbat er am 16. Januar von der englischen Regierung einen geeigneten britischen Offizier, dem grösste Vollmacht gegeben werden könne, um die Räumung des Sudan und die Zurückziehung der Garnisonen zu bewerkstelligen.

Gordon hatte in der Zwischenzeit vorübergehend die Stelle eines Privatsekretairs des Vizekönigs von Indien bekleidet, hatte im Jahr 1880 in China den Frieden zwischen diesem Reiche und Russland, welcher durch die Kuldscha-Affaire ernstlich bedroht war, befestigt, hierauf (1881) auf Mauritius die Stelle eines Kommandanten der Royal Engineers wahrgenommen, ein Jahr bei Jerusalem zugebracht und war im Begriff, im Auftrag des Königs von Belgien die Leitung des Kongo-Staates zu übernehmen, als ihn in Brüssel ein Telegramm erreichte, welches ihn nach London zu Gladstone rief.

Gordon nahm die Mission an, traf am 24. Januar 1884 in Kairo ein und verliess dasselbe am 26. Januar mit folgenden Instruktionen:

a) Die Truppen, Zivilbeamten und Europäer aus dem Sudan mit der möglichst geringsten Gefahr für deren Leben und Eigenthum zurückzuführen;

b) eine Konföderation wiedereingesetzter Sultane (Muluk) als einen Ersatz der ägyptischen Verwaltung zu Stande zu bringen;

c) über die besten Mittel zur Sicherung und guten Verwaltung der Häfen des Rothen Meeres zu berichten;

d) Rath zu geben, wie man dem durch die Evakuation dem Sklavenhandel gegebenen neuen Impuls entgegenarbeiten könne;

e) Anordnungen zur Bildung einer starken Regierung der Sudan-Provinzen zu treffen;

f) die öffentliche Ruhe auf einer sichern Basis wiederherzustellen;

g) die Sicherheit der Handelsstrassen zu erhalten.

Zur Durchführung dieses Programms erhielt Gordon einen Kredit von 100 000 Pfund Sterling und die Aussicht auf grössere Summen; das englische Ministerium übernahm nach seinen Erklärungen vor dem Parlament (am 12. und 19. Februar 1884) volle Verantwortung für seine Maassnahmen und ertheilte ihm unbeschränkte Vollmacht. Freilich,

Digitized by Google

als der heldenmüthige Vertheidiger Dank der Unschlüssigkeit und des Zauderns des Ministeriums aufgeopfert worden war, suchte dasselbe sich mit der Beschuldigung zu vertheidigen, Gordon habe seine Befehle überschritten.

Schon auf dem Wege von Kairo nach Chartum wurde es dem Generalgouverneur klar, dass der Plan unausführbar sei, eine Konföderation der eingeborenen kleinen Sultane zu bilden und dieselben durch völlige Zurückziehung der ägyptischen Truppen selbstständig dem Mahdi gegenüber zu stellen. Er sah ein, dass nach Bekanntmachung des Ferman's, welcher die Verbindung zwischen Aegypten und dem Sudan löste, ein jeder der einheimischen Mudire danach trachten werde, seine eigene Unabhängigkeit zu sichern, dass eine Zeit des heftigsten, andauerndsten Aufruhrs folgen werde, welche möglicherweise selbst auf Aegypten schädlich einwirken könne. Er änderte deshalb seine Absichten dahin, nach Herausziehung aller freiwillig gehenden Beamten die Suzeränität Aegyptens aufrecht zu erhalten mit Ernennung des Generalgouverneurs und mit der Funktion als oberster Gerichts- und Appellationshof.

In Berber angekommen (11. Februar), erliess Gordon eine Proklamation, in welcher er erklärte, das Land solle fortan nur durch Eingeborene regiert werden, und es sollten die bis Ende 1883 rückständigen Steuern ganz und die für 1884 halb erlassen werden. Den Grossschech der Ababde-Araber, Hussein-Pascha Chalifa, ernannte er zum Gouverneur von Dongola und Berber und begab sich hierauf nach Chartum. Mit grossem Enthusiasmus wurde er hier aufgenommen als „Sultan, Vater und Erlöser von Kordofan", als er am 18. Februar die Stadt betrat, welche er nicht wieder verlassen sollte.

Er begann sofort damit, Alle nach Norden fortzuschaffen, welche Chartum und die benachbarten Gebiete verlassen wollten, zog alle Truppen, deren er noch habhaft werden konnte, zusammen und machte sie, die Neger in der Stadt, die Araber bezw. Aegypter im Lager von Omdurman, marschbereit. Sobald die Administrationsangelegenheiten des Sudan geordnet wären, wollte er sie nach Aegypten abmarschiren lassen. Aber es wurde ihm mehr und mehr zur Gewissheit, dass nur ein Mann im Stande wäre, die Herrschaft im Sudan zu übernehmen und dem Mahdi gegenüber zur Geltung zu bringen. Das war Siber, der Seribenkönig, der noch in Kairo weilte. Er allein hätte Sympathien gefunden und Vertrauen erwecken können. Eile that Noth.

Digitized by Google

denn die Araberstämme waren unruhig und nahmen eine drohende Haltung an gegen den englischen Gouverneur. Sie hatten Blut und Sieg gekostet und dursteten nach mehr. Aber in Kairo konnte man sich nicht entschliessen, den ehemaligen Sklavenhändler mit dieser Mission zu betrauen. Gordon sah, dass an Stelle der Beruhigung die Unruhe unter der Bevölkerung immer mehr zunahm, dass sich ein Scheik nach dem andern mit seinen Kriegern rings um Chartum einfand, alle kampfgierig, alle bereit, die Stadt zu nehmen. Er musste auf die Sicherheit derselben bedacht sein, die Soldaten als Besatzung auf die Festungswerke vertheilen und daran denken, sich die drohenden Häuptlinge nicht über den Kopf wachsen zu lassen. Er versuchte am 16. März eine Truppenbewegung, um das Vorterrain frei zu machen, aber seine Soldaten liefen wie die Hasen davon und liessen sich totschlagen; die Baschi-Bozuks verweigerten den Gehorsam. Letztere liess er entwaffnen und die beiden Kommandeure jener Truppen, die lebend zurückgekommen, erschiessen.

Nach diesem Misserfolg musste sich Gordon für belagert ansehen und bekam auch bald darauf in aller Form eine Aufforderung zur Uebergabe im Namen des Mahdi durch den Scheik Abd-el-Kader, bisherigen Richter in Kalakala, welches 8 km südlich von Chartum am weissen Nil gelegen ist. Er berief die angesehendsten Einwohner und erhielt durch sie ein einstimmiges Vertrauensvotum, worauf er den Mahdi kurz und abschläglich beschied.

Jener Niederlage vom 16. März folgte bald ein zweiter Verlust. Abu Girgeh, ein des Nil kundiger Schiffer, verband sich mit den Aufrührern und wusste sich am 15. April des Postens von 1400 Schaikie, welchen Gordon bei El-Mek, 35 km oberhalb Chartum am weissen Nil, unter Salech-Pascha stationirt hatte, zu bemächtigen unter der Vorspiegelung, dass die Stadt genommen sei. An diesem Punkte legte er eine Befestigung an und beherrschte und sperrte von hier aus den oberen Nil. Die Revoltirung der Stämme breitete sich aber in Folge dieser Unglücksfälle mit grosser Schnelligkeit auch nach Norden aus, und der Emir El Heddai konnte daran denken, mit den Schaikie gegen Berber vorzugehen.

Berber hielt sich nicht lange. Der Gouverneur, Hussein-Pascha, war zwar auf eine Vertheidigung, wie es scheint, wohl bedacht, legte auch rechtzeitig alle Bedeckungen im Vorterrain nieder, um ein gutes Schussfeld zu erzielen. Hierbei liess er aber unglücklicher und un-

Digitized by Google

bedachter Weise einen Garten dicht vor dem Walle stehen, welcher einem Heiligen gehörte. Hier fanden die Belagerer Deckung, trafen bei den Ababde, welche diesen Theil der Befestigung besetzt hielten, auf schwachen Widerstand und nahmen die Stadt am 26. Mai.

Für Chartum war dies ausserordentlich wichtig, denn nun war sowohl alle Verbindung nach Norden abgeschnitten, als auch die Hoffnung hinfällig, über Berber die Verbindung mit Suakin wieder herzustellen. Wäre Graham im März seiner Absicht gefolgt und von Suakin auf Berber vorgegangen, so wäre die Situation voraussichtlich eine ganz andere gewesen.

Nach allen den schweren Schlägen vom 16. März und 15. April kam nun für Gordon eine glücklichere Periode; zwar musste es ihn stark beunruhigen, dass er vom Mai gänzlich ohne Nachricht blieb — und er machte selbst später Versuche, durch ausgesandte Dampfer sich Verbindung zu schaffen*) —, aber seine Unternehmungen waren in der nächsten Zeit mit Erfolg gekrönt. Abu Girgeh ging nämlich bei Kalakala über den Nil, um auf dem rechten Ufer vor der Südfront der Festung eine Angriffsposition herzustellen. In der Nacht vom 2. zum 3. Mai verliess Gordon mit starken Truppen die Festung, ging mit Dampfern gleichzeitig den Nil hinauf und überraschte den Feind mitten bei seiner Arbeit. Der Erfolg war ein vollkommener; Alles, was am rechten Ufer war, wurde getötet, und der Gouverneur konnte an den Mahdi den Brief schreiben: „Abu Girgeh, den Du sandtest, um Chartum zu nehmen, ist tot. Schick' einen andern General!"

Für die nächste Zeit war nun ein Angriff nicht mehr zu fürchten, denn im Juni kam das Hochwasser, welches die Umgebung weit unter Wasser setzte, und erst Ende August waren die Ufergelände wieder gangbar. Bis dahin hatte Gordon aber soweit seine Truppen organisirt und disziplinirt, dass er grössere Unternehmungen wagen konnte. Am 29. August schickt er Mohammed Ali-Pascha zu Wasser und zu Lande, den blauen Nil entlang, vor; dieser trifft Abd-el-Kader bei Gereif, 6 km von der Stadt, schlägt ihn vollständig, nimmt ihm 1600 Gewehre und zieht sich wieder zurück. Am 30. August geht er wieder

*) Erwähnenswerth ist die Fahrt des Colonel Stewart und des französischen Konsuls Herbin auf dem Dampfer Abbas, welcher glücklich den sechsten und fünften Katarakt sowie Berber passirte, aber acht Tage nach der Abfahrt am vierten Katarakt bei Merani scheiterte (18. September 1884). Stewart, Herbin und die Bemannung wurden von den Arabern niedergemacht.

Digitized by Google

vor, reinigt das ganze Dreieck zwischen blauem und weissem Nil bis auf 5 km vom Feinde und kann nun am 31. August nach Norden sich wenden. Hier besiegt er den Scheik von El-Obeïd bei Halfijeh, 14 km stromabwärts, fährt, die Ufer vom Feinde reinigend, bis Schendi hinab und bringt grosse Vorräthe an Getreide und Vieh in die Stadt.

Hiermit waren aber die glücklichen Tage vorbei.

Bei El-Eilafun am Bahr-el-Asrak — 30 km von Chartum — sammeln der Emir Medani und der Scheik von El-Obeïd die Trümmer ihrer am 31. August geschlagenen Armee. Mohammed Ali greift sie am 4. September an und sie weichen vor ihm landwärts auf Om Dubban. Der Pascha folgt ihnen, bevor die von Chartum abgegangene Verstärkung ihn erreicht; in der Abenddämmerung fällt er in einen Hinterhalt und wird gänzlich geschlagen. Er selbst und 800 Mann, die Hälfte seiner Truppen, blieben auf dem Platze, 950 Remingtongewehre wurden eingebüsst. So gross an den vorhergehenden Tagen der Jubel, so gross war die Niedergeschlagenheit, welche sich bei der Nachricht von dieser Niederlage der Stadt bemächtigte. Von nun an datirt die enge Einschliessung; denn Mohammed Achmet zieht enorme Menschenmassen mit Beginn der trockenen Jahreszeit zusammen, übernimmt selbst die Leitung der Belagerung und beginnt die Festung mit Erdwerken zu umgeben und mit Geschützen zu beschiessen. Alle Ausfälle sind der enormen Uebermacht gegenüber erfolglos, und am 5. Januar 1885 fällt das wichtigste Aussenwerk, Omdurman, am linken Nil-Ufer. Nachdem dasselbe 54 Tage lang heftig beschossen, signalisirt der Kommandant Faragh Allah, dass er mit Munition und Provision zu Ende sei. Gordon telegraphirt ihm zurück, dass er ihm Ersatz schicken werde und sendet am folgenden Tage (5. Januar) zwei Dampfer über den Nil. Aber ein Deserteur hat dem Mahdi die Lage der Dinge verrathen, und ein mörderisches Feuer macht es den Dampfern unmöglich, das jenseitige Ufer zu erreichen. Faragh Allah kapitulirt.

Wenngleich Gordon in den nun folgenden schrecklichen Wochen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln suchte, bei der Garnison und den Einwohnern der hart bedrängten Stadt die Hoffnung immer neu zu beleben, dass durch eine englische Entsatz-Armee Rettung kommen werde, nahm mit dem Hunger und der Entkräftung auch die Verzweiflung zu, und mehr und mehr begann das Vertrauen auf den tapferen Gouverneur zu weichen. Dieser stellte den kleinen Dampfer

Digitized by Google

Mohammed Ali bereit, um, fertig ausgerüstet, den Notabeln Chartums im letzten Augenblick noch zur Rettung dienen zu können; zur Vertheidigung der Wälle aber beorderte er die ganze männliche Bevölkerung, soweit sie das achte Jahr überschritt, für den täglich erwarteten grossen Sturm, der voraussichtlich Allem ein Ende machen musste. Der Hunger hatte bereits die Vertheidiger auf das Aeusserste entkräftet, und Hunderte, welche ihm zum Opfer gefallen, lagen unbeerdigt in den Strassen, als in der Nacht zum 26. Januar der Mahdi seine Schaaren zum Angriff führte. Die ermatteten Vertheidiger hörten deren Annäherung erst, als sie dicht vor den Befestigungen waren, und als gleich darauf der Strom der Stürmenden über den Wall sich ergoss, fand er kaum Widerstand. Faragh Pascha, der Kommandeur der Südfront, suchte die Truppen zum Standhalten anzufeuern, als er aber sah, dass Alles vergebens war, warf er ein Zivilkleid über seine Uniform, ging zum Thor von Mesalamia, hieb den Posten, der, treu seiner Pflicht, nicht öffnen wollte, nieder und entfloh zu den Feinden. Er wurde in den europäischen Zeitungen als Verräther gebrandmarkt, und gewiss mit Recht; aber auch ohne seinen Verrath war Chartum verloren, denn die Angreifer waren bereits Herren der Stadt, als jener das Thor öffnete.

Gordon hatte bis tief in die Nacht noch geschrieben; zwischen 2 und 3 Uhr erweckte ihn das Getöse, er eilte auf das Dach des Gouvernementshauses und sah die Rebellen in der Stadt. Ohne Verzug begann er das Feuer aus seinem festen Gebäude zu eröffnen; aber er konnte nichts damit erreichen; zu Tausenden sammelten sich die Gegner um das Haus. Gordon stellte das Feuer ein, bekleidete sich mit seiner Uniform und trat aus der Thür des Palastes auf die Freitreppe.

Die Rebellen hatten zunächst nicht gewagt, das Haus zu betreten, weil sie Minen fürchteten; aber vier besonders tapfere stürzten denn doch muthig vorwärts und hunderte folgten, um Alles im Palast niederzumachen. Jene vier trafen aber auf Gordon, und der erste, ein Dongolaner, Taha Schahin, erhob seine Hand, um ihn mit seinem Speer zu durchbohren. Die andern folgten. Tot sank der Held zu Boden, als just die Sonne aufging, um das scheussliche Schauspiel des Blutbades in grelles Licht zu setzen, welches über die unglückliche Stadt sich ergoss. Gordon's Haupt ward vom Rumpfe getrennt und dem Mahdi gesandt, sein Körper im Garten ausgestellt, wo die rohen Araber ihn mit ihren Speeren durchbohrten. Das Drama war zu Ende.

Digitized by Google

Die englische Expedition — man hatte ja Gordon Kooparation und Unterstützung jeder Art versprochen —, welche Chartum entsetzen sollte, war endlich unter Lord Wolseley (ca. 6000 Kombattanten stark) im September 1884 aufgebrochen, um Nil-aufwärts über Dongola Chartum zu erreichen. Durch vorausgesandte Offiziere hatte man mit dem Mudir von Dongola, Mustafa-Pascha Yaver, sich in Verbindung gesetzt und dessen volle Hülfe sich gesichert. Mustafa war nach dem Fall von Berber ebenfalls durch den Scheik Heddai ernstlich bedroht worden, war ihm aber entgegen gezogen und hatte ihn bei Korti am 12. September 1884 geschlagen. Nun! In Dongola langte die englische Expedition im November bereits an, 330 km, also 11 bis 12 Tagemärsche von Chartum. Aber am 4. Januar erst brach Stewart mit 1150 Mann und 2000 Kamelen von Korti auf, um durch die Wüste Djesirah Metämmeh (gegenüber Schendi) zu erreichen. Am 17. Januar traf er unvermuthet bei den Brunnen von Abu Klea auf die Araber (210 km in 13 Tagen!), schlug sie aber und gelangte nach Metämmeh. Hier fand er eine gut vertheidigte Position (Nur-Angara, der frühere Mudir, welcher sich in Bara so gut benommen, kommandirte die Rebellen) und wurde verwundet. Wilson übernimmt das Kommando, umgeht Metämmeh, liefert am 19. Januar Nur-Angara ein hartes siegreiches Gefecht und — findet, 150 km von Chartum, auf dem Nil vier Dampfer Gordon's, gut ausgerüstet, mit intakten Maschinen und kundigen Steuerleuten. Bis zum 24. Januar hält er sich dann auf und schifft Truppen ein, um dann erst mit zwei Dampfern vorsichtig nach Chartum zu zu fahren. Vier Tage Zeit braucht er hierzu und — bekommt, am 28. Januar anlangend, von allen Seiten Feuer; er kam eben zwei Tage zu spät.

Es bleibt noch übrig, die Schicksale der übrigen Garnisonstädte am rechten Nil-Ufer nachzutragen.

Kassala wurde seit November 1883 durch Mustafa Hadal in Verbindung mit verschiedenen Hadéndoa-Stämmen belagert. Die wichtige, 1840 gegründete Stadt umfasste mit ihrer Umwallung 13 000 Einwohner, 1600 Reguläre, 2300 Irreguläre und 18 Geschütze, war gut verproviantirt und wurde ganz wesentlich unterstützt durch die Beni Amr und die Schukurie, welche bis zum Ende treu zur Regierung gestanden haben. Der Kommandant hatte Unglück mit einem im Januar 1884 veranstalteten Ausfall, indem die Rebellen ihm in den Rücken kamen und 900 Soldaten töteten. In der Folge schloss er

Digitized by Google

sich deshalb fest in seine Festung ein, und den treuen Bedja-Stämmen hatte er es zu danken, dass er mit Lebensmitteln immer wieder versorgt wurde. Auf seinem Posten hielt er aber tapfer aus und leistete den Angriffen energischen Widerstand, indem er hoffte, dass ihm durch Abessinien Hülfe werden würde. Dies wäre gut ausführbar gewesen, war auch mehrfach ins Auge gefasst, unterblieb aber, bis es zu spät war.

Am 21. Juni wird ein Angriff auf die Vorstadt Khatmieh abgeschlagen, und erst am 23. Mai 1885 wird dieselbe aufgegeben. Ein Sturm auf die Festung selbst wird am 15. Juni 1885 mit enormen Verlusten zurückgeschlagen, und da der Kommandant dem weichenden Feinde mit seinen Truppen folgt, vernichtet er 6000 Mann der Rebellen und bringt 1000 Stück Rindvieh und 1000 Schaafe mit in die Stadt, sein letzter Proviant, denn die freundlich gesinnten Bedja-Stämme konnten nicht mehr zu ihm durchdringen. Und so, hoffend und kämpfend, bis der Hunger sie zwang, ertrug die Garnison 20 Monate der Belagerung. Am 30. Juli 1885 schloss sie Waffenstillstand. Derselbe sollte mit ihrem Verderben endigen.

Am 12. September 1884 war von Seiten Aegyptens die Uebergabe von Bogos an die abessinische Regierung erfolgt; hiermit kamen die beiden Orte Senhit und Amadib auch in deren Besitz. Man zog aber die ägyptischen Besatzungen noch nicht zurück, um sie als Stützpunkte zu benutzen für die Hülfstruppen, welche über abessinisches Gebiet den belagerten sudanischen Städten zugesandt werden sollten. Dies war Kassala und Matama (in Kalabat). Letztere Stadt wurde trotz einer Niederlage, welche die Rebellen (Djaalin- und Dabaina-Araber) am 26. November 1884 durch vereinigte ägyptische und abessinische Truppen bei Jadba erlitten, seit Ende 1884 belagert. Der ägyptische Bevollmächtigte bei König Johannes von Abessinien vermochte aber diesen zur Entsendung einer Entsatzarmee zu veranlassen. Mit dieser verliess er Adua am 27. Januar 1885, erreichte Matama, und in Kombination mit einem Ausfall der Garnison (Kommandant Salech-Bey) schlug er die Rebellen und brachte die Bevölkerung (3000 Köpfe) glücklich über Gondar nach Massauah, wo er Ende Mai eintraf. Ende Juni bringt dann der Negus den Rebellen eine zweite Niederlage bei, evakuirt die ägyptische Garnison und besetzt die Stadt mit seinen Truppen.

Mit Kassala ging man viel säumiger vor. Ras Alula, der abessi-

Digitized by Google

nische Führer, brach erst am 15. September 1885 mit 10 000 Mann (darunter ein starkes Kontingent der Beni Amr) von Asmara auf und erreichte Kufit am 22. September (125 km östlich Kassala, auf dem halben Wege zwischen diesem und Asmara); hier fand er Osman Digna in Position mit 8000 Mann. Die am anderen Morgen rekognoszirende Kavallerie bekommt Feuer, ein Theil der Infanterie rückt vor und die Araber stürzen sich, ihre Retranchements verlassend, ihr entgegen. Es entsteht ein Handgemenge, in welchem die abessinischen Führer fallen. Da greift Ras Alula selbst mit der Hauptmacht an, es gilt Siegen oder Sterben. Es gelingt ihm, die Rebellen zurückzuwerfen, mit ihnen in die Verschanzungen einzudringen und sie gründlich zu schlagen. Die Kavallerie der Beni Amr vollendet, nun eingreifend, den Sieg. Es begann eine grosse Metzelei, bei welcher die Rebellen 3000 Tote und ihre sämmtlichen Emire, ausser Osman Digna, verloren; die Abessinier hatten 1500 Tote und viele Verwundete. Zwei Tage blieb Ras Alula bei Kufit und kehrte dann nach Asmara zurück, da er erfuhr, Kassala sei bereits im Besitz der Rebellen.

Die tapfere Besatzung dieser Stadt sah nun ihre letzte Hoffnung betrogen. Noch hatte sie ja den Schutz des Waffenstillstandes für sich gehabt. Aber Osman, zurückkehrend von Kufit, rächte sich nun an den Wehrlosen, indem er den Kommandanten und alle Angesehene enthaupten liess und die Soldaten unter die Rebellentruppen steckte.

Osman Digna, oft geschlagen, immer wieder dank der durch seine Fukara entflammten Begeisterung für die Sache des Mahdi zu neuen Kräften gekommen, war nun Herr des östlichen Sudan mit Ausnahme von Suakin. Die Garnisonen von Amadib und Senhit waren am 10. und 19. April zurückgezogen worden.

Auch General Graham hatte im Jahre 1885 noch eine Expedition nach Suakin unternommen, um der dortigen Garnison Unterstützung zu bringen. Er kam am 12. März mit 13 000 Mann dort an, nahm Tamai, die Zentralstation Osman Digna's, am 3. April und verbrannte es, und Lord Wolseley schlug die Rebellen am 6. Mai bei Otao. Am 17. Mai begann er seinen Rückzug und liess ein Detachement in Suakin, welches bis Oktober 1885 dort blieb. Wären diese 13 000 Mann bei der ersten Expedition im Februar 1884 gleich zur Verwendung gekommen, so ist wohl kein Zweifel, dass ein Vorgehen auf Berber ausführbar war und dass in Verbindung mit Gordon die Situation sich hätte sehr günstig wenden lassen. Aber das unselige Zögern und

Digitized by Google

Hinausschieben, das Einsetzen ungenügender Kräfte und das bruchstückweise Verbrauchen derselben hat die Katastrophe verschuldet. Auch Sennar fiel im Jahre 1885. Seit Mai 1884 durch den Emir El-Husna beunruhigt, für einige Zeit durch einen glücklichen Ausfall des Kommandanten Hassan-Bey Sadik (Juli) und Unterstützung von Chartum aus (7. August, Rachit-Bey Betraki) entlastet, wurde es seit Anfang Februar 1885 ernstlich belagert, nachdem der Kommandant bei einem Ausfall abgeschnitten und getötet war. Der Mahdi sandte seinen Vetter Abd-el-Kerim, welcher am 18. April vor Sennar ankam. Ein energischer Angriff am 16. Juni kam dadurch zum Scheitern, dass ein auf dem blauen Nil liegender Dampfer durch starkes flankirendes Feuer einen Theil der stürmenden Truppen abschnitt, so dass die Garnison diesen, 1500 Mann stark, niedermachen konnte.

Abd-el-Kerim beschloss nun, die Stadt durch Hunger zu zwingen. Der neue Kommandant Nur-Bey machte im Juli zwei glückliche Ausfälle und sandte einen Boten an die englische Expedition, welcher aber dieselbe nicht erreicht haben soll; er selbst fiel bei einem letzten verzweifelten Ausfall mit 1500 Mann am 18. August und Tags darauf musste der Rest der Garnison (700 von 3000), durch Hunger gezwungen, die Stadt übergeben. Dies war der letzte feste Punkt der Aegypter nördlich des 10. Breitengrades, und man muss den Garnisonen zugestehen, dass sie zum weitaus grössten Theile ihre volle Schuldigkeit gethan haben.

Ich wende mich nun zur Bahr-el-Ghasal-Provinz, welche unter Lupton-Bey stand.

Zehntes Kapitel.

Der Mahdi-Aufstand in den heidnischen Negerländern.

Provinz Bahr-el-Ghasal. Lupton-Bey.

Wie bereits früher erwähnt, waren auch in den Negerländern, namentlich im Norden, die Aussichten des Mahdi, für seine Fahne Anhänger und für seine Kämpfe Truppen zu gewinnen, nicht gering.

Digitized by Google

Die Danagla sowie die Gallabun ergriffen die ihnen sich bietende Möglichkeit, die alte Macht wieder zu erlangen, mit Begierde; die nördlichen Negerstämme liessen sich nur zu leicht anreizen, von der ihnen zum Bewusstsein gekommenen Kraft Gebrauch zu machen und das Joch abzuschütteln. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich unter den Nubiern, welche über die gesammten Negerstaaten ausgestreut waren, die Kunde vom neuen Propheten, und bevor die Gouverneure es sich ahnen liessen, hatte der Mahdismus in den Stationen ihrer Provinzen Wurzel geschlagen, trieb unter der Oberfläche immer weitere Schösslinge und war des Augenblicks gewärtig, wo er mächtig sich emporrichten könne in offener Empörung und Besitz ergreifen vom ganzen Lande. Darum, als es begann, hier und da unruhig zu werden und mit kleinen Aufständen zu drohen, glaubten die Gouverneure noch, sich verlassen zu können auf ihre Beamten; aber als Niederlagen und Verluste sich mehrten, als sie ihr Vertrauen mehr und mehr getäuscht sahen, wurden sie unsicher in dem Zweifel an der Treue ihrer Organe und mit dem erschütterten Vertrauen kam auch Unsicherheit in ihr Urtheil, Wanken in ihre Entschlüsse und Missgriffe in ihre Handlungen. Es kommt hinzu, dass sie als Europäer gänzlich vereinsamt den nubischen und nigritischen Elementen gegenüber standen, dass sie plötzlich zum Bewusstsein dieser ihrer Vereinsamung kamen und dass hierdurch das gegenseitige Verständniss und Vertrauen, auch da, wo es am Platze war, einen Stoss erlitt. Man soll diese Schwierigkeiten ihrer Lage in Verbindung mit der enormen, auf ihnen lastenden Verantwortung nicht nur gegenüber ihrer Regierung, sondern der ganzen Menschheit gegenüber wohl im Auge behalten, wenn man ihr Verhalten gerecht beurtheilen will. Einem Stanley möchte es am wenigsten zuzuerkennen sein, dass er von seinem Reporterstandpunkt ein gerechtes Urtheil fällen könne.

Gemäss der geographischen Lage seiner Provinz wurde Lupton-Bey zuerst durch den Aufstand gefährdet und fiel ihm auch bald als Opfer. Dar-Fertit, das Land des denationalisirten Völkergewirrs, welches längst durchseucht war von der Verderbniss der Knechtschaft und der Geldgier, dicht angrenzend an die südlichen Gebiete von Dar-For, musste von hier aus bald in den Aufstand hineingerissen werden. Bei den Dinka, dem grossen, noch niemals ganz der Regierung unterworfenen Volke, welches andererseits so schwer wie kaum ein anderer Negerstamm unter den Räubereien der Elfenbeinhändler und ihrer

Digitized by Google

Dongolaner, der Regierung und ihrer Soldaten, der Bagara und der Gallabun hatte leiden müssen, fiel der Funke der Empörung wie in ein Gefäss, in das man Brennstoff auf Brennstoff leichtfertig gehäuft hat. Und so sehen wir denn bereits im Jahre 1882 es allerorten mit Flammen heraus brechen, welche trotz der energischen Gegenmassregeln Lupton's doch bald vernichtend über ihm zusammenschlugen.

Als nach Yussuf's Vernichtung am 7. Juni die ersten Truppen des Mahdi nach Westen gesandt wurden, um unter dem Emir Madibbo sich Schekka's zu bemächtigen, machten sich auch bald die ersten Bewegungen im Bezirk Liffi, dem an Dar-For angrenzenden Theile der Bahr-el-Ghasal-Provinz, bemerklich. Die Abwesenheit des Mudirs Hassan-Agha benutzend, überfiel der Kredj-Häuptling Jango die fünf Baschi-Bozuks der Station Delgauna und machte sich zum Herren der Seriba. Als Lupton sofort den Mudir mit 600 Mann in seinen Bezirk zurück schickte, war Jango zu Madibbo nach Schekka entflohen, wo er durch die Ueberschwemmungen des Charif sich ziemlich sicher fühlen konnte. Mit Verstärkungen von Madibbo kehrte Jango, als die Jahreszeit es erlaubte, zurück nach Delgauna und bereitete sich zum Angriff auf die Hauptstation Liffi vor. Aber der Gouverneur hatte auch nur diesen Moment erwartet, um vorzugehen und schickte Mohammed - Agha Abdullah mit 2000 Mann, welcher Jango schlug, ihm 600 Mann vernichtete und Delgauna okkupirte. Jango aber gelang es wieder, zu entfliehen.

Der General-Gouverneur Abd-el-Kader Pascha war bemüht, nach dem Verluste der Armee Yussuf's-es-Schellali alle Kräfte aufzubieten, um baldigst eine neue Armee dem Mahdi entgegenstellen zu können. Starke Rekrutirungen waren den Provinzen aufgelegt worden, und Lupton-Bey hatte 7000 Basinger zu stellen. Eine derartige Anforderung an die wehrfähigen Männer war den Negerstämmen noch niemals zugemuthet worden, und sie mochten es nicht anders auffassen, als wenn man ihre Jünglinge in Massen zur Sklaverei führte; waren doch bei früheren Razzien die wehrfähigen Männer auch in die sudanische Armee gesteckt worden. Und nun, nachdem Gessi sie gelehrt, die Sklavenjäger zu verjagen und zu vernichten, sollten sie nicht nur ihr Vieh und ihre Weiber wie früher, sondern die Ernährer der Familien hergeben? Es ist wohl kein Zweifel, dass die Erbitterung bei vielen Stämmen durch diese, vielfach nur zwangweise durchführbare Rekrutirung in hohem Maasse wuchs; Emissäre des Mahdi thaten das Uebrige, um in den

Digitized by Google

nördlichen Gegenden, bei den Dinka und Djur und Bongo, das Feuer zu schüren und dem ausbrechenden Sturme Ziele und Wege zu weisen.

Der schwächste Punkt für die Herrschaft über die Bahr-el-Ghasal-Provinz war die Meschra-er-Rek; er hätte sollen der stärkste sein, weil er der wichtigste war. Auf seiner Behauptung beruhte allein die Verbindung mit Chartum, und Gessi-Pascha, der einzigste, welcher scheint diesen Gesichtspunkt ernstlich ins Auge gefasst zu haben, war mit dem Plan umgegangen, die Wasserstrasse vermittelst des Djur, welcher ja unweit der Meschra in den Bahr-el-Ghasal mündet, bis zur Station Wau zu verlängern und dadurch die Verbindungslinie der direkten Einwirkung der stets unzuverlässigen Dinka zu entziehen. Auch hatte er die nöthigen Rekognoszirungen bereits ausgeführt; sein Nachfolger scheint aber diesen Plan nicht weiter verfolgt zu haben, hatte auch für die Sicherung der Meschra entschieden nichts gethan*), ebenso wenig für eine gute und gesicherte Strassenverbindung seiner Hauptstationen mit dem Landeplatze. So allein war es möglich, dass die Meschra der ewig gefährdete Punkt und in den folgenden Jahren die stete Sorge des Gouverneurs blieb.

Die Dinka überfielen (wahrscheinlich im November 1882) die Meschra, töteten die dort stationirten 75 Basinger und schnitten alle Verbindungen ab. Lupton gelang es, durch den Wekil Sati Achmet Effendi die Meschra wieder zugänglich zu machen; auch brachte derselbe von dem gezüchtigten Stamm 600 Rinder heim; aber er sah sich doch genöthigt, die aussenliegenden Stationen seiner Provinz allmählich aufzugeben, um die dort zerstreuten militärischen Kräfte zu sammeln, da die Bewegung unter den Dinka in bedenklicher Weise zunahm und dieselben auch gut bewaffnet auftraten. Dieser Exodus der Besatzungen setzte sich durch das ganze folgende Jahr fort und hinter den abziehenden Truppen blieb manches Dorf eingeäschert, manche Greuel- und Mordthat ungerächt und steigerte die Erbitterung der Eingeborenen.

Mit Beginn des Jahres 1883 machte sich ein neuer Heerd der Empörung bemerkbar. Der Häuptling der Shat, welche zwischen Kredj und Golo im Dar-Fertit sitzen, Namens Shegara, hat sich mit Djur-, Bongo- und Dinkaleuten vereinigt, in Station Dembo 74 Basinger

*) Die kleine Seriba bei der Meschra, welche Junker 1880 vorfand, genügte in keiner Weise zur Sicherung des wichtigen Punktes.

niedergemacht und offen gegen die Regierung erklärt. Ali-Agha Bischara geht mit 200 Basingern und einem Detachement Regulärer vor, nimmt ihr Lager und macht 4000 Gefangene einschliesslich Weibern und Kindern; Lupton detachirt seinen besten und zuverlässigsten Führer, Rafai-Agha, in diesen Distrikt, und dieser sucht durch immer erneute Expeditionen die Ruhe wieder herzustellen. Jango kehrt von Madibbo zurück und bedroht Liffi; Rafai schlägt ihn am 1. Februar bei Liffi, dann wendet er sich gegen die Djur und Dinka bei Dembo.

Während Rafai so alle Hände voll zu thun hat, bemächtigen sich die Dinka wieder der Meschra und gehen auch gegen die Station Gok-el-Hassan am Djau vor und vernichten dieselbe. Durch Hülfesendung von Djur-Ghattas werden sie hier zurückgeschlagen, aber es kostet Lupton 500 Mann an Toten. Auch die Meschra wird wiederholt zurückerobert, ein am 15. August angekommener Dampfer entladen und mit demselben Sati-Effendi nach Chartum gesandt, um Ersatz an Munition und Waffen zu holen, aber der Weg zur Meschra ist nur noch mit grossen Truppenmassen zu forciren und in immer neuen Kämpfen werden die disponiblen Kräfte erschöpft. Lupton-Bey glaubt aber bereits Herr der Rebellen geworden zu sein, da trifft ihn im September ein schwerer Schlag. Die Rebellen greifen Rafai in seiner Befestigung an, erklettern trotz des starken Gewehrfeuers, ihre immensen Verluste nicht achtend, die Pallisaden, dringen ein und machen die ganze Besatzung einschliesslich ihres tapferen Führers nieder. Sie wollen hierauf direkt gegen Dem Soliman vorgehen und werden nur durch den einbrechenden Charif daran gehindert.

Auch Lupton war durch die Regenzeit gezwungen, diese Niederlage unthätig hinzunehmen, aber im Dezember geht er vor, verschanzt sich stark und verlangt von den aufrührerischen Stämmen Unterwerfung. Sie antworten mit einem Angriff, der aber vom Gouverneur mit starken Verlusten zurückgeschlagen wird. Er unterdrückt den Aufstand vollständig, muss aber bald nach Dem Soliman zurück, da ihm die Munition ausgeht. Hier im Januar 1884 angekommen, erhält er die Nachricht von der Vernichtung der Armee Hicks-Pascha's und macht sich nun auf das Schlimmste gefasst. Rings um ihn, weiss er, ist Alles in Noth und Bedrängniss; Slatin-Bey und Emin haben ihn, der selbst danach verlangt, vergebens um Unterstützung gebeten; im eigenen Lager kann er Niemand mehr trauen, da seine Beamten schon 1883 zum Mahdi überlaufen; die Munition ist knapp, die Truppen

Digitized by Google

stark dezimirt. Nun drängen sich die Hiobsbotschaften. Der Mudir von Liffi meldet, dass er durch Mohammed Karam-Allah, den zum Gouverneur von Bahr-el-Ghasal vom Mahdi ernannten früheren Seribenbesitzer, bedroht werde und bittet um Instruktion. Der Mudir Mohammed Agha-Ketenbur meldet von Bucko dasselbe. Und beide gehen zum Mahdi über. Die Truppen des Gouverneurs, 1200 Reguläre, weigern sich, Widerstand zu leisten, die Offiziere und Beamten, Dongolaner wie jene zwei Mudire, erklären, übertreten zu wollen. So steht Lupton plötzlich verlassen und allein. Am 12. April noch entschlossen, zu kämpfen und zu sterben, noch beschäftigt mit Befestigung und Armirung seines Postens, muss er nun ohne einen Schuss sich ergeben, da Alles ihn verlässt.

Am 21. April langt Karam-Allah an mit grosser Truppenmacht; Lupton wird gezwungen, zum Islam überzutreten. Wie Slatin den Namen Abd-el-Kader, erhält er den Namen Abdullah und wird nach Omdurman geschickt, um in des Mahdi Gefolge zu Sklavendiensten herabgewürdigt zu werden, womit sich der rohe Tyrann vor der Welt als eines Zeichens seiner Macht und Mission brüstet.

Die neue Verwaltung aber beginnt damit, dass die Bücher und Dokumente des Gouvernements verbrannt, die Magazine geöffnet und geplündert, die Waffen und Munition sowohl des Magazins, als die in den Händen der Soldaten befindlichen von den Danagla okkupirt und meistbietend gegen Geld oder Sklaven verkauft, die schwarzen Soldaten schliesslich in die Sklavenketten gelegt werden. Andern Tages wurden letztere zum Theil von den Danagla als frühere Sklaven requirirt, zum Theil öffentlich verkauft; das war der Lohn der durch ihre Offiziere Irregeführten für ihren Verrath. In vielen Seriben am Wau und Djur aber thaten sich die Faruchs, d. h. die Schwarzen, welche als Waffenträger, Dragomane u. dergl. dieselbe Behandlung gewärtigen mussten, zusammen, machten die Araber nieder, bemächtigten sich der Waffen und Munition und stellten sich im offenen Kampfe den Danagla entgegen. Ihnen gesellten sich Hunderte, welche von Djur-Ghattas entflohen; Birindji, ein früherer Sandjak Siber's und Soliman's und späterer Stationschef von Meschra-er-Rek, übernahm ihre Führung und zernirte die Danagla in Djur-Ghattas. So gewann die Anarchie bereits Feld zu gewinnen, welche seitdem mit ihren Schrecken diese Provinz wie die anderen sudanischen Provinzen erfüllen sollte.

Provinz Hat-el-Estiva. Emin-Bey.

Emin-Bey, dessen Länder im Jahr 1882 noch vollständiger Ruhe sich erfreuten, war im Mai in Chartum und hatte von dem neuen Generalgouverneur Abd-el-Kader das Versprechen erhalten, dass für ihn ein Dampfer in Faschoda solle stationirt werden, denn seine Absicht ging dahin, die so wichtige Verbindung mit Chartum gegen alle Eventualitäten sicher zu stellen. Der Dampfer sollte bis nach Bor regelmässigen Verkehr unterhalten, von da wollte Emin drei Stationen nach Norden vorschieben, welche für den Fall einer Nil-Verstopfung die Verbindung zu Lande bis zu dem stets fahrbaren unteren Seraf herstellen sollten. Leider wurden diese Absichten nicht ausgeführt, da in Folge der bald folgenden Ereignisse die Ueberweisung des Dampfers unterblieb. Im Jahr 1883 machte Emin eine Reise nach Mangbattu und stiess hier auf die ersten Einwirkungen der Revolte. Eine Anzahl von Sandé-Häuptlingen ging mit der Absicht um, sich der Autorität des Gouvernements zu entziehen. Charakteristischer Weise waren dies Dragomanen oder Faruchs, welche durch die Danagla zu Chefs gemacht worden waren, oder solche, welche als echte Raubritter die Herrschaft durch gewaltsames Beiseiteschieben der Häuptlinge usurpirt hatten, also keine angestammten Stammhäupter — eine Folge der Gessi'schen Massregeln. Eine ganze Linie hatte sich vom Aire (Ansea) bis zum Jubbo, eine zweite am Dongu festgesetzt und sperrte die Verbindungen; sie wussten sich Gewehre zu verschaffen, terrorisirten das Land, betrieben systematischen Frauenraub und erklärten sich offen als Herren des Landes. Emin machte der Autorität dieser Herren ein schnelles Ende, indem er ihnen auf den Leib rückte, die Gewehre nahm und durch eine Versammlung eingeborener Häuptlinge neue Chefs wählen liess.

Kaum hatte er aber in Mangbattu die recht verfahrenen Verhältnisse zu ordnen begonnen, als er durch die Nachricht zur schleunigsten Rückkehr bewogen wurde, dass Rumbêk durch die Dinka überfallen, die ganze Besatzung und Einwohnerschaft niedergemacht, Waffen, Munition und Vorräthe erbeutet seien. Wie sich später herausstellte, hatte die Besatzung, Emin's Befehlen zuwider Razzien unternommen und dadurch die drohende Revolte zum Ausbruch gebracht. Ibrahim Gurguru, der erst kürzlich ernannte Mudir von Makaraká, erhielt den Auftrag, sofort nach Rumbêk aufzubrechen, die Agahr (Dinka) zum Gehorsam zurückzuführen und die Station neu zu gründen.

Aber auch auf anderer Seite begannen die Neger sich zu regen. Loron, ein Barihäuptling aus der Gegend von Gondókoro, welchen Emin früher als einen seiner zuverlässigsten Anhänger bezeichnet, hat die Häuptlinge von Belenian und Lokoja zu gemeinsamem Angriff auf Ladó eingeladen, und wenn auch zur Zeit dieses Vorhaben unterblieb, es trat später ins Leben und verbreitete den Aufstand im ganzen Barilande.

Im Lande der Dinka, welches nach Ibrahim's Zuge völlig ruhig erschien, glomm heimlich der Funke des Aufruhrs immer weiter und ungefähr mit der Jahreswende kam er an anderer Stelle wieder zum Ausbruch. Gaba Schambé*) ward durch die Neger angegriffen und zernirt. Emin schickte von Ladó eine Barke mit 12 Mann, um Getreide aus Bor dorthin zu bringen für die nothleidende Garnison. Aber bevor das Schiff dort sein konnte, lief in Ladó — am 29. Februar 1884 — die Hiobspost ein, Schambé sei von den Negern genommen, die Garnison niedergemacht. Im Interesse der Verbindung mit Chartum, von wo der letzte Dampfer am 16. März 1883 angekommen war, musste Schambé wieder hergestellt werden und Ibrahim-Agha erhielt den Auftrag hierzu. Im Uebrigen glaubte aber Emin mit vollem Recht, einer weiteren Ausbreitung des Aufstandes unter den Dinka und Bari gegenüber seine Truppen mehr konzentriren zu müssen. Dieselben bestanden aus 1300 Regulären und 3000 Irregulären, waren aber über 40 bis 50 Stationen zerstreut. Es wurde deshalb zuerst die Evakuirung der Stationen von Lattuka verfügt, mit Zurückziehung der Garnisonen auf Obbo; den Lattuka-Leuten gegenüber wären die wenigen Soldaten vollständig nutzlos geopfert worden. Als am 26. März neue ungünstige Nachrichten von Lupton-Bey einliefen, wurden auch die Bezirke Fauwera und Fadibek bis auf Fatiko geräumt, da letzteres eine ausserordentlich getreidereiche und deshalb wichtige Gegend beherrschte. Bald darauf sollten auch Rumbêk und Ajak evakuirt werden, doch kam dies nicht zur Ausführung. Die Truppen wurden zum Theil in die Nil-Stationen geschickt, hauptsächlich aber zur Verstärkung von Amadi und Bufi verwendet, es war also die Linie des Jei-Flusses, mit dem linken Flügel

---

*) Marno theilt über die Entstehung des Namens folgendes mit: Bei der ersten Nil-Expedition unter Mehemet-Ali wurde hier anstatt eines Ankers eine Kanone verwendet. Da man dieselbe später nicht wieder heraus bekam, liess der kommandirende Bey den Schiffsreïs durchpeitschen. Derselbe entfloh und entkam im Walde, daher der Wald: Wald Schambé's = Gaba Schambé genannt wurde.

Digitized by Google

auf Makaraká gestützt, mit dem rechten aber zur trocknen Jahreszeit in der Luft hängend, welche Emin vertheidigen wollte. Die nächste Nil-Station, Bor, ist 165 km von Bufi entfernt.

Am 23. Mai erhielt Emin die Nachricht von Lupton, dass die Mahdisten nur noch sechs Stunden von Dem Siber entfernt stünden. Er musste jetzt darauf gefasst sein, bald die Nachricht vom Sieg des Mahdi in der Bahr-el-Ghasal-Provinz zu erhalten und dann war sein eigenes Wohl und Wehe abhängig von dem Verhalten seiner arabischen Beamten gegenüber den Verlockungen der Mahdisten. Er wollte denjenigen Mann bei sich haben, als Stütze und als Helfer, dessen Einfluss auf jene er kannte, Ibrahim Gurguru, und er rief ihn schleunigst von Makaraká nach Ladó. Aber seine Stütze versagte, sein Vertrauen wurde schmählich betrogen, Ibrahim kam nicht, sondern ging als erster zum feindlichen Lager über. Er hatte seine Zeit in Makaraká gut ausgenutzt, die ihm unbequemen Elemente, wie den Oberhäuptling Ringio, bei Seite gebracht, dagegen von allen aussenliegenden Punkten die Dongolaner herangezogen und dazwischen Ergebenheits-Betheuerungen an Emin geschrieben. Als er dessen Befehl vom 23. Mai bekam, bereitete er schnell seinen Abmarsch vor, versenkte das Boot auf dem hochangeschwollenen Jei, um die Verbindung zu unterbrechen, und zog am 4. Juni mit seinen Danagla, einem zu ihm haltenden ägyptischen Offizier und fünf ägyptischen Soldaten über Makaraká-Ssugaïre nach Kabajendi, auf seinem Marsch Alles plündernd und verwüstend und, was er erwischen konnte, Männer und Weiber, als Sklaven fortschleppend. In Kabajendi legte er den Stations-Chef, Mustafa-Agha, in Ketten und schleppte ihn mit, nachdem er Magazine und Privateigenthum geplündert hatte. In Kudurma machte er Halt, um sich für den Weitermarsch durch Plünderung der Umgebung zu verproviantiren und um die von Station Mundú am Dongu zu ihm stossenden Danagla mit Waffen und Munition in Empfang zu nehmen.

Bevor Emin die Nachricht von diesem Verrath erhielt (13. Juni), traf schon diejenige von Lupton's erzwungener Uebergabe ein (am 27. Mai 1884). Gleichzeitig richtete der Emir Karam-Allah an ihn eine Aufforderuug, die Provinz zu übergeben und sich mit seinen Leuten sofort zu ihm nach dem Bahr-el-Ghasal zu begeben. Diese Neuigkeiten geheim zu halten, war eine Unmöglichkeit; Emin-Bey liess daher sogleich die höheren Beamten der Station Ladó, den Kadi, Schullehrer, Oberschreiber, drei Offiziere, und andere zu einer Ver-

Digitized by Google

sammlung zusammenrufen und ihnen die Briefe Karam-Allah's vorlesen. Man hielt es nicht für möglich, die Truppen rasch genug konzentriren zu können, um einen erfolgreichen Widerstand zu leisten und beschloss Angesichts der Erfolge des Mahdi, die Aequator-Provinz zu übergeben, um jedes weitere Blutvergiessen zu vermeiden. Emin-Bey hatte sich selbst erboten, die zum Emir des Propheten abzusendende Kommission zu begleiten; jedoch stellte sich in den nächsten Tagen eine etwas kaltblütigere und entsprechendere Beurtheilung der Verhältnisse ein; er nahm Anzeichen wahr, dass der religiöse Fanatismus bereits unter seinen Schreibern und Beamten Wurzel schlug und musste fürchten, dass nach seiner Entfernung eine vollständige Anarchie in seiner Provinz Platz greifen werde. Dies bestimmte ihn zu bleiben und die Kommission, bestehend aus dem Kadi, dem Schullehrer und einigen Anderen, darunter der Schreiber Osman-Effendi Erbab, mit der Instruktion abzusenden, folgende Forderungen für die freiwillige Uebergabe der Provinz zu stellen: Aufrechterhaltung des Status quo in der Provinz bis zur Sendung von Dampfern von Chartum; Freibleiben von jeder Invasion; Vermeidung jeder Ausschreitung gegen die sudanischen (schwarzen) Soldaten.

Am 2. Juni ging diese Kommission ab. Die saubere Gesellschaft hatte nichts anderes im Sinne, als aus ihrer Mission möglichst viel persönlichen Vortheil zu ziehen. Als sie in Ajak ankamen, entblödete sich der Kadi nicht, zu erklären, er ginge nach dem Bahr-el-Ghasal, um Truppen zu holen, dann wolle er den Gouverneur aufknüpfen und die Offiziere und Beamten hinrichten; der Schullehrer stimmte ihm hierin bei, während den anderen drei Mitgliedern dies doch zu weit zu gehen schien. Sie reisten also allein nach Ssabbi (Station Abdullahi's Abd-es-Sammat südöstlich Djur-Ghattas) weiter, und schickten die beiden ersten nach Ladó zurück. Diesen gelang es aber, unterwegs durchzubrennen und auch nach Ssabbi zu entkommen. Dort wieder vereinigt, sass die Kommission zunächst fest, da die früher erwähnte Gegenrevolution der Faruchs im Bahr-el-Ghasal die Wege zu Karam-Allah sperrte. Einer der Ehrenmänner, Osman-Effendi Erbab lässt sich dann wieder in Sajadin, einer Station am Rohl (5° 25′ n. Br.) sehen, von wo er am 8. August 1884 an Emin schreibt, dass er ehrende und erfreuliche Briefe vom Bahr-el-Ghasal bringe. Bald entpuppt er sich aber dort als Partheigänger des Mahdi; er und, wie es scheint, die ganze Kommission haben den Weg gewiesen, um über

Digitized by Google

Sajadin und Amadi direkt ins Herz der Provinz, nach Ladó zu gelangen. Das sind Beispiele von Emin's Beamten.

Ein Beispiel für die aus Eigennutz und Gewinnsucht entspringende Wankelmüthigkeit der bedeutendsten Interessenten des Sudan bildet Abdullahi Wod-Abd-es-Sammat, der Neffe und Erbe des oft erwähnten grossen Kaufmanns Mohammed Abd-es-Sammat. Derselbe scheint zunächst einem weiteren Vordringen der Mahdisten nach Süden sich entgegengestellt und ihnen auch verschiedene Niederlagen beigebracht zu haben; auch widersetzte er sich Ibrahim Gurguru, welcher mit seinen Genossen den aufständischen Faruchs im Bahr-el-Ghasal in die Hände fiel und sein Leben einbüsste. Plötzlich aber macht Abdullahi eine Schwenkung. Karam-Allah hat ihn zum Mudir von Makaraká eingesetzt und nun tritt er unter den Angreifern von Amadi auf. Nicht anders auch Birindji, der die Faruchs im Bahr-el-Ghasal führte. Man muss dem Karam-Allah zugestehen, dass er seine Leute zu fangen weiss.

Doch ich kehre zu Emin zurück. Um dem Verrath Ibrahim's zu begegnen und die Ordnung in Makaraká wieder herzustellen, hatte er nichts disponibel, als einige Soldaten und musste sich im Uebrigen auf die Neger verlassen, die auch, an der Spitze Ringios Bruder, Rihan, sein Vertrauen zu rechtfertigen schienen. Gegen die Danagla begannen nun aber überall die Schwarzen, theils mit Beschwerden, theils mit Gewaltthaten vorzugehen. Eifersucht und Hass zwischen den nach Macht und Beseitigung der Araber trachtenden schwarzen Soldaten und zwischen den vielfach hintangesetzten, durch den Mahdi-Aufstand aber mit Sympathien und Hoffnungen erfüllten Danagla, kamen zum Ausbruch. Emin stand dazwischen und suchte die Elemente mit einander zu versöhnen, die wie Feuer und Wasser sich zu vertilgen suchten. Die Halbheit der ganzen Organisation trat grell zu Tage. In Ajak beschweren sich am 2. Juli die schwarzen Offiziere über die Gewaltthätigkeiten der Danagla und berichten über die Aufregung unter den Soldaten; in Rumbêk machen sich die Danagla auf, um zu den Mahdisten überzutreten, werden aber von der Negerbevölkerung nicht durchgelassen und 28 getötet. Die Stationsvorsteher machen nun kurzen Prozess in Rumbék und Ajak, indem sie die Danagla entwaffnen und einsperren. Weniger glimpflich geht es in Makaraká zu, wo allerdings durch Ibrahim Gurguru die Erbitterung der Neger aufs äusserste gestiegen war und Emin Rihan unter der Hand gewähren lässt. Es entbrennt ein vollständiger Guerillakrieg gegen die Danagla, welche

Digitized by Google

schliesslich, nach Kudurma gedrängt und von den Negern angegriffen, sich aus dem Staube machen und weiter im Norden (Gosa) festsetzen. Was aber für Eigenmächtigkeiten vorgekommen sein mögen, erhellt aus dem Beispiel, welches Emin erzählt, dass ein beurlaubter Unteroffizier der Bombé 20 Dragomanen um sich sammelte und 7 Danagla totschlug. Diesem wurde natürlich der Prozess gemacht, aber wie manches wird geschehen sein, was dem Gouverneur niemals zu Ohren kam?!

Trotzdem möchte Casati's Schilderung der Zustände (er kam am 29. August 1884 von Mangbattu nach Wandi) etwas sehr stark aufgetragen sein, wenn er sagt: „Der Gouverneur, ohnmächtig, den wachsenden Blut- und Rachedurst gegenüber der übermächtigen Militärgewalt zu zügeln, musste nur die Urtheile unterzeichnen, sie bisweilen von sich ausgehen lassen, mit Lob verschwenderisch sein und den Meuchelmördern die Hand drücken.“ Casati liebt es, in kräftigen Farben zu malen; er war jedenfalls damals nicht in Ladó, sondern kam erst am 23. Januar 1885 dorthin, zu welcher Zeit von all diesen Dingen keine Rede mehr sein konnte; dagegen befand sich Junker seit dem 21. Januar 1884 bei Emin und reiste am 7. Juni nach Dufilé, von wo zurückgekehrt er wieder vom 18. September bis 26. Januar 1885 in Ladó weilte. Auch Junker scheut sich nicht, der Wahrheit gemäss zu berichten, erzählt aber dergleichen nicht.

Jedenfalls ist es ausserordentlich auffällig, dass trotz dieser Verfolgung der Danagla es solchen gelang, erst einzeln und dann in immer grösserer Zahl sich im Osten und Süden von Makaraká einzunisten und anzusammeln. Es erscheint fast, wie ein wohlüberlegter und vorzüglich in Szene gesetzter Plan, am Rohl allmählich Kräfte anzusammeln, welche mit dem Getreideland Makaraká im Rücken, einen Offensivstoss gegen Ladó unternehmen sollten. Casati hat darin entschieden Recht, wenn er es Emin zum Vorwurf macht, dass er seinen Rath nicht befolgte, nämlich die Höhenlinie zur Vertheidigung auszunützen, welche von Station Ganda auf der Wasserscheide Luri-(Nil)-Jei über den Gebel-Loka nach Niámbara sich hinzieht und in den Reko- und Mirebergen einen vorzüglichen Flankenstützpunkt bietet. Die ganze Linie der Stationen von Ladó bis Dufilé wird durch diese Stellung wie durch eine natürliche Mauer geschützt, eine Konzentration der Truppen auf eine kleine Front war dadurch ermöglicht und vor allem die unerlässliche Forderung an den Gouverneur, die Vertheidigung

persönlich zu leiten, bei der geringen Entfernung der wichtigen Punkte Gebel Reko, Gebel Loka und Ganda vom Nil, wohl zu erfüllen. Gerade dass Emin die Vertheidigung von Amadi, worauf sich die ganze militärische Aktion in der Folge zuspitzte, gänzlich den unfähigen und wohl auch verrätherischen Händen eines Mordjan-Agha überliess und vielleicht überlassen musste, da er Ladó nicht lange verlassen konnte, ist der Grund für die traurigen Folgen.

Am 12. Juli 1884 lief die Nachricht ein, dass Ali Karkutli, ein Elefantenjäger, wohl in Sajadin ansässig, mit anderen Danagla zusammen die dort befindlichen fünf (schwarzen) Soldaten überwältigt und sich zum Herren der Station gemacht habe. Kein Mensch wusste, wo diese Danagla herkamen, denn zwei hatte er nur gehabt; und sie schienen in der Folge wie Pilze aus der Erde zu wachsen. Emin befiehlt sofort, die bereits angeordnete Evakuation von Rumbêk zu beschleunigen, welches durch die Neger schon stark bedrängt wurde. Von Ajak aus gelingt es am 17. August die Soldaten, zwei Kanonen, Munition und Vorräthe zurückzuziehen. Hierauf wurde die ganze Besatzung von Ajak nach Amadi herangezogen, wo sie im Oktober anlangte, und auch Bufi gab dorthin seine Besatzung ab. Durch diese sowie durch andere Zuschübe von Truppen und Munition wurde Amadi nach Möglichkeit verstärkt, es verzehrte die Hauptkraft der Provinz und das war gewiss richtig, denn es war der entscheidende Punkt. Wenn nur die Verwendung dieser Kräfte einigermassen den bescheidensten Ansprüchen genügt hätte.

Auch für die Zurückziehung der Truppen aus Mangbattu ward Befehl gegeben, wenngleich dort aus Gambari's Verhalten zu ersehen war, dass nach Aufhebung der Stationen dieser sich sofort der Herrschaft bemächtigen würde. Immerhin waren die 200 Gewehre hier ein wesentlicher Gewinn und wurden dort nur nutzlos geopfert. Die Evakuation Mangbattu's beanspruchte sehr viel Zeit. Rihan-Agha, der Mudir, gab vor, mit seinen Transporten (darunter viel Elfenbein) nicht schneller aufbrechen zu können und kam in Makaraká gerade an, als Amadi fiel; es ist nicht unwahrscheinlich, dass er durch Briefe von den Mahdisten in seinen Entschlüssen beeinflusst wurde.

Makaraká wurde zunächst noch besetzt gehalten und Emin suchte durch Verstärkung der Garnisonen wieder geregelte Verhältnisse herbeizuführen. Von Bor, nunmehr der nördlichsten Station, hatte man keine Nachricht; ihr Schicksal sollte sich erst im Jahr 1885 entscheiden.

Digitized by Google

Amadi lag am rechten Ufer des Jei und war durch Wall und Graben befestigt worden, bot aber insofern keine günstige Position, als der Feind in dem felsigen Vorterrain viel Deckung fand. Zwischen Ladó und Amadi war ein kleinerer Stützpunkt, Ali-Tutu, am Chor-Ito angelegt, welchen Emin in der Folge als Depotplatz und Etappenstation zur Verstärkung und Verbindung von Amadi benutzte. Die Ereignisse schritten Anfangs sehr langsam vorwärts. Am 21. Juli 1884 ward Mordjan-Agha als Kommandant nach der Station geschickt, woselbst sich noch ein zweiter höherer Offizier, Suleiman-Agha, der frühere Kommandant von Ajak befand. Er sollte den am Westufer ansässigen Häuptling Takfara mit seinen Leuten gegen Ali Karkutli vorschicken; aber Mordjan entsendet im August zu diesem Zweck ein kleines Detachement Soldaten, dessen Führer durch ausserordentlich ungeschicktes Vorgehen fünf Mann mit Remingtons und 100 Pack Munition einbüsst.

In Sajadin nimmt nun die Zahl der Feinde von Tag zu Tag zu, aber anstatt durch eine energische, mit allen disponiblen Truppen unternommene Angriffsbewegung der Sache ein Ende zu machen, wartet Mordjan-Agha ruhig ab, bis Emin durch Absendung eines Beamten ihn nöthigt, von den reichlich ihm zugegangenen Verstärkungen Gebrauch zu machen.

Die Rebellen waren ihm bereits ein ganzes Stück entgegengekommen, sie hatten am westlichen Ufer, dessen Häuptling Takfara zu ihnen überging, sich verschanzt, auch Abdullahi Abd-es-Sammat war dort eingetroffen und auch die Kommission, welche Emin im Juni nach Bahr-el-Ghasal geschickt hatte. Suleiman-Agha griff am 2. Februar 1885 die Verschanzung an, eine Granate zündete in derselben und rief eine Explosion hervor, die Seriba wurde erstürmt und zerstört, Abd-es-Sammat fiel. Diesen Erfolg galt es nun weiter auszunutzen, und Suleiman hatte dies in Absicht, aber Mordjan war zu keiner weiteren Thätigkeit zu bewegen. Unwillkürlich fragt man sich, warum liess Emin diesen Menschen auch nur einen Tag länger in seiner wichtigen Stellung? Warum ging er nicht selbst, warum schickte er nicht Casati dorthin, welcher zur Zeit in Ladó war? Aber warum ging nicht der Hauptmann Casati aus eigenem Antriebe, der die militärische Situation besser übersehen musste, als Emin?

Bald nach diesem Ereigniss traf endlich Karam-Allah, der bisher nur in wiederholten Drohbriefen sich angekündigt hatte, vor Amadi

ein und betrieb nunmehr mit Energie die Zernirung und Abschliessung der Feste von allen Verbindungen. Durch eine dichte Postenkette umschloss er dieselbe, schnitt sie sogar vom Jei-Fluss ab und zog die eingeborenen Neger heran, um seine Danagla zu verstärken.

In Ali-Tutu sammelte nun Emin Proviant und Truppen, um Mordjan zu unterstützen. Makaraká wurde zu dem Zweck evakuirt und Anfang März ein Versuch gemacht, die Blokade zu durchbrechen; aber der Kommandant fand sich nicht gemüssigt, durch einen Ausfall seinerseits etwas dafür zu thun, seinen verhungernden Soldaten die Zufuhr zu sichern. Der Versuch wurde abgeschlagen. Emin entblösste Ladó bis auf 50 Mann, aber Rihan-Agha aus Mangbattu war noch nicht gekommen. Es wurde von Ali-Tutu ein zweiter Versuch gemacht (Mitte März); drei der von den Rebellen rings um die Station angelegten Verschanzungen wurden zerstört, aber wieder gelang es nicht, durchzudringen, denn der Kommandant zögerte mit seinem Ausfall so lange, bis es zu spät wurde. Nachdem auch ein letzter Angriff Ende März misslungen, zog Feradj-Agha, der Mudir von Makaraká, mit seinen Leuten ab. Es war Alles verloren.

Die Truppen in Amadi waren nahe am Verhungern, sie verlangten immer dringender, zum Ausfall geführt zu werden; aber während sie von Rindshäuten und schliesslich ihren Sandalen sich nährten, liessen die Kommandeure es sich beim Schnapstrinken wohl sein. Endlich zwangen jene unter Leitung von jüngeren Offizieren die Kommandeure zur Aktion, sie brachen mit Munition und Waffen aus, schlugen sich durch und kamen in den letzten Tagen des März mit 3 Offizieren, 260 Mann glücklich in Wandi an. Mordjan-Agha ward unterwegs von den Rebellen überholt und niedergemacht.

Karam-Allah forderte Emin in einem Schreiben auf, sich binnen zehn Tagen in Amadi einzufinden, schickte seine Vorposten bis auf drei Tagemärsche von Ladó vor, wiegelte die Negerstämme auf und etablirte in Amadi einen regen Sklavenhandel. Eine Menge Gallabun waren in seinem Gefolge gekommen und begannen auch alle die Sklaven zu reklamiren, welche Emin seit 1881 in Freiheit gesetzt hatte. Gegen Wandi vorgehend, trafen die Rebellen auf die Truppen, welche im Begriff waren, aus Makaraká nach Rimo sich zurückzuziehen, griffen stürmisch an, wurden aber total geschlagen, worauf die Soldaten ihren Rückzug auf Redjaf fortsetzten. Dieses erreichten sie glücklich am 19. April mit sämmtlichen Kranken, Angehörigen und Vorräthen.

Digitized by Google

Ziemlich gleichzeitig traf aber (am 18. April) wieder eine Postsendung aus dem feindlichen Lager in Ladó ein, welche die Nachricht vom Fall von Chartum brachte.

Emin Bey war nun auf die Nil-Stationen von Bor bis zum Albert-Njansa und Fatiko beschränkt. Bor war ja, weil die Landverbindung jeden Moment durch die Bari abgeschnitten werden konnte, sehr gefährdet, und der Gouverneur hatte im Januar 1885 ein Detachement mit zwei Barken dorthin entsandt, um die Besatzung einzuziehen. Dieselbe hatte sich aber geweigert, die Station zu verlassen, da sie zu viel Angehörige hätte, um zu Lande marschiren zu können — allerdings hatte jeder Offizier 30 bis 40 Mitglieder seines Hausstandes! —; Emin sandte ihnen zunächst Getreide und Munition, konnte aber unmöglich hierfür seine Mittel verbrauchen und verlangte wiederholt die Rückkehr; am 19. April erhielt er wiederum die Mittheilung ihrer Weigerung und konnte bei seiner Abreise von Ladó am 25. April nichts weiter thun, als den Kommandeur der Station, Rihan-Agha, anzuweisen, soviel als möglich Truppen nach Bor zu senden, um den verlorenen Posten einzuziehen. Dies wurde nicht ausgeführt, und erst im Juli, als sie beinahe durch die revoltirenden Bor-Neger erdrückt wurden, entschlossen sich die Mannschaften von Bor zum Rückzug, wurden aber bis auf 13 niedergemacht. Nun schickte auch Rihan-Agha 200 Mann ab; die gingen aber noch über Bor hinaus, muthmasslich zum Zweck, um Verbindung nach Norden zu suchen, wurden von den Negern eingeschlossen und nur 43 Mann entkamen. Die nächste Folge war natürlich, dass die Bari-Neger nun auch revoltirten, da sie diese Niederlagen gewahr wurden, und am 4. Oktober griffen sie, Bari, Dinka, Schir und Niámbara vereinigt, Ladó an.

Doch ich kehre zu Emin Bey zurück. Nachdem er die Nachricht von der Eroberung Chartum's durch die Mahdisten am 18. April erfahren, für ihn also jede Hoffnung abgeschnitten war, von dort jemals Unterstützung und Direktiven zu erhalten, galt es, einen Entschluss zu fassen betreffs der zur Rettung der Beamten, Offiziere und des Regierungseigenthums zu ergreifenden Massnahmen. Wie aus seinen Briefen hervorgeht, hatte er längst schon für diesen Fall den Rückzug nach Süden durch das Gebiet von Uganda ins Auge gefasst. Mit den höheren Beamten und Offizieren war dieser Plan bereits besprochen und Junker mit dem Auftrag nach Süden gesandt, die Möglichkeit dieses Rückzuges auszukundschaften. Als nun am 5. April von letzterem

Digitized by Google

die Nachricht einlief. Mtesa von Uganda sei gestorben, Kabrega von Unjoro setze aber einem Durchmarsch keine Schwierigkeiten in den Weg, glaubte Emin, dass dieser Gedanke der einzig richtige und nunmehr auch durchführbare sei. Es hatten sich nämlich unter seinen Leuten Stimmen erhoben, welche dem Abzug nach Süden sich widersetzten und das Aufgeben der südlichen Stationen bis Kiri verlangten. Nach Casati's Mittheilungen soll Emin selbst am 27. Mai 1884, als er die Nachricht von Lupton's Uebergabe bekommen, ein unvorsichtiges Wort ausgestossen haben: „Wir Weisse werden uns retten; das ist meine Aufgabe. Wir werden die schwarzen Soldaten Kabrega, dem König von Unjoro, meinem guten Freunde, übergeben, und er wird uns den Durchzug durch sein Land gestatten." Casati, welcher dies Wort nur durch Mittheilung anderer Personen kann erfahren haben, muss natürlich die Verantwortung für seine Behauptung übernehmen; in Ladó war er damals nicht, sondern in Mangbattu. Junker, der in Ladó war, erzählt nichts davon. Durch dies Wort soll Emin das Misstrauen seiner Negersoldaten erregt haben und bei deren offenkundiger Furcht vor ihren alten Feinden, den grossen starken Staaten zwischen Viktoria- und Albert-Njansa ist ihr Widerspruch gegen einen Abmarsch nach Süden ja erklärlich. So gross ihr Vertrauen zu dem Gouverneur war, ebenso beherrschte sie das gerechtfertigte Misstrauen gegen die ägyptischen Offiziere und Beamten, welche bei einem Abmarsch jedenfalls nur ihr eigenes Wohlleben im Auge hatten und diesem nöthigenfalls Leben und Wohlfahrt ihrer Untergebenen rücksichtslos zum Opfer bringen würden. Der Gouverneur schien ihnen aber nicht die Mittel zu besitzen, auch beim besten Willen ihnen Schutz gegen ihre Vorgesetzten zu gewähren; denn so sehr seine Gerechtigkeitsliebe und sein Streben, den Gewaltthätigkeiten der nubischen und ägyptischen Offiziere entgegenzutreten, anerkannt wurde, so war es doch auch dem Neger nur zu einleuchtend, dass der gute Wille des Einzelnen gegen die Intriguen, die Selbstsucht und Böswilligkeit seiner Organe nach Verlassen der Garnisonen noch viel weniger zur Geltung kommen würde als jetzt, wo die gewohnte Ordnung und Disziplin ihm zu Hülfe kam. Unter den ägyptischen Offizieren andererseits begannen allerlei Gelüste mehr und mehr die Oberhand zu gewinnen. Da war ein Theil, der mit den Mahdisten sympathisirte und wahrscheinlich schon längere Zeit geheime Verbindung unterhielt; ein anderer Theil mochte und wollte an den Fall

Digitized by Google

der Hauptstadt Chartum und an den gänzlichen Zusammenbruch der ägyptischen Herrschaft im Sudan nicht glauben; die meisten waren überzeugt, auf irgend eine Weise sich, komme es, wie es wolle, im Besitz ihres behaglichen Wohllebens in der Provinz doch erhalten zu können, mochte auch der Pascha und die ägyptische Herrschaft zu Grunde gehen. Von Anhänglichkeit an Emin, von Treue gegen die Regierung, von muthigem und energischem Eintreten für die Maassnahmen des Gouverneurs ist bei den nubischen und ägyptischen Offizieren wohl ziemlich ausnahmslos keine Rede. Das zeigte die Folge.

Casati war der einzigste, der Emin in den letzten Jahren seiner Gouvernementsthätigkeit ehrlich und redlich zur Seite stand. Aber ihn hatte unbegreiflicher Weise die Idee vollständig in Bann geschlagen, dass Emin nach Norden, auf dem rechten Nil-Ufer, nach Abessinien, seinen Abmarsch ins Werk setzen müsse, eine abenteuerliche Idee, deren hartnäckige Verfechtung den Gegnern des Gouverneurs wesentlich zu Hülfe kam, dem Pascha allerorten Hemmnisse bereitete und Casati's so wünschenswerthe energische Thätigkeit für Emin's Pläne völlig lahm legte.

Am 24. April 1885 fand unter Emin's Vorsitz eine Berathung der in Ladó anwesenden Offiziere und Beamten statt. Es ward die Unmöglichkeit erwogen, in Ladó zu bleiben, weil man angesichts der aufrührerischen Bari Hungers sterben würde, die Unausführbarkeit eines Abmarsches nach Norden, zum Sobat, ward in Betracht gezogen, und hierauf ohne Beisein des Gouverneurs unter Vorsitz Rihan-Agha's durch Casati und 14 andere Beisitzer (darunter sechs sudanische Offiziere) über den Plan und Vorschlag Emin's, einen Rückzug nöthigenfalls nach Süden zu unternehmen, abgestimmt. Nur Casati und zwei andere Beisitzer stimmten dagegen — aber des ersteren Missbilligung musste den Vorschlag nothwendigerweise von vornherein diskreditiren.

Ladó, welches stark befestigt und armirt, aber durch seine Lage auf dem linken Ufer dem Angriff sehr exponirt war, wurde mit zwei Kompagnien besetzt und Rihan-Agha direkt unterstellt. Emin reiste am 25. April nach Gondókoro; alle Frauen und Kinder, Zivilbeamte und Gepäck wurden nach Dufilé gesandt. Das erste Bataillon, welches aus acht Kompagnien formirt wurde, erhielt Rihan-Agha zum Kommandeur und besetzte ausser Ladó die Stationen Redjaf mit zwei, Gondókoro, Bedden, Kiri und Gumbiri mit je einer Kompagnie, nur Soldaten ohne Anhang. Gewiss eine sehr richtige Maassregel. Der

Digitized by Google

Gouverneur setzte seine Reise, die einzelnen Stationen inspizirend, bis Wadelai fort, wo er am 10. Juli 1885 eintraf. Zur Besetzung der südlichen Stationen ward ein zweites Bataillon zu acht Kompagnien unter Hauasch-Agha errichtet, und zwar Laboré, Muggi, Fadibek, Fatiko mit je einer, Dufilé und Wadelai mit je zwei Kompagnien besetzt. Ausserdem soll Emin nach Stanley's Mittheilungen 3000 Mann Irreguläre gehabt haben.

Es musste auffallen, dass Karam-Allah keine Anstalten machte, sich auf Ladó und die nächsten Nil-Stationen zu werfen; denn wenn auch seine Truppen bei Rimo eine bedeutende Niederlage erlitten hatten, besass er doch Hülfsmittel genug, um die kleinen Garnisonen zu attakiren, und die aufständischen Neger arbeiteten ihm, wie wir sehen werden, gut in die Hand. Aber die Gerüchte, dass Karam-Allah sich damit beschäftige, Sklaven zusammen zu treiben und sich zum Aufbruch nach Bahr-el-Ghasal rüste, bewahrheiteten sich. Karam-Allah zog mit Tausenden von Sklaven ab. Der Mahdi bedurfte seiner Hülfe. Mohammed-Achmet hatte seinen Triumph über Gordon nicht lange geniessen können. In Omdurman residirte er und hielt durch eine gut organisirte Schreckensherrschaft die Araber im Zaume. Was verdächtig war der Untreue oder der Gelüste, sich selbstständig zu machen, wurde hingerichtet; die Sklaven ersetzten ihre Herren in der Handhabung der Macht. Hierzu kam eine Pocken-Epidemie, welche bis zur Höhe von 400 bis 500 täglichen Todesfällen sich steigerte. Nach-Tausenden waren die Opfer des Krieges, der Intriguen, der Krankheit allerorten zu zählen. Der Mahdi aber ergab sich einem üppigen, ausschweifenden Leben und liess seiner unmässigen Sinnlichkeit völlig die Zügel schiessen. Da ereilte ihn die Strafe. Ein unglückliches Mädchen, Tochter eines Einwohners von Chartum, der bei der Einnahme der Stadt Weib, Kind und Eigenthum verloren, rächte ihre von ihm zu erduldende Schande an dem Mahdi, indem sie ihm in der Nacht des 14. Juni 1885 Gift gab, an dessen Folgen er nach achttägigem schrecklichen Todeskampfe am 22. Juni starb.

Des Mahdi erster Khalif ward sein Nachfolger unter dem Namen Said Abdallah Ibn-es-Said Hamadallah. Da war nun Mancher der Mächtigen, der zögerte, dem Gebot zu folgen, nach Omdurman zu kommen und zu huldigen. Vor Allen war es Madibbo, der Grossscheik der Risegat-Bagara, der zuerst unbotmässig wurde, und um ihn zum Gehorsam zu zwingen, schickte Karam-Allah den Mohammed

Ketenbur, jenen Mudir Lupton's, der zuerst zu ihm übertrat, als willigen Führer. Der war aber nicht im Stande, der Gegenrevolution Herr zu werden, und so musste Karam-Allah Ende 1885 nach Bahr-el-Ghasal zurückkehren und 1886 gegen Madibbo zu Felde ziehen. Die Gegenrevolution nahm aber in Dar-For immer bedeutendere Dimensionen an. Nachdem Madibbo glücklich beseitigt und die aufrührerischen Stämme gezüchtigt waren, erhoben sich Streitigkeiten zwischen Karam-Allah und Sultan Yusef, welche im Jahre 1887 zu einer vollständigen Niederlage Ketenburs (29. Juni) führten und das Einschreiten des Mahdi nothwendig machten. Dessen Abgesandter, Osman Adam, schlug die Dar-Foraner am 26. Dezember 1887 und beendete diese Revolte durch Uebersendung der Köpfe der beiden Führer Sultan Yusef und Zayid Anfangs 1888.

Durch diese Revolten war der Khalif verhindert, sich wieder an das kleine Gebiet am oberen Nil zu erinnern, welches seinem Schwerte entgangen war. Diesen Revolten hatte die Aequator-Provinz ihre Rettung zu danken.

Zunächst sah es hier allerdings noch wenig friedlich aus. Wie bereits erwähnt, griffen am 4. Oktober 1885 die Neger in grossen Massen Ladó an. Nachdem ihr Angriff abgewiesen war, blieben sie doch beisammen, schlossen die Station ein und schnitten ihre Verbindung ab; bald darauf berannten sie auch Redjaf und Gondókoro. Den Grund für diese Revolte glaubt Emin Bey darin zu finden, dass die Neger, durch die aufrührerischen Dinka angesteckt, durch die Misserfolge der Regierungstruppen ermuthigt, zuguterletzt durch die gegen Emin's Befehl unternommenen Razzien der Garnison sich so erregt fühlten, dass sie glaubten, den fremden Herren ihres Landes ein Ende machen zu können. Bis zum Dezember hielten sie ihre Zernirung aufrecht, dann gelang es, nach Redjaf Verstärkungen zu schicken; die Garnison ging offensiv vor, vertrieb die Neger, welche wohl schon durch die stets erfolglosen Angriffe entmuthigt, sich stark gelichtet hatten, und entsetzte auch Ladó. Im Januar 1886 waren die Bari-Stämme wieder zur Unterwerfung zurückgeführt, und die äusseren Feinde waren alle beseitigt. Freilich hatte es Emin Bey nun immer noch mit den inneren Feinden zu thun, mit den intriguanten und unruhigen Köpfen, welche die Neger-Soldaten zur Widersetzung gegen den Abmarsch nach Süden aufzureizen suchten, mit dem untilgbaren Gegensatz zwischen Sudanern und Aegyptern, welcher mit jedem Tage

Digitized by Google

schärfer hervortrat und sich in unverhohlenem Hass aussprach, sowie mit der mangelhaften Disziplin, welche, durch die Umstände noch mehr erschüttert, leicht zu den bedenklichsten Exzessen führen konnte. Emin war sich der Gefahren, welche aus diesen Verhältnissen erwuchsen, wohl bewusst und spricht sich in seinen Briefen hierüber offen aus, setzte aber andererseits seine Hoffnung darauf, dass es ihm gelingen werde, den Abmarsch durch Kabrega's Gebiet sich zu sichern. Brächte er die Leute nicht zur Vernunft, so wollte er schliesslich die Zügel der Regierung in die Hände des ältesten sudanischen Offiziers legen und sich selbst zu Kabrega zurückziehen, sicher, dass ihm dann seine Leute doch folgen würden. Durch Vermittelung Junker's, welcher am 2. Januar 1886 seine Rückreise nach Zansibar angetreten hatte, erhielt er am 26. Februar desselben Jahres ein offizielles Schreiben des ägyptischen Ministers, welches ihm bezüglich der Räumung der Provinz völlig freie Hand gab. Er entsandte deshalb am 16. Mai 1886 Casati nach Unjoro, welcher, freilich unverrichteter Sache und nach Ueberstehung der ernstesten Gefahren, erst im Januar 1888 zurückkehrte, von Emin selbst mittelst des Dampfers aus hoher Bedrängniss errettet.

In Ladó, der dem Einfluss des Gouverneurs am meisten entzogenen Station, wurde bereits Anfangs 1886 eine Verschwörung mehrerer alter Unteroffiziere, aus Bornu, Adamaua u. s. w. gebürtig, entdeckt, welche plante, alle Offiziere und Sudaner zu töten und eine Art Freistaat zu errichten. Rihan-Agha liess die Rädelsführer in Ketten legen, aber nach einigen Tagen ungestraft wieder befreien – zum mindesten eine übel angebrachte Milde. Als nun aber Emin den Befehl ertheilte, Ladó zu räumen, weil die Station nur durch fortwährende Getreidezufuhr erhalten werden konnte und den unzuverlässigen Bari gegenüber stets gefährdet erschien, bemächtigte sich eine grosse Unruhe der Gemüther; die Soldaten verweigerten den Rückzug nach Süden (Redjaf), weil der Weg zu ihrem Gouvernement nach Norden, nach Chartum führe. Sie konnten sich einen anderen Weg nach Aegypten nicht denken, als diesen nach Norden und verbanden den Weg nach Süden mit dem Gedanken an Gefangenschaft und Sklaverei. Zwänge man sie aber, nach Süden zu gehen, so wollten sie sich aller Waffen und Munition bemächtigen, totschlagen, wer immer sie hinderte und schliesslich doch nach ihrer Heimath ziehen. Das ganze erste Bataillon schien für diesen Plan gewonnen

Digitized by Google

zu sein, und Emin erwartete im April 1886 täglich von Ladó die Nachricht offener Rebellion, der er entschlossen war, persönlich entgegenzutreten. Auch begannen die aus Makaraká gebürtigen Soldaten, mit ihren Waffen fortzulaufen, und es lag der Gedanke nahe, dass sich eine Partei aus allen von dort Herstammenden, worunter auch Offiziere, bilden würde, welche eines Tages nach Makaraká ausziehen würde, ohne das Gouvernement davon zu verständigen.

Casati kann in seiner Schilderung der Zustände und Vorkommnisse der Jahre von 1885 bis 1889 die Farben gar nicht dunkel und grell genug auftragen; er bleibt uns aber die Aufklärung schuldig, aus welcher Quelle er die genaue und sein oft hartes Urtheil rechtfertigende Kenntniss für die Zeit seiner Abwesenheit (vom 16. Mai 1886 bis Januar 1888) geschöpft hat. Unter den sämmtlichen Offizieren und Beamten, welche er vorführt, ist wohl kaum einer, den er als vollkommen vertrauenswürdig bezeichnen könnte; Rihan-Agha, offenbar sein Günstling, den uns wiederum sein früheres Verhalten bei dem Rückzug aus Mangbattu, sein Benehmen gegenüber dem Auftrag, Bor zu entsetzen und seine Lässigkeit gegen die Verschwörer unter seinen Truppen auch nicht als zuverlässig erscheinen lassen, starb wenige Tage nach Casati's Abreise 1886.

Dagegen spricht sich Junker über die Zustände Anfang 1886 folgendermassen aus: „Die Verhältnisse in der Provinz waren in mancher Hinsicht recht unerquicklich. Die Freude über den Abzug der Mahdisten verrauchte bald, aber die seltsame und ungewisse Lage, das Abgeschnittensein von der Welt, die Eigenmächtigkeit der Einzelnen erzeugten viel Unzufriedenheit. Allerdings war eigenmächtiges Handeln bei den weiten Entfernungen oft gar nicht zu vermeiden. Manche Befehle Emin Bey's in Betreff der nördlichen Stationen sind, wie er selbst klagt, überhaupt nicht ausgeführt worden; dagegen ist es falsch, dass, wie von fernstehender Seite behauptet worden, das Bataillon schon damals von ihm abgefallen sei. Die Disziplin der Leute hätte gewiss weit besser sein müssen, als sie es war, aber schliesslich dürfen doch weder die Zivilbeamten noch das Militär mit europäischer Elle gemessen werden. Die wirklichen Ausschreitungen und der Ungehorsam berührten den in Charakter und Handlungsweise der Leute Eingeweihten schon deshalb, weil solche Fehler öfter begangen wurden, nicht mehr in dem Maasse, wie sie Fernstehenden erscheinen mögen. Thatsache ist, dass in der Provinz Emin Bey's solche Missstände jetzt

Digitized by Google

weit weniger schaden konnten, als vielleicht anderwärts, da die Interessen, in erster Linie das der Selbsterhaltung, denn doch gemeinsam waren und die Untergebenen an den Gouverneur banden . . . Zu dem Unerfreulichen gehörte noch, dass inzwischen trotz der bösen Zeiten einige höhere Beamte, wie Osman Latif-Effendi (nach Casati ein vollständiger heuchlerischer Schurke) und Achmet Effendi Mohammed, der vertraute Privatsekretär Emin Bey's, entlassen worden waren, was natürlich die Zahl der Unzufriedenen erhöhte. Angenehm berührte dagegen die jetzt energische Betreibung des Feldbaues, den früher vernachlässigten Anbau von Baumwolle mit inbegriffen. Und hierin ging Hauasch-Effendi Allen voran."

Es erübrigt, die in den letzten Jahren mit Sicherheit festzustellenden Ereignisse kurz zu erwähnen, da nur Emin's eigenes Zeugniss in die verschiedenen Darstellungen, welche meist von Parteilichkeit nicht frei zu sein scheinen, Ordnung und Licht zu bringen vermag.

Im Anfang des Jahres 1887 gelang es, die Station Ladó zu evakuiren und diejenigen von Makaraká, welche der Getreidelieferungen wegen von Wichtigkeit waren, wieder zu besetzen. Unfriedliche Elemente waren entfernt, zwischen dem besseren Theil der Zurückbleibenden entfaltete sich ein höheres Maass von Vertrauen. Mit der Aussenwelt war eine Verbindung über Ostafrika hergestellt. Aber Emin Pascha (im Dezember 1887 erhielt er seine Rangerhöhung) war fortgesetzt bemüht, sich einen etwa nothwendig werdenden Rückzug zu ermöglichen, wenngleich sein Augenmerk zunächst stets auf die Festhaltung seiner Provinz in ihrem nunmehrigen verringerten Umfange gerichtet war, und bei dem ersten Bataillon erwachte wieder die Furcht, der Gouverneur möchte sie nach Süden führen oder verlassen. Aus den Intriguen der unzuverlässigen und unzufriedenen ägyptischen Offiziere einer- und aus dem Gefühl der Soldaten andrerseits, ohne das leitende Haupt dem Verderben preisgegeben zu sein, scheint die Revolte hervorgegangen zu sein, welche im Jahre 1887 zum Ausbruch kam. Man machte sich auf von Redjaf gegen Kiri, um des Gouverneurs sich zu versichern; dem Kommandeur des zweiten Bataillons, Hauasch-Agha, war das erste offenbar nicht gewogen und seinem Einfluss wohl glaubte man Emin entziehen zu müssen. Natürlich trieb die begonnene Bewegung über das Ziel hinaus und man trug sich wohl schon mit dem Gedanken, den Gouverneur zu zwingen, seine Truppen nach Norden

Digitized by Google

zu führen. Dieser war Willens, selbst seinen Soldaten entgegenzugehen und persönlich die Angelegenheit zu beendigen. Aber die Offiziere des zweiten Bataillons bewogen ihn, auszuweichen und nach Muggi sich zurückzuziehen. Die Revoltirenden kehrten von Kiri wieder um. Emin begab sich nach Wadelai.

Aus Unjoro hatte Casati im Januar 1888 die Nachricht mitgebracht, dass sich Stanley der Provinz nähere. Dieser war am 21. Januar 1887 von London als Führer einer starken Expedition aufgebrochen, um Emin in seiner bedrängten Lage Hülfe zu bringen oder eventuell ihn aus seiner gefährdeten Situation zu befreien. Am 18. März hatte er seine Reise den Kongo hinauf begonnen, am 16. Juni Jambuja am Aruwimi erreicht und, mit Zurücklassung von Major Barttelot hierselbst, seine Reise durch den „grossen Urwald“ fortgesetzt, anstatt sich 100 km weiter nördlich der durch Junker im bekannten Route durch fruchtbares, gangbares, erschlossenes Terrain zuzuwenden. Die Wahl dieses Weges, welche kaum anders zu motiviren ist, als durch Ruhmsucht und Selbstüberhebung, musste er mit enormen Schwierigkeiten und Hunderten von Menschenleben bezahlen. Am 16. Dezember 1887 erreichte er den Albert-Njansa zum ersten Male bei Kavalli, d. h. an einem Punkte, von welchem er, da er sein Stahlboot zurückgelassen hatte, nicht einen Schritt vorwärts thun konnte, und kehrte um, das ca. 150 km rückwärts befindliche Boot zu holen. Als er am 18. April 1888 das Seeufer zum zweitenmale erreichte, fand er einen Brief Emin's vor, welcher inzwischen von seiner Ankunft unterrichtet, vergeblich auf dem See nach ihm geforscht hatte. Am 27. April erhielt Emin Stanley's Antwort in Msua am Nordwest-Ufer des Albert-Njansa, suchte ihn am 29. April auf und fand die Reste einer durch tausend Gefahren und Mühen heruntergekommenen Expedition, welche er sich beeilte aus den geringen Vorräthen der Provinz nach Möglichkeit zu unterstützen. Es ist charakteristisch für Stanley, wie er diese Liebesgaben auffasst: „Solche Geschenke,“ sagt er, „wie die Kleidungsstücke, welche unsere Offiziere von Emin Pascha bekamen, beweisen, dass er sich nicht in so ausserordentlicher Noth befand, wie wir geglaubt hatten, und dass es nicht nöthig gewesen wäre, mit der Vorhut so eilig vorzudringen.“ — Diese Kleidungsstücke waren drei Hemden, zwei Unterbeinkleider und eine gestrickte Jacke. — „Und dennoch schrieb der Pascha am 25. März 1888, 50 Tage vorher, an den Herausgeber von Petermann's Mittheilungen einen Brief, den er mit den Worten

Digitized by Google

schloss: „Kommt Stanley nicht bald, so sind wir verloren.“ Wir hatten alle unsere Bequemlichkeiten und Reservekleidungsstücke in Jambuja zurückgelassen, um zur Rettung eines Mannes zu eilen, der, wie wir meinten, nicht nur wegen mangelnder Mittel zur Vertheidigung gegen Feinde, sondern auch wegen Mangels an Kleidungsstücken sich in Noth befand.“

Es ist natürlich, dass diese Rettungstruppe, welche wie ein Haufen ausgehungerter Schiffbrüchiger ankam, nicht geeignet war, den Leuten Emin's viel Vertrauen und Respekt einzuflössen. Dazu kommt, dass sich Stanley nicht dazu bewegen liess, mit dem Dampfer sich auch nur nach einer der Regierungsstationen bringen zu lassen, um nach des Pascha's Wunsch die dortigen Verhältnisse kennen und richtig beurtheilen zu lernen, durch sein persönliches Auftreten des Gouverneurs schwankende Stellung zu befestigen und falschen Gerüchten, wie sie jedenfalls durch die verschlagenen und lügnerischen Aegypter würden verbreitet werden, entgegenzuarbeiten. Nein! Er liess sich und seine Mannschaft in seinem Lager durch Emin mit Lebensmitteln versorgen, hielt diesen einen Monat von seiner Provinz fern und that somit unbewusst das Gegentheil von dem, was geschehen musste. Als er am 24. Mai den Ort der Zusammenkunft, Nsabe, verliess, um die Reste seiner Expedition vom Aruwimi herbeizuholen, und dem Pascha nur einen Offizier, Jephson, sowie eine schriftliche Proklamation an die Soldaten der Provinz zurückliess, hatte die Situation in der Provinz sich bereits in ungünstigster Weise verändert: Alles was von Uebelwollen, Misstrauen, Furcht und Ränkesucht sich allmählich entwickelt hatte, war in Abwesenheit des Gouverneurs mächtig angewachsen; die schlimmsten seiner heimlichen Gegner gingen von Station zu Station, um Stanley als einen Abenteurer und Schwindler hinzustellen, um zu warnen vor dem Komplot, welches derselbe mit dem Pascha geschmiedet habe zum Verderben seiner Soldaten und um dieselben zum offenen Widerstand aufzureizen. Bei dem ersten Bataillone fiel diese Saat auf fruchtbaren Boden und als Emin mit Jephson sich Redjaf näherte, um daselbst, wie in den anderen Garnisonorten die Proklamation Stanley's bekannt zu geben, sprach ihm der Kommandeur des ersten Bataillons, Hamid-Agha, schriftlich die Bitte aus, nicht dorthin zu gehen, weil die Rebellen beabsichtigten, ihn zu ergreifen und nach Chartum zu bringen, da sie alle Nachrichten von dem Fall dieser Stadt für unwahr hielten. Emin kehrte um, aber bereits in Laboré

wurde er der ausbrechenden Empörung nur mit Mühe Herr, in Dufilé aber war die Meuterei unter Anführung von Fadl-el-Mulla-Agha bereits in hellen Flammen ausgebrochen. die beiden Ankömmlinge wurden am 18. August sofort zu Gefangenen gemacht und als solche drei Monate lang bis zum 18. November 1888 festgehalten.

In einer Versammlung der Offiziere und Beamten ward der Pascha seines Postens enthoben, alle Widersprechenden durch Einschüchterung zum Nachgeben veranlasst und versucht eine neue Regierung zu bilden. was in der Folge natürlich zu Zwiespalt, Eifersucht und Regierungslosigkeit führen musste. Jephson bezeugt, dass diesen schamlosen Handlungen die Soldaten, d. h. die Neger, völlig fern gestanden und an der Meuterei keinen Antheil genommen, aber derselben sich auch nicht widersetzt haben, dass aber Emin's Regierungszeit frei von jeglichem Vorwurf sein müsse, denn er würde in dieser Rebellion ganz bestimmt sein Leben verloren haben, wenn die Meuterer in ihrer höchst aufgeregten Stimmung in der Lage gewesen wären, „dem Pascha auch nur einen einzigen Fall von Ungerechtigkeit, Grausamkeit oder Vernachlässigung seines Volkes nachzuweisen.“ Es verdient dies hervorgehoben zu werden den harten Urtheilen Casati's gegenüber. (Vergl. S. 304.)

In dieser peinlichen Lage kamen die Mahdisten dem abgesetzten Gouverneur zu Hülfe. Im Oktober trafen solche mit drei Dampfern und acht Noggers in Ladó ein; ihr Befehlshaber, Omar Saleh. sandte drei Derwische an Emin mit der Aufforderung zur Uebergabe. Dessen meuterische Offiziere töteten aber die Boten und beschlossen den Kampf. Darauf griffen die Mahdisten, unterstützt durch zahlreiche Barileute, Redjaf an, nahmen es und brachten den Truppen bedeutende Verluste bei. Eine Panik ergriff die Garnisonen von Bedden, Kiri und Muggi, welche Hals über Kopf ihre Stationen verliessen. Mit Unterstützung der südlichen Garnisonen ging man wieder vor, aber die Soldaten wollten nicht kämpfen, sie verlangten von den Offizieren die Freilassung ihres Gouverneurs und als sie Anfang November doch gegen Redjaf vorgeführt wurden, liessen sie ihre Offiziere im Stich und flohen, ohne einen Schuss zu thun. Nun setzten wenige Getreue die Befreiung Emin's und Jephson's durch (der neuernannte Gouverneur war gefallen) und brachten beide nach Wadelai; aber auch von hier mussten sie sich weiter zurückziehen, da die Mahdisten, mit den aufständischen Eingeborenen vereinigt, immer weiter vordrangen. In Dufilé sollte endlich

Digitized by Google

am 26. und 27. November der Umschlag kommen; in der höchsten Noth, bereits aus der Station geworfen und von zwei Seiten bedrängt, erinnerten sich die Truppen, etwa 500 Mann, ihrer früheren Tapferkeit, und mit dem Muth der Verzweiflung nahmen sie nicht nur die Station wieder, sondern machten auch einen Ausfall und warfen die Feinde mit solchen Verlusten zurück, dass dieselben nach Redjaf abzogen und einen Dampfer nach Chartum sandten, um Verstärkungen zu holen. Emin wollte man nun wieder einsetzen. Aber er zog es vor, sich nach dem Albert-Njansa zu begeben, da er die Treulosigkeit der Soldaten hinreichend kennen gelernt hatte. Hinter ihm schoss in Wadelai die Empörung wieder mächtig empor; die Gegenpartei des Pascha's gewann die Ueberhand und vergnügte sich damit, denselben ebenso wie Casati und Jephson zum Tode zu verurtheilen, sowie Pläne zu schmieden, wie man dieselben fangen könne. Eine andere Partei wollte sich dem Gouverneur anschliessen und mit ihm und Stanley das Land verlassen. Beide Parteien machten sich die Herrschaft streitig und während dessen brachten die Mahdisten Verstärkungen heran, um die Zwiespältigen zu vernichten.

Da traf Stanley am 18. Januar 1889 auf dem Plateau über dem Seegestade wieder ein und empfing hier die von Emin und Jephson ihm geschriebenen Berichte. Selbst zu schwach nach den abermaligen masslosen Anstrengungen seiner Leute, um irgend eine entscheidende Unternehmung auszuführen, stellte er Emin brieflich in einem unhöflichen und hochfahrenden Tone ein Ultimatum, mit ihm zu kommen oder nicht. Er gab ihm 20 Tage Zeit, dann werde er selbst abmarschiren. Da Emin diesen Brief erst am 26. Januar erhielt, und bis zum 7. Februar unmöglich marschfertig sein konnte, blieb ihm nur übrig, sich dankend von Stanley zu verabschieden. Emin, seiner Stellung entsetzt, war für die Pläne Stanley's, auf welche hier einzugehen nicht der Ort ist, kein wichtiges Objekt und kein starker Verbündeter mehr. Trotzdem konnte sich letzterer der Verpflichtung nicht entziehen, auf Emin, der sich entschloss, ihn zu begleiten, zu warten und — er dehnte seinen Aufenthalt bis zum 10. April aus, nachdem zuerst der 7. Februar sein äusserster Termin gewesen war. Und die Hindernisse, welche einen längeren Aufenthalt ganz unausführbar machten, wurden in der Folge spielend beseitigt.

Unterhandlungen mit den Truppen führten zu dem Resultat, dass sich ein Theil zum Bleiben, ein anderer zum Abzug entschloss. So

erfolgte am 10. April 1889 der Aufbruch einer aus 1510 Köpfen bestehenden Karavane (darunter Emin, Casati und ca. 600 seiner Leute und Angehörigen) nach Sansibar. Die Aequator-Provinz existirte nicht mehr und das letzte Stück ägyptischen Besitzes im Sudan fiel der Anarchie anheim.

Digitized by Google

Vierter Abschnitt.

Die Heidenvölker des ägyptischen Sudan.

Elftes Kapitel.

Erste Rassenreihe. Die Sumpfneger.

1. Die Schuli (Luri), Schilluk (Djur) und Niuak.

Die auffallende Aehnlichkeit, welche diese am weitest von einander getrennten Nilthalbewohner in Sprache, Sitten und Gewohnheiten aufweisen, veranlasst mich, dieselben als eine Familie zusammenzufassen.

Die Schilluk bewohnen das westliche Ufer des Bahr-el-Abiad unterhalb der Einmündung des Bahr-el-Ghasal auf ungefähr 400 km Länge und wenige Stunden Breite (20 km), ferner den Unterlauf des Sobat, und finden wahrscheinlich in den Niuak ihre östlichsten Vertreter, welche bei dem durch Junker erkundeten Zusammenfluss des Sobat aus vier Zuflüssen wohnen. Der Kernstamm mag wohl früher noch weiterhin das Land am linken Nil-Ufer innegehabt haben; jedenfalls besass er von allen Negervölkern des Nil-Gebietes die vollkommensten Staatseinrichtungen, und die alte Königsfamilie des Duen-Niekam wusste das in Subtribus zusammengefasste Volk längere Zeit auch den Einwirkungen der ägyptischen Oberherrschaft zu entziehen, nachdem dieselbe von Nubien und Sennar Besitz ergriffen hatte. Erst von 1867 datirt die Existenz der ägyptischen Gouvernementsstadt

Faschoda an Stelle der alten Residenz der Schilluk-Könige, Denab, welche mit ihrer Besatzung und ihrem Fort als Schlüssel der Herrschaft über die Schilluk dienen sollte. Aber noch im Jahre 1870 waren diese erst zum Theil unterworfen; Kaschgar, ein Abkömmling der Königsfamilie, gebot im Süden noch als unumschränkter Herrscher und machte den Fluss für die Schifffahrt höchst unsicher. Wurden doch in einem Jahre fünf mit Elfenbein beladene Schiffe auf der Thalfahrt hinterlistig eins nach dem andern überfallen. Die Schilluk bedienten sich hierbei der List, durch grossartige Eröffnung eines vielbesuchten Marktes der Schiffsmannschaft jeden Argwohn zu nehmen; auf ein gegebenes Zeichen fielen sie dann über die zerstreuten Nubier her und metzelten alle ohne Ausnahme nieder; Pulver, Gewehre, Elfenbein fiel in ihre Hände, die Barken verbrannten sie, denn sie bedienten sich nur ihrer kleinen Ambatschkähne. Als Dr. Schweinfurth im Februar 1870 auf einer Barke des Kaufmanns Ghattas, welcher auch damals eine kostbare Ladung und 80 Menschen verloren hatte, den Nil hinauffuhr, entging er eines Tages nur durch die Flucht den mit tausenden von Kähnen Jagd machenden Schilluk; anderen Tages aber war durch Zustoss einer grösseren Zahl Barken eine Streitmacht von 350 Mann zusammen gekommen, und man beschloss, nun am Ufer der Schilluk zu landen und bei ihnen einen Markt zu eröffnen. Befanden sich diese doch des Kriegszustandes wegen in einem Verhältniss der Isolirtheit, so dass sie gewiss massenhaft kaufen würden.

Und sie trafen ein in ganzen Zügen mit Korn, Eiern, Butter, Straussenfedern, Hühnern, so dass ein Marktgetümmel entstand, wie es nur grössere Städte aufweisen können. Ringsum im weiten Kreise aber standen Bewaffnete, deren Lanzen wie ein Kornfeld zum Himmel starrten, während die Nubier im Gefühl der Sicherheit sich in lauter Ausgelassenheit ergingen. Zwei Stunden dauerte schon der Markt und immer noch währte der Zuzug von den Dörfern, als plötzlich der Knall von Signalschüssen von den Schiffen her ertönte. Die Schilluk meinten, nun ginge es los und stoben mit Blitzesschnelle auseinander; es entstand ein unbeschreibliches Durcheinander, aber im Nu war der Marktplatz geräumt und die Barken fuhren ihres Weges.

Als Schweinfurth im Juli 1871 den Bahr-el-Abiad stromab passirte, war das ganze Schilluk-Land unterworfen und der ägyptischen Verwaltung unterstellt.

Digitized by Google

Die Nachbarn der Schilluk im Westen und Norden sind die Bagara-Araber, und diese scheinen sie auf das schmale Ufergelände zusammengedrängt zu haben. Freilich finden sie in diesem die denkbar vortheilhaftesten Verhältnisse. Auf dem beschränkten Raum begünstigt den Ackerbau die fruchtbarste Bodenbeschaffenheit im Verein mit der Ausnutzbarkeit der Nilhochwasser; der Fluss bietet Fische, Krokodile und Nilpferde in Menge. Das jenseitige Ufer, auf dem sich niederzulassen die feindseligen Dinka nicht leiden, giebt doch in seinen unermesslichen Waldwildnissen reichste Gelegenheit zur Jagd; und endlich ist die Steppe, welche an das Kulturland angrenzt, zwar durch den Wassermangel im Winter und durch die schwärmenden Bagara in der Ausnutzung begrenzt und erschwert, aber doch bequem für den täglichen Weidegang der grossen Rinderheerden. Dies Land finden wir denn auch bevölkert in einer Weise, wie kein zweites in Afrika; es sind nicht mehr einzelne Ortschaften, welche man sieht, sondern eine lange, unendliche Reihe von Hüttenkomplexen, welche in einiger Entfernung das Nil-Ufer begleiten, nur durch Zwischenräume von 500 bis 1000 Schritten getrennt. Die Zahl dieser Niederlassungen belief sich bei einer Zählung im Jahre 1871 beinahe genau auf 3000, woraus sich eine Seelenzahl von mehr als einer Million (auf 125 deutsche geographische Quadratmeilen) berechnen lässt. (Jede Ortschaft zu 400 Köpfen sind 1 200 000.) Diese Bevölkerungsziffer (9000 bis 10 000 auf eine Quadratmeile) bleibt also hinter denen der bevölkertesten Länder Europa's nicht zurück.

Es ist wohl anzunehmen, dass diese Situation des kräftigen, in steter Zunahme begriffenen Volkes, das an der Ausdehnung durch die örtliche Lage und die Nachbarn in gleicher Weise verhindert war, schon in früheren, längst vergangenen Zeiten wiederholt dazu gezwungen hat, durch Auswanderung eines Theils des Volkes Platz zu schaffen. Diese Auswanderer, die sich eine neue Heimath suchten, schlugen sich einmal den Bahr-el-Djebel hinauf durch die hier sitzenden Völkerschaften, bis sie, am Albert-Njansa und Somerset-Nil angekommen, am Westufer des ersten unter dem Namen Luri oder A-Lur, am Nordufer des letzten als Schuli sich niederliessen. Ein andermal gingen sie den Bahr-el-Ghasal hinauf und nahmen die Gebiete am unteren Djur oder Wau und am Dembo in Besitz, womit dann ihr Name Djur und Dembo harmonirt. Ein Theil der Djur soll in späterer Zeit, d. h. vor wenig Generationen, abermals zum Wanderstab gegriffen

Digitized by Google

haben, um weiter nach Süden zu ziehen. Schweinfurth fand sie unter dem Namen Bellanda am Ssueh (Djur-Oberlauf) beim 6. Breitengrade, also durch die Bongo von ihren Verwandten getrennt und eingekeilt in das Gebiet der A-Sandé, welche sie mit „A-Rambiah“ bezeichnen. Alle diese Volksstämme weisen durch die Sprache eine entschiedene Zusammengehörigkeit nach. Emin Pascha fand diejenige der Luri und Schuli noch beinahe völlig übereinstimmend und machte aufmerksam auf die grosse Aehnlichkeit der Djur- und Schuli-Sprache, zwischen denen doch nur Völker mit gänzlich verschiedenen Idiomen sitzen. Die Sprache der Djur und Bellanda ist die unveränderte Schilluk-Sprache, wenn man von einigen bei ihnen eingebürgerten Dinka-Ausdrücken absehen will. Sie wissen von der Einwanderung ihrer Ahnen von Norden, nennen diese O-Schuohla und sich selbst Luoh. Der Name Djur ist ihnen von den umwohnenden Dinka beigelegt, er bedeutet Waldmenschen oder Wilde und soll die Besitzlosigkeit ausdrücken, da sie der Rindviehzucht, d. h. des den Dinka einzig nennenswerthen Besitzes, ganz ermangeln. Uebrigens ist der Name Djur in dieser Bedeutung durch die Nubo-Araber auf alle den Dinka angrenzenden Volksstämme der Bongo und Mittu übertragen worden. Dagegen zeigen die Namen O-Schuohla, Schilluk, Luoh, Luri und Schuli eine offenbare Verwandtschaft; auch erzählen die Schuli, dass ihre Vorväter von Norden hergekommen seien.

So ist dieses Volk aller Wahrscheinlichkeit nach ein hervorragendes Beispiel für die Entstehung des auf den ersten Blick völlig verwirrenden Durcheinander von Volksstämmen, welches uns im ägyptischen Sudan entgegentritt; ferner giebt es einen Beweis, dass die ganze Lebensweise und Lebensgewohnheit eines Stammes mit den veränderten lokalen Verhältnissen einen ganz anderen Charakter annehmen kann. Denn während die Schuli und Luri der Viehzucht, der hauptsächlichsten Beschäftigung der Schilluk neben Ackerbau und Jagd, treu blieben, da die örtlichen Bedingungen dieses begünstigten, waren die Djur gezwungen, die Viehzucht gänzlich aufzugeben und wurden Ackerbauer und Eisenarbeiter. Eine weitere Betrachtung der einzelnen Volksstämme wird uns des weiteren belehren, wie einzelne Sitten hartnäckig festgehalten, andere völlig vergessen und gegen solche der neuen Nachbarn eingetauscht wurden.

Die Schilluk gehören, nach ihrer Schädelbildung zu urtheilen, zu den edleren Rassen Zentral-Afrikas, da sie sich durch geringere

Digitized by Google

Prognathie und minder ausgeprägte Schmalköpfigkeit vor anderen nigritischen Stämmen auszeichnen. (Schweinfurth theilt mit, dass eine Vergleichung von Schilluk-Schädeln mit solchen aus altägyptischen Gräbern sowohl, als auch mit heutigen Fellachen-Schädeln eine merkwürdige Uebereinstimmung an den Tag gelegt habe. Nach Professor R. Hartmann beruhe die Hauptähnlichkeit zwischen Aegyptern und Schilluk in dem beträchtlichen Hervorragen der Nasenbeine, welche durch eine tiefere Einsattelung von der Stirn abgegrenzt erscheinen, als den meisten typischen Negerrassen eigen zu sein schiene.) Die Statur ist eine mittlere und bleibt hinter den langen Dinka oft weit zurück, Farbe schwarz, roth durchschimmernd. Diese Kennzeichen gelten ebenso für alle Stämme, z. B. nennt Emin die Luri einen hübschen Menschenschlag, meist von Mittelgrösse, schwarz mit einem rothbraunen Schimmer, mit schönen Zähnen und kleinen Füssen.

Die Schilluk gehen ganz nackt, ebenso wie alle andern am Bahr-el-Ghasal wohnhaften Negerstämme, die Frauen tragen einen aus Kalbfell hergestellten Schurz, der, um die Lenden geschlagen, bis an die Kniee reicht. Sie verschmähen jede Tätowirung, verunzieren aber ihr Gesicht durch Ausbrechen der unteren Schneidezähne (dies geschieht erst nach erreichter Mannbarkeit) und ihren Körper durch Antünchen mit Asche. Asche, Mist und Kuhharn sind ihre unentbehrlichsten Toilettengegenstände, letzterer ersetzt das Salz, welches ja diesen Gegenden allen fehlt, und es ist kein Milchgefäss, das nicht, mit dem penetranten Geruch behaftet, die Nase unangenehm berührte. Da die Schilluk sich ausserdem einer möglichsten Ruhe bei allen Bewegungen und Attitüden befleissigen, machen sie einen mumienhaften Eindruck und erscheinen eher wie verschimmelte Kadaver, als wie lebende Wesen.

Auf das Arrangement ihres Haupthaares verwenden sie die grösste Sorgfalt, an den übrigen Körpertheilen entfernen sie den Haarwuchs sorgfältig durch frühzeitiges Ausreissen. Mit Thon, Mist oder Gummi wird das Haar der Männer so lange zusammengearbeitet und bearbeitet, bis es die gewünschte Form annimmt. So sehr diese nun auch verschieden ist, scheint doch eine Frisur die eigentlich nationale zu sein, nämlich ein quer über den Scheitel von einem Ohr zum andern sich erstreckender handbreiter Kamm. Derselbe kann wohl auch wie eine Scheibe am Hinterkopf sitzen, während der Vorderkopf kurz geschoren wird, oder sich in mehrfachen Kämmen wiederholen. Die Frauen dagegen tragen das Haar kurz geschoren, so dass es mit den kleinen

gekräusten Locken dem Astrachan-Pelz ähnlich erscheint. Lanze und Schild aus Büffelhaut, sowie der kurze keulenförmige Krückstock bilden die Bewaffnung und unterscheiden sie von den Nuer. Dieselbe Bewaffnung fand Dr. Junker bei den Niuak. Ringe aus Elfenbein um den Oberarm, Halsketten aus Perlen und Thierzähnen sind ihr Schmuck.

Eigenartig pflegt jedes Negervolk in dem Hüttenbau zu sein, und wenn auch fast allen die zunächstliegende kreisrunde Grundrissform gleich ist, so haben sie doch in der verschiedenen Gestaltung des Unterbaues und des Daches, der Raumeintheilung und des Schmuckes verschiedenen Geschmack dokumentirt, vor Allem auch sehr verschiedene Beanlagung für sorgfältige Ausführung und Sauberkeit an den Tag gelegt. Die Hütten der Schilluk haben höhere Thonwände als alle anderen Tukuls, und kuppelförmige Dächer. Sie sind mit erstaunlicher Regelmässigkeit um einen runden freien Platz dicht aneinander gedrängt angeordnet, so dass ein derartiger Komplex aus der Entfernung einem Haufen wuchernder Pilze nicht unähnlich erscheint.

An diesen Weiler stossen unmittelbar die mit Strohmattenzäunen umgebenen Parks, welche die Viehbestände der einzelnen Familien gesondert beherbergen. Rinder, Schafe und Ziegen füllen dieselben. Die Rinder gehören der Zebu-Rasse an und sind kleiner als die der Araber-Stämme, ziemlich hochgestellt mit antilopenartigem Vorwiegen der vorderen Körperhälfte und deutlich entwickeltem Fetthöcker. Die Schafe gehören, sowie die der Dinka und Nuer, einer eigenen Rasse an — tiefer nach dem äquatorialen Afrika hinein ist ja das Schaf nicht einmal dem Namen nach bekannt — das Dinka- oder Schilluk-Schaf hat einen mähnenartigen Besatz an Schultern, Hals und Brust, ist aber im übrigen kurzhaarig, die Ziege nicht wesentlich von der der Beduinen-Stämme verschieden.

Die Hunde der Schilluk's, welche in grosser Menge gezogen werden, gleichen einem etwas robusten Windspiel, sind fast ausnahmslos fuchsroth und haben immer eine schwarze, stark verlängerte Schnauze. Sie sind von einer beispiellosen Gewandtheit im Springen und Laufen, überholen die Gazellen mit Leichtigkeit und dienen daher allenthalben zur Jagd. Wie allen Hunden des Nil-Gebietes fehlt ihnen die Afterklaue der Hinterfüsse, welche die europäischen Hunde auszeichnet.

Auf dem Dorfplatz pflegen sich Abends die Bewohner zu versammeln und, auf Thierhäuten hingestreckt, oder auf einem Stück Ambatsch niederkauernd, behaglich das mückenfeindliche Aroma un-

Digitized by Google

ablässig angefeuerter Haufen trockenen Kuhmistes einzuathmen oder aus den kolossalen Thonköpfen ihrer Pfeifen Tabak zu rauchen. Die Pfeifen sind aus Bambusrohr und haben einen kleinen Flaschenkürbis als Mundstück; letzteres findet sich bei den Niuak wieder und ist auch durch die Bellanda noch beibehalten. Auf dem Platz ist ein grosser Baumstamm errichtet, an welchem die Pauken hängen. Von einem Votivbaum, an welchen dieser Baum erinnern könnte und wie wir ihn bei den südlichen Verwandten finden, spricht Schweinfurth nicht, der einzigste Forscher, der über die Schilluk eingehendere Notizen bringt. Nach seiner Ansicht beschränkt sich die Vorstellung, welche dieselben von einem höheren Wesen haben, auf die Verehrung eines gewissen Heros, den sie den Vater ihres Stammes nennen und der sie in das jetzt von ihnen bewohnte Land geführt haben soll. In Fällen der Noth, oder um Regen und gute Ernten zu erzielen, wird er von ihnen beim Namen angerufen. Den Glauben, dass die Verstorbenen unsichtbar in der Nähe der Lebenden noch fortexistiren, scheinen sie mit vielen der sudanischen Völker zu theilen; der Ahnenkultus spielt offenbar bei deren Vorstellungen von höheren göttlichen Wesen eine bedeutende Rolle, nur ist diese meist keine segensreiche; den Hass und Zorn dieser Geister der Verstorbenen fürchten sie und die Versöhnung veranlasst zu Opfern, unter welchen Menschenopfer früher wohl einen nicht gering bemessenen Platz einnahmen. Haben die A-Sandé-Fürsten doch selbst im letzten Jahrzehnt, bei der scharfen Kontrole der Regierung, es nicht unterlassen können, hie und da diesem alten Brauche zu fröhnen.

Als die Djur sich in ihrer jetzigen Heimstätte ansiedelten, geschah dies jedenfalls mit gutem Vorbedacht der Dinka, ihrer nächsten Nachbarn, welche diesen Landstrich, auf der untersten Terrasse des eisenhaltigen Höhenterrains, nicht selbst brauchen konnten, aber es nicht ungern sahen, wenn ein kleinerer Stamm die brachliegenden Eisenschätze für sie verarbeitete und sie in dieser Beziehung den Bongo gegenüber unabhängig machte. So gaben die Djur ihren Charakter als Viehzüchter auf und wurden eisenarbeitende Ackerbauer, und die Erzeugnisse ihrer Industrie sind, wenn auch nicht die besten des ägyptischen Sudan, so doch recht bemerkenswerth. Um diese Industrie gruppirt sich ihr ganzes Leben. Im März, d. h. kurz vor Beginn der Aussaat, verlassen sie ihre Hütten, um theils zum Fischfang an die Ufer des Flusses zu ziehen (das Talent hierfür haben sie von den

Digitized by Google

Schilluk mitgebracht), theils um sich mit Erzschmelzen im Walde zu beschäftigen. Inmitten eines recht holzreichen Platzes werden Schmelzöfen geformt und je nach der Arbeiterzahl bis zu 12 nebeneinander aufgestellt, an schattigen, von Strauchhecken und Dornumfriedigungen geschützten Stellen. Weib und Kind folgt mit aller beweglichen Habe, ein fremdartiges buntes Leben in die sonst so öde Wildniss tragend. An den Bäumen die Lanzen und Fischspiesse, Reusen und Fischkörbe, in Haufen zusammengetragene Kohlen und Eisenerze, Schlacken und zerbrochene Düsen, dazwischen die ganze Hauswirthschaft ausgebreitet mit Kürbisschalen, Körben, Kochtöpfen, gedörrten Fischen, Wildpret u.s.w. Hier führen sie ihr Zigeunerleben, bis sie den nöthigen Eisenvorrath für die Arbeit der Wintermonate mühsam zusammengeschmolzen haben. Dann geht's wieder heim.

Trotz ihres langjährigen Verkehrs mit den Dinka und ihrer theilweisen Abhängigkeit von denselben haben sie sich in der Tracht doch von den Schilluk-Sitten noch wenig entfernt, sie sind nie tätowirt und verweigern hartnäckig jede Schambedeckung. Dagegen haben sie sich eine Bekleidung für die Gesässpartie angeschafft in Gestalt einer kleinen Fellschürze, welche in zwei Lappen frackähnlich endigt. Die künstliche Frisur haben sie vergessen und gehen am liebsten, Männlein wie Weiblein, kurz geschoren.

Den Eisenschmuck haben sie von den Dinka entlehnt, für welche sie ja denselben anfertigen müssen, Eisenringe am Unterarm der Männer neben dem Elfenbeinring am Oberarm; Eisenringe an Hand- und Fussgelenken der Frauen, auch Eisenringe durch die Nase und Ohren, endlich Eisenperlketten um den Hals. Einen Schmuck haben sich aber die Djur-Männer reservirt, nämlich die früher bereits wegen ihrer schönen Arbeit erwähnten Ringe von Messing, das eigenartigste und schönste ihrer Erzeugnisse. Sie werden am Faustgelenk getragen, wie die Schlagringe der Bongo und Mittu.

Die Hütten der Djur haben nicht die Pilzform der Schilluk-Hütten beibehalten, unterscheiden sich aber auf den ersten Blick von denen der Bongo durch das Fehlen des dort üblichen Strohpolsters auf der Kegelspitze, und von denen der Dinka durch das Fehlen der Vorbauten. Es sind einfache Kegeldachhütten, schmucklos in der Form, aber sich auszeichnend durch grosse Sorgfalt, Nettigkeit und Symmetrie. Der gleichseitige Kegel ist in eine Spitze ausgezogen, die Wand des Unterbaues ist aus Bambus konstruirt und mit Thon beworfen. Im Innern

Digitized by Google

aber befindet sich bei den Djur der Kornspeicher, den andere Völker ausserhalb der Hütten errichten, in Gestalt einer breiten Flasche mit kurzem Halse, hergestellt aus Rohrgeflecht und mit Thon sorgfältig verschmiert. Diese Guga sind auch häufig wie Backöfen aus Häcksel und Thon geformt und nehmen einen grossen Theil der Hütte ein: sie sind von den Dinka entlehnt.

Die Frauen sind Künstlerinnen in der Thontechnik und wie sie tonnengrosse Gefässe aus freier Hand mit tadelloser Symmetrie herstellen, wie sie den Fussboden der Wohnung wie des Vorplatzes (des gemeinsamen Tisches für alle häuslichen Verrichtungen) mit einem festen risselosen Thonestrich zu versehen wissen, so sorgen sie auch für die Gräber ihrer Verstorbenen, deren runde, flache, etwa 1 m über dem Boden erhabene Hügel sie durch eine derartige Estrichdecke für einige Zeit zu erhalten suchen. Eltern- und Kinderliebe scheint die Djur in vortheilhafter Weise auszuzeichnen; es wird bei keinem anderen Volk Zentral-Afrikas in so bedachter Weise für das Kind gesorgt, welchem die Djur-Mutter sogar eine Wiege in Gestalt eines länglichen Korbes anfertigt, und kaum findet man anderswo diese Anhänglichkeit von Mutter und Kind, welche bis in das spätere Lebensalter aushält.

Thierzucht beschränkt sich auf Ziegen, Hunde und Hühner. Von den Schilluk haben sie sich die Vielseitigkeit im Erwerb ihrer Lebensmittel erhalten, fleissige Ackerbauer und Eisenarbeiter, eifrige Jäger und Fischer, suchen sie sogar das wenige von Vieh, was sie halten können, mit Liebe zu pflegen.

Die Schuli und Luri, die nach Süden ausgewanderten Stämme, fanden in mancher Beziehung wesentlich andere Verhältnisse vor, als in ihrem Stammlande. Das Gebiet der Luri vom Westufer des Albert-Njansa bis hinauf nach Wadelai ist im Süden dicht hinter dem schmalen Vorland steiles Gebirge, im Norden, den unteren Terrassen des Gebirges angehörend, immerhin bergig; das Land der Schuli umfasst das terrassenartig ansteigende kesselartige Gelände, das im Norden durch den Gebirgsriegel Faradjok-Agaru, im Osten durch die Gebirgskette von Lirem begrenzt wird und über welches hinaus weiter nach Osten unsere Kenntniss aufhört; also auch ein bergiges, von riesigen Grassteppen bedecktes Gelände; fruchtbar ist das okkupirte Terrain fast allerorten, aber namentlich die Terrasse von Fatiko; hier entwickelte sich ein ausserordentlich lohnender Feldbau, und dieser Theil der Provinz Hat-el-Estiva kann wohl als die Kornkammer derselben

Digitized by Google

betrachtet werden, in höherem Sinne als Makaraká, welches lange die Versorgung mit Getreide übernahm. Wald ist wenig vertreten, je weiter nach Osten, desto mehr nimmt schon der reine Steppencharakter überhand, aber die von den Schuli (und den benachbarten Madi des rechten Nil-Ufers) sorgfältig von jeder Kultur freigehaltenen mächtigen Terrainstrecken des Graswaldes bieten vorzügliche Jagdgründe. Die Luri konnten im See und Nil ihrer alten Vorliebe für Fischerei nachgehen

Bezüglich der Nachbarn sind die Verhältnisse ganz eigenthümlicher Art. Die eingewanderten Stämme kamen recht mitten in gänzlich verschiedene Völkerschaften hinein und bilden nun die äusserste Vorhut der Nil-Neger nach Süden gegen die Bantu-Neger von Unjoro und die Galla von Lango (Umiró), wie die Schilluk nach Norden gegen die Bagara-Araber und die Fundj von Sennar. Und diesen übermächtigen Nachbarn mussten sie zum Theil ihre Selbstständigkeit zum Opfer bringen, die Luri wurden den Wagungo, dem nördlichen Stamm von Unjoro, tributpflichtig, die Schuli aber kamen in ganz eigenartige Beziehungen zu Unjoro: Ihr Herrscher ist einer der nächsten Verwandten der dortigen Herrscherfamilie, der Wawitu. Die Wawitu (in Unjoro Wahuma, in Uganda Walindi genannt) kamen vom fernen Nordosten, wie die Erzählung lautet, dereinst in das Land und gingen über den Somerset-Nil, eine grosse Masse weisser Menschen, die aber Menschenfresser waren. Die Einwohner der Seegebiete Ussoga, Uganda, Uddu, Karagua und Unjoro waren damals die schwarzen Witschwesi, die sich vor den Fremdlingen fürchteten und sich unterwerfen liessen. Die alten Einwohner waren Ackerbauer, die Einwanderer Hirten, und so weit sich die Wawitu rein erhielten, bilden sie noch jetzt den Hirtenstand in den Bantu-Ländern. Aus der Vermischung der Witschwesi mit den Wawitu ging die Rasse der Wanjoro, Waganda etc. hervor; die Herrscherfamilie dieser sämmtlichen Reiche gehört aber den reinen Wawitu an, und dieser Herrscherfamilie zählt sich auch der Oberhäuptling der Schuli, Rodschamma, zu, ebenso wie die Fürsten, welche die Gebiete am Somerset-Nil beherrschen (Anfina und Rionga's Sohn Kamissoa). In den Grenzgebieten am Somerset-Nil scheinen die Schuli sich über den Fluss hinaus nach Süden ausgedehnt zu haben, die Sprache der Schefalú wird von Emin für identisch mit der Schuli-Sprache erklärt, und die Tschopi, welche am linken Ufer des Somerset-Nil wohnen, sind nach seiner Erklärung nichts als Schefalú-Leute, mit

Digitized by Google

dem von den Waganda ihnen gegebenen Namen bezeichnet. Wo hier die Schuli aufhören und wo die Wanjoro (Wagungo) anfangen, ist nicht zu unterscheiden, die Sprachen Wagungo und Schuli werden beide gesprochen.

Im Norden scheidet der Gebirgskamm von Agaru die Schuli von den Lattuka, welche die nach Norden ziehenden Thäler bewohnen; wo die Gewässer die Berge verlassen, um sich in der weiten Ebene zu nie austrocknenden Sumpfgebieten zu erweitern, finden wir aber wieder einen den Schuli nah verwandten Stamm, die Berri oder Behr. Wenig ist von diesen bekannt, jedoch spricht sich Emin auf Grund seiner Bekanntschaft mit Theilen dieses Stammes entschieden dafür aus, dass die Berri den Schuli zuzurechnen, also auch als ein Schilluk-Stamm zu betrachten sind. Die Lattuka erscheinen also wie eingekeilt in die Schuli-Stämme, sei es nun durch Einwanderung von Osten oder als ein Rest der alteingesessenen Bevölkerung inmitten der Schuli-Ueberfluthung.

Diese sämmtlichen südlichen Stämme haben die Grösse, den Habitus, die Kopfbildung der Schilluk, sie entfernen sich, wie diese, die vier unteren Schneidezähne. Für die Herstellung ihrer Kopffrisuren haben sie manches hinzugelernt; sieht man auch bei den Schuli manchen zusammengefilzten Schopf, der an die Schilluk erinnert, so haben sie doch vor Allem dem Schmuck mit Perlen und Kaurimuscheln (letztere sind in Unjoro und Uganda als Geldverkehrsmittel im Gebrauch) Geschmack abgewonnen, durchflechten die Haare mit ersteren und fertigen aus letzteren runde kugelige Kappen, welche sie häufig noch mit Straussenfedern verzieren. Die Unterlippe durchbohren sie meist, um ein polirtes Quarzstück darin zu tragen. Die Vorliebe für den Schmuck mit Kaurimuscheln zeigt sich auch besonders an der Gürtelschnur, welche die Männer und Weiber gern zu einem muschelbesetzten Gürtel verbreitern; an diesem befestigen die letzteren den ihnen eigenthümlichen Schwanz aus Baumwollfäden und eine wenige Finger breite Schambedeckung, die Mädchen gehen meist ganz nackt. Halsbänder aus Samenkapseln, Arm- und Fussringe aus Eisen oder Messing, Armbänder aus Elfenbein, spiralig aufgerollter Messingdraht am Unterarm bilden den Schmuck der Frauen. Die Männer pflegen sich mit ihren Jagdtrophäen zu kleiden, indem sie die Felle, über der rechten Schulter zusammengehalten, als Körperbehang benutzen, eine Sitte, welche sie vielleicht den Wanjoro entlehnt haben, die sich in weiche enthaarte

Rindshäute hüllen. Eisenschmuck als Arm- und Fussringe, Ketten und Panzerhalsbänder vollenden die Kleidung. Die Bewaffnung der Schuli bilden stets zwei Lanzen, während die Lattuka immer drei derselben zu tragen pflegen, und Schilde aus Büffelhaut, ebenso wie die der Schilluk durch einen Längsstab verspannt, aber in der Form abweichend, nämlich länglich viereckig mit eingebogenen Längsrändern.

Die Luri weichen insofern hiervon ab, als sie keine Schilde führen, sondern eine Art Panzer aus Büffelleder, welcher, 37 bis 40 cm hoch, um den Oberkörper gelegt und auf dem Rücken zusammengeschnürt wird. Ihre Speere haben kleinere Spitzen, und neben diesen führen sie Bogen und glatte Eisenpfeile. Die Frauen tragen an der Gürtelschnur stets ein kleines Messer, welches ihnen auch zum Abschneiden des reifen Korns dient.

An Stelle der Asche, womit die Schilluk den Körper bedecken, tritt bei den südlichen Verwandten häufig die Farbe, welche von beiden Geschlechtern zu den eigenthümlichsten Bemalungen verwendet wird. So schildert Emin eine Lur-Frau, welche die Beine grau mit rothen Linienmustern und jede Wange mit einem hochrothen Fleck bemalt hatte; bei den Schuli sind purpurrothe Flecke vor den Ohren und aschgraue Ringe um die Augen besonders beliebt, was einen ganz merkwürdigen Anblick gewährt.

Die Hütten der Schuli und Luri sind ganz die der Schilluk; auf den Dorfplätzen stehen Votivbäume, geschmückt mit allerhand Thierschädeln. Dieselben haben aber eine ganz andere Bedeutung als die Trophäenbäume der A-Sandé und anderer Volksstämme. Der Glaube an Geister, welche hervorragende Bäume zu ihrem Sitze wählen, verbindet sich hier mit der Verehrung für die Schädel, welche zur Heilighaltung dieser Bäume an ihnen aufgehangen werden. Gleichen mysteriösen Zwecken dienen die Votivhütten, kleine Miniaturhütten, welche etwas Korn, einige Knöchelchen und dergleichen enthalten und wohl einem unklaren, halb religösen, halb abergläubischen Gefühl ihre Entstehung verdanken. Jede Frau erhält in dem Dorfe ihre eigene Hütte, sowie einen eigenen Kornbehälter für sich und ihre Kinder. (Die Kornspeicher in der Backofenform der Schilluk befinden sich nicht, wie bei jenen, in dem Hüttenraum.) Sobald aber eine Tochter dem mannbaren Alter sich nähert, wird für sie eine eigene Hütte errichtet in der Form eines grossen Kornbehälters (Becherform auf dickem Stil), an der Vorderseite mit ovaler Eingangsöffnung, vor

Digitized by Google

welcher zum leichteren Erreichen des Einganges eine Holzbank angebracht wird. Zu den Mädchen gesellen sich in diesen Schlafhäusern zwanglos die Knaben ihrer Wahl und wenn die Vereinigung Folgen hat, ist der Gefährte verpflichtet, das Mädchen zu heirathen und dem Vater den üblichen Brautpreis zu erlegen. (Diese Hütten haben also einen ganz anderen Zweck, als die ähnlichen der A-Sandé.) Letzterer besteht in drei Kühen, einem Ochsen und zwei Ziegen oder Schafen, welche letztere zur Hochzeitsfeier geschlachtet werden.

Eine Eigenthümlichkeit bemerken wir noch in den Schuli-Dörfern, nämlich deren Konversationsräume. In Gestalt von Angareb-artigen Holzgestellen werden diese unter hohen Bäumen hergestellt für die separaten Versammlungen und Besprechungen der Männer und Frauen. Am Eingange des Dorfes findet sich gewöhnlich auf eigener Terrasse ein solcher Sammelplatz der Männer, geschmückt mit Gerüsten für die Jagdtrophäen. Auf den schrägen Angareb-Bänken liegen sie ausgestreckt, um zu rauchen und zu plaudern. Hohe Gerüste, eine Art Warten, von denen man weit über das Land hin die Ankommenden sieht, sind ein Lieblingsplatz für junge Männer.

Die Schuli-Frauen sind jung nicht hässlich, aber sie beginnen den geschlechtlichen Umgang, wie oben erwähnt, entschieden zu früh, und sie altern bald. Ihre Stellung ist eine ziemlich freie, können sie sich doch sogar den Lebensgefährten selber wählen; auch stehen sie bezüglich ihres Lebenswandels nicht im besten Rufe, und die Männer sollen für etwaige Extravaganzen ihrer Ehehälften nicht allzu empfindlich sein. Die Kinder tragen sie auf dem Rücken, in Ziegenleder eingebunden (wahrscheinlich wohl nach Sitte der Wanjoro, wo das Fell des zur Geburtsfeier geschlachteten Thieres, über Kind und Rücken der Mutter gedeckt, mit zwei Füssen am Hals, mit zwei um den Leib zusammengebunden wird) und mit einer grossen Kürbisschale bedeckt.

Dem Biertrinken sind die Schuli, wie die meisten Neger, sehr ergeben; obgleich viel Sorghum und Penicillaria gebaut wird, steht doch die Eleusine in erster Linie, weil nur sie ein starkes bitteres Bier liefert. Die Häuptlinge scheinen diesem Genuss auch vielfach eine recht bedeutende Beleibtheit zu verdanken. Als z. B. Emin im Jahre 1879 den Chef Wadelai der Luri aufsuchte, konnte dieser einen wenige Kilometer betragenden Weg nicht zurücklegen, weil er zu dick war, und wie der Bote ihn schilderte, „wenn er sitzt, ein Kind auf seinem Bauche stehen könne“.

Charakteristisch ist auch Emin's erste Begegnung mit Rodschamma, dem Oberhäuptling der Schuli. Dieser hatte bei Samuel Baker's Besitznahme des Landes am oberen Nil ausserordentlich viel dazu beigetragen, dass die Schuli so willig und eng an die ägyptische Regierung sich anschlossen. Trotzdem wurde er von einem späteren Kommandanten der Station Fatiko schwer verletzt, in Folge dessen er sich völlig zurückzog und jede Verbindung mit den Regierungsorganen abbrach. Es war überraschend für Emin, dass er ihn im Jahre 1878/79 zu einem Besuch einlud, und er folgte dieser Einladung, um das begangene Unrecht zu sühnen. Eine Ehren-Eskorte von etwa 20 mit bunten Stoffen bekleideten und mit alten Gewehren bewaffneten Dienern des Chefs erwartete ihn vor dem Dorfe, in dem die Begegnung stattfand. Er selbst in der Mitte einer Gruppe frisch roth bemalter, mit Fellen bekleideter Neger stand seitwärts. Zwei Ziegen wurden geschlachtet und ihr Blut auf den Weg der Ankommenden gespritzt; über das Blut kam dann Rodschamma, um Emin durch Berühren mit der Hand zu grüssen und führte ihn in das nahe gelegene Dorf, wo für ihn unter einem Baum ein Angareb aufgestellt wurde, während des Gouverneurs Stuhl in der Nähe im Schatten eines Hauses stand. Zu beiden Seiten des Chefs standen Wachen, das Gewehr in der Hand, vor ihm kniete ein junger Mann, wie es schien, sein Vertrauter. Etwa 250 bis 300 Neger in den verschiedensten Kostümen und Malereien, mit Eisen- und Perlenschmuck, drängten sich zwischen die bewaffneten Wachen, Frauen, Kinder, Hunde, Hühner — ein belebtes Bild.

Der Schuli-Chef war ein alter Mann mit eigenthümlich seitlichem Blick; sein Galakostüm bestand in frischer rother Farbe, einem Antilopenfell über der Schulter und einigen Eisenringen. Er schien sehr erfreut über die ihm mitgebrachten Geschenke, erwiderte dieselben mit einem prachtvollen Elefantenzahn und liess dann seine Ehehälfe rufen, eine recht alte Frau, die aber immer noch an den glitzernden Glasperlen Vergnügen zu finden schien. Nach der Konferenz verliess Emin den alten Herrn, sich an dem Bierkrug labend im Kreise seiner Unterthanen.

Ueber das Begräbniss der Schuli fehlen Mittheilungen. Die Luri begraben ihre Toten lang ausgestreckt in nächster Nähe der Häuser; auf das Grab legen sie Steine und über dem Grab eines Häuptlings errichten sie eine kleine Hütte und legen darin Gaben an Korn nieder, schlachten auch eine Ziege daselbst. Ob die Steinbedeckung als eine

Digitized by Google

Modifikation der Thonestrichabdeckung der Schilluk zu betrachten oder nur eine reine Nachahmung einer ähnlichen Sitte der Madi (ihrer nächsten Nachbarn im Norden) ist, bleibt dahingestellt.

Im Allgemeinen ist für die sämmtlichen Schilluk-Stämme, die nördlichsten wie die südlichsten, charakteristisch, dass sie Sprache und Stammes-Eigenthümlichkeiten mit grosser Zähigkeit festgehalten und unter den verschiedensten Verhältnissen ihre Familienähnlichkeit sich zu wahren gewusst haben. Sie sind ein lebenskräftiger und elastischer, den verschiedensten Bedingungen sich anschmiegender Volksstamm, der überall sich anzupassen versteht, die Verhältnisse sich nutzbar macht, aber nicht seinen Charakter verliert. Dagegen fehlt ihm die Eigenthümlichkeit der starken Rassen, welche expansiv ihren Einfluss und ihre Uebermacht den benachbarten Stämmen gegenüber zur Geltung und zur Herrschaft bringen, wie wir die A-Sandé und die Mangbattu, wie wir auch die Wawitu im Süden finden, welche ihre starke Hand auf die verschiedensten Völkerschaften legten und sie unter ihrem Rasseneinfluss völlig umbildeten. Die Schilluk aber sind im Besitz jener Elastizität, welche die Fremdherrschaft wohl trägt, aber einen rasseändernden Einfluss abweist. Sie suchen nicht die ihre Grenzen drängenden Nachbarn zurückzuwerfen oder gar zu unterwerfen, aber sie halten zäh fest an Grund und Boden, den Ueberschuss an Zahl und Kraft entsendend, um neue Länder zu okkupiren. Und wo diese Auswandernden auftreten, nirgend werden sie brüske Herren und Unterjocher Alteingesessener, aber sie wissen sich ihre Stellung und ihre Zusammengehörigkeit zu wahren, wenn sie auch hier Tribut entrichten und dort Kriegsfolge leisten müssen; ihre Elastizität dauert aus.

2. Die Dinka- oder Djangeh-Stämme.

Die Djangeh, dies ist der Name, welchen sie selbst sich beilegen, bewohnen das rechte Ufer des Bahr-el-Abiad vom 12. Breitengrad bis zur Einmündung des Sobat hinauf, sowie das Gelände der grossen Nil-Niederung südlich des Bahr-el-Ghasal auf beiden Seiten des Bahr-el-Djebel bis hinauf zum 6. Grad nördlicher Breite. Es ist dies ein ausserordentlich ausgedehntes Gebiet, welches mehr als 2000 deutsche geographische Quadratmeilen betragen mag, und über welches sich die zahlreichen Stämme dieses Volkes ausgebreitet haben ohne irgend einen politischen nationalen Zusammenhang. Die einzelnen Tribus lagen nicht nur oft genug untereinander in Fehde, sondern

Digitized by Google

liessen sich auch zum Theil durch die fremden Eindringlinge von Chartum zu Ungunsten ihrer Volksangehörigen benutzen, wie z. B. der Stamm der alten Schol, welche den Chartumer Elfenbeinhändlern das Festsetzen an der Meschra überhaupt erst ermöglichte und sich eigennützig ihres auf Kosten ihrer Verwandten anwachsenden Viehbesitzstandes freute, bis sie der Rache derselben zum Opfer fiel. Wenn es daher weder den Chartumer Kaufleuten noch den Regierungsverwaltern jemals gelungen ist, das ganze Gebiet der Dinka dauernd in sicheren Besitz zu nehmen, so erklärt sich dies wohl einerseits aus dem unbeugsamen Trotz gegen alles Fremde und aus der schrankenlosen Freiheitsliebe und andererseits aus dem ebenso plan- als rücksichtslosen Ausbeutungssystem der Nubier, denen eine Pazifizirung gar nicht am Herzen lag und welche niemals die Gefahren ins Auge fassten, welche aus diesem System ihnen erwachsen könnten Seitens eines so ungemein zahlreichen Volkes, das in einzelnen seiner Stämme von ihnen auf das niederträchtigste in seinen vitalsten Interessen geschädigt und gefährdet wurde.

Mit den Dinka betreten wir das Gebiet, welches sich trennend zwischen die beiden Handels- und Verbindungslinien der Elfenbeinhändler, den Bahr-el-Djebel und den Bahr-el-Ghasal, einschiebt und welches sogar die Verbindung des letzteren mit der Linie der Handelsniederlassungen, die Wege von der Meschra-er-Rek zu den Seriben, in sich schliesst. Während die Bevölkerung von Dar-Fertit längst zum Vasallendienst durch die Dar-Foraner Kaufleute (Sklavenhändler) gezwungen war, während die Djur in ihrer elastischen Weise den neuen Herrn mit dem alten, dem Dinka, willig tauschten, mussten diese selbst in ihrer politischen Zersplitterung und Uneinigkeit es sich gefallen lassen, dass mit bewaffneter Hand ihr westlichstes Gebiet durchzogen und von hier aus ihre angrenzenden Stämme durch Razzien geplündert, ihrer Rinderheerden beraubt und auf diese Weise zum Unterhalt der Seribenbewohner ausgebeutet wurden.

Mitten hinein in das Innere ihres Landes wagte sich zunächst wohl keiner der Eindringlinge, aber von Gaba Schambé am Djebel drang Malzac bis zum Rohl-Fluss vor und gründete nicht allzuweit vom Fuss des südlichen ansteigenden Geländes (also der Grenze der Dinka) Rumbêk im Lande des Dinka-Stammes der Agahr, und eine Strasse zu den westlichen Seriben ward durch das Land der Gohk nahe am Höhenfusse eingerichtet. Hierdurch waren neue Angriffspunkte

Digitized by Google

gegeben, um die Schätze der Dinka an Vieh auszubeuten, und die Stämme, welche auf diese Weise mit den Fremden in Berührung kamen, wurden in einem solchen Maasse ausgeplündert, dass sie schliesslich die Viehzucht aufgaben und ein elendes Leben mit einem dürftigen Getreidebau fristeten, um sich von allem den Räuberhorden der Nubier Begehrenswerthen zu entblössen. Dass sich trotz dieser Misshandlungen und trotz dieses erzwungenen Niederganges diese Stämme nicht unterwerfen liessen und z. B. in der unmittelbaren Nähe der Zwingburgen Ajak und Rumbêk immer noch ihre Freiheit zu vertheidigen wussten, das zeigt die Schnelligkeit, mit der sie bei der Hand waren, im Jahre 1883 die Regierungsstationen Gohk-el-Hassan und Rumbêk über den Haufen zu rennen.

Emin theilt die Dinka in folgende grosse Gruppen (von West nach Südost): Rek, Mohk, Gohk, Nuer, Agahr, Kitsch, Aluadj, Atót, Elliab und Bor. Von diesen sprechen nur die Nuer und Atót eine vom eigentlichen Dinka ziemlich weit abweichende Sprache. Sie sind sämmtlich Viehzüchter, und zwar viel einseitiger hierin als die Schilluk-Stämme. Nur ein einziger Stamm, die Derr, scheint eine ganz eigenthümliche Stellung in dieser Familie einzunehmen. Leute von sehr dunkler Hautfarbe und mittelgrosser, gedrungener Gestalt, bilden sie gewissermassen die Pariakaste; sie sind ein besitzloses Jägervolk, ohne feste Sitze oder Dörfer, durchziehen das trockene Land zwischen den Kitsch und Elliab, leben nur von dem Erlös der Jagd und arbeiten zuweilen als Schmiede bei den genannten Stämmen, deren Wohnungen sie sonst nicht betreten dürfen. Ihre Benutzung von Schlangen bei der Jagd wurde bereits an früherer Stelle erwähnt. (Vergl. 178.)

Einzelne Dinka-Stämme möchten an Körpergrösse in der Reihe der Menschenrassen an der Spitze stehen, im Allgemeinen aber überschreiten sie doch nur das Maass einer mittleren Körperhöhe. Schweinfurth giebt die Durchschnittshöhe von 26 gemessenen Individuen auf 1,74 m an. Sie haben die langschüssigen Gliedmaassen der Sumpfneger, horizontal gestellte und eckig abfallende Schultern, einen langen, an der Basis etwas verschmälerten Hals, und ihre Schädel zeigen einen hohen Grad von Schmalköpfigkeit und stark entwickelte Prognathie. Die Farbe ist dunkelstes Braun und wird in ihrem matten Glanz wesentlich beeinträchtigt durch das beliebte Einreiben mit Asche; in Folge der stattfindenden Entfettung der abgestorbenen Hautschuppen

nimmt die Haut einen gräulichen Schimmer an. Das Haupthaar zeigt nur einen beschränkten Wuchs, und der Bart kommt wegen seiner minimalen Entwickelung gar nicht in Betracht. Die Frisuren sind in Folge der Haarkürze wesentlich einfacher, als bei den Schilluk-Stämmen; meist beschränken sie sich auf einen Scheitelschopf bei kurzgeschorenem Kopf, auch troddelförmige Schaflocken und dergleichen werden erzielt. Während aber die Frauen es vorziehen, das mangelhafte Haupthaar so kurz wie möglich zu scheeren, greifen die Männer zu künstlichen Mitteln, um einen Hauptschmuck zu gewinnen, wie er so sehr im Geschmack des Negers liegt. Das einfachste ist ein Rothfärben und steiles Aufwärtskämmen des Scheitelschopfes, wodurch selbstredend das Haar grell hervortritt und dem Besitzer ein fremdartiges, satanisches Aussehen verleiht. Die Färbung ist einfach durch fortgesetzte Waschungen mit Kuhharn oder durch Kompressen von Mist und Asche zu erreichen. Kunstreicher und jedenfalls ansprechender ist die Bedeckung des Kopfes mit verschiedenen Arten Perrücken, Mützen und Helmen. Beinahe ritterlich nimmt sich ein perlengestickter, glatt das Haupt umschliessender Helm aus, der in einem lang herabhängenden Nackenschutz sich fortsetzt, während die mit wehenden Straussenfedern bedeckten Mützen entfernte Erinnerung an die Tracht der Landsknechte wachrufen.

Im Uebrigen gehen die Männer ganz nackt, jede Bekleidung halten sie für weibisch und unwürdig des Mannes; nur bei festlichen Gelegenheiten, theilt Emin mit, vervollständigen sie ihren Schmuck durch kleine Schürzen aus bunten Fellen; wohingegen die Frauen sich in grosse Fellschürzen hüllen, die, oft mit Perlen, zahllosen kleinen Eisenringen, Glöckchen und Schellen hübsch verziert, vorn und hinten bis an die Knöchel herabreichen. Die Stammesmerkmale der Dinka sind neben dem Ausstossen der vier unteren Schneidezähne und der zwei Eckzähne noch vier quer über die Stirn laufende Narben, die Zahl der geführten Lanzen ist zwei oder drei. Eine weitere Verstümmelung nehmen die Frauen mit der Oberlippe vor, welche mit einem eisernen Stift oder einer zylindrischen Glasperle geziert wird, und beide Geschlechter lieben es, die Ohrränder mit eisernen Ringelchen oder eisenbeschlagenen Stäbchen zu durchbohren. Der reichlich auf den Körper gehängte Schmuck der Frauen ist Eisen, das sie höher schätzen als Kupfer und bis zum Gewicht von einem halben Zentner in Gestalt von schweren Hand- und Fussgelenkringen und dergleichen

Digitized by Google

zu tragen sich zumuthen. „Es verursacht beim Gehen ein Geräusch“, sagt Schweinfurth, „welches beständig an das Klirren von Sklavenketten erinnert. Ein solches Klirren liegt hier in der Luft, und dennoch will der unbändige Freiheitsdrang dieses Volkes nicht auf die Fesseln der Mode verzichten.“

Auch die Männer tragen neben den gewaltigen Elfenbeinringen am Oberarm einen vollständigen Schienenbeschlag von Ringen am Unterarm, welcher, Ring neben Ring, vom Ellbogen bis zum Handgelenk reicht. (Die Bongo lieben eine ähnliche Zierde.) Einen weniger ritterlichen Schmuck bilden aus Ledersträngen geflochtene Stricke um den Hals, sowie die Kuh- und Ziegenschwänze, welche sie gern am eigenen Körper oder an ihren Waffen befestigen. Letztere bestehen durchweg aus Lanze, Büffelschild, Keule und den den Dinka eigenthümlichen Schutzwaffen zum Pariren von Keulenschlägen in Stab- oder Bogenform. Ein einziger Stamm weicht in der Bewaffnung ab, nämlich die Nuër, welche Bogen und Pfeile führen. (Schweinfurth ist geneigt, sie für ein von den Dinka verschiedenes Volk anzusehen, Emin betrachtet sie als Dinka-Stamm.)

Gänzlich verschieden von den Schilluk-Stämmen sind die der Dinka in der Anordnung ihrer Niederlassungen; keine grösseren Ortschaften, fest zusammengeschlossen und regelmässig gegliedert wie dort, finden wir hier, sondern über die für den Ackerbau in Angriff genommenen Flächen zerstreut sehen wir lauter vereinzelte Gehöfte von wenigen Hütten; es ist der Ausdruck der staatlichen Form im Kleinen, dort die straffe monarchische Regierung mit der fest organisirten Administration, mit der Unterstellung der Distrikts- und Ortsinsassen unter Häuptlinge höherer und niederer Ordnung; hier zusammenhanglose Stämme, die sich wieder theilen und abermals theilen, lauter kleine Häuptlinge mit einer Hand voll Höriger. Und ebenso bezeichnend ist ein zweiter Umstand, nämlich die Anordnung der Viehparks. Das Vieh hält jeder Hausvater bei den Schilluk als sein werthvollstes Privateigenthum im Zaun neben seinen Hütten. Aber die Dinka finden in der Nothwendigkeit des Schutzes dieses ihres höchsten Gutes gewissermaassen das Gefühl der Zusammengehörigkeit wieder: für ganze Bezirke sind grosse Viehparks angelegt und alles Eigenthum dort vereinigt. Nur für die erkrankten Kühe muss besonders Sorge getragen werden, und so sehen wir jedes Gehöft bestehen aus einer Hütte für den Hausvater, einer zweiten für die

Weiber und einer dritten, der schönsten und grössten, für die erkrankten Kühe. Die Feuerstelle befindet sich in Mitten dieses Gehöftes, durch eine horizontale, auf Gabelstützen liegende Decke gegen Sonne und Regen, durch einen thönernen Schirm gegen Wind geschützt.

Die Hütten der Dinka werden ausserordentlich fest erbaut und sind auch umfangreicher, als die meisten Neger-Tukuls (bis zu 12 m und mehr Durchmesser), Unterbau und Estrich werden aus Lehm und Häcksel hergestellt, der Dachstuhl aus Akazienästen und anderen harten Hölzern; zur Unterstützung desselben wird aber in der Mitte der Hütte ein grosser stark verzweigter Baum eingegraben und das Ganze mit terrassenförmig beschnittenen dicken Strohschichten abgedeckt. Die Form ist die der Kuppel mit ausgezogener Spitze.

Als ganz charakteristisch sind ferner die bei den hauptsächlichsten Hütten angebrachten zwei Vorkammern anzusehen, welche mit stark abnehmenden Durchmessern als verkleinerte halbe Hütten vor den Eingang angeklebt sind. Sie sollen nach Schweinfurth fortifikatorische Anlagen sein und zur leichteren Abwehr von Eindringlingen dienen.

Von all diesen Einrichtungen der Wohnplätze macht ein Volksstamm eine ausserordentlich interessante Ausnahme, nämlich die Agahr mit ihren Pfahlbauten. Diese werden ihre Entstehung zweifellos der Nothwendigkeit verdanken, in Niederungen die Wohnplätze anzulegen, wo Hochwasser oder sumpfiger Untergrund mit ihrem Gefolge von Krankheiten und lästigen Thieren den Stockwerksbau bedingten; die Konstruktion wurde aber eigenthümlicher Weise auch dorthin übertragen, wo hierfür kein besonderer Grund vorliegt, wie z. B. in Bufi. Emin beschreibt sie folgendermassen: „In einer 3 m hohen, recht defekten Umzäunung von Bambus erhebt sich, von mehr als 300 starken, über mannshohen Pfählen getragen, eine Plattform von 25 m Länge und 28 m Breite, aus Holz und Reisern gebildet und mit Thon und Kuhdung zu glattem Estrich geformt. Die untere Etage, der Raum zwischen den Pfählen, ist der Küche, den Vorräthen und den Wasserkrügen nebst der Murhaka vorbehalten, auch schlafen die Diener hier. Ein viereckiger Ausschnitt in der Mitte der Plattform giebt dem unteren Raume Licht; Leitern führen von dort nach oben. Der obere Raum, durch eine Rohrwand in eine äussere und innere Abtheilung geschieden, weist in jener zwei grosse Hütten von je 15 Fuss Durchmesser, mit niedrigen, etwa 1 m hohen Lehmwänden und hohem spitzen Kegeldache als Behausung für den Hausherrn auf. Die innere, Harem-

Digitized by Google

oder Frauenabtheilung, enthält sechs kleinere Hütten. Das ganze Arrangement ist wirklich kurios. . . . Die Station Bufi ist eine Anhäufung einzelner solcher Gehöfte, unter welchen sich die von Danagla bewohnten nur durch grösseren Schmutz von denen der übrigen Bevölkerung unterscheiden."

Emin giebt des weiteren auch eine Schilderung von Rumbêk, Malzac's berüchtigter Niederlassung, wie er dasselbe im Jahre 1881 antraf, und welche mir interessant und charakteristisch genug erscheint, um sie mitzutheilen: „Heute ist der Anblick der Station," schreibt er, „ein geradezu befremdlicher. Durch das Ausgraben des gelben Thonbodens zu den Hüttenumwallungen und zum Dichten und Glätten der Plattformen, auf denen sie stehen, sowie durch die früher versuchte Anlage einer Art Graben ringsherum und die Anlage von Brunnengräben wurden eine Reihe tiefer Löcher geschaffen, welche der Regen des Charif theils vertiefte, theils zum Zusammensturz brachte, sodass man heute versucht wäre, zu glauben, eine Kolonie von Goldgräbern habe hier gearbeitet. Mitten aus diesem Chaos von Gruben, Erhöhungen, Pfützen hebt sich wie eine Insel die eigentliche Station heraus, ein Gewirr von mit Hütten besetzten Plattformen, das in seinem regellosen Durcheinander jeder Beschreibung spottet. Fussbreite, mit Unsauberkeit jeder Art bedeckte Pfade führen durch dieses Wirrwarr, und da auch die unter den Hüttenplateaux belegenen Räume von Massen von Sklaven bewohnt sind, die nach ihrer Weise Haushalt führen, vermehrt sich die Menge des Unrathes und des Gestankes ganz prodigiös. Kaum Einer hat daran gedacht, sein Haus einzufriedigen; jeder schaut in seines Nachbars Haus, und zankt Einer mit seiner Konkubine, so muss es die ganze Station sehen und hören."

Der Schmutz, von dem hier überall die Rede ist, fällt nur den fremden Eindringlingen, den Nubiern zur Last, und wie verächtlich muss diese Sippschaft den Naturmenschen vorgekommen sein, welche die Sauberkeit in jeder Form auf das peinlichste pflegen. Weisse Asche deckt den Boden der Wohnungen und in weisser Asche schlafen sie; Hütte und Zugang sind sauber und geruchlos; mit dem kleinen Spaten unter dem Arm wandert der Neger hinaus in den Wald, um seine Bedürfnisse zu befriedigen; in der Sauberkeit und der Auswahl ihrer Nahrungsmittel übertreffen aber die Dinka alle anderen sudanischen Volksstämme. Schweinfurth stellt sie in kulinarischer Beziehung unbedenklich über Araber und Aegypter, der Bewohner Nubiens gar nicht

Digitized by Google

zu gedenken. Stehen die Dinka in mancher Hinsicht hinter andern Negernvölkern zurück bezüglich ihrer kulturellen Entwicklung, so beweisen sie allein durch ihren Standpunkt als Speisekünstler, dass sie keine Wilden genannt werden dürfen. Ihre Mehl- und Milchspeisen stehen den gekünstelten Produkten unserer Kochkunst durchaus nicht nach, mit gutem Geschmack weisen sie alles kriechende Gewürm, wie Krokodile, Frösche, Mäuse und Krabben von sich, machen aber mit der Schildkröte eine lobenswerthe Ausnahme; widerwärtig erscheint ihnen der Genuss von Hundefleisch, aber der leckerste Braten ist ihnen der Hase. Man sollte nun meinen, dass sie bei ihrem bedeutenden Viehstand, (die Parks enthielten zu Schweinfurth's Zeit 2 bis 3000 Stück) viel vom Fleisch ihrer Zucht lebten. Aber weit gefehlt. Diese Rindviehzucht hat etwas humoristisches, beinahe rührendes an sich. Denn die Dinka erziehen ihre Rinder (es ist dieselbe Rasse, wie bei den Schilluk) mit verzärtelnder Liebe, an ihrem Besitz nicht nur, sondern an der Behütung ihres Lebens hängt ihr ganzes Herz; sie essen ja so gern einmal ein Stück Rindfleisch, aber geschlachtet wird kein gesundes Stück, die kranken werden mit Aufopferung gepflegt und nur gefallene und verunglückte Thiere geben Gelegenheit zum Genuss. Und nicht einmal dem Herrn und Besitzer, denn der trauert in Gram und tiefem Herzeleid, sondern den Nachbarn, welche unbetheiligt am Verlust sich des Genusses freuen dürfen; epochemachend greift ein derartiger Festschmaus in ihr einförmiges Leben, während der unglückliche Herr verstört mit seinem Gram sich abseits schleicht. Und wie lohnt die undankbare Heerde all die Pflege und Zärtlichkeit? Sie degenerirt ganz augenscheinlich. Wenn auch die verschnittenen Ochsen mit dem stolzesten Fett herumwandeln, welches stets unverwerthet bleiben soll, nur zur Augenweide ihrer Besitzer, giebt die beste Kuh noch nicht so viel Milch, als bei uns eine mittelmässige Ziege, und für Bereitung von 1 Pfund Butter braucht man erstaunliche Quantitäten der schlechten Milch. Kaum ein Prozent der Bestände hält Schweinfurth für befähigt, als Last- oder Zugvieh zu dienen (welche Verwendung im oberen Nil-Thal aber gar nicht in Frage kommt), und glaubt als Gründe das Unterlassen von Kreuzungen, sowie den völligen Mangel an Salz beim Futter annehmen zu können. So füttert der Dinka im Grunde genommen nur die Magenwürmer, welche alle seine Rinder in Massen mit sich herumtragen.

Ausser den Rindern werden Schafe und Ziegen wie bei den

Digitized by Google

Schilluk gezüchtet, aber nur letztere geschlachtet. Die Dinka-Hunde sind den Dorfkötern von Nubien ähnlich, ein Mittelding zwischen dem Windhund der nubischen Steppen und dem Pariahunde auf den Gassen Kairo's, sie sind meist ledergelb gefärbt, selten schwarzbraun.

Die Dinka sind stolz, als Feinde unerbittlich und grausam; höflich und komplimentös bis zum Excess, sind sie doch so selbstbewusst, dass keiner von ihnen mit einem Angehörigen der angrenzenden eisenbearbeitenden Völker essen würde. Die nennen sie alle Djur, die Wilden, Besitzlosen. Sie sind sehr abergläubisch; neben dem Glauben an allerlei den Wald bewohnende böse Geister — es ist eigenthümlich, dass der Neger keine guten Geister sich denken kann — sind eine Menge Thiere, wie Eulen und Schakale, Unglücksboten, auf welche genau geachtet wird.

Es ist nicht erstaunlich, dass zur Zeit des grossen Rinderreichthums die Brautpreise sehr hoch waren, 50 bis 60 Kühe für ein hübsches Mädchen, später, als die Nubier tüchtig hineingegriffen hatten in die Viehparks, fiel der Mädchenpreis auf 8 bis 10 Rinder, vielleicht sind sie heutigen Tages noch billiger geworden, wo die Bagara als des Mahdi Helfershelfer sich der Dinka angenommen haben. Reiche Leute gaben ihre Töchter nur an Rinderbesitzer und bildeten so eine Art Clan, um in etwaigen Angriffsfällen durch Verschwägerung und Solidarität der Interessen verbunden, der gegenseitigen Hülfe sicher zu sein.

Der Heirathsantrag wird bei dem Vater der Erwählten angebracht und nach langem Markten, wobei alle Verwandte der letzteren vom Grossvater an bis zur Cousine theilnehmen, wird der Preis von den zuerst geforderten, sagen wir, 100 Rindern auf 40 herabgedrückt, von denen jeder Verwandte sein Theil erhält. Nach Begleichung der Rechnung schmücken sich die männlichen Verwandten des Bräutigams mit Schärpen von Leopardenfellen, allerlei phantastischen Kopfbedeckungen und Waffen und führen unter Gesang und Tanz die Braut aus dem Vaterhause wohlgesalbt dem Bräutigam zu. Hierauf giebt derselbe ein Fest, das andern Tages der Schwiegervater erwidert, wobei er gewöhnlich so generös ist, dem Schwiegersohn 10 der gezahlten Rinder als Beitrag zur Haushaltung zurückzugeben, eine Mitgift, die sonst der Neger nicht kennt.

An fremde Stämme werden die Töchter nie abgegeben, doch nehmen sich die Dinka wohl Frauen aus den Nachbarstämmen, wo sie

billiger sind. Häufig sollen Entführungen vorkommen seitens junger Leute, welche zu arm sind, um den Brautpreis zu zahlen, und gewöhnlich wird die Sache durch die beiderseitigen Verwandten gütlich beigelegt. Andernfalls ist der Entführer, wenn er sich fangen lässt, dem Tode verfallen.

Zwillingsgeburten bedeuten Unglück, das aber abgewendet wird, wenn eines der Kinder stirbt. Der Mord eines Mannes wird mit 30, der einer Frau mit 40 Rindern gesühnt. Stirbt Jemand, so wird er gewaschen, rasirt, eingefettet und dann in zusammengekauerter Stellung mit nach oben gezogenen Händen, die den Mund bedecken, in eine kreisrunde Grube gesetzt, nachdem man seinen Schmuck ihm abgenommen. Ueber ihn wird eine Rindshaut gebreitet und Erde aufgefüllt. Stirbt ein Reicher, so wird ein Ochse, aber natürlich ein kranker, geschlachtet, den die Verwandten verspeisen. Die nächsten Angehörigen rasiren als Zeichen der Trauer den Kopf; Schweinfurth erwähnt noch eines Strickes, welcher als Trauerzeichen um den Hals getragen wird.

Erwähnenswerth scheint mir noch die Vorliebe der Dinka für Schlangen. Nicht nur kleine, sondern auch grosse Schlangen hausen in den Dächern ihrer Hütten (Python africanus) und werden als Hausgenossen gepflegt. Besonders die Frauen schliessen mit ihnen Freundschaft, reiben sie ab und zu mit Fett ein und füttern sie wohl auch zuweilen damit. So gewöhnte Schlangen sollen selbst, wenn sie hungrig sind, den Ziegen- und Schafbesitz ihrer Gastfreunde nie antasten, sondern weiter im Walde jagen.

Die Dinka gehören gewiss zu denjenigen Volksstämmen, welche in ihrem geistigen und Gefühlsleben zu verstehen uns noch unmöglich ist. Einzelne ihrer Eigenschaften können wir uns neben anderen kaum denken, vor Allem neben ihrer Grausamkeit und Blutgier, neben ihren um die Erschlagenen aufgeführten Kriegstänzen und den Orgien, welche zur Ehre des ersten blutigen Opfers gefeiert werden, können wir uns ein Gemüth nicht denken, das der Barmherzigkeit Raum giebt. Und doch erzählte Schweinfurth ein Bongo das Selbsterlebte, dass er bei einem durch die Nubier gegen die Dinka ausgeführten Raubzuge in deren Gefolgschaft schwer verwundet wurde und, bei einem Hause niedergefallen, durch den Eigenthümer vor seinen Verfolgern geschützt, bis zur Genesung gepflegt und bis über die Grenze sicher geleitet worden sei. An sentimentale Regungen ist doch bei einem Dinka nicht zu denken.

Digitized by Google

Lebhaftes Interesse soll aber derselbe für seine engere Familie haben, so sehr ihm der Sinn für seine grosse Familie, sein Volk abgeht. Schweinfurth erzählt folgendes Erlebniss: Im Frühjahr 1871 weilte er in der Seriba Kutschuk-Ali's am Djur. Einer von den Dinka-Trägern, welcher von der Meschra seine Vorräthe herbeigeschafft hatte, vermochte den Weg von der Seriba nicht weiter fortzusetzen, um seine Heimath bei Djur-Ghattas zu erreichen, denn er lag am Guineawurm darnieder und war nicht im Stande, mit seinen geschwollenen Füssen auch nur einen Schritt vorwärts zu machen. Er sass lange allein, es herrschte Hungersnoth im Lande, aber Schweinfurth liess ihn nicht verkommen und es bedurfte nur der Geduld, um später die Familie wieder zu erreichen. Aber es währte nicht lange, da trat eines Tages der eigene alte Vater an, um ihn abzuholen und zwar in Ermangelung anderer Beförderungsmittel, um ihn auf seine eigenen Schultern 15 bis 16 Stunden weit heimzutragen, ihn, den 6 Schuh hohen Lümmel. Und dieser Fall ward nicht für etwas Ungewöhnliches angesehen, sondern die übrigen Eingeborenen fanden das ganz selbstverständlich.

3. Die Barí-Stämme.

Die Barí grenzen im Süden an die Dinka und bewohnen das Nil-Thal zu beiden Seiten des Flusses zwischen dem 6. und 4. Grad nördlicher Breite. Im Osten dehnt sich ihr Gebiet nicht weit, etwa bis zu $32\frac{1}{2}$ Grad östlicher Länge aus, dort begrenzt durch die Berri und die Lattuka, im Westen sitzen ihre Stämme, in südwestlicher Richtung auf das Höhengelände hinauf, bis nahe zum 30. Längengrad, sie wohnen am Oberlauf des Jei und bei den Bergen von Ndirfi und grenzen hier an die verschiedenen Stämme des Landes Makaraká, die Abaká, Mundú und Idió. Das ganze Gebiet ist nicht allzu umfangreich; es mag ca. 725 deutsche geographische Meilen in sich schliessen.

Die Barí gliedern sich nach Emin Pascha in folgende acht Gruppen: Die Schir und Mandari (Múndar) nördlich und nordwestlich von Ladó, die Bari von Ladó bis Muggi, westlich davon die Niámbara im Norden der Berge von Reko und Mire, im Süden an diese anschliessend die Fadjelú und Kakuák, beide bis über den Jei hinübergreifend, westlich, an Makaraká angrenzend, die Liggi, endlich die Marchia, welche eine Sonderstellung einnehmen. Sie wohnen in und um Rimo (im Fadjelú-Lande) und bilden ein kleines, wenige Seelen zählendes Völkchen. Im Aeussern genau dem Barí-

Typus entsprechend, von sehr dunkler Hautfarbe, erscheinen sie als die Reste eines grösseren Stammes, der im Laufe der Zeiten zersprengt wurde.

Die Stämme haben gleichen Habitus, gleiche Sitten und gleiche Sprache. Allerdings macht sich die verschiedene Terrainbeschaffenheit ihrer Wohnsitze auch bemerkbar in ihrem Aeusseren. Die Bergbewohner, die Kakuák und Fadjelú, haben weniger jene langaufgeschossenen Gestalten, welche bei den Tiefland-Barí so häufig vorkommen, auch schwankt bei ersteren die Hautfarbe in grösserer Weite zwischen dunkelbraun und rothbraun. Marno macht die Bemerkung, dass die spindeligen, langarmigen und stelzenbeinigen Gestalten der Nuer und Dinka, auch noch der Schilluk, bei den Barí, welche das trockenere erhöhtere Niederungsterrain bewohnen, bereits den normaleren Figuren mehr weichen, und dass dies noch mehr bei den Niámbara hervortrete, wo bereits Anlage zur Fettbildung vorkomme, etwas, was bei den zuerst genannten Völkern gänzlich undenkbar ist.

Der Schädel ist allen Barí gemeinsam geformt: durch starke Zusammendrückung der Schläfengegend gerade vor den Ohren werden die Scheitelbeine nach unten und innen einander genähert und daraus folgt eine bedeutende Erhebung des Schädels gerade längs der mittleren Naht — eine so eigene Gestaltung, dass schon sie allein zur Charakteristik der Barí-Stämme hinreicht; niedere Stirn, obere Partie des Hinterkopfes stark entwickelt, Backenknochen abstehend, Mund breit mit dicken Lippen.

Die Frauen verwenden auf Bekleidung und Schmuck ihres Körpers vielmehr Sorgfalt als das männliche Geschlecht. Während die älteren Frauen enthaarte rothgefärbte Ziegenhäute vorne und rückwärts umgebunden haben, von denen das rückwärtige in seiner Form dem Schurz unserer Bergleute sehr ähnlich ist, tragen die jüngeren Frauen nur diesen hinteren Schurz in Verbindung mit einem Rachat, welcher aus spannenlangen, gedrehten und dicht gehängten Strängen besteht, die an einem handbreiten geflochtenen Baumwollengurt befestigt sind. Die Jungfrauen tragen an Stelle des rückwärtigen Schurzfells an dem Rachatgurt eine grosse breite, bis zu den Kniekehlen herabreichende Quaste, die Bárika, welche beim Gehen tanzend und hin und her hüpfend auf dem Gesässe spielt. Eine dritte Art von Rachat wird nur von ganz jungen Mädchen und Kindern getragen, nämlich Eisenkettchen, die schlingenförmig 20 bis 40 cm lang vom Leibgurt herab-

Digitized by Google

hängen, oder an Stelle dessen schmale Eisenplatten. Zeuge sieht man weder bei Frauen noch bei Männern der Barí, und sie halten an ihrer adamitischen Mode fest, obgleich sie, nun seit lange in Berührung mit den Nubiern, die Stoffe kennen gelernt haben. Weniger konservativ sind sie den benachbarten Negerstämmen gegenüber, wie in Niámbara, Kakuák und Fadjelú sich bemerkbar macht, wo vielfach die Laubschürzen der Makarakáfrauen adoptirt werden.

Viele Sitten haben die Barí gemein mit den anderen Sumpfnegern, so das Ausstossen der vier unteren Schneidezähne, das Entfernen aller Körperbehaarung, das Schlafen in der Asche und die Vorliebe für Bemalen mit rothem Ocker. Den Kopf rasiren sich die Weiber ganz kahl, und die Männer lassen häufig einen Scheitelschopf stehen, den sie mit Federn zu schmücken lieben. Die hässliche Schädelform tritt bei den Weibern in Folge des Rasirens ausserordentlich auffallend hervor, weshalb man es den Frauen der Niámbara nicht verargen kann, dass sie die kleidsamere Haartracht ihrer Nachbarn nachzuahmen suchen (der Makaraká-Frauen, welche nach Sandé-Sitte eine Art Lockenfrisuren tragen) und ihren Krauskopf nur am unteren Umfang rund rasiren. Der Schmuck ist im Allgemeinen derselbe wie bei den Dinka, Fuss- und Armringe aus Eisen und Elfenbein, Halsbänder aus Zähnen bei den Männern, bei den Frauen aber neben dem beliebten Eisenschmuck lange Schnüre mit aus Konchylienschalen geschliffenen Scheibchen, vier- bis achtmal um den Leib gewunden, und Schnüre mit Kaurimuscheln oder Glasperlen um Hals und Brust. Auch im Körperschmuck weichen die Niámbara-Frauen durch Hinzufügung einer neuen Zierde ab; sie tragen in der durchbohrten Ober- und Unterlippe je einen glatt geschliffenen, 3 bis 5 cm langen Quarzkegel, so dass bei geschlossenem Munde die beiden Spitzen sich zu einer den Mund fest schliessenden Nadel zu vereinigen scheinen. Auch diese Sitte entnehmen sie den westlichen Nachbarn, den Abaká und Morú. Am Leibgurt tragen sie ein schön polirtes Messer, ähnlich den Schuli-Frauen.

Tätowirung scheint durchweg bei Männern und Weibern auf Brust und Bauch in Gestalt mehrerer Reihen punkt- oder strichartiger Narben angebracht zu werden. Die Niámbara-Männer tätowiren sich ähnliche Muster auf der Stirn, von der Nasenwurzel zur Schläfe verlaufend. Die Waffen sind Bogen und Pfeile, letztere vergiftet. Daneben führen sie Lanzen und lieben mit einem langen Stock herum-

Digitized by Google

zugehen. Eins aber unterscheidet sie ganz wesentlich von allen anderen Sumpfnegern: sie setzen sich niemals, wie diese, auf den Erdboden und führen deshalb stets ein kleines Sitzbänkchen mit sich.

Ihr zweiter Begleiter ist die Pfeife, denn sie sind leidenschaftliche Tabakraucher, und zwar beide Geschlechter. Ihre Pfeifen sind nicht die riesigen unförmigen Töpfe mit Bambusrohren der Dinka und Schilluk, sondern kleiner, zierlicher und ähnlicher der Form des türkischen Tschibuk. Und wie die Dinka Speisekünstler, sind sie Rauchkünstler; sie betreiben das Rauchen mit Leidenschaft, aber mit Raffinement. Eine Pfeife um die andere wird nie geraucht und selten eine Pfeife nur von einer Person. Aus der durch einige Holzkohlen in Brand gesetzten Pfeife werden zuerst einige lange tiefe Züge gethan und der Rauch durch Mund und Nasenlöcher wieder ausgeblasen, die folgenden Züge geschehen nun mit Anwendung aller Muskeln des Mundes, der Brust und des Bauches; der Rauch wird vollkommen verschluckt, ein Mund voll Wasser darauf getrunken und dieses mehrere male wiederholt, bis eine Art Rausch eintritt und die Pfeife zum Nächsten wandert. Nach einiger Zeit giebt der Betäubte das getrunkene Wasser und dichte Rauchwolken wieder von sich und liegt halb ohnmächtig und recht katzenjämmerlich da. Haben sie keinen Tabak, so rauchen sie blosse Holzkohlen.

Grosse Dörfer findet man bei den Barí selten, es sind meist nur eine Anzahl Gehöfte, welche näher oder weiter entfernt von einander liegen. Jede Familie hat ihr eigenes Gehöft, meist mit dichtem hohen Euphorbienzaun umschlossen. Da die Barí vor allem anderen Viehzüchter sind, führt uns der Weg zum Gehöft an der Rinderseriba vorbei, einem weiten, kreisrunden, mit dichten Wolfsmilchstauden sorgfältig eingefriedigten Platz. Hier stehen zwei überdeckte Ställe für das junge Vieh, durch eine Holzumzäunung von der anderen Heerde abgetrennt, und neben denselben eine Hütte für die Wächter. Dann gelangt man zum Wohnplatz, einem lang-ovalen Raum inmitten der Durrafelder, der, sorgfältig geebnet, mit einem aus Lehm und Kuhdünger gebildeten Pflaster überzogen ist, welches, asphaltartig geglättet, die Tenne zum Reinigen des Getreides abgiebt. Dem Eingang gegenüber steht das Familien-Wohnhaus, ein niedriger 5 m weiter Lehmtukul mit konischem, über die Wand vorstehendem Strohdach, welches einen schmalen Vorraum rings um die Hütte beschattet, ein in der Mittagshitze gern gesuchter Ruheplatz. Zur Seite der ersten

Digitized by Google

steht eine zweite kleinere Hütte, für den noch keinen eigenen Hausstand führenden erwachsenen Sohn bestimmt. Die Eingänge der Hütten sind so niedrig, dass man nur auf allen Vieren kriechend in dieselben gelangen kann. Im Halbkreis herum stehen die Guga, Getreidebehälter, welche aus zylindrischen, mit Lehm ausgefütterten Körben von $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ m Durchmesser mit einem Kegeldach gebildet werden und zum Schutz gegen Ameisen etwa meterhoch über dem Boden auf Steinen und Pfählen aufgestellt sind.

Im Innern der Gehöfte zeigt der Barí auch einen gewissen Sinn für Reinlichkeit, jedoch ist die nähere Umgebung und der Zugang weniger geeignet, die Bevölkerung in dieser Beziehung in ein günstiges Licht zu stellen. Mitten im Gehöft steht der „Kugur", worunter in diesem Falle ein in die Erde gerammter Baumast zu verstehen ist, auf welchen die Stirntheile mit den Hornzapfen von Rindern gesteckt sind, eine Art Schutzpfahl oder Altar. Unter dem Namen „Kogur" erwähnt Schweinfurth die Zauberer und Kunststückmacher der Dinka; bei den Barí ist der Begriff viel umfassender. Man findet in den Gehöften Baumäste, an welchen eine Anzahl Steinchen oder Schlacken an Schnüren aufgehängt sind, Kannastangen mit Gras oder Federbüschen. Aber auch im Freien, auf allen Wegen, am Felde und im Walde findet man die sonderbarsten Dinge liegen, und das Alles ist „Kugur". Es hat meist bei diesen Dingen den Anschein, als hätten Kinder hier ihr Spiel getrieben. Alte ausgehöhlte Mahlsteine, unter welchen zusammengedrehte Zissusranken, Grasseile, Zweige etc. gelegt sind, kleine Erhöhungen von Erde, mit Holz, Stroh und Steinchen verziert, alte Kochtöpfe, auch Scherben mit durchgestecktem Stocke, Zweige und Blattbüschel, kreuzförmig zusammengedreht, Stücken alter Matten und Flechtwerke, mit kleinen Hölzern am Boden angepflockt — alles dieses ist „Kugur". Es ist wohl anzunehmen, dass diese Dinge grösstentheils eine Art Opfer, Bitten um Erreichung eines Wunsches sein sollen, insbesondere bei Krankheitsfällen. Ein Gegenstand des täglichen Lebens des Erkrankten wird (vielleicht unter gewissen Formalitäten) auf den Weg etc. gelegt; der ihn Berührende nimmt die Krankheit an sich und der Kranke gesundet. Es sind also diese Kugur gar nicht einmal in Verbindung zu bringen mit einem etwaigen Glauben an ein höheres Wesen, an eine Gottheit, sondern nur mit einem unbestimmten abergläubischen Gefühl, wie wir es bei allen Negervölkern verbreitet finden, und wie es seinen Ausdruck findet in

Digitized by Google

dem Orakelglauben der A-Sandé und Mangbattu, wie in den Votivbäumen und Votivhütten der Schuli.

Zeigt sich der Kugur kraftlos, so wird er zerstört und ein anderer errichtet; aus der grossen Menge, die täglich anzutreffen sind, kann man aber auf die Allgemeinheit dieses, den Aberglauben der Barí-Neger charakterisirenden Gebrauches schliessen.

Eine bedeutendere Rolle als bei den Dinka und Schilluk spielen hier auch die Regenmacher. Sie wissen sich durch ihre angebliche Macht in Ansehen zu setzen, und häufig sind es die Häuptlinge, welche diesen Aberglauben ausnutzen, um ihre Macht zu festigen und zu erweitern. Jedoch ist dieser Ruf des grossen Regenmachers durchaus nicht ungefährlich. Rugang's, des Häuptlings von Liria, Vater Leggi wurde von seinen Unterthanen getötet, da der von ihm gerufene Regen nicht kam, und Rugang selber, der denselben Ruf genoss, lebte im Jahre 1881 mit seinen Leuten in Unfrieden, weil sie Regen gewünscht und „er ihnen denselben nicht gegeben hatte". Waren sie doch schon soweit unbotmässig, dass sie nicht einmal für den Gouverneur Träger zu stellen sich bewegen liessen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse sind ausserordentlich wenig entwickelt; einer gilt soviel als der andere und nur der Besitz einer grösseren Anzahl Kühe, der sich in der Familie forterbt, verleiht Einzelnen ein erhöhtes Ansehen. Die chartumer Händler sowohl, als die ägyptische Regierung haben sich bemüht, das Ansehen der Häuptlinge zu steigern, indem sie dieselben, wenn sie sich der Regierung anschlossen, als Distriktchefs anerkannten und als Zeichen ihrer Würde mit einem langen rothen Ehrenhemde bekleideten. Unter Umständen wurde aber gerade dieses die Veranlassung, dass die Häuptlinge von ihren eigenen Unterthanen beseitigt wurden.

Voller Hochmuth und Eigendünkel einerseits, feige, hinterlistig und träge andererseits waren gerade die Barí gewiss die schlimmste Bevölkerung, welche die Missionare für ihre Bekehrungs- und Bildungsversuche, die chartumer Kaufleute und die Regierung als Basis für ihre Unternehmungen und für die Besitzergreifung der oberen Nil-Länder antreffen konnten. Wohl warf Sir Samuel Baker (1870 bis 1873) sie auf seinem grossen Eroberungszuge nieder, und mit offenen Feindseligkeiten wagten sie zunächst nicht mehr hervorzutreten, aber sie setzten allen Maassnahmen der Regierung ihren passiven Widerstand entgegen, verhielten sich so indifferent als möglich und

Digitized by Google

ignorirten ihnen ertheilte Befehle einfach. Erst Emin gelang es, wesentliche Erfolge zu erzielen; die beiden in der Nähe von Ladó und Gondókoro wohnhaften Häuptlinge Loron und Befo gewann er sich zu Anhängern, und selbst Rugang, der gefürchtete Liria-Chef, schloss sich im Jahre 1880 der Regierung an. Letzteres war ein bedeutender Gewinn, denn die Strasse von Ladó nach Lattuka führt durch die Berge von Lokoja, welche wie ein Damm sich in die Ebene vorschieben und nur durch den Pass von Tollogo zu überschreiten sind. Grosse Felsblöcke erschweren die Passage dieses Engweges und bieten einem Angriff auf eine ihn durchschreitende Expedition die grössten Vortheile, so dass man wohl Baker's Schilderung (er musste im Jahre 1863 auf seinem Wege zum Somerset-Nil und Albert-Njansa den Tollogo-Pass überwinden) Glauben schenken kann. Die Einwohner sind räuberisch und wussten sich auch, nachdem sie der Regierung sich angeschlossen hatten, ihre Selbstständigkeit zu wahren.

Baker macht von Leggi, dem Vater Rugang's, eine recht anziehende Schilderung. Derselbe kam, um das Gepäck des Reisenden zu besichtigen und verlangte 15 schwere kupferne Armbänder und eine grosse Menge Glasperlen. Er hatte aber damit noch lange nicht genug; er sagte, sein Bauch sei weit, und er müsse gefüllt werden. Der richtige Räuberhauptmann! Baker gab ihm daher noch einige Kupferringe zu; aber plötzlich roch er geistige Getränke, es war eine Weingeistflasche in der Arzneikiste zerbrochen. Der Reisende gab ihm einen halben Liter vom stärksten Weingeist, und ungenirt brach er den Hals der Flasche ab, bog seinen Kopf zurück und liess behutsam den ganzen Inhalt in den Schlund hinabrieseln, so harmlos, als wenn es gemeines Wasser wäre. Erwidern wollte Leggi die Geschenke nicht, auch weder Ziegen noch Geflügel verkaufen. Nichts als Honig war zu bekommen, und Baker gab seinen Leuten Reis, um ihn hiermit zu kochen. Da setzte sich in der kaltblütigsten Weise der grosse und gierige Häuptling Leggi, sobald er die Leute bei der Mahlzeit sah, mitten unter sie und erwürgte sich fast, indem er sich von dem heissen Reis und Honig Hände voll in den Mund stopfte, den er aufsperrte wie ein altes Flusspferd.

Von der Unzuverlässigkeit der Barí-Neger giebt Loron nicht weniger als Befo, die beiden obengenannten Regierungsfreunde, ein eklatantes Beispiel. Ersterer versuchte schon im Jahre 1883, als Rumbêk von den Dinka erstürmt war, eine Verschwörung gegen Ladó

anzuzetteln, und letzterer stellte sich an die Spitze der Bewegung im Jahre 1885 und griff Ladó an, nachdem Amadi in Karam-Allah's Hände gefallen war. Die Hinterlist und Feigheit der Barí illustrirt folgende Erzählung Marno's: Auf dem Marsche von Ladó nach Makaraká (1875) war nach Ueberschreitung des Reko-Gebirges ein schwarzer Soldat ermattet und krank zurückgeblieben und wurde von dem desselben Weges zurückgehenden Führer von Lanzenstichen durchbohrt am Wege aufgefunden. Er hatte an einem Bach etwas rasten wollen, war abseits gegangen und eingeschlafen. Als er aufwachte, fand er sich von seiner Expedition verlassen, dagegen von einigen Eingeborenen umgeben, die jener offenbar gefolgt waren. Er befragte diese um die von der Karavane eingeschlagene Richtung, und sie erboten sich, den Weg zu zeigen. Eine Strecke gingen sie vor ihm, dann aber blieben sie zurück, er fühlte plötzlich das unvorsichtigerweise über die Schulter getragene Gewehr gepackt und sich selbst zugleich von rückwärts durch mehrere Lanzenstiche verwundet. Es gelang ihm, sich umdrehend das Gewehr frei zu bekommen und den Fliehenden mehrere Kugeln nachzusenden. Unangefochten schleppte er sich bei zwei Stunden schwer verwundet den leicht kenntlichen Spuren der Expedition nach, bis ihn die Kräfte verliessen und er hinsank. Feige Aug' in Aug' dem Feinde gegenüber, hatten die Hallunken den Muth gehabt, den vereinzelten Arglosen ermorden zu wollen.

Es ist nicht recht verständlich, wenn man die Urtheile aller anderen mit den Barí bekannt gewordenen Forscher betrachtet, wie Casati zu einem so günstigen Resultat seiner Beobachtungen kommen konnte, er nennt sie arbeitsam, thätig, tapfer, lobt ihren Unabhängigkeitssinn und ihre Eifersucht auf Familienreinheit. Er pflegt doch sonst in seinem Urtheil härter zu sein. Die möglichste Beschränkung bei der Auswahl der Frauen auf die Stammesangehörigen betont auch Emin, aber die Faulheit hebt Junker ganz speziell als einen Charakterzug der Barí hervor, da er sie im Jahre 1876 in Ladó mit den immer geschäftigen Makaraká-Negern zu vergleichen Gelegenheit fand; er schildert sie als indolent und unzugänglich, geistesträge und interesselos. Von ihrer Tapferkeit kann ich es als keinen Beweis betrachten, dass sie der 54 Mann starken, seit 1883 völlig isolirten Besatzung der Station Bor erst Herr wurden, als dieselbe im Juli 1885 die Station verliess und den Rückzug antrat. Ebenso ruhmlos ist ihr Angriff auf Ladó und Redjaf im Jahre 1885, welcher durch verbündete

Digitized by Google

Dinka zuerst mit grossem Elan eingeleitet, nach deren Abzug zu einer schwächlichen Zernirung sich bequemte und schliesslich durch die um eine Hand voll Soldaten vermehrte Garnison von Redjaf gänzlich aus dem Felde geschlagen wurde.

Gewiss wird man es den Barí-Negern nicht verdenken können, dass sie mit allen Mitteln, welche ihnen sich boten, gegen die Fremdherrschaft der Chartumer wie der Regierung ankämpften, und die Revolten, die noch im Jahre 1876 an der Tagesordnung waren, einmal im Norden, einmal im Süden der Provinz aufflammend, mögen als Zeichen ihres Freiheitsdranges und ihres ungebrochenen Kraftbewustseins gelten; aber nachdem die sämmtlichen Stämme die Friedenshand Emin's ergriffen, nachdem sie angefangen hatten, sich in die Verhältnisse zu fügen und die hierdurch ihnen zufliessenden Vortheile mit Verständniss zu empfangen, ist ihr Verhalten in den Jahren des Mahdi-Aufstandes in keiner Weise als ein respektables anzusehen. Brach bei dieser Gelegenheit ihr Unabhängigkeitssinn, ihr Freiheitsdrang mit elementarer Gewalt wieder hervor, so ist es ein Zeichen von grosser nationaler Schwäche und Feigheit, dass sie unter den für die Regierungstruppen so ausserordentlich ungünstigen Verhältnissen nicht das geringste erreichten. Karam-Allah hatte die militärische Kraft der Provinz gebrochen, und ein allgemeiner gewaltiger Vorstoss der Massen vieler Tausende von Negern, die im Norden der Provinz sich sammelten, hatte in diesem Moment die besten Aussichten, die Regierungsstationen aufzurollen und die nicht erstürmten auszuhungern. Aber feige und hinterlistig suchten sie nur die Momente der Schwäche der Regierung zu benutzen, büssten ihre Energie ein, sobald sie auf festen Widerstand stiessen und krochen nachher zu Kreuze. Unzuverlässige Bundesgenossen, hinterlistige Feinde, unproduktive Landleute, widerwillige Arbeiter, sind sie die schlimmste Bevölkerung für die Zentraldistrikte der Aequatorialprovinz gewesen.

Wie ganz anders erscheinen dem gegenüber die Makaraká-Neger, die A-Sandé! Zuverlässige Freunde, nachdem sie für die Regierung gewonnen, tapfere Söldner in all den Fehden der Regierung mit den anderen Stämmen, kräftige Hülfe bei allen besonders schwierigen Unternehmungen (Transport der Dampfer), fleissige und produktive Landleute und doch stolz und selbstbewusst, nicht herabzuwürdigen zum Sklavendienste, sondern der freiwilligen Heerfolge allein zugänglich.

Digitized by Google

Es ist wenig bezüglich der Barí mehr beizufügen. Von Wichtigkeit ist für die ganze Aequatorialprovinz ihre Salzproduktion. Im ganzen ägyptischen Sudan ist die Bevölkerung auf Aschensalz und auf den eventuellen Ersatz durch Kuhharn (Dinka, Schilluk) angewiesen. Am oberen Nil, besonders bei Redjaf, ist das Erdreich stellenweise salzhaltig, und die Barí gewinnen das Salz, indem sie an geeigneten Bodenstellen kleine, aus Thon gebrannte Töpfe, je zwei übereinander, anbringen, die Lauge hierdurch konzentriren und zugleich filtriren. Das Produkt ist ein ziemlich weisses, feinkörniges Salz, welches, in kleine geflochtene Körbe gepresst, einen nicht unbedeutenden Tauschartikel abgiebt. Zur Befahrung des Nil und der Cheran bedienen sie sich aus Baumstämmen ausgehöhlter, 1,5 bis 3 m langer, aber so schmaler Kähne, dass kaum eine Person darin bequem sitzen kann, da die obere Oeffnung, dem Baumumfang entsprechend, schmaler ist als der innere Durchmesser.

Die Begräbnissstätten werden im Innern der Wohnungen angelegt und aus viereckigen Gruben gebildet, in welche der Tote, auf den Fersen stehend, die Arme auf die Schulter gebogen und gebunden, hinabgelassen wird. Sind die Gruben mit Erde gefüllt, so wird das Grab mit Ochsenblut oder mit Merissa besprengt.

Zwölftes Kapitel.

Zweite Rassenreihe. Die eisenbearbeitenden Stämme.

1. Die Bongo.

Der nordwestlichste Volksstamm auf den flachen Nordabhängen, welche von der Nil-Kongo-Wasserscheide zur Nil-Ebene abfallen, Dor oder Bongo genannt, dehnt sich in einer durchschnittlichen Breite von 105 km vom Pongo bis zum Djau, vom 27. bis zum 29. Grad östlicher Länge, aus, und ausser diesen Flüssen gehört der Mittellauf des Wau und Ssueh, des Tondj und Lehsi sowie der Oberlauf des Molmul

Digitized by Google

seinem Gebiete an. Im Nordwesten erreichen die Bongo den 8. Breitengrad und mit dem südöstlichsten Zipfel überschreiten sie den 6. Grad nördlicher Breite. Ihr Land umfasst eine Fläche von ca. 31 100 qkm oder 565 deutschen geographischen Quadratmeilen; aber eine ausserordentlich dünn gesäete Bevölkerung bewohnt dies Gebiet. Schon im Jahre 1870 schätzte Dr. Schweinfurth dieselbe auf höchstens 100 000 Menschen, d. h. 177 auf eine Quadratmeile, 3,2 auf einen Quadratkilometer, und die Verhältnisse sind seitdem der Vermehrung der Bevölkerung nicht günstig gewesen.

Dr. Schweinfurth betrachtet die Bongo als ein dem Untergange sichtbar geweihtes Volk, und die Gründe, aus welchen demselben der immer fortschreitende Niedergang erwachsen musste, liegen auf der Hand. Ohne Staat und ohne Geschichte, ohne Ueberlieferung irgend welcher Art und ohne nationalen Zusammenhalt war das ganze Gebiet schon zur Zeit, als die ersten Chartumer das Bongo-Land betraten (1856), in eine Unzahl kleiner Distrikte und völlig von einander unabhängiger Gemeinden getheilt; es herrschte die normale Anarchie afrikanischer Duodezrepubliken. Nicht einmal der auf Verwandtschaft und gegenseitige Besitzgarantie basirte Zusammenhang der Wohlhabenden eines Stammes, wie er bei den Dinka in jedem Stamm eine mächtige Aristokratie schuf und derselben die Mittel gab, mit einer grossen Kriegermenge aufzutreten, war hier zu finden, denn der grosse Besitz, die Rinderheerden, fehlten, und in jedem Dorfe galt der Wohlhabendste als Oberhaupt, in seltenen Fällen in seiner Autorität durch den Ruf der Zauberei unterstützt.

Dicht an den nordöstlichen Grenzen, im Lande der Djur und Dinka, gründeten die Nubier ihre Niederlassungen, im Nordwesten umklammerten sie die alten Dems der Sklavenhändler in Dar-Fertit (Land der Golo und Kredj) und im Süden grenzen die weiten Gebiete an, welche der östliche Flügel der A-Sandé bewohnt. Diese waren das erste Reiseziel und Ausbeutungsobjekt der Elfenbeinhändler, und quer durch das Bongo-Land führten ihre Marschlinien. Leicht wurde es den rohen Söldnerschaaren, deren Religion jede an den Heiden verübte Gewaltthat sogar im Lichte des Verdienstlichen erscheinen liess, die einzelnen Distrikte sich dienstbar zu machen, und in wenig Jahren vertheilten sie das ganze Land unter die einzelnen Handelsgesellschaften. Die Eingeborenen wurden als leibeigen betrachtet und in jeder Weise zu den Zwecken der Händler herangezogen.

Digitized by Google

Die Dinka waren ja nicht zu bewältigen, und als Träger brauchte man grosse Menschenmassen. Dazu lieferten die Bongo das Material, und man zwang sie, ihre Heimathsorte zu verlassen und sich rings um die Seriben der Händler anzusiedeln; als tüchtige Ackerbauer mussten sie die nöthigen Getreidevorräthe liefern, als gute Träger die Expeditionen tief hinein in die südlichen Länder begleiten. Darum findet man die Bongo im Lande der Dinka und Djur, soweit die Seribenlinie der Chartumer reichte, in grossen Kolonien ansässig, und das eigene Land wurde entvölkert. Ging es doch den angrenzenden Djur, Golo, Mittu etc. nicht anders, denn eine Kette von mehr als 80 Seriben entstand im Laufe eines Dezenniums vom Rohl bis zum Biri.

Kaum der Hälfte des Volkes gelang es, durch Auswanderung der Sklaverei sich zu entziehen; ein Theil ging unter die Dinka nach Norden, ein anderer nach Süden zu den A-Sandé. Allein auch aus dieser Position, welche für einige Zeit durch die Vortheile des bergigen Terrains begünstigt wurde, wurden sie nach und nach verdrängt. Die Nubier müssen in den ersten Jahren fürchterlich im Lande gehaust haben, wie aus den Spuren der ehemals weit ausgedehnten Kulturflächen und zahlreichen Dörfer zu ersehen ist, welche sich in der öden Wildniss eines grossen Theils des Landes vorfinden. Zu tausenden wurden die Kinder, Knaben und Mädchen, direkt als Sklaven exportirt, denn die Thoren glaubten unerschöpfliche Menschenvorräthe vor sich zu haben und bedachten zu spät, wie wichtig es für die vortheilhafte Durchführung ihrer Unternehmungen war, Menschenkräfte in grosser Masse zur Verfügung zu halten, denn von der Händezahl der feldbauenden Frauen und von der Beinezahl der ihre Lasten tragenden Männer war es schliesslich allein abhängig, ob sie die immer weiter nach Süden ausgreifenden Expeditionen noch gewinnbringend ausführen konnten. So haben die Chartumer das Volk zu Grunde gerichtet, welches mehr und mehr, zerstückt und zerrissen, den Zusammenhang verliert, bis die Trümmer ihre Eigenart aufgeben müssen und aufgesogen werden von anderen widerstandsfähigeren und lebenskräftigeren Stämmen. Es wird verschwinden, „ein verdunstender Tropfen im Meere der Völkerströmung“, so drückt sich Schweinfurth aus, „bald wird das Bongo-Völklein vergessen sein und neue Bildungen werden an seine Stelle treten“.

Die Bongo oder Dor, wie die Dinka sie nennen, sind ein von der Rassenreihe der Sumpfneger sehr verschiedener Menschenschlag.

Digitized by Google

Ebenso wie die Mittu und Madi sind sie von meist mittlerer Körpergrösse. Der Bau ihrer Gliedmaassen ist gedrungener, die Muskulatur schärfer ausgeprägt, der Oberkörper länger und der Schädel breiter. Die durchschnittliche Höhe der Männer beträgt nach Schweinfurth 1,7 m. Auch die Hautfarbe ist nicht mehr das schwarzbraun der Sumpfneger, sondern rothbraun, bei den Frauen heller als bei den Männern. Das Haar ist kohlschwarz, kraus und kurz, Bartwuchs nur ausserordentlich vereinzelt an Kinn, Backen und Oberlippe, und auch dann kaum 1,5 cm lang. Weiber und Männer halten deshalb das Haar in der Regel ganz kurz, häufig auch geschoren; nur im Süden suchen sie, der A-Sandé-Sitte folgend, Zöpfe und Flechten herzustellen, so lang, als es ihr Haarwuchs eben gestatten will.

Das Ausbrechen der vier unteren Schneidezähne üben auch die Bongo und lieben auch verschiedene andere Körperverstümmelungen, deren hässlichste und originellste die von den Frauen ausgeführte Verunzierung der Unterlippe ist. Sobald die Frau verheirathet ist, beginnt sie die Anfangs noch enge Durchbohrung der Unterlippe durch Einführung von Holzpflöcken zu erweitern, welche an Umfang immer zunehmen, so dass die Lippe schliesslich das Fünffache und Sechsfache ihres natürlichen Volumens erreicht. Das Küssen scheint mithin unausführbar, also wohl bei den Bongo nicht Mode zu sein. In die gleichfalls durchbohrte Oberlippe wird ein kupferner Nagel, wohl auch ein kreisrundes kleines Plättchen, ein Ringelchen oder ein Strohhalm gesteckt. Auch die Nasenflügel sind durchlocht und mit je ein bis drei Strohhälmchen gespickt, und die Nasenscheidewand erhält einen Kupferring. Damit nun auch die Ohrmuschel ihr gut Theil Zierrathen trage, wird sie an allen ihren Rändern mit so viel Löchern und Ringen versehen, als Platz haben, so dass eine nach allen Regeln der Mode geschmückte Frau wohl an hundert Durchbohrungen aufzuweisen hat. So üppig sind natürlich nicht alle, aber den Pflock in der Unterlippe tragen sie als Stammesmerkmal ohne Ausnahme. Hiermit kombinire man nun die Gestalt der Frau und ihre sonstige Bekleidung oder richtiger Nichtbekleidung und Körperzierde. Die Bongo-Frau ist nämlich ausserordentlich wohlbeleibt und trägt so erstaunliche Fleischmassen mit sich herum, dass sie mit ihrem untersetzten, aber nervig mageren Ehegatten einen hochlächerlichen Kontrast bildet. Namentlich ist die Hüftenpartie so unmässig erweitert, dass die Bongo-Frau mit dem langen Bastschweif, den sie hinten, und mit dem Laubzweig, den

sie vorn an der Gürtelschnur trägt, wenn sie gravitätisch dahinschreitet, einem tanzenden Pavian nicht unähnlich ist.

Auf dem Oberarm trägt die Bongo-Frau eine Tätowirung: Zickzacklinien, Parallelstrichelung, Punktreihen, oft en relief ausgeführt durch Erzeugung von wildem Fleisch nach vollendeter Operation, wechseln mit einander ab, und die verschiedensten Kombinationen, welche diese drei Grundformen der Tätowirung bilden, stellen das Muster dar, welches zur individuellen Charakterisirung dienen soll. Bisweilen verlaufen die Linien auf einer Körperseite über Brust und Bauch, auch kann Nacken und Schulterblattseite tätowirt sein. Zur Vervollständigung des Schmuckes dienen endlich Halsketten aus Glasperlen und Ringe von Eisen und Kupfer, welche an den Handgelenken und am Oberarm, am liebsten aber an den Fussknöcheln, zu mehreren übereinander, getragen werden und bei jedem Schritt ein Klirren verursachen. Man sieht, die Mode ist bei den Negern eine härtere Herrin, als in Europa.

Männer und Frauen tauschen bezüglich der Bekleidung bei den Sumpfnegern und den eisenarbeitenden Negern ihre Rolle, gehen dort die Männer nackt, so greifen sie hier zur Bekleidung mit Fellschurz oder Zeugfetzen, bei den Frauen ist es umgekehrt. Hierzu kommt bei festlichen Gelegenheiten ein Kopfputz von Federn; als Hauptschmuck dient ihnen der Danga-Bor, ein aus vielen Ringen zusammengesetzter Eisenbeschlag des Unterarms. Dieser wird dadurch kunstreich gestaltet, dass jeder Ring einen Ansatz trägt und die fortlaufende Linie dieser Ansätze durch Drehung der Ringe zur geraden oder zur gekrümmten Schraubenlinie gebildet werden kann. Ausserdem tragen die Männer Oberarmringe aus Eisen, Büffel- oder Elefantenhaut, nicht selten behängen sie sich auch mit den Schmucksachen der Weiber. Die Waffen sind, wie früher erwähnt, Pfeil und Bogen, daneben Lanzen, aber nur ausnahmsweise Schilde.

Als die Chartumer ins Land kamen, bewohnten die Bongo, abweichend von den anderen Völkern des Gebiets, grosse Ortschaften, welche nach Art der Seriben mit hohen Pfahlumzäunungen eingefriedigt waren. Alle diese grossen Orte sind verschwunden, und in den bewohnten Bezirken findet man nur noch Weilergruppen und kleine Hüttenkomplexe, nicht anders als bei den Dinka und den A-Sandé. Selten wohnen mehr als fünf oder sechs Familien bei einander; sie suchen sich dann mit Vorliebe einen grossen Baum, eine Tamarinde

Digitized by Google

oder einen alten Feigenbaum, um unter seiner schattigen Krone ihren Arbeitsplatz anzulegen und ringsum die Hütten aufzustellen. Es ist dies eine alte Sitte, denn von den alten verödeten Niederlassungen sind diese Bäume häufig die einzigen Zeugen.

Im Umkreise des Baumes wird das Erdreich sauber geglättet, als gemeinsamer Arbeitstisch, und die Hütten sorgfältig erbaut; sie erhalten die gewöhnliche Kegel- oder Glockenform, 6 bis 7 m Durchmesser und Höhe und, entsprechend der niederen, aus Flechtwerk hergestellten Umfassungswand, nur eine niedere Eingangsöffnung, welche zum Durchkriechen zwingt. Charakteristisch ist für die Hütten aber durchweg ihre Spitze, welche durch sechs bis acht geschweifte Hölzer gekrönt ist und innerhalb derselben ein wohlgeformtes rundes Strohpolster trägt. Dies dient als Sitz und Observatorium, da die mächtig hohen Halmfrüchte der Felder einen Ueberblick des Geländes vielfach verhindern. Die Schlafstätte der Eltern und kleinen Kinder wird mit Häuten bedeckt und erhält einen runden entrindeten Baumklotz als Kopfkissen; die entwöhnten Kinder (nach dem zweiten Jahre) schlafen getrennt von den Eltern in einer eigenen Hütte. Zu jeder Wohnstätte gehört ein Kornspeicher, hier „gallotoh" genannt, und wird derselbe bei den Bongo, wie früher erwähnt, in der besonders grossen Form einer Hütte auf einer durch Pfähle getragenen Plattform hergestellt.

Es ist ein idyllisches Bild, ein derartiger Weiler, dessen Hütten, um den grossen schattigen Baum gruppirt, in ihrer Mitte den Arbeitsplatz der arbeitenden Frauen, den Lagerplatz der rauchenden Männer, den Spielplatz der Kinder und den Tummelplatz von Hühnern und Hunden einschliessen. Nicht wie die Dinka in plumpen in die Erde gegrabenen Holztrögen, sondern in kleineren, zierlich geschnittenen Holzmörsern (Becherform), stossen die Frauen das Korn, andere Arbeiten verrichten sie, auf vierbeinigen gefällig geformten Schemeln, und nicht, wie die Sumpfneger, auf der Erde sitzend. Merkwürdiger Weise überlassen die Männer den Frauen die Schemel allein, während die Barí-Männer dieselben für sich okkupiren.

Von den Arbeiten der Bongo in Eisen, Holz und Thon haben wir früher gesprochen, auch ihre Liebhabereien und Fertigkeiten in künstlerischer Beziehung an betreffender Stelle erwähnt. Sie sind geschickt und hätten unter einer einigermaassen einsichtsvolleren Anleitung und Behandlung, als die Nubier ihnen zu Theil werden liessen, mit besseren Werkzeugen und vervollkommneten Kenntnissen ausge-

Digitized by Google

stattet, sich wahrscheinlich zu ausserordentlich brauchbaren Handwerkern entwickelt, zum grössten Vortheil für ihre Peiniger und Dränger. Nur einer Bethätigung ihres Kunstsinnes oder richtiger ihres Nachahmungstriebes habe ich noch zu erwähnen, nämlich der Herstellung aus Holz geschnitzter Figuren. So ausserordentlich roh und primitiv diese Versuche sind, so interessant erscheint es, dass die Künstler bemüht waren, die individuellen Merkmale der Figuren vor Allem darzustellen, während andere nach unserer Ansicht eine Berücksichtigung erfordernde Körpertheile, wie z. B. die Beine, als gleichgültig und selbstverständlich, vielleicht auch zu schwierig, nur als einheitlicher grober Holzklotz stehen blieben. Zur mühsamen Ausarbeitung von Armen und Händen scheint man sich nur bei der Wiedergabe sehr wichtiger Persönlichkeiten verstanden zu haben, während bei Nebenpersonen nur der Kopf und Hals durch Einschnitte in den runden Holzklotz markirt wurde. Die Holzfigur hat nach Schweinfurth nur die Erinnerung an einen Verstorbenen zum Zweck und dies giebt sich am deutlichsten zu erkennen an den „moiagoh kumarah" genannten, d. h. das Bild der Frau, welches der überlebende Gatte pietätvoll gleich einem Penaten in seiner Hütte aufstellt. Mit den grösseren Ortschaften ist auch die Aufstellung solcher Figuren in grösserem Maassstabe und in grösserer Zahl verloren gegangen, wie sie Schweinfurth noch in alten Dörfern fand, wo ganze Reihen aus Holz geschnitzter Figuren am Eingang der Pfahlumzäunung, deren verziertes Thor sie darstellten, das Andenken an irgend eine hervorragende Persönlichkeit in der Gemeinde verewigen sollten. In Muhdi, einem Bezirke im westlichen Bongolande, fand er noch die wohlerhaltenen Reste einer derartigen Aufstellung vor, welche über dem Grabe des Bongo-Aeltesten Janga errichtet war. In Lebensgrösse standen da die rohen Holzfiguren, welche den Janga, gefolgt von seinen Weibern und Kindern, in einer Prozession darstellten, die vom Grabe ihren Ausgangspunkt zu nehmen schien.

In eigenthümlicher Weise ist bei den Bongo die Polygamie beschränkt; während die Zahl der Frauen bei allen anderen Negerstämmen von dem Besitzstande abhängig ist, beschränkt sich der Bongo auf höchstens drei derselben. Allerdings hat er sie ebensowenig umsonst, als sonst irgendwo in Afrika und den Brautpreis muss er in Eisen erlegen: 10 zweipfündige Eisenplatten und 20 Lanzenspitzen muss er dem Vater für ein junges tadelloses Mädchen zahlen; ältere sind auch hier billiger zu haben. Scheidungsgründe sind die allgemein

Digitized by Google

menschlichen und berechtigen zur Rückforderung wenigstens eines Theils des Heirathsgutes. Kinderlosigkeit ist immer Scheidungsgrund; im Fall des offenkundigen Ehebruchs sucht der Mann den Verführer zu töten, das Weib kommt mit Prügeln davon. Als allgemein sehr vernünftige Regel wird betrachtet, dass die Verehelichung nicht vor dem 17. bis 18. Jahre, bezw. vor dem 14. bis 15. Jahre stattfinden darf. Die Frauen haben selten unter 5 Kinder, meist 6, als höchste Zahl 12. Geburts-Festlichkeiten pflegen nicht stattzufinden, aber zwei Jahre werden die Kinder von der Mutter genährt, dann sind sie völlig Herr ihrer Bewegungen und werden sich selbst überlassen.

Bei Todesfällen finden folgende Gebräuche statt: Unmittelbar nach Eintritt des Todes wird der Verstorbene in eine kauernde Stellung gebracht, seine Kniee zum Kinn gebogen und Kopf und Schenkel mit Binden fest umschnürt. Der auf den geringsten Raum zusammengepresste Körper wird in einen aus Häuten genähten Sack gesteckt und in ein sehr tiefes Grab gesetzt, welches neben der Grube eine seitwärtige Kammer erhält, so dass der Tote, gerade wie es die Vorschriften des Islam fordern, durch die hinabgeschüttete Erde nicht direkt belastet wird. Die Männer werden mit Gesichtswendung nach Norden, die Frauen nach Süden, in die Seitenkammer gebracht, dann die Grube verfüllt und ein grosser Steinhügel aufgebaut, welcher durch ringsum eingerammte Pfähle in seiner zylindrischen Gestalt festgehalten wird. Mitten auf den Steinhaufen wird ein Wasserkrug gestellt und eine Anzahl Votivpfähle errichtet, das sind hohe und beschnitzte Holzpfähle, die mit vielen Kerben und Einschnitten verziert sind und deren Aeste mit Benutzung der natürlichen Gabelung wie Hörner zugespitzt erscheinen. Die Bedeutung dieser Pfähle scheint bei den Eingeborenen längst in Vergessenheit gerathen zu sein, Schweinfurth konnte trotz seines jahrelangen Verkehrs mit denselben von keinem einen Aufschluss darüber erhalten.

Zur Beerdigung werden alle Ortsangehörigen zusammengebeten und mit Merissa reichlich bewirthet. Gemeinschaftlich stellt die Gesellschaft das Grab her, deponirt die Gedenkurne, stellt die Votivpfähle auf und schiesst dann mit Pfeilen danach. Letztere bleiben stecken.

Jegliche Idee von einem Fortleben nach dem Tode, von einer Seelenwanderung u. dgl. liegt den Bongo fern, wie ja von allen Forschern, mit Baker beginnend und mit Junker abschliessend, bei den Negern

Digitized by Google

des Sudan vergebens nach einer Spur von Unsterblichkeitsglauben gesucht wurde. Finden sich in vielen Beziehungen Andeutungen, welche auf einen Zusammenhang der Bewohner des alten Aegyptens mit den sudanischen Negern hinweisen, wie die merkwürdige Uebereinstimmung der Schädel der Schilluk mit denen der Aegypter, die in derselben Weise und mit denselben Geräthen geübten Industriezweige, wie wir sie auch auf den altägyptischen Darstellungen finden u. dgl., so scheint die Unsterblichkeits-Idee doch nicht aus Afrika zu stammen, sondern den Aegyptern aus dem asiatischen Osten übermittelt worden zu sein. Ein religiöser Kultus fehlt den Negervölkern des Sudan durchweg und so haben auch die Bongo für den Begriff der Gottheit gar keinen bestimmten Ausdruck, ihre Bezeichnung „Loma“ bedeutet Glück und Unglück, gleichviel ob selbst veranlasst oder von unsichtbaren Mächten gesandt. Wird einer krank, so heisst es: „Loma hat ihn krank gemacht“; verliert aber einer im Spiel, kommt von der Jagd oder vom Kriegszug ohne Beute zurück, so „hatte er kein Loma“, d. h. er hatte kein Glück.

Dagegen wird das Leben der Bongo durch den Glauben an böse Geister stark beeinflusst. Gute Geister sind den Negern überhaupt unbekannt, von jenen unverstandenen höheren Mächten kann ihnen nur Böses kommen, und gegen die Wirkungen der Geister und der Zauberer, welche mit ihnen in Verbindung stehen, muss sich der Mensch zu sichern suchen. Eigenthümlicher Weise sind es aber alle alten Leute, welche im Verdachte stehen, durch den Besitz gewisser Wurzeln sich die Geister dienstbar zu machen und deren Zauberkräfte zum Nachtheil ihrer Mitmenschen auszunutzen. Hierauf basirt der Hexenglaube, der bei den Bongo recht heimisch ist, und die Nubier, welche selbst von Haus aus abergläubisch sind, haben das Ihrige gethan, sie hierin zu bestärken. Alle alten Weiber bringen sie mit den Hyänen in Verbindung, indem sie glauben, dieselben verständen die Kunst, nächtlicher Weile sich in diese Thiere zu verwandeln, ohne dass Jemand etwas davon merke. (Aehnlich ist bei den Madi der Glaube an die Menschen verbreitet, welche sich in Leoparden verwandeln.) Eine Folge davon ist die Verfolgung der alten Leute mit diesem scheusslichen Verdacht. Wehe dem, bei dem man verdächtige Hölzer oder Wurzeln findet, und sei es Vater oder Mutter, er wird erschlagen. Auffallend ist es mithin nicht, dass bei den Bongo die alten Leute zu

Digitized by Google

den Seltenheiten gehören; die Pietät wird durch diesen schrecklichen Aberglauben völlig vernichtet.

Eine ergötzliche Geschichte erzählt Schweinfurth gelegentlich des Besuches einer Höhle, welche von den Eingeborenen und Nubiern mit den Wundern der Unterwelt und einem Haufen böser Geister bevölkert wurde. „Niemand von der Seriba hatte es noch gewagt, jene Schauderstätte zu besuchen, und viel Spass machte mir die Furcht des Verwalters, welcher schliesslich, nachdem er stundenlang mit seinen Führerdiensten geprahlt, einem Untergebenen Bakschisch versprach, um an seiner Statt mit mir zu gehen; es wurde aber offenkundig, und er war es nun nothgedrungen seiner Ehre schuldig, mich selbst zu begleiten. Wir mussten über den 10 Fuss tiefen Bach setzen, und da es sich gerade machte, dass der Furchtsame eines Fussleidens wegen zu Esel reiten musste, so fand er den geeigneten Vorwand sich den Rückzug zu sichern. Sein lieber Esel hätte sich in Folge des kühlen Bades erkälten können. Sieben Leute gaben mir nun das Gefolge zum Ort des Schreckens, drei meiner Diener, zwei sogenannte Soldaten und zwei Eingeborene als Führer. Allein diese Streitmacht erschien den Leuten bei der grossen Gefahr noch nicht ausreichend, und als man bei der Höhle angekommen, wurden rasch von den benachbarten Feldern noch einige Neger als Extraführer gepresst. . . . . Wir befanden uns am Eingang in die Höhle, die durch einen mächtigen Erdsturz entstanden zu sein schien, offenbar in Folge Unterspülung der Raseneisensteinschicht durch unterirdische Quellen. Die Ränder waren so dicht von Strauchwerk umfriedigt, dass Niemand dahinter den Eingang zu einer Grotte vermuthet hätte“.

„Als vor 14 bis 15 Jahren die ersten fremden Eindringlinge in diese Gegenden kamen, flüchteten, so erzählt die Fama, Hunderte von Eingeborenen ihre Frauen, Kinder und alle Habseligkeiten an den unzugänglichen Ort dieser so wohlversteckten Höhle. Viele sollen durch Hunger daselbst ihren Tod gefunden haben und nun als böse Geister ihre letzte Zufluchtsstätte unsicher machen. Endlich ging es vorwärts; noch heute muss ich lachen, wenn ich mir das Bild vergegenwärtige, wie einer der gepressten Neger mit hochgeschwungener Lanze sich zuerst dazu anschickte, in das Dickicht einzudringen, fest entschlossen, jeden Geist, der ihm jetzt entgegengetreten wäre, seufzend zu durchbohren. Ein zweiter folgte, und so gut es nun gehen wollte, suchte auch ich mir eine Bahn durch das gefährliche Dornwerk. Im tiefsten

Digitized by Google

Dunkel stiegen wir über gewaltige Steinklötze zu mehr als 100 Fuss Tiefe hinab, bis wir uns am Eingang einer Grotte befanden, welche durch verschiedene niedere Spalten sich weit ins Innere erstreckte".

„Statt des herzzerreissenden Geschreies böser Geister vernahm man aus den unzugänglichen Tiefen nur das Schwirren von zahllosen Fledermäusen. Da war nun freilich auf einmal der ganze märchenhafte Schleier zerrissen. Alle lagerten wir uns im kühlen Dunkel, und als nun die Furcht gewichen schien, suchten meine Leute ihren Gespensterglauben mit der Angst vor Löwen zu bemänteln, als deren Schlupfwinkel jetzt auf einmal die Höhle gelten sollte. Ein feiner brauner Staub bedeckte locker den Boden der Grotte, als wäre er eben erst geharkt worden; ich fragte die Leute: „Wo sind die Löwenspuren?" Aber man sah nur hin und wieder die schmalen Fährten des Stachelschweins, und einzelne Stacheln verriethen, dass hier in der That auch andere Wesen hausten als blos Geister und Fledermäuse. Der braune Staub am Boden aber war Guano und dessen Anhäufung hat den Boden der Höhle allmählich ihrer Decke genähert."

Fanden wir die Dinka ausserordentlich wählerisch bezüglich ihrer Speise, so huldigen die Bongo auch hierin vollständig entgegengesetzten Prinzipien. Sie essen Alles, was sich ihnen bietet, mit alleiniger Ausnahme von Hunde- und Menschenfleisch. Im Uebrigen erscheint ihnen Alles als jagdbares und essbares Wild, was auf Erden kreucht und fleucht, von den Ratten und Mäusen bis zur Schlange, vom Aasgeier bis zur Hyäne, vom fetten Riesenskorpion der Erde bis zu den Raupen und geflügelten Termiten mit ihren öligen mehlwurmartigen Leibern. Ja! wo ihrem Auge durch die in den Lüften kreisenden Raubvögel bemerkbar wird, dass die verwesenden Reste einer Löwenmahlzeit im Waldesdickicht zu finden sind, sind ihnen diese stets eine willkommene Beute. Faules Fleisch erscheint ihnen leichter verdaulich und giebt mehr Kraft als frisches. Selbst die ekelhaftesten Dinge schrecken sie nicht zurück, und wenn ein Rind geschlachtet wird, balgen sie sich gierig um den halbverdauten Mageninhalt desselben; selbst die abscheulichen Magenwürmer, welche in Masse die Magenwände der Rinder in diesen Gegenden bedecken, streifen sie mit den Händen ab und führen sie mit Behagen zum Munde. So ekelhaft uns dies erscheint und auf welch niedriger Kulturstufe uns deshalb diese Menschen zu stehen scheinen, so darf man doch nicht vergessen, dass auch der Wohlgeschmack und die Vorliebe, wie Abneigung gegen Speisen zum

Digitized by Google

grossen Theil nur ein Resultat der Erziehung ist. Von Vielem, was uns nicht nur essbar, sondern besonders wohlschmeckend erscheint, wendet der Neger sich mit Abscheu ab und es gilt hier gewiss der Satz: De gustibus non est disputandum.

2. Die Mittu.

Die Mittu sind die Nachbarn der Bongo im Osten und bewohnen das Gelände zwischen Djau und Rohl vom nördlichen Fuss des Höhenterrains ab bis zum 5. Breitengrad, im Norden begrenzt durch die Dinka, im Osten durch die Morú, im Süden durch die Babúckur, welche Emin und Junker als einen den Mangbattu verwandten Stamm bezeichnen. Schweinfurth zählt auch die Abaká zu den Mittu, deren Land die Quellgebiete des Issu, Djau und des Aire (Rohl) umfasst und zu dem Völkerkonglomerat des Bezirks Makaraká gezählt wird. Emin hält die Abaká für den Golo nahe verwandt und von Nordwesten eingewandert. Sie sind durch die Völkerverschiebungen, welche in diesen Gegenden nachweisbar vor nicht allzu langer Zeit stattgefunden haben, stark in Mitleidenschaft gezogen worden, und abgerissene Theile der Abaká finden sich in Folge dessen als Enklaven im Mundú-Gebiet bis zu den Bergen von Ndirfi (4. Grad nördlicher Breite, 30. Grad östlicher Länge), woselbst sie noch einen etwas umfangreicheren Landstrich bevölkern, von Fadjelú (d. h. Barí), Loggo und Abukája (d. h. Madi) und Mundú (d. h. Mangbattu) eingeschlossen. Einschliesslich der Abaká bewohnen die Mittu ein Gebiet von ca. 14 000 qkm gleich 250 deutschen geographischen Quadratmeilen.

Schweinfurth, welcher einen ziemlich bedeutenden Theil der Mittu-Länder bereist hat, theilt sie in Madikaja, Mittu-Madi, Luba und Abaká. Junker fügt diesen Stämmen die im Norden sitzenden Behli, die Sofi (östlich des Rohl), Gehri, Lehssi und Lori hinzu. Emin hat im Jahre 1881 speziell diese Stämme aufgesucht und bemerkt, dass ihre Sprachen alle nur dialektische Verschiedenheiten besitzen; am weitesten abweichend ist das Idiom der Lehssi, welche so ziemlich in der Mitte wohnen. Bei der politischen Zusammenhanglosigkeit würden diese Verschiedenheiten nicht überraschen, wenn nicht bei anderen Völkern ein völliges Festhalten der einheitlichen Sprache auch trotz der Verbreitung über weit ausgedehntere Gebiete beobachtet würde, wie z. B. bei den A-Sandé. Vereinzelte Anklänge hat die Mittu-Sprache an die der Bongo, auch nähern sich beide Völker-

schaften bezüglich ihrer Gebräuche, ihrer Tracht und Einrichtungen, beide stehen sie zu einander in wesentlich näherer Beziehung, als zu der Rassenreihe der Sumpfneger.

Den Elfenbeinhändlern gegenüber waren die Mittu zum Theil in einer etwas günstigeren Situation, als die Bongo. Allerdings lag unter anderen die berüchtigte Niederlassung des Alphonse Malzac (Rumbêk) nur etwa 22 km von ihrer Nordostgrenze, und die Gebrüder Poncet gründeten im Jahre 1864 die Seriba Mvolo am Rohl, genau auf der Grenze der Mittu (Sofi) und Dinka (Atwot), auch traten die nördlichen Bezirke bald in Vasallen- bezw. Leibeigenschafts-Verhältniss zu den Seribenbesitzern; aber weiter nach dem Süden kam den Eingeborenen das rauhere, mit Felsbergen und Blöcken bedeckte Gelände wesentlich zu Hülfe und gestattete ihnen, den Raubzügen der Nubier auszuweichen und selbst ernsthaften Angriffen mit Erfolg Widerstand zu leisten. So erzählt Schweinfurth, dass sich die Sofi, in deren Land nordwestlich von Mvolo eine Seriba Ghattas's (A-uri) gegründet worden war, den Inhabern derselben nicht nur unbotmässig zeigten, sondern sogar Furcht einzuflössen im Stande waren. Auf einem flachen Hügelplateau, welches von der Seriba wohl eine kleine Tagereise entfernt ist, dem Gebel Chartum, hatten sie sich festgesetzt und mit ihren Bogen und Pfeilen nicht nur jeden Angriff der Nubier abgeschlagen und den Gegnern empfindliche Verluste beigebracht, sondern im Jahre 1869 sogar einen Ueberfall der Seriba gewagt. Letztere konnte nur dadurch gerettet werden, dass schleunigst die ganze Besatzung der Poncet'schen Besitzung Mvolo zur Unterstützung herangezogen wurde.

Möglicherweise haben hier die Sofi in einem gewissen Einverständniss mit ihren nördlichen Nachbarn, den Agahr (Dinka), Widerstand geleistet. Jedenfalls ist es ihnen nicht unnützlich gewesen, dass letztere in den vorhergehenden Jahren die in ihren Gebieten gelegenen Niederlassungen der Gesellschaft Ghattas (von den Gebrüdern Poncet gegründet und 1863 durch Ghattas erworben) zerstört und die Nubier vertrieben hatten; es ist derselbe Stamm, der auch beim Ausbruch des Mahdi-Aufstandes zuerst zu den Waffen griff, und, in Verbindung mit den Ghok, gegen Rumbêk, Ajak und Ghok-el-Hassan erfolgreich vorging. Als Schweinfurth die Mittu-Länder bereiste (Ende 1869), hatten die Leute Ghattas's vor kurzem erst mehrere neue Seriben im Gehri-Lande (beim 6. Breitengrade) angelegt, da sie es nicht wagten, die Niederlassungen im Agahr-Gebiete wieder auf-

Digitized by Google

zubauen, weil sie die Dinka im Besitz einer grösseren Anzahl von Feuergewehren wussten und einen heillosen Respekt vor ihnen bekommen hatten. Auch die Gesellschaft Poncet und Mohammed Abd-es-Sammat waren erst im Jahre 1868 und 1869 mit ihren Niederlassungen im Mittu-Lande weiter nach Süden vorgedrungen, und zwar hatte erstere im Osten, nahe dem linken Rohl-Ufer, ihre Seriben bis etwa zu $5^1/_2$ Grad nördlicher Breite (Reggo) in der Direktion auf das angestrebte Mangbattu-Land vorgetrieben, Abd-es-Sammat, dessen Strasse nach Mangbattu ziemlich nahe an der Westgrenze der Mittu durch das Bongo-Land ging, hatte eine Nebenlinie angelegt, um jene erstere mit Getreide leichter versorgen zu können und war damit, näher am rechten Ufer des Djau, etwas weiter südlich vorgedrungen. Hieraus ist zu schliessen, dass die südlichen Bezirke der Mittu im Jahre 1869 noch ganz unberührt von den Nubiern waren.

Die Mittu hatten auch insofern besonders Glück, als Mohammed Abd-es-Sammat, der mächtigste und gebietreichste der für ihr Land in Frage kommenden chartumer Kaufleute, nach allen Nachrichten, namentlich nach Schweinfurth's Zeugniss, der anständigste und wohlwollendste von ihnen war. Ganz charakteristisch für diesen originellen Mann ist seine Rede, welche er an die neu unterworfenen Häuptlinge der Mittu hielt, als er sie in der südlichsten der neugegründeten Seriben Kuraggera versammelte, um den Transport der dort aufgespeicherten Vorräthe aller Art nach den nördlicheren Niederlassungen zu organisiren. Schweinfurth war Zeuge dieser Scene, und da der Dolmetscher in sehr gewandter Weise Satz für Satz den Negerhäuptlingen übertrug, entging ihm kein Wort der Ansprache. Er begann unter schrecklichem Drohen und Fluchen und malte ihnen mit den grellsten Farben die fürchterlichen Strafen aus, die ihrer harrten, falls sie ihm ungehorsam sein sollten, auf der anderen Seite brüstete er sich mit seiner Grossmuth. „Seht Ihr“, so sprach er, „Euere Weiber und Kinder will ich nicht, Euer Korn nehme ich nicht von Euch, aber Ihr müsst für die Fortschaffung meiner Vorräthe Sorge tragen, damit die Leute in der Seriba nicht verhungern, und ich verlange, dass nicht der mindeste Verzug stattfinde. Du, Kuraggera, gehst jetzt in Deine Dörfer und rufst zusammen Männer und Jünglinge, Weiber und Jungfrauen, die Knaben, die etwas tragen können, und die Mädchen, welche Wasser holen vom Bach, und dann befiehlst Du ihnen, dass sie sammt und sonders in der Frühe sich hier einfinden, sie müssen

das Korn nach Derago schaffen, ein Jeder nach seinen Kräften; die Ballen sind von allen Grössen, den Kräften des Einzelnen entsprechend. Und wenn einer der Träger unterwegs davon läuft und seine Last wegwirft, dann — siehe! reisse ich Dir das Auge aus. Und wenn eine Last abhanden kommt oder gestohlen wird, so hacke ich Dir mit diesem Schwert den Kopf ab!" Bei diesen Worten sauste das riesige altdeutsche Ritterschwert an dem Haupte des Madi-Aeltesten vorbei. „Und nun zu Dir, Kaffulukku. Ich weiss, die Leute Poncet's sind neulich gekommen und haben sich zwei Elefanten geholt; woher wussten sie das, wer hat es ihnen verrathen? Du hast ihnen Boten geschickt um des Lohnes willen, den sie Dir versprachen, und Du, Goggo, warum liessest Du das zu auf Deinem Gebiete? Wenn die Leute Poncet's wiederkommen, so schlagt sie tot, und wenn sich das noch einmal wiederholt, so müsst Ihr mit dem Leben büssen, und wenn einer von Euch Elfenbein hinträgt zu den Nachbarn in die fremden Seriben, so lass' ich ihn lebendig verbrennen; Ihr wisst also, woran Ihr Euch zu halten habt. Und nun von etwas anderem! Dass Ihr es Euch nicht einfallen lasst, einem meiner Leute Leides zuzufügen: da zieht ein Türke allein des Weges einher, und die Neger schleichen nebenher im Grase und schiessen mit Pfeilen, und der Türke stirbt — seht! die Ratten vergraben sich in der Erde, und die Frösche und Krabben haben ihre Löcher, aber man gräbt sie aus, und die Schlangen verkriechen sich im Stroh, aber man zündet es an. Und Ihr wollt uns die Steppe über den Köpfen in Brand stecken — dann, wisst Ihr, dann mache ich ein Gegenfeuer, und Euer Verrath wird zu Schanden; wollt Ihr aber in die Höhlen von Derago fliehen — Ihr habt es erfahren —, dann schiesse ich mit Kayennepfeffer aus Elefantenbüchsen in Eure Schlupfwinkel hinein, und Ihr müsst hustend und betäubt hervorkriechen, mich um Gnade anzuflehen. Oder aber: das Wasser hier im Bach fliesst spärlich, da kommen die Neger und legen böse Wurzeln in den Chor, und die Türken trinken, und die Türken sterben — glaubt Ihr denn, Ihr seid wie die Vögel, dass Ihr davonfliegen könnt, um meiner Rache zu entgehen? u. s. w."

Freilich, mit Sammat's Tode im Jahre 1874 ward es anders. Sein Erbe, Abdullahi Abd-es-Sammat, ein unwürdiger Neffe seines hochherzigen Oheims (wie ihn Emin Pascha nennt), terrorisirte von seinen Seriben an der Grenze des Mittu-Landes den ganzen Landstrich und begnügte sich nicht mit Rauben und Plündern, sondern

Digitized by Google

schnitt zu seinem Privatvergnügen noch den Leuten Hände und Füsse ab. Durch diese Greuel war eine vollständige Panik unter den Eingeborenen hervorgebracht, und dies war die Veranlassung zu Emin's Reise in dies Gebiet 1881. Natürlich machte sich die ganze Räuberbande aus dem Staube, als der Gouverneur sich nahte; und zu erreichen war nichts, da bei der Verwaltung des Bahr-el-Ghasal-Gebiets, unter welcher dieser Distrikt stand, die Reklamationen zu nichts führten.

Die Besitzergreifung des Abaká-Landes erfolgte von den Niederlassungen in Makaraká aus; schon im Jahre 1877 konnte Junker bis zum Häuptling Ansea vordringen, und dieser präsentirte sich ihm bereits in demselben Aufzuge, wie einige Jahre später (1882) Emin Pascha, mit schmierigem Fes und fettigem, schmutztriefendem Kaftan. Aber weiter nach Westen war der Weg damals nicht fortzusetzen, während später Emin das ganze Gebiet der Abaká durchzog und Junker Ende 1883 auf dem Wege von Semio nach Ladó das ganze Land der Babúckur und Abaká anstandslos durchqueren konnte.

Schweinfurth macht die Bemerkung, dass rasselich alle Mittu-Stämme den Bongo entschieden nachstehen; sie unterscheiden sich von ihren westlichen Nachbarn durch eine weit schwächlichere, minder zu Anstrengungen und Strapazen taugliche Leibesbeschaffenheit und inkliniren besonders zu einer Krankheit, zum Guineawurm (Filaria medinensis). Diese Krankheit ist im Allgemeinen bei den Negervölkern nicht heimisch. Sie gehört Nubien und Kordofan an. Dort führt sie Marno auf den Genuss des stagnirenden Wassers zurück und ebenso Junker bezüglich einer Station in Lattuka, woselbst stehendes Sumpfwasser als Trinkwasser benutzt wird und die Filaria stark auftritt. Oestlich von Lattuka scheinen die Wasserverhältnisse der Entwickelung des Fadenwurms Vorschub zu leisten und ein eigenes Zentrum ihres Vorkommens, von den Galla-Stämmen westlich bis Lattuka, vorhanden zu sein. Ueberraschend ist aber das starke Auftreten der Krankheit bei den Mittu, deren Land an gutem Trinkwasser durchaus keinen Mangel leidet.

Die Schwächlichkeit wird durch nichts in dem fruchtbaren Lande erklärt, welches in hervorragender Weise die wenig mühevolle Thätigkeit des Ackerbaues begünstigt und zur Vorrathskammer für die Niederlassungen in den sterileren Gebieten des Ostens und Westens sich eignet; wird doch am Djau sogar die Maiskultur im grossen Maass-

stabe betrieben. Neben den Cerealien produziren die Mittu als fleissige Ackerbauer Knollengewächse, Oel- und Hülsenfrüchte. Wenngleich Schweinfurth dieselben schwächlich nennt, scheinen doch in einzelnen Bezirken kräftige Gestalten keine Ausnahme zu sein. Junker findet unter den Abaká viele kräftige Männer und auch Schweinfurth konstatirt unter den Lehssi, die ausnahmslos von mittlerer Grösse erschienen, Individuen von ausserordentlich starkem Körperbau, auffallend übrigens durch unproportionirt grosse Hände und Füsse. Die Frauen neigen zur Fettbildung, wenngleich wohl nicht in dem Maasse, als wir dies bei den Bongo-Frauen gesehen haben.

Einen wesentlichen Unterschied von den Nachbarn verrathen die Mittu durch ihre Mode, welche sich bei dem fast gänzlichen Mangel von dem, was wir unter Bekleidung verstehen, hauptsächlich auf die Verstümmelungen des Körpers behufs Anbringung von Dingen bezieht, welche sie eigenthümlicherweise für eine Verschönerung und Zierde des Körpers halten. Die Mittu, namentlich die Weiber, erreichen dadurch eine so abschreckende Hässlichkeit, wie sie kaum bei einem anderen Negervolk erzielt worden ist. Sie scheinen sich die Löffelenten oder Löffelgänse zum Vorbild genommen zu haben; denn sie durchbohren nicht nur eine, sondern beide Lippen. Die Oberlippe wird durch eine Scheibe von 3 cm Durchmesser, aus Quarz geschliffen, oder aus Horn und Elfenbein hergestellt und 3 mm dick, verunstaltet und steht in horizontaler Richtung mit ihrem enormen Umfang weit ab. Hierzu kommt die Unterlippe mit einem sauber geschliffenen kegelförmigen Quarzstück, welches, 6 cm lang, wie ein Eberhauer unten wegsteht. Wenn so ein armes Weib trinken will, muss es die Oberlippe mit den Fingern hochheben und das Getränk mit einer geschickten Hebung über die untere Lippe in den Schlund giessen. Bei Redegefechten mag ja die geräuschvolle Lippenbewegung bei einiger Gewandtheit von Vortheil sein. Die Lippenkegel tragen auch hin und wieder die Männer.

Die Bekleidung ist so einfach wie bei den Bongo; die Frauen tragen einen Schurz von Laub oder Gräsern, die Männer ziehen ein Fell durch die Lendenschnur und lassen die Enden vorn und hinten herabfallen. Nur die Mittu-Madi haben eine eigene Männertracht; dieselbe besteht aus einem ganz schmalen Rachat, welcher aus Ledersträngen gebildet und mit Ringen und Eisenbeschlag reich verziert ist. Andere tragen auch ein kleines dreieckiges Fell an der Lendenschnur.

Digitized by Google

dessen Spitze in einen dünnen Riemen übergeht, womit es durch die Schamfuge gezogen und an der Lendenschnur im Kreuz befestigt wird. Anschliessend an die Sitte der östlicheren Völkerschaften finden sich bei den Männern Gürtel mit Kaurimuscheln besetzt, wie sie auch die A-Sandé tragen.

Die Haupthaare tragen beide Geschlechter meist kurz geschoren, jedoch kommen auch andere Frisuren vor. So beobachtet Junker bei den Abaká das Haar an Stirn und Nacken wegrasirt und den Rest in kleinen Flechten angeordnet, wodurch der Effekt einer Perrücke erreicht wird. Eine Perrücke aus einem künstlichen Gewebe von Fadensträngen, die gehörig mit Eisenocker und Fett präparirt waren, fand Schweinfurth auch bei einem Häuptling (Goggo) der Mittu-Madi. Einer zierlichen Mode huldigen die Behli, welche die Haare büschelweise mit Eisenplättchen verzieren, so dass der Kopf damit förmlich bedeckt ist. Die Männer der Sofi tragen kleine Strohkappen, ähnlich den bei den A-Sandé gebräuchlichen, nur niedriger. Auf dem Scheitel wird wohl auch eine Platte mit einer emporragenden eisernen Spitze befestigt, an welcher Perlschnüre oder Haarbüschel angebracht werden. Endlich sind auch enganschliessende, zierlich aus bunten Perlen gestickte Kappen bei den Madi gebräuchlich. Bartwuchs erwähnt nur Emin bei einem Sofi-Häuptling, dessen Gesichtsform nebst dem stattlichen Kinnbart an einen Nubier erinnerte.

Die Körperverstümmelung erstreckt sich ausser den Lippen auf das Ausstossen der vier unteren Schneidezähne, auf ein Durchbohren der Ohrmuschel bis zu 15mal behufs Anbringung ebensovieler Strohhalme, Ringe oder einer Perlenschnur und bei den Frauen auf das Ausreissen auch der Wimper- und Brauenhaare ausser allen sonstigen Haaren am Körper. Tätowirung spielt nur bei den Männern der Mittu-Madi eine grössere Rolle, sie sind sofort erkenntlich an zwei Reihen Punkten, welche von der Nabelgegend nach den Schultern divergirend verlaufen, wie Uniform-Knöpfe. Die Frauen der meisten Stämme haben auf der Stirn gewöhnlich zwei parallele Punktreihen tätowirt.

Der Schmuckbehang der Mittu ist ganz enorm; sie werden hierin wohl von keinem anderen Volksstamm übertroffen. Vollständige Halspanzer, aus vier flachen Ringen bestehend, welche, an den Hals geschmiedet, den Kopf in seiner höchst unbequemen Stellung dauernd erhalten, zahlreiche Arm- und Fuss-Ringe in eigenthümlichen Formen belasten den Körper; schon kleine Kinder, die kaum auf den Beinen

stehen konnten, sah Junker an Hand- und Fuss-Knöcheln mit je 15 bis 20 kleinen, aber massiven Eisenringen beschwert. Ausserdem aber herrscht eine grosse Vorliebe für Eisenketten und Alles, was die Mittu von Utensilien am Leibe tragen, muss an Ketten hängen; hierbei ist besonders erwähnenswerth, das Messer, welches die Frauen (der Sofi) ähnlich, wie die östlichen Völkerschaften am oberen Bahr-el-Djebel, am Gürtel tragen. (Die A-Sandé-Frauen von Makaraká stecken das Messer zwischen die Armringe.)

Die Waffen der Mittu sind Pfeil und Bogen, auch Lanzen mit breiten Spitzen, aber gar keine Schilde. Hingegen finden sich bei den Sofi, den nächsten Nachbarn der wilden Atót und Agahr, deren wuchtige Holzkeulen.

In vieler Hinsicht stehen die Mittu-Stämme den Bongo weit nach, nur in der Musik haben sie einen bei weitem höheren Grad der Vollkommenheit erreicht als ihre Nachbarvölker; wir haben an anderer Stelle gesehen, dass sie der einzigste Negerstamm sind, welcher an Stelle der rezitirenden die melodische Behandlung der Musik anstrebt. Alle industriellen Erzeugnisse sind aber roher als bei den Bongo, und am deutlichsten verrathen ihre Wohnungen die geringere Fertigkeit; dieselben sind nachlässig gebaut und gleichen grossen Vogelbauern oder mässig übertriebenen Reifröcken von anno 1856. In ihren Ortschaften findet man auch die Faullenzergerüste, wie sie die Schuli bauen. Eine andere, den geselligen Zwecken dienende Anlage ist aber ganz besonders charakteristisch für das heitere und lebenslustige Volk der Mittu. Am Wege findet man hin und wieder Steinhaufen mit darauf gepflanzten gehörnten Pfählen: Das sind die Orte, wo die Bevölkerung zweier benachbarter Dörfer zusammenkommt, um sich zu vergnügen, d. h. auszuschimpfen. Der Schimpfreigen ist ihr eigenthümliches grösstes Amüsement. Emin schildert dasselbe in folgender Weise: „Unsere Träger, mit den geknöpften Oberlippen, die blanken Messer hinten in der Gürtelschnur, sind ein lustiges Völkchen, stets zu Gesang und Tanz bereit; kaum waren die Lasten niedergelegt, so bildeten sie grosse Zirkel zur Konversation, an denen auch die sehr nackten und sehr hässlichen Frauen ungenirt theilnahmen. Ein ganz eigenthümlicher Brauch wurde hier beobachtet. Als sich am Abend alle Welt zu Gesang und Tanz versammelte, setzten sich zunächst die Einwohner des Dorfes nieder und begannen einen Chorgesang, bis einer aus ihrer Mitte aufsprang und die mit uns ge-

Digitized by Google

kommenen Träger, doch auch Behli, wie sie selbst, mit allen erdenklichen Schimpfreden als Nichtsnutze und Tagediebe zu brandmarken begann. Diese mehr als grobe, mit allerlei sehr derben Spässen gewürzte Strafrede wurde im schnellsten Tempo, vom Klappern der Stöcke begleitet, vorgetragen und vom schrillen Getriller der Frauen begleitet. Die mit uns gekommenen Träger schienen übrigens das ganz in Ordnung zu finden und belachten die Spässe und Zoten ganz herzlich. Als der Vorsänger endlich müde abtrat, ergriff einer aus der Gesellschaft einen grünen Durrahstengel und bearbeitete damit weidlich seinen Rücken, das höchste Zeichen der Anerkennung und Befriedigung hierzulande. Nun kam die Reihe aber an unsere Leute, und hatten jene geschimpft, so gaben diese in demselben Tempo ein wahres Pelotonfeuer der gröbsten und ärgsten Invektiven an ihre Freunde und Landsleute zurück, die darob, sichtlich zufriedengestellt, lachten. Sobald eine Partei müde wurde, nahm die andere den Schimpfreigen auf, und so ging der Gesang fort bis weit in die Nacht." Erinnert dies nicht an die altdeutsche Volksbelustigung der Schimpfreigen?

An den Eingängen der Gehöfte findet man im Behli-Lande häufig mehrere nach oben in zwei Hörner auslaufende, zierlich geschnitzte Pfähle, von denen einige noch obendrein Büffelgehörne tragen. Auch diese sind die Denkmale einer eigenthümlichen Sitte. „Sobald ein junger Mann einen Büffel, Elefanten, Löwen oder Leoparden erlegt hat, veranstalten seine Angehörigen einen Tanz, bei dem die Mutter des Jägers ohne alle Schambedeckung figurirt. „Das sind die Lenden, welche jenen Jäger geboren", so rühmt sie sich den Zuhörern gegenüber, während ihr Sohn, den rechten Arm weit von sich streckend, den Anwesenden begreiflich macht, es sei nicht gerathen, solchem Arme sich zu nähern. Sodann wird ein gehörnter Pfahl, geschnitzt und mit der betreffenden Trophäe, Schädel oder Gehörn, vor dem Dorfe aufgepflanzt, damit jeder Ankommende nach den Namen des wackeren Jägers frage."

Die Mittu haben, wie die Bongo, keine anderen Hausthiere als Ziegen, Hunde und Hühner, und als rinderlose Menschenklasse rangiren sie also für die Dinka unter die Djur, und da die Nubier zuerst durch die Dinka die Namen der südlicheren Negervölker kennen lernten, ist der Irrthum leicht erklärlich, dass man dem kleinen Djur-Stamme eine enorme Ausdehnung gab über das ganze Land der Bongo, Mittu und

Digitized by Google

Morú. Beziehentlich der kulinarischen Liebhabereien weichen die Mittu von den Bongo nicht unwesentlich ab, sie essen nämlich Hundefleisch und stehen hiermit auf der Uebergangsstufe zum Kannibalismus. Oertlich betrachtet, finden wir die eingefleischtesten Anthropophagen, die Babúckur, als ihre unmittelbaren Nachbarn im Südwesten.

Die Gräber der Mittu sind ganz nach Art der Bongo angelegt, Steinhügel zwischen Stützen, obenauf der Krug des Verstorbenen, und es lässt sich vermuthen, dass beiden Völkern auch die Gebräuche bei der Bestattung gemeinsam sind. Auch die Holz-Figuren zum Gedächtniss der Verstorbenen stellen sie auf, wie jene.

3. Die Madi, Morú und Kederú.

An die Mittu-Stämme schliessen sich im Osten die Morú an, welche zwischen Rohl und Jei das ansteigende Gelände vom 6. bis zum 5. Grad n. Br. einnehmen und sich in die nördlicheren Morú-Kodó und die südlicheren Morú-Missa eintheilen. Deren südliche Nachbarn sind die Abukaja, welche sich östlich bis nahe zum 31. Längengrade ausdehnen und hierselbst an die Barí angrenzen, während sie im Süden die Abaká und Idió von Makaraká zu Nachbarn haben. Zwischen den Morú, den Abukaja und dem Barí-Stamm der Niámbara bleibt ein dreieckiges Geländestück von ca. 4050 qkm Grösse, welches von den Kederú bewohnt wird.

Diese nordwestliche Völkergruppe der Morú, Kederú und Abukaja-Oisila, welche eine Gesammtfläche von ca. 18 450 qkm bewohnt, wird durch die Makaraká- und Barí-Länder von einer südöstlichen der Madi und Abukaja-Oigiga geschieden, welche vom 4. Breitengrade ab nach Süden sich ausdehnt und die Quellgebiete des Dongu, Sir und Kibbi (Kibali) westlich der Wasserscheide Nil-Kongo bewohnt, östlich derselben die zum Bahr-el-Djebel abfallenden Abhänge inne hat und noch jenseit des Nil sich auf dessen östliches Ufer zwischen Muggi und Bora (ca. 4. und 3. Breitengrad) ziemlich weit ausdehnt. Da sich die am Oberlauf des Jei und Chor-Aju wohnenden Barí (Kakuak) wie ein Keil zwischen die Gebiete der Madi-Stämme einschieben, bilden diese beinahe die Gestalt eines römischen V, dessen einer Flügel sich von der Nil-Kongo-Wasserscheide nach NW in das Uelle-Gebiet, der andere nach NO in das Nil-Gebiet vorschiebt. Der nordwestliche Flügel wird gebildet durch die Abukajá-Oigiga, Kaliká- und Loggo-Stämme, im Südwesten begrenzt durch die noch unbekannten Mombúttu und Momfú.

Digitized by Google

Auf der Wasserscheide wohnen die Kaliká und Lubari, benachbart im Süden und Südosten durch Lendu und Luri; den östlichen Flügel bildet der eigentliche Madi-Stamm, welcher sich zwischen Barí und Schuli einschiebt.

Das Gesammtgebiet all dieser Stämme ist noch nicht durchweg bekannt, mag aber, nordwestliche und südöstliche Gruppe zusammengefasst, ca. 50 000 qkm oder 900 deutsche geogr. Quadrat-Meilen betragen. Ueber die Zusammengehörigkeit dieser Stämme äussert sich Emin Pascha: Die Verbreitung der Madi-Sprache stellt sich folgendermaassen:

„Zweige der Madigruppe: 1. Madi am Bahr-el-Djebel (östlich und westlich), 2. Lubari, 3. Kaliká, 4. Loggostämme, 5. Brerastämme der Amedi am Kibali, 6. Abukaja (Oisila und Oigiga), 7. Djodjeristamm der Morú bei Wandi. In welchem Zusammenhange nun diese Gruppe mit der Westgruppe des Bahr-el-Ghasal-Gebietes stehe, mit welcher sehr grosse sprachliche Uebereinstimmung vorliegt, bleibt noch zu erörtern." Und an anderer Stelle sagt er: „Ueberraschend aber ist das ganz unleugbare nahe Verwandtsein der Madi-Sprache vom südlichen Bahr-el-Djebel mit den hiesigen (Bufi in der nördlichsten Spitze der Morú) Sprachen, und man kommt immer wieder zur Vermuthung, dass alle diese Völklein und Stämme ursprünglich weiter westlich sassen, dann durch Vordringen westlicher Stämme nach Osten geschoben und endlich durch Nachschübe und Einkeilungen so zersprengt wurden, wie wir sie heute finden. Dass alle diese genannten Momente auch Veränderungen in der Sprache hervorgebracht, ist nicht mehr als natürlich." Hierzu kommt der Umstand, dass „Madi" nur der Lori-Name für Morú ist und dass ein Theil der Morú früher als Morú-Madi bezeichnet wurde, ein Pleonasmus, da beide Namen identisch sind.

Bezüglich der Kederú ist anzuführen, dass ihre Sprache gänzlich von der der umwohnenden Stämme abweicht, aber stark an die der südlichen Madi anklingt und bezüglich der Kardinalzahlen von 1 bis 4 mit derselben identisch ist. Die Zahlen von 5 bis 10 sind den Kederú verloren gegangen, sie bilden 5 neu (tau im Madi, ndsi im Kederú) und die folgenden Zahlen durch Addition zu 5, also 6 = 5 + 1 dsidallo, 7 = 5 + 2 dsidirri etc.

Dass auch in Sitten und Gebräuchen der weit von einander geschiedenen Stämme vielfache Verschiedenheiten sich eingebürgert haben, ist leicht erklärlich durch die Abweichungen, welche die ihnen benach-

Digitized by Google

barten Stämme unter einander aufweisen. In Folge dessen finden wir die nordwestliche Gruppe vielfach von der südöstlichen verschieden, während andere charakteristische Eigenthümlichkeiten Stämmen beider Gruppen gemeinsam sind.

Ein wichtiger Unterschied beider Gruppen ist durch die durchaus verschiedene Beeinflussung seitens der Nubier hervorgerufen worden. Die sämmtlichen Stämme waren vor Zeiten Viehzüchter und besassen zahlreiche Rinderheerden. In dem Bereich der westlichen Gruppe ist der Viehstand durch die Nubier gänzlich vernichtet worden, und an Stelle der Viehzucht trat der Ackerbau, welcher mit Fleiss betrieben wird; in der südöstlichen Gruppe haben ja die Razzien der Nubier auch vielfach stark aufgeräumt; brachte man doch von mancher Expedition 6 bis 8000 Rinder mit; aber es sind doch nur immer einzelne Gebiete davon betroffen worden, die Niederlassungen sind zum Theil neueren Datums, zum Theil gänzlich dem Lande fern geblieben, so dass doch, hauptsächlich in dem westlichen Theil dieser Gruppe, sich noch ganz ansehnliche Viehheerden vorfinden. Durchweg sind aber auch hier die Madi fleissige Ackerbauer und die meteorologischen Verhältnisse sind dafür äusserst förderlich: eine sehr scharf ausgesprochene doppelte Regenzeit, reiche Niederschläge, Grundwasser und stets durchfeuchteter Boden, kühle Temperatur, nie mangelnde Bewölkung, Alles wirkt in den höher gelegenen Landestheilen zusammen: bewohnen sie doch die höchsten Erhebungen der Nil-Kongo-Wasserscheide nördlich des Seengebietes.

Die Madi der südöstlichen Gruppe sind ein hübscher Menschenschlag, meist von etwas über Mittelgrösse, hell chokoladebrauner Farbe und guter Muskelentwickelung, mit rundem Kopf und wenig vorspringendem Unterkiefer, wenig wulstigen Lippen, starkem Haarwuchs und grossen Plattfüssen. Mit dem Haarwuchs geht natürlich die künstlerische Ausnutzung desselben Hand in Hand und namentlich die Männer gefallen sich im Aufbau künstlicher Lockenfrisuren, die oft aus mehreren Etagen bestehen. Eiserne Ringe an Armen und Beinen, Halsringe aus demselben Metall, oft mehrere übereinander, die nach oben enger werden, so dass der Hals völlig eingepresst wird, blutrothe und weisse Glasperlen, Messing- und Kupferringe an den Fingern, allerlei Amulete aus Wurzeln und Hölzern, lange Schnüre prächtiger Eisenperlen um den Leib und den Hals bilden das Necessaire eines Stutzers. Dazu kommen sonderbare Malereien mit rothem Eisenocker.

Digitized by Google

Individuen mit schwarzem Körper und rothen Beinen, solche mit völlig rothem Kopf und dgl. trifft man überall. Auf der rechten Schulter geknüpft trägt Jeder, der es sich beschaffen kann, ein Antilopenfell, welches bis auf die Beine herabhängt; wer es nicht erschwingen kann, begnügt sich mit einem Ziegenfell. In der Nil-Ebene gehen die Männer aber wohl auch ganz nackt nach Sitte der Sumpfneger (Barí), mit denen sie hier in Berührung kommen. Die Frauen tragen durchweg einen einfachen Gürtel mit langem Bastfasernschwanz; ersterer ist wohl auch mit Glas- oder Eisenperlen verziert und an Stelle der Bastfasern tritt Baumwolle. Des Weiteren bedienen sich aber nur die verheiratheten Frauen einer handbreiten Schambedeckung, die Mädchen gehen, von einer Perlenschnur um den Leib abgesehen, ganz nackt. Die Madi schliessen sich also in dieser Mode durchaus den Bongo- und Mittu-Stämmen an. Das Ausbrechen der vier unteren Schneidezähne haben sie mit allen Stämmen der ersten und zweiten Rassenreihe gemein.

Die Leute von Kaliká, welche Emin sah, wichen kaum von den Madi am Nil ab, sie trugen Ohrgehänge nach der auch den Madi eigenen Mode, breite Elfenbeinringe am Arm und mehrere hatten als Kopfbedeckung eine Art flacher, aus Schnüren geflochtener Kappen mit Straussenfedern, die durch Eisenocker roth gefärbt waren. Ausser den hier erwähnten Ohrdurchbohrungen scheinen Verstümmlungen nur bei den Frauen gebräuchlich zu sein, und ausser den Ohren, welche allerlei Zierrath von Perlen, Eisen und Messing tragen, wird auch die Unterlippe oft durchbohrt, um ein Messingstäbchen aufzunehmen. Es liegt in diesem bescheidenen Schmuck ein bedeutender Unterschied gegenüber den Frauen der nordwestlichen Gruppe, welche sich der Mode ihrer Nachbarinnen, der Mittu-Weiber, angeschlossen haben.

Die Stellung der Frauen ist ähnlich, wie bei den Schuli. Es findet sich auch bei den Madi die Sitte der Mädchenhäuser, welche ich bei jenem Volke erwähnte, und in ähnlicher Weise, wie das Mädchen sich ihren Lebensgefährten selbst wählen darf, ist auch die Stellung der Frau gekennzeichnet. Eigenthümlicher Weise ist hierbei die Vielweiberei in unbeschränktem Maasse aufrecht erhalten; die Zahl der Frauen ist nur abhängig von der Wohlhabenheit; eine Arbeit aber, welche den Frauen bei sämmtlichen anderen ackerbautreibenden Negerstämmen des Sudan zufällt, ist ihnen bei den Madi abgenommen: das Bestellen der Felder wird nur von den Männern und Knaben ausge-

Digitized by Google

führt. Die Waffen der Madi sind, wie überall bei der zweiten Rassenreihe, Pfeil und Bogen.

Die hübsch gebauten Hütten sind in grossen Dörfern zusammengestellt und die zahlreichen Kornbehälter beweisen den Reichthum des Landes an Getreide. Zwischen den Häusern liegen kleine freie Plätze oder Tabakpflanzungen. Die Hütten sind pilzförmig oder halbkugelig; wo sie eine untere Rundwand besitzen, ist diese aus Rohr zusammengebunden und mit Schlamm sehr glatt ausgestrichen; bisweilen ist diese Rundwand auch von einer Art Kolonade aus geraden Säulen umgeben, welche das vorspringende Dach stützen. Die Thüren sind immer so niedrig, dass man durchkriechen muss, Matten aus Bast, mit einem starken Holz gestützt, schliessen die Thür. Der Fussboden ist geglättet; für das Feuer bleibt eine vertiefte Stelle an der Seite der Wand reservirt und eine Art Schlafstelle wird aus runden Hölzern, auf vier Beinen ruhend, ziemlich hoch über dem Boden, zusammengefügt mit starker Neigung vom Kopf- zum Fussende. Die Getreidespeicher sind aus gespaltenem Bambus sauber gepflochtene, auf drei oder vier Beine gestellte Körbe, mit Thon gefüttert und weiss angestrichen, mit konischen Strohdächern bedeckt. Zwischen den Hütten befinden sich hier und da Votivbäume, mit Schädeln, Geweihen, Hörnern und Zähnen behangen.

Emin Pascha hatte Gelegenheit, in einem Madi-Dorfe einem Begräbniss beizuwohnen. Unmittelbar vor der Hütte des durch einen Leoparden Getöteten wurde eine kreisrunde, etwa 1 m im Durchmesser haltende und $1^1/_2$ m tiefe Grube gegraben, in welche der Tote mit angezogenen Knieen und Armen und mit einem Felle bekleidet, kauernd hineingesetzt wurde (hierin liegt eine ganz entschiedene Aehnlichkeit mit dem Begräbniss der Bongo); dann füllte man die Erde ein, stampfte sie fest und bedeckte das Grab mit Steinplatten. Die zurückgelassenen Frauen, welche nun der Sohn des Verstorbenen erbt, weinten dabei in sehr dezenter Weise, und bald ging jeder wieder seinen Geschäften nach.

Bei dieser Gelegenheit hörte Emin auch, dass unweit ein Dorf existiren soll, dessen Bewohner sich bei Nacht in Leoparden verwandeln können und dann Menschen töten und verzehren; ein Glaube, der an die Hyänen-Menschen der Bongo erinnert.

Auch ein Häuptlingsgrab besichtigte Emin, welches durch einen etwa 2 m langen, vertikal gestellten Stein und einen, am oberen Ende

Digitized by Google

künstlich ausgezackten Pfahl bezeichnet war. Holz-Figuren, wie die Barí und Bongo sie zur Erinnerung an den Toten aufstellen, existiren nicht. Es scheint aber, als wenn die Madi bei den Begräbnissen ihrer Häuptlinge einem ganz besonders erwähnenswerthen Brauch huldigten, welcher an die Königsbestattungen in Unjoro erinnert. Junker hat ihn in Makaraká in Erfahrung gebracht und einer der ägyptischen Beamten, der schon lange im Lande lebte, Atrusch Agha, behauptete, im Lande der Kaliká-Neger Augenzeuge des betreffenden Vorganges gewesen zu sein, wie er bei diesen und bei den Abukája gebräuchlich sei. Für den zu Bestattenden wird nämlich ein langer Graben ausgehoben, in dem ausser der Leiche die nächsten Angehörigen des Toten, sein Vieh, ja seine ganze Habe Platz finden und die ersteren lebend beerdigt werden. Es soll vorkommen, dass z. B. ein durch einen Giftpfeil tötlich Verwundeter sein Grab herstellen und sich noch lebend mit den Seinigen und seinem Eigenthum begraben lässt. Die Angehörigen sind wohl die Frauen resp. Sklavinnen, und diese sollen freiwillig dem Verstorbenen lebend ins Grab folgen, in der Voraussetzung, dass er sie auch im Grabe ernähren und erhalten werde.

Die Stämme der nordwestlichen Gruppe, Morú-Kodó, Morú-Missa, Kederú und Abukaja, zeigen zwar in der Sprache nicht unwesentliche Verschiedenheiten untereinander, schliessen sich aber hinsichtlich ihres Habitus, ihrer Frisur, Schmuck, Waffen und Tracht sammt und sonders den östlichen Madi-Stämmen an und sind untereinander in vielen Dingen identisch. Mittelgrosse Figuren mit gut entwickelter Muskulatur und wohlgepolsterten Gliedern, machen sie einen vortheilhaften Eindruck, welcher begünstigt wird durch die runde Kopfform mit proportionalem Gesicht, kurzer Nase und nicht wulstigen Lippen. Für letztere haben freilich die Frauen dieser Stämme die hässliche Sitte der westlicheren Völker, der Bongo und Mittu angenommen; sie durchbohren, wie diese, beide Lippen und tragen darin Scheiben und Quarzkegel, letztere finden häufig auch in der Oberlippe ihren Platz und geben dem Gesicht etwas Nashornähnliches. Für die Morú erwähnt Junker, für die Abukaja Marno diese Sitte speziell, die Kederú-Frauen scheinen eine Ausnahme zu machen. Aber selbst bis zu einem Barí-Stamm, den den Morú benachbarten Niámbara, hat sich diese Mode fortgepflanzt. Für die Oberlippe wird auch mitunter ein Kupfer-, Messing- oder Eisenring als Schmuck vorgezogen.

Digitized by Google

An die südlichen Madi erinnern auch die Plattfüsse der Kederú; die Tracht ist im Prinzip dieselbe, die Frauen fast ganz unbekleidet, die Männer mit Lendentuch, auch mit einem durch Eisenringe und Perlschmuck verzierten Lederlappen bekleidet. Die Laubschürzen der Frauen, oft eine pure Formalität, sind Muster für die Breite individuellen Geschmacks: vom dichten Büschel grünbelaubter Zweige, die wirklich Blösse zu decken vermögen, bis zur einfachen grünen Ranke, die sich von der Gürtelschnür vorn nach der Gürtelschnur hinten zieht. Meist ist das schöne, übrigens sehr stämmige Geschlecht, im Bedecken sehr sparsam, in Morú gehen die Frauen meist völlig nackt, nur einzelne hängen hinten an die Gürtelschnur ein Laubfragment und viele der fettglänzenden, eisenbeladenen Schönen hüllen sich, wie Emin sich ausdrückt, absolut nur in ihre Farbe. Sonderbar ist dabei, dass, wenn man einem Zuge solcher dekolletirten Schönen begegnet, welche Wasser tragen, sie zunächst mit der freien Hand ihr Gesicht verdecken. Nach Allem, was man in Afrika sieht, ist Scham doch auch nur ein Erziehungsprodukt. Allerdings darf man nicht übersehen, dass selbst unser Gefühl durch den nackten schwarzen bezw. braunen Körper durchaus nicht in derselben Weise berührt wird, wie durch den weissen Körper des Europäers oder der Europäerin. Jeder, der einmal die Gelegenheit gehabt hat, Repräsentanten der dunklen Volksstämme in dem Kostüm zu sehen, wie sie unseren zivilisirten Augen vorgeführt werden dürfen, also immerhin mit nackten Beinen und unbekleidetem Oberkörper, wird sich sagen müssen, dass die Körper durchaus nicht in dem Maasse den Eindruck des Nackten hervorbringen, als weisse Körper, die Farbe giebt in der That einen Ersatz der Bekleidung.

Die Haare werden manchmal partiell geschoren, meist aber voll getragen und die einzelnen kurzen Stränge, wie der Körper, mit Oel und Ocker gefärbt, auch allerlei Verzierungen eingeflochten. Der Schmuck ist mannigfacher Art: von Schwänzen der Genettkatze, welche die Männer von ihren Ellenbogen herabhängen lassen, und Glasperlen-Ohrringen beider Geschlechter bis zu den wuchtigen vollen Eisenringen, mit denen man den Oberarm schmückt, ist Alles wohl vertreten, was Negerfantasie zu schaffen vermag. Auch Tätowirungen im Gesicht kommen bei den Morú vor. Alle Stämme entfernen die vier unteren Schneidezähne.

Die Ortschaften sind umfangreich, wie bei den südlichen Madi-

Digitized by Google

Stämmen, bei den Morú wird aber häufig die dort übliche Reinlichkeit vermisst, nur die Gräber werden stets sauber gehalten, wie überhaupt die Sorge für diese ein schöner Zug ist im Charakter dieser Stämme, ganz im Gegensatz zu den Barí- und den Dinka-Stämmen. Die Gräber sind entweder durch Pyramiden aneinander gelehnter Steinplatten oder durch grosse Steinhaufen bezeichnet, aus welchen ein Pfahl aufragt, an dessen oberem Ende durch Einkerbungen drei dicke Wulste gebildet sind, genau wie die altmuselmanischen Grabsteine in Süd-Arabien. Eine dritte Form ist seltener; hier ist das Grab von einem Kreise aufrechtstehender Steinplatten umgeben, welche in Figur eines Tisches eine grosse Steinplatte tragen. Die Gräber werden rings um das Dorf angelegt; die Hütten des letzteren sind besonders bei den Kederú und den angrenzenden Morú interessant, da sie, ausserordentlich niedlich und zierlich erbaut, mit ihren Kuppeldächern und den schachbrettartig aus Strohbündeln hergestellten Wandungen den Eindruck von Schachtelspielzeug machen. Bäume mit Schädeln und Gehörnen schmücken die Ortschaften, neben den Grabstätten stehen Hühnerhäuser, aus mit Lehm verstrichenen Steinplatten zusammengefügte weite Zylinder oder gedichtete Körbe mit schweren Steindeckeln und verschliessbaren Thüren. Diese Bauten sind deshalb besonders bemerkenswerth, weil sie die ersten und einzigsten Versuche bei den sudanischen Negervölkern im Steinbau sind. Andererorts, wie bei den Luri, werden Steine nur zum Bedecken der Gräber benutzt, während bei den Morú und Kederú die Herstellung eines Hohlbaues aus Steinmaterial angestrebt wird.

Auch im Holzbau leisten diese Stämme abweichendes von anderen, in dem sie hohe, oft zweistöckige Holzgerüste als Wachtthürme und zugleich zum Verscheuchen der Vögel, die in Schwärmen die Saaten aufsuchen, errichten. Nur bei den Lattuka finden wir ähnliches in ihren sogar dreistöckigen Wachtthürmen. Beide Völkerschaften haben aber durchaus keinen nachweisbaren Zusammenhang.

Die Beerdigung weicht nicht ab von derjenigen bei den südöstlichen Madi, sie soll in kauernder Stellung, das Kinn auf die von den Armen umgebenen angezogenen Knie gestützt, stattfinden. Die Sitte des Lebendigbegrabens soll bei den Abukaja ebenso wie bei den Kaliká heimisch sein.

Ueber Tanzbelustigungen theilen uns Emin und Junker folgendes mit: „Der Tanz, (bei den Kederú) auch hier von Trommeln und

Digitized by Google

klappernden Stöcken begleitet, bestand in einer Reihe oft recht hübscher Evolutionen; das taktmässige Zusammenschlagen klirrender Fussringe seitens der Tänzerinnen bildete eine neue Art Musik dazu. Eine ganz eigene Tanzfigur bildete ein junger Mann, der, auf den Schultern eines Kameraden sitzend, von diesem umhergetragen wurde, und singend und gestikulirend seine Arme wie segnend über das Volk breitete; rings um ihn tanzte und sang ein Haufe begeisterter Frauen mit schrillem Jo-Jo-Schreien, eine Szene, die das Evoë Bacche recht lebhaft versinnlichte, zumal den Biertöpfen fleissig zugesprochen wurde."

Bei den Morú wurde die Musik durch Trommeln und Rasseln gebildet, welch letztere, aus kleinen mit Steinchen, Perlen oder Fruchtkörnern gefüllten Kürbissen (vergl. die Klappern der Mangbattu) bestehend, von den tanzenden Weibern nach dem Takt geschüttelt wurden. „Die Männer schlossen einen weiten Kreis, mit dem Gesicht gegen die Mitte gekehrt, indem jeder mit der rechten Hand seinen Nebenmann über dem Ellbogengelenk am Arm ergriff. In geschlossener Kette bewegten sie sich trippelnd nach der einen Seite hin, dabei den Kreis nach der Mitte zu verengend. Hier waren um die Trommeln die Weiber mit den Rasseln in einem Kranz den Männern gegenüber aufgestellt. Während diese sich den Weibern zu nähern versuchten, trieben jene ihrerseits die Männerreihe einige Schritte zurück, wobei sie die Kürbisse schwangen und kräftig schüttelten. Mit der steigenden Leidenschaftlichkeit der Tanzenden lösten sich die Reihen und im bunten Durcheinander suchten sich die Paare. Ist der Tanz nicht graziös, so ist er doch äusserst charakteristisch."

Bezeichnend für die sämmtlichen Madi-Stämme scheint mir eine Aeusserung Emin Pascha's zu sein, obwohl er sie nur auf die westlichen Stämme anwendet: „Jagd scheint wenig betrieben zu werden; das Land ist buchstäblich bedeckt mit Elefantenheerden, doch wagt man nicht, sie anzugreifen. Ueberhaupt liegt im Charakter aller dieser westlichen Völkerstämme ein Mangel an Elastizität und Resistenz, der sie von ihren Nachbarn, den Dinka, den Barí etc., sehr unvortheilhaft unterscheidet und leider auch die Ausbreitung des Raubes und der Vergewaltigung sowie der Sklaverei unter ihnen in hohem Grade gefördert und die Einnistung der Danagla in ihrer Mitte möglich gemacht hat."

Digitized by Google

Dreizehntes Kapitel.

Dritte Rassenreihe. Die A-Sandé.

Das weitausgedehnte Gebiet des A-Sandé-Volkes liegt zum grösseren Theil auf dem rechten Uelle-Ufer zwischen dem 25. und 30. Längengrad; es erstreckt sich nördlich bis an die Wasserscheide Kongo-Nil, überschreitet dieselbe aber dort, wo sie um die Quellen des Ssueh und Tondj herum einen Bogen nach Südwesten beschreibt. Die Sandé beherrschen also das Gebiet des oberen Mbomú bis zum 25. Längengrad, das ganze Gebiet des Uerre, des Mbrúole und Dongu im Kongo-Becken, im Becken des Nil aber die Quellen des Bahr-Wau bis 6° 30′ nördlicher Breite, den Ssueh, Ibbah und Lehsi aber beinahe bis zum 6. Breitengrad. Sie grenzen im Norden an die Kredj und Bongo, im Osten an die Mittu, Babúckur, Mundú (Mangbattu-Stamm) und Abukája-Oigiga, im Westen an die Banda und Bandjía. Dieser Bruderstamm folgt dem linken Ufer des Schinko, dehnt sich aber zwischen Mbomú und Uelle wahrscheinlich bis über den 23. Längengrad aus. Der Uelle bildet im allgemeinen die südliche Grenze, jedoch wohnt in dem Flussbogen am 27. Längengrad der Stamm der A-Mádi und an dem Unterlauf des Gúrba und Mbrúole ein Mangbattu-Stamm, die Mangballe, auf dem rechten Stromufer. Ueber den Uelle hinaus hatten die A-Sandé in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ihre Herrschaft über das ganze Gebiet des Bomokandi von seiner Mündung bis nahe dem 28. Längengrad ausgedehnt. Aber die damals unterworfenen A-Bármbo wussten sich zum grossen Theil ihrer Herren zu entledigen, so dass nur ein schmaler Strich zwischen Uelle und Bomokandi östlich der A-Bármbo, sowie ein Landstreifen zwischen Bomokandi und Pokko südlich von jenen in ihrer Hand blieb.

Es bleibt noch zu erwähnen die Enklave der A-Sandé in Makaraká am 30. Längengrad zwischen dem 4. und 5. Breitengrad, an den Ufern des dem Jei tributären Flüsschens Torre. Die daselbst angesessenen A-Sandé (Bombé und Idió) sind in den dreissiger Jahren, wahrscheinlich ziemlich gleichzeitig mit dem Ueberschreiten des Uelle durch denselben Stamm der Idió unter Kipa, wegen innerer Wirrsale ausgewandert und haben nach vielem Hin- und Herziehen hier sich zwischen einem Konglomerat der verschiedensten Negerstämme friedlich angesiedelt. Einen Häuptling aus dem angestammten Fürstengeschlecht

des Ngurra hatten sie auf eigenthümliche Weise erhalten: Ringio, Sohn eines Urenkels Ngurra's II., genannt Ngerria, war als Knabe geraubt und als Sklave nach Chartum gebracht. Hier kam er in John Petherick's, des englischen Vizekonsuls Haus, hörte durch eine Makaraká-Sklavin von jenem durch Idió besetzten Gebiete und wurde auf seine Bitten von Petherick nach seiner in Makaraká gelegenen Seriba Neangara geschickt, wo er von den Stammesgenossen mit Freuden begrüsst und als Oberhaupt anerkannt wurde.

Schweinfurth, welcher allerdings nur einen Theil des A-Sandé-Gebietes kennen lernte, und im Uebrigen sich auf die wenig zuverlässigen Nachrichten der arabischen Händler und der Eingeborenen beschränkt sah, schätzt ihr Gesammtgebiet etwas hoch, auf 48 000 (engl.) Quadratmeilen. Nach Junker's Angaben — und dieser durchstreifte dasselbe nach allen Richtungen — mag es einschliesslich Makaraká 2500 und das der Bandjía etwas über 1000 deutsche geographische Quadratmeilen (gleich 40 000 bezw. 16 000 englischen) betragen.

Eine auch nur annähernd richtige Angabe der Bevölkerungszahl stösst bei den A-Sandé und Bandjía auf besondere Schwierigkeiten. In Folge des Zerfalls der einst grossen einheitlichen Reiche in kleine Staaten, ferner durch die bestehende Feindschaft und die unaufhörlichen Räubereien und Kriege der einzelnen Stämme und Gemeinden unter sich leben die Häuptlinge und Fürsten, um gegenseitigen Schutz zu erleichtern, mit ihren Untergebenen in kleinen, dichtbevölkerten Zentren. Um das Territorium des Landes-Fürsten herum dehnt sich meist auf Tagesentfernungen unbewohnte Wildniss, welche hauptsächlich als Absperrungsgebiet dienen soll. Deshalb lassen sich von einzelnen volkreicheren Distrikten keine Schlüsse auf das ganze Gebiet ziehen, weil die Volksvertheilung eine ungemein unregelmässige ist. Junker glaubt die Bevölkerungsziffer der A-Sandé auf 500 000 schätzen zu müssen, während Schweinfurth sie auf 200 000 annimmt. Von dieser Summe sind aber nach Junker kaum die Hälfte A-Sandé, die zweite Hälfte fällt auf die unterworfenen, kolonisirten und eingewanderten Angehörigen anderer Stämme, von denen schon früher die Rede war.

Im Lande der Bandjía lebt, mit Ausnahme der breiten Zone der Grenzgebiete, keine derartig gemischte Bevölkerung, jedoch sind weite Strecken desselben unbewohnt; die Bevölkerung vertheilt sich hauptsächlich auf den östlichen und nördlichen Theil des Gebietes und auf Distrikte bei Ali-Kobbo am Uelle. Eine ausgedehnte Wildniss soll

Digitized by Google

sich dagegen zwischen dem Mbili und dem Uelle hinziehen Eine Bevölkerungsziffer giebt Dr. Junker nicht an.

Von den Niamniam (aus der Dinka-Sprache entlehnt: Vielfresser), wie die Araber, auf ihren Kannibalismus anspielend, die A-Sandé nennen, waren schon lange vor den Expeditionen Mehemed-Ali's zur Erforschung der Nilquellen (1839 bis 1842) dunkle Gerüchte zu uns gekommen, als von einem Volke, an dessen Namen die mohammedanischen Sudaner alle Vorstellungen von Wildheit zu knüpfen pflegten, deren ihre reiche Einbildungskraft fähig erscheint. Ausgestattet mit dem unvermeidlichen Attribut des Urmenschen, dem langen Schwanz (ihre Sitte, langgeschwänzte Thierfelle um die Hüfte zu schlingen, mochte zu dieser Vorstellung die Veranlassung gegeben haben) und der Gier nach Menschenfleisch, galten sie als Nachkommen von Hexen und Waldkobolden, deren Dasein sich im sagenhaften Dunkel der Urwälder zu verlieren scheint. Der italienische Reisende Piaggia war der erste Europäer, welcher Licht über dies Volk verbreitete, nachdem er auf seiner Forschungsreise (1863 bis 1865) ein volles Jahr bei demselben zu verharren den Muth hatte. Ihm folgte im Jahre 1870 Georg Schweinfurth, der im Geleite des Elfenbeinhändlers Mohammed Abd-es-Sammat auf dessen Handelsstrasse nach Munsa's Residenz das Niamniam-Land zwischen dem 28. und 29 Längengrad in einer Breitenausdehnung von ca. 240 km durchreiste. Miani berührte 1872 nur einen schmalen östlichen Theil der A-Sandé, durchreiste aber das ganze südlich des Uelle gelegene Gebiet derselben auf seiner Expedition zu Bakangái. Dr. Wilhelm Junker bereiste im Jahre 1875 Makaraká, und widmete die Jahre 1880 bis 1883 der Erforschung des ganzen Gebietes der Mangbattu, der A-Sandé und Bandjía nördlich und südlich des Uelle. Gaetano Casati endlich lernte auf seinen Reisen 1881 und 1882 namentlich die A-Sandé südlich des Uelle kennen. Seit 1883 sind durch die Fortschritte der Mahdisten jene Gegenden uns vor der Hand völlig versperrt.

Um die Erscheinung der A-Sandé kurz zu charakterisiren, sagt Schweinfurth: „Wer sich zum ersten Mal von einer Anzahl echter, unverfälschter Niamniam umgeben sieht, wird gestehen müssen, dass im Vergleich zur fremdartigen Wildheit ihrer Erscheinung alles gleichgültig und langweilig erscheint, was ihm bis dato von Völkerstämmen in Afrika unter die Augen gekommen." Sie sind ein Volk von ausserordentlich ausgeprägter Nationalität. Von der Höhe mittelgrosser

Digitized by Google

Europäer (maxim. 1,80 m), ist ihr Körper untersetzt, von gut entwickelter, aber nicht scharf ausgeprägter Muskulatur, da er zur Fettbildung neigt; den runden breiten Kopf bedecken lange Haarflechten und Zöpfe von feingekräuseltem Haar, welche weit über die Schultern und bis zum Nabel herabhängen können; die beispiellos grossen und offenen Augen sind mandelförmig geschnitten und etwas schräg gestellt, von dicken, abgezirkelten Brauen beschattet und geben, weit auseinander stehend, dem Gesichtsausdruck ein unbeschreibliches Gemisch von thierischer Wildheit, kühner Entschlossenheit und Zutrauen erweckender Offenheit; die wie nach einem Modell geformte Nase, der schmale aber breitlippige Mund, ein rundes Kinn und abgerundete Wangen vervollständigen das rundliche Gesicht. Der Bartwuchs ist schwach, aber man sieht Männer mit ganz anständigen Kinnbärten. Die Hautfarbe ist dem matten Glanz der Tafelchokolade vergleichbar, und, unähnlich seinen nördlicheren Nachbaren, welche Asche und Staub ihres Nachtlagers auch Tags mit sich herumtragen, hält der Sandé seine Haut sorgfältig rein.

Die Frauen spielen vielfach ins Kupferrothe, sie sind meist schön und proportionirt gebaut, haben kleinen Mund, Hände und Füsse, und machen mit ihren kindlich unbefangen dreinschauenden Augen einen angenehmen Eindruck. Verunstaltungen am Körper werden bis auf das Spitzfeilen der Schneidezähne von ihnen so wenig als von den Männern vorgenommen, jedoch lieben es beide Geschlechter, wie früher bereits erwähnt, sich zu schminken. Durch trockenes Abwischen der einige Tage haftenden rothen Fettschminke bleibt längere Zeit ein schönes, leichtes Kupferbraun auf der Haut zurück, welches kaum an künstliche Färbung erinnert. Als Stammesmerkmal haben alle Sandé drei oder vier mit Punkten ausgefüllte Quadrate auf Stirn, Schläfen und Wangen tätowirt, ferner stets eine x-förmige Figur unter der Brusthöhle. Andere individuelle Erkennungszeichen tragen sie auf Oberarm und Brust.

Die gewöhnliche Kleidung des Mannes besteht seltener aus dem Rindenzeug, dem Rokko der Mangbattu, sondern meist aus Fellen, welche vom Gürtel in malerischen Falten herabhängen und mit dem an der entsprechenden Körperstelle angebrachten Schwanz wahrscheinlich die Veranlassung zur Sage vom geschwänzten Menschen geworden sind. Nur die Mitglieder fürstlicher Familien haben ferner das Recht, das Haupt mit einem Leoparden-Fell zu bedecken, und die Söhne der

Digitized by Google

Häuptlinge tragen den Hüften-Fellbehang stets auf der einen Seite hoch aufgeschürzt, so dass das eine Bein ganz entblösst wird. Die Frauen sind bezüglich ihrer Kleidung ausserordentlich anspruchslos, sie begnügen sich mit der leicht und billig zu beschaffenden Schürze eines belaubten Zweiges, auch eines einzelnen grösseren Blattes. Doch würde man, wie Junker meint, irren, wenn man den Sandé-Frauen Schamgefühl absprechen wollte; verlegen zupften sie, wenn sie ihn besuchten, an ihrem Blätter-Rachat herum, den sie herabzuziehen und zu verbreitern suchten, und es wird wohl auch Schamgefühl sein, weswegen sie angesichts eines Fremden so gern niederkauern.

Wie wir im Allgemeinen bei dem Neger das Bestreben finden, sein Haupthaar zu kunstvollen Schmuckformen zu gestalten, so in hervorragendem Maasse bei den A-Sandé. Auch hierbei begnügen sich die Frauen, sowie die Aermeren des Stammes, damit, ihr Haar in der Scheitellinie nach beiden Seiten und nach rückwärts in feinen Flechten herabhängen zu lassen, die angesehenen Männer aber verwenden auf ihre Frisur alle erdenkliche Sorgfalt und eine ausserordentliche Erfindungsgabe, in Flechten, Zöpfen und Knäueln das Haar zu formiren, anzuhäufen und in Toupets wieder aufzulösen. Es kommen hierbei die denkbar unmöglichsten Frisuren zu Stande, wie jene, die Schweinfurth beschreibt, welche gleich dem Nimbus eines Heiligenbildes den Kopf umgiebt. Die Strahlen sind aber aus des Mannes eigenem Haar hergestellt, indem seine Flechten, von der Peripherie des Kopfes ausgehend, an einem rings um den Kopf konzentrisch angebrachten Reifen mit ihrem anderen Ende befestigt sind. Vier Drahtstäbe erhalten den Reifen in seiner Lage. Welche Stunden mühsamster Arbeit gehören wohl zu solch seltsamem Schmuck. Junker erzählt auch von einer Perrücke, welche er (in Makaraká) bei den A-Sandé wahrgenommen, und welche einer Allonge-Perrücke durchaus nicht unähnlich gewesen sei.

Als weiteren Kopfschmuck tragen beide Geschlechter ausser den grossen Haarnadeln aus Elfenbein, Kupfer oder Eisen, welche in zierliche Figuren, wie Halbmonde, Neptunsgabeln, Knöpfe etc. auslaufen, vielfach ein leichtes, zylinderisches, oben viereckiges Strohhütchen ohne Krempe, welches bei den Männern ein flatternder Federbusch ziert. Ketten aus Menschen- oder Thierzähnen (auch in Elfenbein nachgebildete Löwen-Reisszähne) schmücken den Hals der Männer und heben sich prächtig von der dunklen Hautfarbe ab; die Unterarme

Digitized by Google

zieren wohl auch eiserne Ringe und Spiralen. Für Eisenschmuck zeigen die Frauen besonders eine ausserordentliche Vorliebe.

Junker erzählt, dass er bei den durchaus nicht hässlichen Weibern des Makaraká-Häuptlings Amusei an Armen, Fussknöcheln und Waden 60 Stück Eisenringe zählte. Dazu kamen 6 bis 8 schwere eiserne Halsringe, die als eine solide steife Halskrause sicherer als die der spanischen Hoftracht des 16. Jahrhunderts den Kopf in gestreckter Haltung festhielten. Feine Eisenringe deckten alle Finger bis zu den ersten Gliedern hinauf. Durch die Unterlippe waren feine Eisenröhrchen von 5 bis 7 cm Länge gesteckt und am linken Oberarm sah man den eisen- und kupferumsponnenen Griff eines dolchartigen Messers, dessen scharf ausgehämmerte Klinge zwischen die schweren Eisenringe eingeschoben steckte. Das Durchbohren der Unterlippe, eine bei anderen Negervölkern verbreitete Unsitte, ist eigentlich den A-Sandé fremd und möchte vielleicht in dem von Junker mitgetheilten Fall nur als eine durch andere mit den Niamniam in Makaraká vermischte Negerstämme veranlasste Nachahmung zu betrachten sein.

Die hauptsächlichsten Waffen der A-Sandé sind Lanze und Pinga, welch letztere Schweinfurth mit „Trumbasch“ bezeichnet. Erstere sind ziemlich lang und unterhalb der lanzettförmigen Eisenspitze mit zahlreichen Widerhaken versehen; der Name Trumbasch bezeichnet eigentlich ein flaches schneidiges Wurfholz, eine Art Bumarang, mit welchem im Sudan wildes Geflügel, Hasen etc. erlegt werden; Pinga oder Trumbasch der Niamniam ist auch eine Wurfwaffe und besteht aus einem mehrschenkligen, mit spitzen Zacken versehenen, an den Rändern geschärftem Eisen, wie man es ähnlich bei den Völkern des Tschad-See-Beckens wiederfindet (changer-manger der Marghis und Musgu). Diese wird stets an der Innenseite des aus spanischem Rohr geflochtenen Schildes und zwar an der hölzernen Handhabe desselben befestigt. Die Schilde sind von länglichem Oval, decken zwei Drittel der Körperlänge und sind in der Mittte ausgebaucht zur Anbringung der Handhabe. Innen und aussen wird der Schild durch Zeichnungen verziert, die entweder hell auf dunklem Grunde oder umgekehrt durch Schwärzen, d. h. leichtes Ankohlen des Rohres, erzeugt werden. Ausserordentlich auffallend und charakteristisch ist das grosse, den ganzen Schild bedeckende Kreuz, von der Form des deutschen Ritterkreuzes, welches mit Vorliebe zur Verzierung gewählt wird, vervollständigt durch gerade und schiefe Vierecke.

Digitized by Google

Dies an den Schilden, sowie an den Hütten angebrachte Kreuz, ferner manche andere Aehnlichkeit, der wilde Kannibalismus, das Tragen von Rindenzeugen, das Spitzfeilen der Schneidezähne, das Färben mit Rothholz, das fürstliche Leopardenfell, ihre Tanzfeste und nächtlichen Orgien beim ersten Mondviertel u. s. w. legen Schweinfurth die Vermuthung nahe, dass ein verwandtschaftlicher Zusammenhang zwischen den Fan an der äquatorialen Westküste Afrika's und den A-Sandé bestände. Er scheint geneigt zu sein, anzunehmen, dass die A-Sandé ihre Wohnungen früher näher zur Westküste gehabt haben mögen, dass sie nach Süd-Ost, die verwandten Fan nach Süd-West gezogen sind. Zwischen den Bandjía und den Fan mögen ca. neun Längengrade liegen; es gehören diese aber dem durch die Forschung noch fast gar nicht aufgeschlossenen Theile Afrika's an.

In Folge der ausserordentlichen Pietät dieses Volkes für seine Ahnen hat sich das Gedächtniss der Fürsten bis auf 9 Generationen rückwärts erhalten. Schon damals scheinen sich die beiden Stämme der A-Sandé und der Bandjía geschieden zu haben, denn beide führen ganz verschiedene Namen ihrer Ahnherren an. Junker theilt dieselben in folgender Reihenfolge mit: I. Die A-Sandé-Fürsten:

Kelissó
Kägóbbeli
Gorro
Bändi
Ngurra I.
Ngurra II.

Mokia, Njindo, Mabénge, Tómbo, Perkie, Ndeni, Uarra.

Mabénge und Tómbo sind die Stammväter der sich von hier ab in zwei Linien scheidenden A-Sandé-Fürsten. II. Die Bandjía-Fürsten:

Nih } fragliche Persönlichkeiten.
Kúrra }
Badangúngo, vor dem vielleicht Bapoi einzuschieben ist.

Páva	Póppae
Mbánda	Góbengae
Gánja	Lusía
Balibía	Bangoja
Básinge	Hiro
Jámala	Biemangi

Digitized by Google

Unter Ngurra II. und Góbengae sassen beide Völkerschaften noch im Westen, am Mbomú, und bildeten zwei grosse einheitliche Staaten. Nachdem sie, wie an früherer Stelle mitgetheilt, ausgewandert und von den jetzigen Gebieten Besitz ergriffen hatten, scheinen bei den Bandjía in Folge innerer Zwistigkeiten sich bald eine ganze Reihe kleiner Staaten gebildet zu haben und zwar unter den Nachkommen der beiden mit den Hauptvertretern bezeichneten Linien, deren erste nördlich des Mbomú, die letzte südlich desselben die Herrschaft ergriff. Das früher bei diesem Stamm, ebenso wie bei den A-Sandé, befolgte Prinzip der Nachfolge in der Herrscherwürde durch den ältesten Sohn, welchem die Brüder als Vasallen dienstpflichtig waren, wurde in Folge des Strebens nach Selbstständigkeit mehr und mehr durchbrochen und mit der enormen, aus der Vielweiberei entspringenden Zunahme der Zahl von Prinzen und Prätendenten fiel das Land und Volk der Kleinstaaterei anheim. Bei den A-Sandé finden wir das jetzige Territorium zuerst durch zwei Herrscher okkupirt, Mabénge und Tómbo; ersterer eroberte das östliche und nördliche, letzterer das westliche Gebiet am Uelle.

Mabénge folgten in der Herrschaft zwei seiner Söhne: Jápati und Nunge, deren letzterer das nordwestliche Gebiet bis ungefähr zum Mbomú erhielt, während Jápati, der Grosse genannt, das ganze östliche Terrain vom 6. Breitengrad bis zum Uelle inne hatte. Aber in der folgenden Generation begannen bereits die Spaltungen weiter zu gehen. Jápati's Sohn Basimbé musste seinem Bruder Tómbo das nördliche Gebiet bis zum 5. Breitengrad abtreten, und sein eigenes Reich theilten sich nach seinem Tode sechs seiner Söhne: Aeso, Uando, Málingde, Mbio, Ngerria und Ndúppo. Von diesen habe ich noch zum Theil zu berichten. Im Nordwesten folgte auf Nunge dessen Sohn Sabirru; aber nach dessen Tode folgten dynastische Kriege, Brüder und Söhne (z. B. Mofio, ein Bruder, und Tikima, ein Sohn Sabirru's) schwangen sich zu besonderem Ansehen auf, auch andere Glieder der Familie des Mabénge suchten einen Antheil zu erhaschen, und so finden wir westlich des 27. Breitengrades bald ein Konglomerat von grösseren und kleineren Staaten, unter denen Sassa und Semio, ein Enkel und ein Urenkel Nunge's, als Vasallen der Regierung wieder ein bedeutendes Uebergewicht zu gewinnen wissen. — Die Linie Tómbo's spaltete sich bereits unter seinen Söhnen Ndeni, Mangi und Ngéttua; letzterer behielt das Gebiet im Norden (südlich vom Mbomú), Mangi das im

Digitized by Google

Stammbaum der

(Auszug aus Jun

Linie M

Japati †

Basimbé †

Tombo †
u. 31 Brüder.

Balen

Aëso †	**Uando**	**Malingde** †	**Mbio**	**Ngerria**	Nduppo †
Ngettua	**Mbittima**	**Binsa**	mehr als	10 Söhne.	u. 10 Brüder.
Ndóruma	**Ferró**	u. 4 selbst-	8 Söhne.		
Mbima	**Hókua**	ständige			
u. 10 Brüder.	u. 12 Brüder.	Brüder.			

Von den Enkeln Mabénge's f

Linie

Nđeni †

Kipa † (Tikima) und 5 Brüder

Kanna	**Kamsa**	**Gándua**	Mangi †	**Bakangái**	**Bangojá**	**Gansi** †
			Bauli	Akangái		

Von den Enkeln Tombo's f

Digitized by Google

Sandé-Fürsten.

Stammbaum.)

é n g e

Bogua † — Nunge † und 12 Brüder †

ália † — **Badínde** — **Másinde** u. 23 Brüder. — Sabirru † — Aëso † — Mofio † u. 29 Brüder †

Bagbä — Tikima — **Sassa** — **Bäka**

2 Brüder. — **Uando** — **Semio** — u. 14 Brüder. — u. 9 Brüder.

Junker 121 namentlich auf.

m b o

Mangi † — Ngéttua † u. 2 Brüder †

Ngelia † — Nombo †

kara — **Nsebbu** — **Músumbu** u. 49 Brüder. — **Bagbinne** — Badekúa u. 6 Brüder. — **Mugáru** — **Kataúa** u. 2 Brüder.

nker 92 namentlich an.

Digitized by Google

Süden am Uelle. Ndeni suchte über den Fluss weiter vorzudringen und ein neues Reich zu erobern. Von ihm und seinem kühnen Sohn Kipa, dem Gründer des A-Sandé-Reiches am südlichen Uelle-Ufer werden wir später mehr hören. Auch Mangi's Söhne hatten sich über den Uelle ausgedehnt; ihre dortigen Gebiete sind aber auf kleine Enklaven im Lande der A-Barmbo und auf einen grösseren Distrikt an der Mbima-Mündung zusammengeschmolzen.

Der beigefügte Stammbaum giebt die Zusammenstellung der hier und fernerhin berührten wichtigsten Persönlichkeiten.

Soweit Schweinfurth auf seinem zweimaligen Durchmarsch durch ihr Gebiet die A-Sandé kennen lernte, gehörten sie dem östlichen Theile von Mabénge's Reiche an. Dieser Bezirk, in welchem Jápati und Basimbé in der Herrschaft gefolgt waren, umfasste unter letzterem noch ziemlich das ganze Terrain vom 5. Breitengrad südwärts bis zum Uelle und vom 27. Längengrad ostwärts bis zu den Quellen des Ssueh und Duru, das sind ungefähr 7200 englische Quadratmeilen (450 deutsche); sechs seiner Söhne theilten sich in diesen Besitz derart, dass Aeso das nordwestliche Stück im Quellgebiet des Uerre, Mbomú und Gurba und der westlichen Zuflüsse des Ssueh erhielt. Am rechten Ufer des Jubbo lag Mbio's Gebiet zwischen diesem Fluss und dem linken Ufer des oberen Ssueh. Nahe der Wasserscheide an den Quellen des Jubbo sass Nduppo, und jenseit der Wasserscheide Nil-Kongo grenzte an beide letztere Brüder Uando am Duru und Kapili. Das südwestliche Gebiet vom Uelle bis zum Gurba erhielt Málingde und im Zentrum sass am Oberlauf des Mbrúole der sechste Bruder Ngerria. Nördlich des 5. Breitengrades, woselbst ein Bruder des Basimbé, Tómbo genannt, geherrscht hatte, war ein Verfall bereits unter dessen Söhnen eingetreten, welche nicht im Stande waren, den ihre Grenzen überschreitenden Expeditionen der Kaufleute des Bahr-el-Ghasal Widerstand zu leisten. Sie waren mehr oder weniger zu Vasallen derselben geworden, während Aeso, bezw. seine Söhne mit Ndóruma an der Spitze, und Mbio, deren Gebiete nun zuerst von den Nubiern betreten wurden, erbitterte Kämpfe begannen, um sich ihre Selbstständigkeit zu wahren. Nur einem Händler, Mohammed-Abd-es-Sammat, war es gelungen, indem er sich nahe an der östlichen Grenze der A-Sandé hielt, seine Niederlassungen bis südlich des Ssueh vorzuschieben. Um aber von hier nach dem Uelle und zu Munsa's Residenz in Mangbattu zu gelangen, musste er das Gebiet Uando's durchschreiten, und es bedurfte

seiner ganzen Schlauheit und Diplomatie, gepaart mit Unerschrockenheit und Muth, um mit diesem auf seine Selbstständigkeit bedachten Häuptling immer fertig zu werden.

Die Schwierigkeiten, welche dem Marsch dieser Expeditionen durch das A-Sandé-Land sich boten, werden klar, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Gebiete der einzelnen Herrscher durch breite Strecken unbewohnter Wildniss geschieden sind, dass die zahlreichen, von breiten Sumpfstrichen begleiteten Gewässer zu langen Aufenthalten und mühseligsten, gefährlichen Uebergängen zwingen, dass endlich die Verpflegung einer grossen Menschenmasse durch die Art der Ansiedelungen ungemein erschwert wird. Die Eingeborenen wohnen zu zwei, höchstens drei Familien zusammen, ihre 8 bis 12 Hütten sind, einen Weiler bildend, um einen sauber gereinigten Freiplatz errichtet, dessen Mitte der überall übliche Pfahl ziert, welcher zum Aufhängen von Jagdtrophäen dient. Ein gastliches Wirthschaftsschild bildet er bei den A-Sandé nicht, denn ihn schmücken nicht nur Thier-, sondern auch vielfach Menschenschädel, die Trophäen der erschlagenen und — verspeisten Feinde. Die Hütten bestehen aus einer kreisrunden Thonmauer und einem spitzen hohen Kegeldach, dessen unterer Rand zum Schutz des Unterbaues gegen Regen weit vorspringt und durch Pfosten getragen wird, wodurch eine Art niederer Veranda entsteht. Die Spitzen der Strohdächer sind durch zierliches Strohflechtwerk oder grosse Gehäuse von Landschnecken verziert. Besondere Hütten dienen als Küchen und erhalten zum leichteren Rauchabzug sehr schlanke, kirchthurmartige Dächer. Eigenthümlich geformte kleine Hütten mit glockenförmigem Dach und auf einem dicken Fuss errichteten, becherförmigen Unterbau von Thon, zu welchem nur eine kleine Oeffnung führt, werden eigens für die halbwüchsigen Knaben der Vornehmen errichtet, welche abgesondert von den Erwachsenen und geschützt gegen den Angriff der Raubthiere daselbst schlafen. (Bamogih.) Dieser von Schweinfurth betonte Zweck, welcher die Sittlichkeitspflege der A-Sandé dokumentirt, widerspricht gänzlich dem Zweck, welchem ähnliche Hütten bei den Schuli, die Dr. Emin als Mädchenhäuser bezeichnet, zu dienen scheinen. Hinter den Hütten stehen die von Holzpfählen getragenen Getreidespeicher (Guga), hierauf folgt ein Ring von Feigenbäumen, Maniok- und Maispflanzungen, schliesslich die Eleusinefelder.

Auch das Mbanga, d. h. die Residenz des Fürsten, trägt bei den

Digitized by Google

nördlichen A-Sandé diesen Charakter; der Herrscher erhält keine Abgaben in Lebensmitteln von seinen Hörigen, sondern muss sich durch seine Frauen, denen allein der Ackerbau zufällt, seine Bedürfnisse selbst anbauen und zubereiten lassen. Bei den südlicheren A-Sandé-Stämmen, deren Fürsten noch mehr ihre Hoheitsrechte zu wahren wissen, sind die Residenzen allerdings noch würdiger ausgestattet. Da nun der Ackerbau nur in den Grenzen des unbedingt Nothwendigen betrieben, eine grosse Menge Getreide aber zur Bereitung des beliebten Bieres verwendet wird, ist es erklärlich, dass die Getreidevorräthe nur dort für die Bedürfnisse grosser Expeditionen ausreichten, wo die Häuptlinge, in Bündniss oder unter Botmässigkeit der Chartumer Kaufleute die Verpflichtung übernommen hatten, hierfür Sorge zu tragen. Dagegen war die Verpflegung in Feindesland immerhin eine sehr schwierige, und nur durch gewaltsame Requisition einigermassen zu bewirken.

Als im Jahre 1870 Mohammed's Expedition sich Uando's Gebiet nahte, drohte derselbe mit Feindseligkeiten, besann sich aber der starken Macht von ca. 300 Feuergewehren gegenüber eines besseren, gestattete jenem das Einkaufen von Elfenbein in seinem Lande und erbot sich, die gesammten bis dahin erworbenen Vorräthe an solchem, deren Mitnahme nach den südlichen Gegenden unbequem erschien, bis zu des Kaufmanns Rückkehr aufzubewahren. Mohammed war sich dessen wohl bewusst, dass der Häuptling in seiner afrikanischen Staatsklugheit es für vortheilhafter hielt, auf diese Weise ohne Anstrengung zu einer Masse Elfenbein zu kommen, dem Rückkehrenden den Weg zu verlegen und ihn nochmals auszuplündern. Aber er hatte Muth und Selbstvertrauen und wagte es.

Als sich die Expedition auf dem Rückweg vom Uelle den Grenzen von Uando's Gebiet näherte, brachte man schon in Erfahrung, dass die ganze Bevölkerung der Grenz-Distrikte sich bereits auf Kriegsfuss befände und alle Weiber und Kinder in Sicherheit gebracht habe. Jedoch nicht, wie man erwarten sollte, in dem zwei Tagemärsche erfordernden Gebiet der Grenzwildniss, welche mit ihren durch wiederholte Regengüsse erheblich verbreiterten offenen Sumpfgewässern enorme Schwierigkeiten bereitete, trat der Feind dem Zuge entgegen, sondern erst jenseit desselben fand man die Zeichen der afrikanischen Kriegserklärung. Drei Gegenstände hingen an einem Baumaste hart am Pfade: ein Maiskolben, eine Hühnerfeder und ein Pfeil, erinnernd, wie

Digitized by Google

Schweinfurth bemerkt, an die herausfordernde Botschaft, welche dem grossen Perserkönig zuging, als er bis zum Herzen des Skythen-Landes vorgedrungen war. Die Erklärung lautete: „Lasst ihr euch's einfallen, auch nur einen Maiskolben zu knicken oder ein Huhn zu greifen, so werdet ihr durch diesen Pfeil sterben." Nach Ueberschreitung des letzten Grenzbaches wurde man der feindlichen Vorposten, im weiten Bogen hinter Terraindeckungen aufgestellt, gewahr. In einer Besprechung beiderseitiger Parlamentäre liess sich Mohammed überreden, dass die Eingeborenen nur zum Schutz ihrer Dörfer gegen Plünderung ausgerückt seien, ihm aber den Ort zeigen wollten, wo Uando das ihm übergebene Elfenbein versteckt halte; begleitet von den Versammelten, welche übrigens nicht den A-Sandé, sondern einer hier ansässigen Kolonie der A-Bangba (Mangbattu-Stamm) angehörten, zog er weiter durch die nächsten Ortschaften. Mohammed, gefolgt von seinen kleinen Gewehrträgern (Neger-Knaben), marschirte mit den Männern, welche sich als Führer und Friedensvermittler angeboten hatten, an der Spitze. Plötzlich stürzten dieselben über ihn und seine Gewehrträger her, indem sie letzteren ihre Lanzen in den Rücken stiessen, ersteren, der instinktiv eine Seitenwendung machte, schwer an der Lende verwundeten, und liefen davon.

Die Karavane machte halt und reinigte zunächst das umliegende Gelände vom Feinde, der sich hier und da zusammenschaarte und Widerstand zu leisten suchte, indem er aus sicherer Deckung einen Hagel von Pfeilen auf die Angreifer warf. Es gelang aber nicht, aus den umliegenden Ortschaften Weiber zu Gefangenen zu machen, und doch war dies das einzigste Mittel, wieder zu dem vorenthaltenen Elfenbein zu gelangen. Denn ihre Weiber lieben die A-Sandé über Alles und, wie die Schilluk durch Rinder, sind die A-Sandé nur durch Zurückgabe ihrer geraubten Frauen zur Herausgabe von Elfenbein-Vorräthen zu bewegen. Die Neger hielten Mohammed fur tot und näherten sich andern Tages, durch neuen Zuzug verstärkt, dem Lager mit dem wilden Geschrei: „Wo ist Mbali, gebt uns Mbali, wir wollen Fleisch!" (Mbali nannten sie Mohammed.) Mohammed aber liess sich einen festen Verband anlegen und bestieg trotz seiner schweren Verwundung, mit einem grossen Mangbattu-Strohhut mit feuerrothem Federbusch auf dem Kopfe, einen mächtigen Termiten-Hügel, um ihnen seine Existenz zu beweisen und sie zu verhöhnen. Mit Anbruch der Nacht wurde ein gewaltiger Angriff in den Rücken des Lagers unter-

Digitized by Google

nommen, dem zuerst die mit Gewehren bewaffneten Soldaten Mohammed's entgegentraten; als der Feind aber zu weichen begann, stürzten die mit Lanzen bewaffneten Neger hervor und trieben denselben vor sich her. Die A-Bangba, denn noch immer waren keine A-Sandé zu sehen, warfen dann, um nicht im schnellen Laufen gehindert zu sein, ihre Schilde, Lanzen, Rokkos, selbst ihre falschen Chignons fort. Für den folgenden Tag erwartete man nun den Angriff Uándo's selbst. Aber anstatt dessen sah man auf dem jenseitigen Thalgehäng des vorliegenden Baches in langer Reihe die A-Bangba, kenntlich an ihren grossen, viereckigen Schilden, abziehen, an 10 bis 12.000 Mann. Uándo hatte sie im Stich gelassen; eine Orakelbefragung bei Beginn des Kampfes hatte ihm einen ungünstigen Ausgang prophezeit und hierdurch hatte er sich veranlasst gesehen, anstatt zu den von ihm aufgereizten A-Bangba zu stossen, sich in die unzugänglichsten Waldbezirke seines Gebietes zu flüchten.

Die Orakel sind bei den A-Sandé und Mangbattu von einer für dieselben mehr als einmal unheilsvoll gewordenen Wichtigkeit. Bei ersteren ist es besonders das Hühner-Orakel, dem ungezählte Massen Federviehs zum Opfer fallen; die Hühner erhalten einen Fetisch-Trank, der aus einer Pflanze „Baenge" gewonnen wird und prophezeien durch ihren Tod Unglück, das Entgegengesetzte, wenn sie leben bleiben.

Auf ihrem weiteren Marsch durch das feindliche Gebiet richtete die Expedition natürlich ihr Hauptaugenmerk auf die Auffindung des Elfenbeins, auf Gefangennahme von Frauen und natürlich auf eine schonungslose Ausbeutung und Verwüstung der Kulturen. Ein Theil des an eingeschnittenen Marken kenntlichen Elfenbeins wurde richtig gefunden, auch endlich zwei Frauen gefangen. In der folgenden Nacht heulte der Sturm und strömte der Regen; in dem nahen Walde aber hörte man vom Lager aus stundenlang die verzweifelten Stimmen der A-Sandé, welche nach ihren verloren gegangenen Weibern riefen. Die Menschenfresser bewiesen damit den ihnen eigenthümlichen Charakterzug, eine rührende Anhänglichkeit an ihre Weiber. Die Nubier rührte das freilich nicht; erst das Elfenbein, dachten sie, dann euere Weiber.

Mohammed Abd-es-Sammat beschloss, sobald er den Jubbo überschritten und eine ihm angehörende Seriba im Osten von Mbio's Gebiet erreicht hatte, mit aller Kraft sofort gegen Uándo und diesen seinen Bruder vorzugehen, um sein Elfenbein zurückzuerobern. Uándo entzog

Digitized by Google

sich hartnäckig seinen Angriffen und er hatte es hauptsächlich mit Mbio zu thun, einem Mann von überraschender Kühnheit. Es wurde Mohammed schwer genug, den Horden, welche derselbe gegen alle Gewohnheit der A-Sandé-Fürsten persönlich anführte, Stand zu halten. (Mbio machte durch die hartnäckige Vertheidigung seiner Freiheit auch später von sich reden) und von dem verlorenen Elfenbein gewann er nur einen Theil wieder. Es war dies Jahr 1870 überhaupt für die chartumer Kaufleute ein unglückliches, soweit es ihre Beziehungen zu den A-Sandé betrifft. Die nördlichen Distrikte hatten sie ja bereits seit Jahren ihrem Handelszwang dienstbar gemacht und allerorten dort ihre Seriben gegründet. Aber über den fünften Breitengrad hinüber war es nur Mohammed gelungen, vorzudringen.

Eine gleichzeitig mit ihm abgegangene Expedition der Kompagnie Ghattas war im Gebiet Málingde's beim Uebergang eines Flusses in der denselben begleitenden Galleriewaldung überfallen worden, und nur der Ueberlegenheit ihrer Gewehre hatten es die Nubo-Araber zu danken, dass sie mit Zurücklassung ihres Elfenbeins sich durchschlagen konnten. Noch schlimmer erging es einer grossen Expedition, welche die Kompagnien Abu-Gurun (die Söhne Aëso's hatten eine seiner im A-Sandé-Lande angelegten Seriben überfallen, Alles niedergemetzelt und die Gewehre nebst Munition erbeutet) Hassab-Allah und Kutschuk-Ali mit mehr als 2000 Menschen und 300 Gewehren ausrüsteten, um Aëso's Sohn, Ndóruma zu züchtigen. Die A-Sandé-Häuptlinge (Aëso's Söhne) hatten nämlich bisher auf friedlicher Basis ihr Elfenbein an die Chartumer verkauft; nachdem dasselbe aber bei ihnen immer seltener wurde, die Kaufleute bei dem Weitervorrücken durch ihr Gebiet zu rauben und zu plündern begannen, fielen sie über die Karavanen her, nahmen ihnen ihr Kupfer und Elfenbein ab und versperrten ihr Land. Ein klägliches Ende nahm auch diese grosse Expedition. Eine Tagereise nördlich Ndóruma's Mbanga wurde sie überfallen beim Ueberschreiten einer Galleriewaldung, die geraubten Gewehre traten hierbei in Aktion, die beiden Anführer wurden getötet, die Karavane wurde völlig aufgerieben, zumal nur die noch von Petherick stammenden Leute Abu-Gurun's sich gut geschlagen hatten. Auch hier hatte Ndóruma selbst geführt. Im Allgemeinen taugten die nubischen Soldaten nicht viel und Mohammed Abd-es-Sammat hatte sich eine Leibgarde von Eingeborenen, die sogenannten Faruch, gebildet, welche hinsichtlich ihres Muthes, ihrer Ausdauer und ihrer Schiessleistungen

Digitized by Google

bedeutend höher standen. Freilich sollte er einem Aufruhr seiner A-Sandé-Soldaten im Jahre 1874 zum Opfer fallen.

Die Erben Mohammed's waren viel weniger wählerisch betreffs der Mittel, um die Neger auszubeuten, als dieser, dem eine gewisse Generosität nicht abzusprechen war. Sein Neffe, Abdullahi, verband sich auf seiner Reise zu den Mangbattu im Jahre 1880 mit Hókua, dem ältesten Sohn Uándo's, zu einem Einfall in das Gebiet seines Bruders Mbittima. Uándo hatte damals sein Land bereits als Lehen dreien seiner Söhne überlassen. Mbittima wurde in Ketten nach Mangbattu geschleppt, der alte Uándo floh zu seinem Bruder Ngérria. Viele Frauen und Mädchen schleppte Abdullahi mit sich fort und errichtete eine Station in Uándo's Gebiet; am meisten kränkte aber den Vater die Gefangennahme seines Sohnes Mbittima, und er wandte sich mit der flehentlichen Bitte an Junker, der sich damals bei Ndóruma befand, bei dem Gouverneur die Befreiung seines Sohnes durchzusetzen; denn das ganze Gebiet war damals bereits den ägyptischen Provinzen einverleibt. Junker vermochte zwar bei seinem ersten Aufenthalt in Tangási, wo der arme Mbittima in Ketten schmachtete, bei dem niederträchtigen Verwalter Mohammed Weled-Abdu, einem Geschöpf Abdullahi's, nichts zu erreichen, suchte aber hierauf Uándo und seine beiden Söhne Rensi und Hókua auf. Letzterer, der als Vasallen-Häuptling der Araber schon Mbittima's Bezirk in Besitz genommen hatte, trug nun auch Verlangen, seines anderen Bruders Rensi Besitz zu annektiren und seinen greisen Vater zu vertreiben. Junker sah, dass der Widerstand, welchen Uándo sowohl als Rensi der Gründung von Regierungs-Stationen entgegenstellten, auf deren Unkenntniss des Wesens einer einheitlichen Verwaltung beruhte, wie sie in der Provinz Bahr-el-Ghasal damals unter Gessi-Pascha's Leitung geschaffen werden sollte. Ebenso wie die meisten Negerfürsten hielten sie die Seribenbesitzer für dasselbe, wie die früheren Verwalter der Kaufleute und wollten sich deren vermeintlicher Interessenwirthschaft nicht fügen. Junker wusste eine Zusammenkunft Uándo's mit Hókua herbeizuführen und sah mit gespanntem Interesse dem Moment entgegen, wo er den alten Fürsten kennen lernen sollte, der als einer der letzten der Fremd-Herrschaft widerstanden hatte. Aus einer ihn erwartenden Gruppe von A-Sandé erkannte er ihn an seiner Korpulenz sofort heraus. Fürstliche Abzeichen trug er nicht, solche verschmähte die alte Sandé-Dynastie, sein Rokko war nicht besser, als die Anzüge seiner Unter-

Digitized by Google

thanen und seine Hand umspannte keinen Wurfspeer, sondern — einen friedlichen Fliegenwedel. Wortkarg sassen sich die beiden Blutsverwandten gegenüber, da griff Junker zu dem Talisman, der ihm schon oft geholfen, zum Musikkasten, zur Spieluhr, die er bei sich führte. Die A-Sandé sind, wie wir früher sahen, völlige Musikenthusiasten . und so wirkte auch hier des klugen Forschers Mittel Wunder: Die Versöhnung kam zu Stande. Für Mbittima wurde später ein anderes Gebiet verfügbar; er wurde des letzten selbstständigen Mangbattu-Fürsten Mambangá Nachfolger südlich des Uelle und zwischen den feindlichen Brüdern lag also eine hinreichende Strecke Landes. Für Uándo aber, welcher auf ein behagliches Alter gerechnet hatte, als er sein Land bei Lebzeiten vererbte, scheint die Heimath mehr und mehr ihren Reiz verloren zu haben; denn nicht allzulange später finden wir ihn in Makaraká mit Frauen und Kindern, wo ihm Emin wohlwollend einen spärlich bevölkerten Bezirk als Wohnplatz anweist.

Wie bereits früher erwähnt, war es den Seribenbesitzern des Bahr-el-Ghasal-Gebietes bereits seit Jahren gelungen, im Norden der A-Sandé ihre Stationen vorzuschieben, indem sie die nach des mächtigen Königs Mabénge Tode mehr und mehr zunehmende Zerplitterung des Landes unter seinen Söhnen und Enkeln zu benutzen verstanden. Ein einheitlicher Staat hätte das Festsetzen der Nubo-Araber jedenfalls verhindern können; aber blutige innere Kriege brachen ihre Kraft, und ihre grosse Ueberzahl gegenüber den Söldnern der Kaufleute wurde durch ihre Zerfahrenheit und Uneinigkeit aufgewogen. Nachdem unter Jápati, Bogua, Nunge und Tómbo, Mabénge's Nachkommen, das Reich in zwei östliche und zwei westliche Bezirke ungefähr durch den 27. Längengrad getheilt war, trat unter den zahlreichen Söhnen dieser Herrscher eine weitere Theilung ein, und nachdem auch von diesen einige, wie Malingde und Aëso gestorben waren, griff die Parzellirung immer weiter Platz, da sich die jüngeren Söhne der Oberhoheit der ältesten Brüder nicht mehr beugen wollten. Mehr und mehr trat hiermit an Stelle der Handelsbeziehungen zu den Kaufleuten eine drückende Knechtschaft, die Eingeborenen wurden beraubt, in ihrer persönlichen Freiheit geschmälert und zum Frohndienste gezwungen. Die Plünderung ihrer Felder, die Wegführung ihrer Frauen und halberwachsenen Kinder in Sklaverei musste in allen okkupirten Gebieten eine grosse Unzufriedenheit erzeugen. (Junker musste bei seinem Eintritt in das A-Sandé-Land von Dem-Bekir aus südlich der

Digitized by Google

letzten Seriba Abd-es-Sit nicht weniger als 90 Kilometer einer unbewohnten durch die Araber verwüsteten Gegend durchreisen.) Als nun Siber's und seines Sohnes Soliman Macht auf der Spitze stand, stieg der Hass gegen die fremden Machthaber und die mit ihnen eindringenden kleinen Sklavenhändler, die Gallabun, auf's Höchste. Als Gessi den mächtigen Soliman geschlagen hatte, die früheren Peiniger mit Feuer und Schwert verfolgte und die geraubten Sklaven freiliess, da glaubten sie, von aller Frohnarbeit und allem Druck für immer frei zu werden und auch im Lande der A-Sandé, wie anderwärts, kamen ihm die Häuptlinge vielfach willfährig entgegen. Sie schickten Sendboten und Elfenbein an den neuen Gouverneur und dieser glaubte nicht besser die Situation ausnutzen zu können zur Durchführung seines humanen Programms, als dass er einigen bedeutenden Häuptlingen, nämlich Sassa, dem Enkel Nunge's und seinem Neffen Sémio im Westen, Ndóruma, Basimbé's Enkel, im Osten die Vollmacht von Verwaltern übertrug, ihnen Gewehre aushändigte und grosse Gebiete behufs Gewinnung für die Regierung und Ankauf von Elfenbein überwies. Freilich konnte er auch das arabische Element nicht ganz entbehren und beliess eine Anzahl der alten Seriben-Verwalter als Regierungs-Beamte im Dienste, wie Rafaï-Agha, Abd-Allah, Ali-Kobbo und andere. Die Distrikte konnten aber zunächst nicht streng begrenzt werden, und so führte dies schon zu mancherlei Unannehmlichkeiten für die Bewohner. Viele der Beamten betrieben ihre Gewaltthätigkeiten, ihre Plünderungen und Sklavenraub wie bisher, die entlassenen Negersoldaten und Dragomane der Seriben-Verwaltungen, sowie die kleineren mit Gewehren versehenen Häuptlinge glaubten sich zu Tyrannen aufwerfen zu dürfen. Kurz, Gessi's wohlmeinende Reformationen scheiterten auch im A-Sandé-Gebiet, wie andernorts am Mangel gleichgesinnter, mithelfender Arbeitskraft der Untergebenen und an der so nöthigen Ueberwachung der angeordneten Massregeln. Die Eingeborenen, ohne deren Arbeitsleistung und Dienste im Interesse der Regierung an eine Erhaltung und Organisation der Stationen nicht zu denken war, fühlten sich enttäuscht und liefen nachher urtheilslos den Mahdisten in die Arme.

Junker hat sich ein unvergessliches Verdienst erworben, dass er auf seinen Reisen allerorten die Verwaltungs-Prinzipien Gessi's den Häuptlingen gegenüber ins rechte Licht zu setzen wusste, um sie auf friedlichem Wege der Regierung zu gewinnen, dass er andererseits aber auch den Eingeborenen zu ihrem Rechte zu verhelfen suchte und den

Digitized by Google

Uebergriffen der Beamten entgegentrat, wo er immer dazu im Stande war. Er hat dadurch viel Segen gestiftet und eine Reihe solcher Männer, die unerschrocken zum Wohle der afrikanischen Stämme ihre Kraft eingesetzt hätten, würde viel Gewinn gebracht haben, wenn nicht der Mahdi-Aufstand schliesslich Alles über den Haufen geworfen hätte.

Einige der Häuptlinge thaten allerdings Alles, was in ihrer Macht stand, um sich ihre Selbstständigkeit zu erhalten und der Belehrung sich zu verschliessen. Zu diesen gehört Mbio, der Bruder Uándo's und Onkel Ndóruma's. Letzterer hatte den Elfenbeinhändlern gegenüber, als sie begannen, Plünderung und Sklavenraub in sein Land zu tragen, wie wir sahen, mit vollstem Erfolge Widerstand entgegengesetzt und zwei ihrer starken Expeditionen beinahe gänzlich vernichtet. Ende des Jahres 1878 ging aber Rafaï, damals noch Soliman's Verwalter, mit starker Macht gegen ihn vor und besiegte ihn. Er floh zu seinem Onkel Mbio, ward aber von diesem zurückgetrieben und musste sich Rafaï unterwerfen. Ndóruma stellte sich später Gessi zur Disposition, zu Mbio aber gingen alle unzufriedenen Köpfe, die dort das Eldorado der Freiheit zu finden wähnten. Junker machte wiederholt, aber stets vergebens, den Versuch, den Fürsten zu besuchen, um ihn zu gewinnen und mit der Regierung sowohl als mit dem aufs äusserste gegen ihn erzürnten Ndóruma zu versöhnen. Endlich sollte auch ihn sein Geschick ereilen. Nachdem er verschiedene Angriffe siegreich abgeschlagen, musste auch er dem Schwerte Rafaï Agha's erliegen (1882) und Junker gelangte 1883 noch in sein Gebiet, aber es war verwüstet und verödet.

Sémio und Sassa wussten sich ihre Stellung wohl zu Nutze zu machen und dehnten ihre Macht bis zum Uelle aus; namentlich mit Ersterem kam Junker vielfach in Berührung und schildert ihn als einen treuen Vasallen der Regierung.

Es erübrigt, von jenem Zweig der A-Sandé noch Einiges hinzuzufügen, welcher im Süden des Uelle sich niedergelasssen hatte und dort mit dem Volk der Mangbattu in nähere Berührung gekommen war.

Junker erzählt, dass schon Tómbo, der Bruder des Stammvaters der nördlichen A-Sandé-Fürsten Mabénge, mit den am linken Uelle-Ufer sitzenden A-Babúa im Kriege gelegen habe. Nach Casati's Bericht soll Tómbo's Sohn Ndeni, durch die Verhältnisse in seiner Heimath getrieben, ausgewandert sein und im Lande der A-Babúa seinen Tod gefunden haben. Dies sei die Veranlassung gewesen, dass

Digitized by Google

sein als Kind zurückgebliebener Sohn Kipa (auch Ntikima oder Tikima), ein Mann von aussergewöhnlich heldenmüthigem Sinn, seltener Energie und hoher Begabung, als er herangewachsen war, mit seinen Freunden ebenfalls den Uelle überschritt und das Land der A-Babúa, Rache und Blutsühne suchend, Alles vor sich her niederwerfend und verwüstend, durchzog, bis er das Grab seines Vaters gefunden hatte. Sein Ruf drang in seine Heimath und die Jugend seines Stammes, der Idió, strömte begeistert dem jungen Helden zu. Stark nun an Leuten und Waffen, wandte er sich, ausgehend von dem Punkte, wo der Uerre in den Uelle sich ergiesst, nach Osten, unterwarf in raschem Siegeszuge die A-Barmbo, hierauf die Verwandten der Mangbattu, die A-Bíssanga und stand dann vor den Grenzen des Mangbattu-Reiches, welches der tapfere Tuba regierte. Ein schreckliches Ringen der beiden kräftigen und von Siegesbewusstsein getragenen Volksstämme begann. Aber Tuba fiel in der Schlacht. Seine Schaaren flohen. Zwar wusste der Prinz, Munsa, mit Hilfe der A-Bangba, seiner Stamm-Verwandten, einen Sieg über die A-Sandé zu gewinnen, aber er bot in kluger Mässigung ihrem Führer Kipa die Hand zum Friedensschluss und trat ihm einen Strich seines Gebietes ab. Friedlich hausten seitdem die beiden Völker neben einander; Kipa setzte seine Söhne als Verwalter in den eroberten Landestheilen ein und richtete nunmehr seine Kriegszüge nach Süden gegen die Mabóde, in deren Lande er 1868 seinen Tod fand. Im westlichen Bezirk der A-Barmbo hatten die Söhne Mangi's (Kipa's Onkel) ihre Herrschaft ebenfalls auf das linke Uelle-Ufer ausgedehnt, aber mit der Zeit wussten die A-Barmbo grösstentheils von dem Joch der Fremdherrschaft sich zu befreien und die Nachkommen Mangi's sahen bei Junker's Besuch dieser Gegend (1882) ihre Gewalt beschränkt auf das Gebiet am unteren Uerre und Mbelima, sowie einzelne kleine Bezirke am linken Uelle-Ufer im A-Barmbo-Lande. Charakteristisch ist es für die Neger-Fürsten, dass diese Häuptlinge, welche so grosse Verehrung für das Andenken ihrer Vorfahren an den Tag legten, von ihren Vettern südlich des Bomokandi, deren nächster 100 bis 120 km entfernt war, gar nichts, kaum die Namen, wussten. Zu der östlichen Gruppe gehören die Fürsten, welche Miani, Junker und Casati aufgesucht haben und deren einer, Bauli, in der letzten tragischen Episode der Mangbattu-Fürsten eine Rolle spielte. Als König Munsa dem Verrath seines Neffen Nessógo zum Opfer gefallen war, floh sein Sohn Balanga zu Bauli. Die Araber

wussten aber ihn bei diesem in den Verdacht usurpatorischer Absichten zu bringen und Bauli liess ihn töten. Dies wieder diente aber den Verräthern zum Vorwande, gegen ihn vorzugehen. Sie töteten seinen Vater Mangi (Kipa's Sohn) und vertrieben ihn selbst aus seinem Lande.

Diese Fürsten: Kanna, Bakangái, Gandua, Bangojá, Gansi, Ssákkara, Ssebbú etc., lauter Söhne und Enkel Kipa's, hatten sich weit mehr, als die meisten der nördlicheren Vettern, die Charakterzüge ihrer Dynastie zu wahren gewusst und traten meist mit dem ganzen Stolz und der ruhigen Würde des Souverains auf; auch ihre Behausungen hatten sich in der alten würdigen Weise erhalten, wie sie bei den Mbanga's im Norden selten mehr zu finden war. So beschreibt Junker das Mbanga Bakangái's, indem er hinzufügt, dass Alles, was er dort sah, durch seinen grossen Zuschnitt die Macht und Grösse eines afrikanischen Herrschers in höherem Maasse verkündete, als er es bei solchen bislang gesehen habe. Die Wohnhütten des Herrschers breiteten sich über einen freien Platz aus, der von Ost nach West etwa 1000, in der Breite etwa 500 Schritte mass; wohl an 200 Hütten für die arbeitenden Sklavinnen standen in zwei langen Reihen am Rand desselben. Der östliche, breitere Theil des Platzes war sorgfältig von Gras gereinigt und diente für die täglichen Zusammenkünfte; dort sass Bakangái gewöhnlich unter einem Baum, während lange Baumstämme in sehr ehrerbietiger Entfernung, 40 bis 75 Schritt vom Gebieter, den Versammelten als Sitze dienten, hinter ihnen Gerüste aus Pfosten und Langbäumen zum Aufhängen der Waffen. „Nebenan stand die gegen Regen und Sonne schützende Versammlungs-Halle, 65 Schritt lang und 25 Schritt breit, so dass sie unseren Reitbahnen gleichkam. Ihr künstlich gefügtes Blätterdach ruhte auf zahllosen Pfeilern, die in der Mittellinie den First und an den Seiten in mehreren Reihen die beiden Dachschrägen stützten. Eine $1^1/_2$ m hohe Lehmwand schloss die Halle, in der es daher trotz der auf allen Seiten angebrachten Thüröffnungen halb dunkel war. Die eine Ecke barg einen abgesonderten Raum, wohin der Herrscher sich nach Gutdünken zurückzog. Auch an Schmuck fehlte es nicht, denn ein begabter A-Sandé-Zeichenkünstler hatte allerlei Gegenstände aus der Natur, zwar in rohen Umrissen, aber deutlich erkennbar, an die Wand gemalt." Gegenüber den schönen Kunstbauten der Mangbattu erschien die Halle allerdings wenig sorfältig und akkurat ausgeführt, aber sie wirkte durch ihre gewaltige Grösse. Alle anderen grösseren und kleineren Hütten

Digitized by Google

waren mit Lehmwand und Kegeldach nach A-Sandé-Brauch rund hergestellt. Südlich hinter der Hüttenreihe der Sklavinnen lagen innerhalb eines Pallisadenzaunes die Wohnungen der auserwählten Frauen des Fürsten im Schatten der Bäume. Hier in seinem Paradies, umgeben von einer Rotte kleiner Knaben, theils seinen Söhnen, theils seinen Neffen, empfing Bakangái mit Vorliebe den Reisenden, bewirthete ihn mit Mehlbrei von Telebun-Getreide (Eleusine) nebst der Zukost aus Kürbiskernen und öffnete ihm die Schleusen des köstlichen aus Eleusinekorn hergestellten Negerbieres (Batossi). Dabei beschäftigte er sich, seine Jungen nach Möglichkeit zu verhätscheln, schob ihnen Breiklösse in den Mund und liess sie sogar an den Bierkrügen nippen.

Von Junker liess er sich alle seine Vorräthe an mitgebrachten Lebensmitteln, Tausch-Objekten und Geschenken zeigen, war wissbegierig, sich Alles erklären zu lassen, bewahrte aber einen anerkennenswerthen Anstand, indem er keine unverschämten Forderungen stellte, wie es sonst bei den afrikanischen Fürsten sehr häufig der Fall ist. Junker machte hier die Erfahrung, welche er bereits bei den A-Sandé in Makaraká gemacht hatte, dass die A-Sandé ebenso wie die Mangbattu und die Bantu-Stämme der Wanjoro und Waganda ein ganz überraschendes Verständniss für bildliche Darstellung körperlicher Gegenstände zeigen und sich hierin in vortheilhafter Weise von den Arabern und Nubiern unterscheiden. Sie erkannten in den Abbildungen nicht nur die Gegenstände und die Typen der verschiedenen ihnen bekannten Neger-Stämme wieder, sondern hatten auch soviel Verständniss für photographische Familienbilder des Forschers, dass sie dieselben im Gedächtniss behielten und ihren Angehörigen zu deuten wussten. Wohingegen Junker erzählt, dass ein ägyptischer Pascha in Chartum es durchaus nicht zusammenreimen konnte, dass ein menschliches Gesicht im Profil nur ein Auge und ein Ohr zeigt, und das Porträt einer stark dekolletirten Pariser Lebedame für das eines bärtigen sonnverbrannten amerikanischen See-Offiziers hielt, welcher ihm diese Photographie zeigte. Aber wenn auch Bakangái alle Dinge gewissenhaft sich erklären liess, wollte er doch von allem ihm Angebotenen nichts geniessen, dagegen mussten seine Begleiter sich opfern und auf die Gefahr hin, vergiftet zu werden, so schauerliche Dinge versuchen, wie Sardinen aus einer drohend geöffneten Büchse, unheimlich schwarzen Kaffee u. dgl. Wohl aber liess er sich eine Scheere schenken, schnitt mit derselben aus einem Bilderbuch ihm bekannte Gegenstände aus

Digitized by Google

und folgte dem in ihm, ganz charakteristisch für den Neger, erwachenden kindischen Zerstörungstrieb, indem er seinen Jungen Löcher in den Rokko schnitt und begann, ihre Haare zu stutzen; einige beschnitt er so ausgiebig, dass sie bald zum allgemeinen Jubel schier kahlköpfig dasassen. Nicht anders benutzte er ein Brennglas, dessen Wirkung er bald erfasst hatte, um seinen Jungen Löcher in ihre Bekleidung zu brennen.

Die Gastfreundschaft, welche Bakangái den bei ihm weilenden Fremden erwies, ist übrigens durchweg den zentralafrikanischen Völkern nördlich des Aequator eigen und unterscheidet sie wesentlich von denen an der Ostküste. Es ist absolut unmöglich, etwas käuflich zu erwerben, denn dem Eingeborenen fehlt jeder Maassstab zur Schätzung unserer Werthgegenstände. Dagegen suchen die Häuptlinge selbst den höchsten Ansprüchen an ihre Gastfreundschaft gerecht zu werden.

Erscheinen die Gäste in grosser Zahl, so lässt der Oberhäuptling an seine Unterthanen weithin den Befehl ergehen, das Erforderliche — und dies besteht aus Mehlbrei auf Holzschüsseln und der verschiedenartigen Zukost (Blättersaucen, Termiten, Sesam, Kürbiskerne, gedörrtes und gekochtes Fleisch) in kleinen verbundenen Töpfen zur bestimmten Zeit nach dem Mbanga zu schaffen. Der Wirth besichtigt das Herbeigebrachte und lässt es dann vor den Vornehmsten der Gäste hinstellen, welcher die Vertheilung vornimmt. Dabei ist zu bemerken, dass bei dieser Speisung häufig von Hunderten hungriger Menschen ein hoher Grad von Ruhe, Ordnung und Anstand herrscht. „Das Hasten, Stossen und Drängen, welches der satte Kulturmensch beim Stürmen eines Büffets nicht lassen kann, kennt der ungesittete Schwarze nicht.“ Zufällig Hinzukommende werden zum Mitessen eingeladen und von den häufig nur kärglichen eigenen Lebensmitteln wird ohne Zögern abgegeben. Und dies sind heidnische Naturvölker, denen die Sitten und Gebote des Islam noch fremd sind.

Wie bereits bemerkt, zeigen die A-Sandé eine ausserordentliche Pietät für das Gedächtniss ihrer Vorfahren. Junker erhielt hierfür einen schlagenden Beweis gelegentlich seines Aufenthaltes bei Kanna, dem ältesten Sohn Kipa's, welchem als solchem es oblag, das Gedächtniss seines Vaters mit den alten höchst seltsamen Gebräuchen des alten Fürstengeschlechtes zu ehren. Der Fürst empfing ihn in einem aus nur wenigen Hütten bestehenden Weiler, auf einer Matte sitzend, umgeben von einem weiten Halbkreis seiner Untergebenen.

Digitized by Google

Auf dem männlich scharfen strengen Gesicht, das von einem angegrauten Vollbart umrahmt war, zeigte sich keine Regung von Staunen oder Freude, obgleich er noch nie mit einem Weissen in Berührung gekommen war. Jeden Schmuck verschmähend, trug er nur den Rokko und eine Kopfbedeckung von Leopardenfell, die aber seltsamer Weise am Stirnrand mit einem Kranz europäischer weisser Hemdenknöpfe verunziert war. Ein Bündel Lanzen wurde dem Reisenden zu Füssen gelegt „als der Gruss des verstorbenen Kipa". Und es stellte sich bald heraus, dass man sich in dem Mbanga Kipa's befand und nicht in demjenigen Kanna's, von dem Junker angenommen, dass es wohl in Folge des kürzlich beendigten unglücklichen Krieges mit dem Mangbattu-Fürsten Ssanga so wenig fürstlich aussähe. Kipa war, wie bereits erzählt, im Jahre 1868 bei den Mabóde gestorben und seinem letzten Willen gemäss am Ort seines Todes mit Kleidern, Waffen und Schmuck begraben worden. Da man aber in allen angrenzenden Ländern ihn wie einen Halbgott verehrte und allen von ihm herrührenden Gegenständen die Kräfte eines Talisman zuschrieb, kamen die Mädje und raubten seinen Leichnam. Da verbanden sich aber Kipa's Söhne Mangi und Kanna mit Munsa, straften die Räuber durch ein schreckliches Blutbad und begruben die Gebeine in ihrem Lande. Die Urne, welche seine Ueberreste enthält, wurde in einem eigens für dieselben erbauten Mbanga von 25 jungfräulichen Weibern bewacht, so erzählt Casati, das Feuer brannte beständig in der Totenhütte und Speisen wurden täglich dort niedergelegt; ja selbst Sklaven wurden nach einem Kriegszuge dort geopfert und verwesten dann gleichfalls an Ort und Stelle. Kanna glaubte durch den unglücklichen Krieg mit Ssanga seines Vaters Missmuth erregt zu haben und auch anderseits es ihm zu schulden, dass er den Fremden (Junker) einige Tage bei seinem Grabe weilen lasse.

Auch sonstige alte Gebräuche der A-Sandé-Fürsten wurden an Kanna's Hofe aufrecht erhalten. Keinen Gegenstand nahm er unmittelbar aus der Hand des Untergebenen entgegen, sondern liess ihn vor sich hinlegen; jedes Gähnen, Husten und Räuspern des Herrschers wurde von der versammelten Menge mit lautem Zuruf beantwortet; beim Herantreten an den Fürsten gingen die Unterthanen mit gebücktem Rücken, und mit gebeugtem Knie blieben sie stehen, in gekrümmter Haltung zogen sie sich wieder zurück. Seine Reden endlich unterbrach eine hinter ihm stehende Weiberschaar von Zeit zu Zeit, um lautschallende Rufe in langgedehnten Trillern auszustossen.

Digitized by Google

Die tägliche Uebung in langen bilderreichen Reden ist es wohl, was das Denk- und Begriffs-Vermögen der Häuptlinge viel entwickelter erscheinen lässt, als das der Untergebenen; denn, wenn auch die Neger ebenso wie die Europäer verschieden beanlagt sind betreffs ihres Begriffsvermögens, so fehlt doch der Unterschied, welcher bei letzteren in Folge der verschiedenen Erziehung und Schulung die betreffenden Volksschichten scheidet. Auch die Frauen sind bei den A-Sandé durch ihre gedrückte sklavische Stellung verhindert, aus ihrer geistigen Beschränktheit herauszutreten, wie die Frauen der Mangbattu, denen eine viel grössere Freiheit und Selbstständigkeit gestattet wird. Freilich erscheinen sie in Folge dessen auch sittsamer und zurückhaltender, als die letzteren. Es kann nicht verschwiegen werden, dass die A-Sandé neben den mancherlei Eigenschaften, welche edlere Herzensregungen und Fähigkeiten für idealere Genüsse darzulegen scheinen, andere Eigenthümlichkeiten haben, welche uns mit Abscheu erfüllen und abstossen. Es ist dies vor Allem ihr Kannibalismus, von dessen Gräueln sich Schweinfurth und Piaggia, so gut wie Casati und Junker wiederholentlich überzeugt haben. Er brachte ihnen den Beinamen Niamniam, sowie den östlichen Stämmen der Idió und Bombé den Namen Makaraká, welcher Menschenfresser bedeutet. Schweinfurth erzählt, dass Mohammed Abd-es-Sammat eine Razzia gegen die Babúckur unternommen, um seine hungernde Karavane mit Getreide zu versorgen. Grosse Schaaren der botmässigen A-Sandé kamen hierbei zur Verwendung, und da er die Expedition nicht selbst begleitete, so liessen sich auch die Schandthaten nicht vermeiden, welche der Wildheit der gegen einander Kämpfenden entsprachen. Natürlich wurden auch Sklavinnen gemacht und auch die A-Sandé wussten sich solche zu verschaffen, die sie alsdann ihren Bedürfnissen entsprechend verwertheten: „die jüngeren für das Haus, die älteren für Acker und Hof, die ältesten für die Küche — und den Magen!“ Drei Schädel brachten ihm die Eingeborenen wenige Tage nach dem Kriegszuge in frisch gekochtem Zustande. Eine andere haarsträubende Szene erlebte derselbe Gelehrte in diesen Tagen. In einem Weiler fand er vor der Thür der ersten Hütte eine alte Frau sitzen und Kürbisse zur Speise zurichten, wobei ihr einige Kinder halfen; gegenüber sass gleichgültig ein Mann, sich mit der Mandoline die Zeit vertreibend. „Zwischen beiden aber lag auf eine Matte hingestreckt, unbedeckt und den glühenden Strahlen der Mittagssonne preisgegeben ein neugeborenes Kind, noch hell und

Digitized by Google

roth. Alle paar Minuten gab es einen schwachen Athemzug von sich.“ Die Mutter hatte man als Sklavin fortgeführt, nachdem man ihr das Kind abgenommen, dessen Pflege ihre Verwerthung für die Arbeit beeinträchtigt haben würde. Das Würmchen liess man liegen, bis es verendet sein würde, um es dann — in den Kochtopf zu stecken.

„Warum gerade begabtere, auf höherer Kulturstufe stehende Naturvölker der Anthropophagie ergeben sind,“ sagt Junker, „bleibt uns zwar ein ungelöstes Räthsel, ist aber eine nicht zu bestreitende Thatsache. Die Bewohner der äquatorialen Kongo-Region sind mehr oder minder gleichfalls dem Kannibalismus zugethan und nehmen unter den Flussanwohnern dennoch hinsichtlich ihrer Befähigung eine bevorzugte Stellung ein.“ Schweinfurth fügt dem noch den Vergleich mit den Fidschi-Insulanern und Karaïben hinzu. Es ist eben nur der Naturtrieb, dem sie folgen. Es schmeckt ihnen und sie sehen in völliger Harmlosigkeit keinen Grund, das zu verschmähen, was ihnen schmeckt.

Eine andere wenig angenehm berührende Seite ist der Glaube an Hexerei und Zauber, welchen die A-Sandé übrigens mit wohl allen äquatorialen Völkern gemein haben. Regenmacher und Wunderdoktoren spielen mit ihrem Hokuspokus eine grosse Rolle und vielfach wird die Ursache von Krankheiten auf Behexung zurückgeführt. Die angeschuldigten Personen werden entweder dem Orakel des Bänge unterworfen, oder auch jämmerlich zerprügelt in die Einöde ausgestossen.

Die Strafen für Rechtsvergehen bestehen meist in Körperverstümmelungen; so werden wegen Verführung einer Frau oder wegen Untreue verschiedene Körpertheile z. B. die Finger abgeschnitten oder abgehackt. Die Männer büssen dabei meist die drei Glieder aller Finger ein, während die betheiligte Frau oft mit dem Verlust der Fingerspitzen davonkommt. Auf Diebstahl steht dieselbe Strafe, jedoch scheint derselbe sehr selten vorzukommen. Dr. Junker weiss die Ehrlichkeit des Volkes zu rühmen, da ihm niemals von dessen Angehörigen eine Veruntreuung bekannt geworden ist. Selbst wenn die Träger seiner Gepäckstücke auf anderem Wege oder verspätet und vereinzelt im Lager eintrafen, ja selbst wenn zurückgelassenes Gepäck erst andern Tages ankam, war es immer unberührt und in gutem Zustande. Neben dem Abschneiden der Finger kommt auch das der Nase, der Ohren und der Lippen vor.

Bei allen Urvölkern haben die Gebräuche und Feierlichkeiten bei Begräbnissen ein besonderes Interesse, weil diese meist mit zäher

Digitized by Google

Hartnäckigkeit aus den ältesten Zeiten festgehalten worden sind und sowohl über die religiösen Anschauungen als über die Herkunft des Volkes Schlussfolgerungen gestatten. Es ist deshalb gewiss nicht unwichtig, dass Dr. Junker in Makaraká eine Totenfeier der A-Sandé erlebte. Fadl 'Allah, der Verwalter von Kabajendi, war gestorben und er wurde wie ein eingeborener Stammes-Fürst betrauert, denn fast sein ganzes Leben hatte er im Lande verbracht und die Hunderte von Sklaven und Sklavinnen, die nun plötzlich ihres Oberhauptes, Ernährers und Versorgers beraubt waren, beschrieen und beweinten ihn, sei es aus Anhänglichkeit, sei es aus Besorgniss für ihre Zukunft. Wie den Zentral-Afrikanern im Allgemeinen ein lautes geräuschvolles Wesen eigen ist, so zeigt es sich auch bei den Leichen-Feierlichkeiten in unbändigem Lärm. Die Weiber gehen hierin voran, wie wir sie ja seit uralten Zeiten im Pharaonen-Reiche ihre Rolle als Klageweiber spielen sehen, mit entblössten Brüsten am Sarge des verstorbenen Herren und Gatten kauernd, und das Totenschiff mit ihrem Wehklagen begleitend, und wie sie dieselbe wohl bei jeder afrikanischen Leichenfeier seit Jahrhunderten gespielt haben. Allerdings sind die Schmerzens-Aeusserungen, wie so manches andere in den Gebräuchen und Gebahren der Afrikaner, unseren Anschauungen gänzlich fremd und entgegengesetzt. Die 60 bis 70 Weiber, welche wehklagend die Seriba durchzogen, schlugen der Reihe nach Purzelbäume, wälzten sich im Staub und ahmten in allen Ecken und Winkeln das Geschäft des Suchens nach, beständig rufend: „Ja sîdi! Fadl 'Allah fen? Kadab, Kadab! Oh mein Herr! Wo ist Fadl 'Allah? Lüge! Lüge;“ sie rutschten auf den Knieen und Händen unter den vorstehenden Strohdächern herum, gruppirten sich dann von neuem, um weiterzuziehen, ununterbrochend heulend, quiekend und jammernd. Im Laufe des Tages waren es ausschliesslich Weiber, welche sich diesen theilweise wirklich empfundenen Schmerzens-Bezeugungen ohne Unterbrechung hingaben. Am Abend wurden Trommeln in Bewegung gesetzt, wodurch die Feierlichkeit vollends den Anschein eines „Kungo“ (d. h. Musik, Tanz und Merissa) gewann, an dem sich nun auch Männer und Knaben, Diener und Sklaven Fadl 'Allah's betheiligten. Einzelne der Sklavinnen, die dem Verstorbenen wahrscheinlich im Leben besonders nahe gestanden, benahmen sich geradezu unheimlich und bezeugten tiefe und grosse Leidenschaftlichkeit.

Nachdem das Wehgeheul bis in die Nacht gedauert, fing es andern Tages mit dem frühesten wieder an. In den Umzug der

Digitized by Google

Weiber, der ununterbrochen fortdauerte, kam nun mehr Regelmässigkeit und Ordnung; in mehrere grössere Gruppen getheilt und im Gänsemarsch trabend, führten sie, überall hindurchkriechend, Schlangenlinien aus, die sich von einem Gehöft zum andern hindurchzogen. Endlich gestaltete sich die Totenfeierlichkeit zu einem wahren bal costumé. Diejenigen Frauen, die sich eines Kleidungsstücks oder sonstigen Gegenstandes von Fadl 'Allah bemächtigen konnten, erschienen in denselben gehüllt und gewährten einen wahrhaft komischen Anblick. So sah man eine im übrigen vollständig nackte Gestalt den langen Schlafrock ihres Herrn tragen, eine andere hatte ein Hemd desselben angelegt, eine dritte die Weste u. s. w., während wieder eine andere mit dem langen, abessinischen Schwert des Verstorbenen herumlief. Die übrigen schmückten sich mit aus den Hecken herausgerissenen Schlingpflanzen und trugen Lanzen, Stöcke, Maisstauden in der Prozession umher. Denkt man sich hierzu noch Gesicht und Körper mit der auf das Haupt gestreuten Asche verunreinigt, den Boden, auf dem sie sich wälzten und überschlugen, durch einen tropischen, strömenden Regen aufgeweicht, so kann man sich ungefähr ein Bild von der tollen Hexenküchen-Gesellschaft und ihrem Treiben machen.

Je länger dieses Treiben dauerte, desto mehr nahm es den Charakter einer Lustbarkeit an; zeigten auch einige Weiber wirklich empfundenen Schmerz, so gewann bei der Mehrzahl allmählich der Ausdruck des Vergnügens die Oberhand; durften sie doch schreien, allerlei Possen treiben und die Arbeit liegen lassen. Vier Tage wohnte Dr. Junker diesen Feierlichkeiten bei, dann war er froh, denselben entrinnen zu können. Sie währten aber 15 Tage und arteten schliesslich in einen echten Kungo aus.

Schweinfurth ergänzt diese Schilderung durch die Mittheilung, dass jeder Sandé der Trauer um den Verlust eines nahen Angehörigen dadurch Ausdruck verleiht, dass er sich das Haupt scheert und den kostbaren Haarputz, seinen Stolz, seine Freude und die Frucht langwieriger Mühewaltung von liebenden Frauenhänden, rücksichtslos zerstört. Die abgeschnittenen Flechten und Zöpfe werden auf den Pfaden der Wildniss weithin zerstreut. Stirbt ein Häuptling, so wird (nach Junker) der Leichnam ein Jahr lang, Kopf und Gesicht mit Strohmatte bedeckt, auf einem Angareb sitzend, über einem beständig erhaltenen Schmauchfeuer geräuchert, vor ihm stehen Speisen und ein Topf Merissa. Erst nach Verlauf dieser Zeit wird er begraben. Zu diesem

Digitized by Google

Zweck wird (nach Schweinfurth) der Körper festlich geputzt mit Fellen, Federn und Rothholz; Vornehme werden bald sitzend auf ihren Bänken, bald in einem ausgehöhlten Baumstamm sargartig verschlossen, beigesetzt, nachdem man sie auf ihren gewöhnlichen Schurz gebettet. Mittelst Holzverschlages wird eine seitliche Kammer neben der Grube hergestellt, in welche die Leiche gebracht wird, so dass sie nicht direkt mit Erde beschüttet bezw. belastet wird, eine Sitte, welche eigenthümlicher Weise genau den Vorschriften des Islam entspricht. Die Männer werden mit dem Antlitz nach Osten, die Weiber nach Westen gekehrt, bestattet. Ueber der Grabdecke wird ein Tukul errichtet, den man jedoch bald seinem Verfall überlässt, falls nicht besondere Pietät, wie bei dem Grab Kipa's zur Fürsorge und Pflege verpflichtet.

Der Tanz der A-Sandé, welcher bei der grossen Volksbelustigung, dem Kungo, nicht fehlen darf, wird von Männlein und Weiblein ausgeführt. Junker schildert ihn folgenderweise: „In einem weiten, nach der einen Seite offenen Kreise umgeben die Makaraká die in der Mitte aufgestellten Musiker (Trommeln und Kürbishörner). Dem Zentrum zugekehrt, den Oberkörper etwas nach vorn gebeugt, die Arme schlaff vor sich gestreckt, in der Haltung etwa, in welcher man einen Gegenstand Jemandem hinreicht, bewegten sich die Füsse nach dem Takt, bald trippelnd, bald sie übereinandersetzend, wobei sich die ganze Gesellschaft, deren Flügelmann und Vortänzer der Häuptling war, sehr langsam von links nach rechts fortbewegte. Die Hände wurden, bei vorgehaltenem Oberarm, gleichmässig auf und ab bewegt, als wollten sie das Ausschütten eines Gefässes mit beiden Händen nachahmen, hierzu wurde auch nach dem Takt der laut schallenden Musik von Allen gleichzeitig der Kopf von der einen nach der andern Seite geworfen. Der Tanz, anfangs in ruhigem Tempo, nahm an Lebhaftigkeit zu, der Vortänzer gab das Zeitmaass an. Nach mehrmaligem Umtanzen des Kreises änderten plötzlich Alle durch eine Vierteldrehung nach rechts ihre Stellungen, so dass jetzt die Tänzer wie im Gänsemarsch hintereineinander standen. In verändertem Tanzschritt hüpften sie nun weiter, sich gegenseitig zu immer lebhafterer Thätigkeit anspornend.“ Im Schweisse ihres Angesichts verdienten sie sich ihr Vergnügen stundenlang, scheinbar unermüdlich, nach dem Klange der Kürbishörner zu springen, zu trippeln und hüpfen. Für uns Kultur-Menschen wäre das wahrscheinlich nicht nur zu ermüdend, sondern auch zu langweilig.

Digitized by Google

Bei einer anderen Gelegenheit wurde Junker dadurch überrascht, dass mitten im Tanze plötzlich eine kriegerische Gestalt, mit Schild und dem gebogenen Sandé-Säbel bewehrt, in Sprüngen auf dem Platze erschien und einen Solo-Kriegstanz auffuhrte. Die Sprünge, Deckungen mit dem Schild, die Säbelhiebe in die Luft wurden mit solchem Eifer und Behendigkeit ausgeführt, als ob es sich in Wirklichkeit darum handelte, einen Lindwurm zu erschlagen. Es schien, als halte der Krieger den Reisenden für einen gefährlichen Gegner, dem sein Kampfesmuth galt, die Säbelklinge pfiff ihm einigemale an den Ohren vorbei, dass er sich unwillkürlich zurückbog. Da sprang von der anderen Seite Bándua, der Häuptling selbst, in kriegerischem Schmuck hervor, führte dieselben Sprünge aus, wie der andere Tänzer, näherte sich hierauf diesem, den er zum Gegner nahm und bekämpfte; das Beschleichen, Zurückweichen, Springen und Schreien, alles wurde so gut dargestellt, dass sich die beiden in die volle Wirklichkeit hineinspielten, lebhaft wurden und sich derart erhitzten, dass sie schliesslich durch die umstehenden Zuschauer getrennt werden mussten. Die Leute mögen wohl aus Erfahrung wissen, dass bei der Leidenschaftlichkeit, mit welcher die Afrikaner selbst den Vergnügungen sich hingeben — welche Unermüdlichkeit zeigen sie bei Tanz und Spiel! — sehr leicht bei den Kampfspielen Verletzungen vorkommen. Bándua machte nun auch Scheinangriffe auf Junker, es sollte dies eine Ehrenbezeugung sein, und liess seinen Säbel vor seinem Gesicht herumschwirren, dann aber sah er seinen imaginären Feind — der andere Tänzer war zurückgetreten — besiegt zu seinen Füssen und hieb und stach nun darauf los, um ihm den Garaus zu machen. In Schweiss gebadet, endete er seine interessante Vorstellung, indem er seinen Oberkörper tief herabneigte und um dem Gast Ehrerbietung zu beweisen, den Kopf auf seine Hand legte.

Obschon auch bei den A-Sandé, wie bei allen Afrikanern, die Vielweiberei Sitte ist, d. h. Jedermann sich soviel Frauen anschaffen kann, als er im Stande ist, zu erwerben und zu unterhalten — daher die Fürsten die meisten Frauen haben, — so basirt doch die Ehe auf gesunden Grundlagen, auf der Ehrenhaftigkeit der Frauen und der Anhänglichkeit der Männer an ihre Frauen. Für erstere liefert schon das im Lande allgemein bestehende Institut lüderlicher „Nsanga“ den besten Beweis. Diese rekrutiren sich grösstentheils aus kinderlos gebliebenen Frauen, die von ihren Männern fortgejagt wurden. Kinder-

Digitized by Google

segen ist auch hier das beste Siegel unverbrüchlicher Liebe und Anhänglichkeit. Mutter vieler Kinder zu sein, ist, wie bei den Arabern, die grösste Ehre der Frau. Eine arge Unsitte gerade der fürstlichen A-Sandé erwähnt Junker, nämlich, die eigene Tochter zur Gattin zu erheben, was jedoch nur mit deren eigenem Einverständniss geschehen kann. Die Eheschliessung geschieht nur bei den unteren Volksschichten durch Werbung beim Vater mittelst eines Brautgeldes von 30 bis 40 Lanzenspitzen. Wirbt ein Mann von fürstlichem Geblüt um die Tochter eines ihm fremden Herrschers — und wie verbreitet ist das fürstliche Geblüt! und fremd sind sie sich meist, da sie sich nicht besuchen — so ist er jedenfalls durch irgend welche nahestehende Person auf sie aufmerksam gemacht worden. Auf diplomatischem Wege, nämlich durch Uebersendung von Freundschafts-Geschenken an den Schwiegervater, ist der Freier bestrebt, seine Absichten klar zu legen; und wenn jener glaubt, für seine Ansprüche genügende Geschenke erhalten zu haben, übersendet er die Tochter — es ist also eine Bezahlung der Brautsteuer in noblerer Form. Ist übrigens der Bräutigam in der Voraussetzung, eine unberührte Gattin zu erhalten, enttäuscht, so schickt er das Mädchen dem Vater, auf den der Schimpf fällt, zurück und erhält alle seine Geschenke wieder. Schweinfurth erwähnt auch eine andere Form der Brautwerbung, welche darin besteht, dass der Ehelustige sich an seinen Fürsten oder Häuptling wendet, welcher ihm eine Frau nach seinem Geschmack verschafft.

Um zum Schluss den Eindruck des aus reinem, edlem Blute stammenden Sandé zu charakterisiren, gebe ich die Schilderung Junker's vom unverfälschten Fürsten: gross gewachsen, eine schöne, männliche Gestalt, vereint mit würdevollem Wesen, mit der Ruhe, dem besonnenen, auf Nachdenken begründeten Urtheil und mit dem Stolz, der weit berechtigter ist, als die sinnlose Ueberhebung der Mangbattu-Fürsten. „Diese Charakterzüge sind aber auch vielfach den Leuten aus dem Volke eigen und berührten mich nach dem langen Verkehr mit den flatterhaften, zudringlichen und vorlauten Mangbattu doppelt angenehm.“

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Vierte Rassenreihe. Die Mangbattu-Stämme.

Bei keiner der verschiedenen Rassenreihen gehen die Ansichten der verschiedenen Forscher bezw. Autoren so weit auseinander bezüglich der Zusammengehörigkeit und Verwandtschaft der Stämme als bei den Mangbattu. Der Name ist entlehnt von demjenigen Volksstamm, welcher mittelst der Suprematie es vermochte, die beherrschten Stämme nicht nur in die Staatsform einzufügen, sondern auch, ihnen Sitten und Gebräuche, ja zum Theil selbst die Sprache einzuimpfen.

Es ist in Folge dessen ungemein schwer, die einzelnen Volksstämme auf ihre verwandtschaftliche Zugehörigkeit zu prüfen. Anderseits aber ist wohl anzunehmen, dass diese Uebertragung ihrer Sitten in der kurzen Zeit von zwei Generationen, denn länger soll das Reich am Uelle und Bomokandi nicht bestanden haben, nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht eine gewisse Stamm-Verwandtschaft derselben entgegengekommen wäre. Es scheint also die Annahme Junker's gerechtfertigt, und sie wird durch Dr. Emin unterstützt, dass all die (früher namentlich angeführten) Völkerstämme, welche unter Munsa's Szepter standen, einen gewissen Verwandtschaftsgrad besassen, also in ganz anderem Verhältniss zu einander standen, als die verschiedenen Volksstämme im Lande der A-Sandé, welche zu diesen, ihren Eroberern und Herren, eben gar keine verwandtschaftlichen Beziehungen hatten.

Um zu zeigen, wie weit die Ansichten auseinandergehen, sei hier nur angeführt, dass Casati die Mädje als einen vor der Mangbattu-Einwanderung eingesessenen, unterworfenen Stamm ansieht, während Junker und Emin sie den Mangbattu als allernächste Verwandte beifügen. Betreffs der A-Bíssanga, Maigó, Mangballe und A-Bangba sind wohl Alle einig, obgleich dieselben eine abweichende Sprache haben. Auch die Babúckur (Mabugguru-Majanga nach Emin) und die Mundú, als einen Zweig der A-Bangba oder Maigó (Emin bezw. Junker), zählen zu den Mangbattu-Stämmen und bezüglich der A-Barmbo scheinen sich Emin und Junker auch ziemlich einig zu sein. Ersterer geht aber noch weiter und rechnet die Niapú (nach Junker ein Stamm der A-Madi) und sogar die Mabóde hinzu, bemerkt aber im Allgemeinen: „Es ist ohne umfassende sprachliche Forschungen schwer, heute die Ureinwohner des Landes von den Einwanderern — den Mangbattu — zu

scheiden und andererseits die verschiedenen Konstituenten jener und die eigentlichen Stämme dieser zu sondern. Fragt man im Lande nach den Komponenten des Mangbattu-Volkes, so erhält man eine lange Reihe von Namen, wie Meadje, Mabissanga, Mabode, A-Barmbo, Niapú etc., von denen ein gut Theil ebensowenig Anspruch darauf erheben dürfen, wirkliche Mangbattu zu sein, wie die Momfú, die Loggo und andere ihrer Nachbarn. Und doch sind heute alle die genannten Stämme durch Zwischenheirathen und Vermischungen, Sitten, Gebräuche und auch Sprache so fest zementirt, dass sie selbst als Unter-Abtheilungen des einen Mangbattu-Volkes sich nicht allein bekennen, sondern auch fühlen. Das Faktum übrigens, dass die eigentliche Mangbattu-Sprache die Ursprachen ganz in den Hintergrund gedrängt hat, dass in Mangbattu Leute sich als Mangbattu geriren, die weder solche sind, noch mit Mangbattu verwandt erscheinen, ist bei Betrachtungen über die Ethnologie des Landes wohl zu beherzigen."

Die zu den Mangbattu zu rechnenden Stämme wohnen bis auf einige Bruchstücke und Kolonien auf dem linken Ufer des Uelle (3° 30′ n. Br.) und nehmen das ganze Flussgebiet des Gadda und den Unterlauf des Jubba ein; nach Süden dehnen sich ihre Wohnsitze, vielfach in die angrenzenden Momfú und Mabóde hineingreifend, bis zum Népoko hinab (2° n. Br.). Einschliesslich der Mundú und Babúckur wird ihr Gebiet ungefähr 450 deutsche geographische Quadratmeilen umfassen, jedoch ist dieser verhältnissmässig kleine Bezirk grösstentheils sehr stark bevölkert und hierin von dem mit unbewohnten Grassteppen so vielfach bedeckten A-Sandé-Lande wesentlich verschieden. Nach Emin soll die Dichtigkeit der Bevölkerung nach Norden abnehmen; ein allgemeiner Zug der Mangbattu, nach Süden vorzudringen, macht sich überall bemerkbar.

Die erste Kunde von einem Volke Monbuttu (so nennt Schweinfurth und auch Emin Pascha die Mangbattu) kam nach Europa im Jahre 1868 durch den damaligen Medizinalchef von Chartum, Dr. Ori, welcher seine über die letzten Züge der Elfenbeinhändler eingezogenen Erkundigungen mittheilte. Hieraus liess sich feststellen, dass im Süden der A-Sandé an einem bisher unbekannten, dem Nil nicht tributären Flusse ein Volk von hellerer Hautfarbe und überraschend hoher Kulturstufe sesshaft sei. Neben dem Namen Monbuttu erhielt dasselbe durch die nubischen Händler den anderen Namen Guruguru, welcher die dortige Sitte des Durchlöcherns der Ohrmuschel

Digitized by Google

andeuten sollte. Von der Kunstfertigkeit dieses Volkes und dem Reichthum seines Beherrschers empfing Schweinfurth, als er im Jahre 1869 im Gebiet des Bahr-el-Ghasal anlangte, die bewunderungsvollsten Gerüchte. Man verstieg sich zu dem kühnen Vergleich mit der abendländischen Kultur: „Die Monbuttu seien wie Franken und ihre Kunsterzeugnisse nur den europäischen vergleichbar.“

Schweinfurth gelang es, im Geleite des Elfenbeinhändlers Mohammed Abd-es-Sammat am 19. März 1870 den Uelle zu überschreiten und König Munsa's Residenz zu erreichen, in welcher er bis zum 12. April weilte. Im Jahre 1872 gelangte Giovanni Miani ebendorthin im Geleite des Wekil El-Majo, welcher für den König eine traurige Bedeutung gewinnen sollte, und starb daselbst nach Vollendung seiner Reise durch das südliche A-Sandé-Gebiet, wahrscheinlich im November 1872.

Dr. Junker überschritt den Uelle zum erstenmale am 20. September 1880 und widmete mehr als $2^1/_2$ Jahre der Erforschung der Länder des Uelle-Gebietes. In den Jahren 1881 und 1882 weilte auch Major Gaetano Casati im Mangbattu-Gebiet und Emin Pascha bereiste dasselbe im Jahre 1883.

Die Mittheilungen dieser Afrika-Forscher ergänzen sich gegenseitig auf das glücklichste und gestatten uns, nicht nur eine Vorstellung zu gewinnen von der Eigenart des Mangbattu-Volkes und ihres Königs auf der Spitze ihrer Macht, sondern auch einen Einblick zu thun in die tief tragischen Verhältnisse, welche mit dem überhandnehmenden Einfluss der Nubo-Araber über das unglückliche Volk hereinbrachen und welchen entgegenzuarbeiten Junker und Casati nicht weniger als Emin sich vergeblich bemühten.

Die Nachrichten über die ersten Bewohner des Landes und über die Verhältnisse der eingewanderten zu den eingesessenen Volksstämmen sind sehr dürftig und die einzelnen Notizen sind schwierig zu vereinigen. Die Mangbattu erzählen (nach Dr. Emin), dass ihre Vorfahren von Nordwesten gekommen seien, auf ihrem Marsche einen grossen See — Wasserfläche ohne Auslass — passirt, dort eine Zeit lang verweilt und schliesslich den Kibali-Uelle erreicht hätten, an dessen Nordufer sie für lange Zeit Aufenthalt genommen. Erst allmählich seien einzelne Abtheilungen über den Fluss vorgegangen; nach ihrer Konzentrirung wären sie an die Eroberung des Landes geschritten und hätten dies nach Süd und Ost hin unterjocht. Die Ureinwohner

des Landes am Kibali sollen verschiedene Stämme ohne eigentliche Herrscher gebildet haben, wie die Momfú, die A-Barmbo und andere, die heutzutage, wenngleich theilweise assimilirt, doch eine niedere soziale Stellung einnehmen. Die Akka (Batua) führten schon damals dasselbe unstäte Jägerleben daselbst, dem sie noch heute ergeben sind.

Nach Junker geht die Erinnerung der Mangbattu zurück auf einen Fürsten Rhua (Erú bei Emin und Casati), von dem in gerader Linie abstammten Mäburra und dessen Sohn Nabingbálle (Mansiggi und Nabimbali). Letzterer soll (nach Casati) sich am linken Ufer des Bomakandi niedergelassen haben, wärend ein Theil der Mangbattu, nämlich die A-Bangba unter ihren von Ndula abgeleiteten Fürsten (Ndengándile Junker's?) das Gebiet nördlich vom Uelle festhielt und sich südlich desselben bis zum Gadda ausdehnte. Noch Schweinfurth (1870) fand die A-Bangba als einen selbständigen Mangbattu-Stamm unter Regierung Degbérra's (des Enkels von Ndengándile) am rechten Uelle-Ufer, bereits aber einen Theil derselben unter einer gewissen Botmässigkeit des A-Sandé-Fürsten Uando. Dem Drängen dieses Volkes mussten seitdem die A-Bangba weichen und bis auf einige den A-Sandé unterworfene Kolonien finden wir die A-Bangba zehn Jahre später ganz auf das linke Flussufer gedrängt. Dagegen behaupteten sich im Mündungsgebiet des Gurba und Mbrúole die Mangballe.

Nabingbálle's Glücksstern erblasste; nach verschiedenen Niederlagen musste er hinter den Fluss Telli sich zurückziehen, wo er nach kurzem starb. Sein Sohn und Nachfolger Tubuka oder Tuba, von höchstem Streben entflammt, die Schmach zu rächen, wusste aber die Seinigen durch seine Energie und Feuereifer zu entflammen und unterwarf das Land soweit, als es noch zu Munsa's Zeiten dem Staate angehörte, nämlich das Gelände zwischen Gadda, Bomokandi und Telli. In den folgenden Friedensjahren schuf er eine feste Organisation, theilte das Land in Bezirke und unterstellte dieselben den Besten seines Stammes, vermied mit Sorgfalt alle inneren Zwistigkeiten und suchte die Besiegten durch Verschmelzung mit den Eroberern sich zu gewinnen. Seine Weisheit hatte vollständigen Erfolg, die Mangbattisirung nahm den besten Fortgang, als plötzlich ein mächtiger Feind von Westen kam und den jungen Staat in die äusserste Gefahr brachte.

Der junge A-Sandé-Fürst Kipa hatte im raschen Siegeszuge die A-Barmbo, welche an Tuba's Reich angrenzten, unterworfen und sich

Digitized by Google

Linie der Mang

(Auszug aus Junk

Rhu
Mäbu
Nabing

Massimbáno †
Mbelia

Túkuba oder Tuba †

Ssadi †
Nessóggo † | Mambangà

Munsa †
Bala | Bellä | Ndimma
etc. alle †

Linie der A-Ba

(Nach J

Ndengá
Maga
Degbe

Kupa † | Kubbi † | Bondo † | Banda † | Mgusa †

Kupa † — Neringanda
Bondo † — Neni

Neringanda und Neni und sechs Brüder von Gambári ermordet.

Linie der Mang

(Nach Dr. E

Erú
Méba
Mensi

Túbuka †

Muapá † — Ssanga (Mombelé)
Munsa † — Mbala

Linie der A-Bà

(Nach Dr. E

Nduk
Degben

Kupa † | Kubbi † | Bondo †

NB. Degberra's Schwester Dekera heirathete
Schwager Degberra zu sich nahm und
Theil seines Gebietes belehnte.

Digitized by Google

;battu-Fürsten.

er's Stammbaum.)

a †

rra †

oálle †

Abúnga † — Mopa †

Numa † | **Ssanga** (Pópo) | **Ssanga** (Mombele) Teli Otara Abondomássi | **Bangusá** | Gumbáli Gango † | Nesélli Sisi † | Ssanga †

ingba-Fürsten.

unker.)

adile †

pá †

rra †

Niángara | Mapatá † | Bukuma | Tanil | und 4 Brüder †

:battu-Fürsten.

nin Pascha.)

†

la †

ga †

Nabimbali †

Ssanga | Abunga

Gongo † | Sissi

ingba-Fürsten.

ain Pascha.)

a †

ra † Schwester Dekera †

Banda † | Eremassi † | **Jangara**

Nabimbali, Chef der Mangbattu, der seinen auf Kosten seines Sohnes Abunga mit einem

Digitized by Google

gegen die A-Bíssanga, den äussersten westlichen Mangbattu-Stamm, gewendet. Zwei kräftige und siegesgewohnte Völker traten sich im heissen Kampfe gegenüber; aber Tuba fiel in der Schlacht, und die Seinen, ihres Führers beraubt, flohen. In dieser höchsten Noth stellte sich Munsa, der junge Bainki (Prinz) an die Spitze der zerrütteten Truppen und wusste sie mit neuem Muthe zu erfüllen; mit dem blutsverwandten Fürsten der A-Bangba, Magapá (dem Sohne Ndengándile's und Vater Degberra's), schloss er ein Bündniss, und es gelang ihm, die Feinde zu überwinden. Aber von kluger Mässigung beseelt, wie sein Vater Tuba, machte er mit dem A-Sandé-Fürsten Frieden, überliess ihm einen Theil seines Gebietes und suchte mit aller Kraft für die Festigung und Hebung seines Reiches zu wirken.

Mit den chartumer Elfenbeinhändlern, welche vom Bahr-el-Ghasal aus ihre Expeditionen zur Gewinnung von Elfenbein und Sklaven von Jahr zu Jahr immer weiter nach Süden ausdehnten, waren die Mangbattu zuerst im Jahre 1866, noch zu Lebzeiten Tuba's, in Berührung gekommen. Der Nubier Abderahman Abu-Gurun wollte nach Durchziehung des A-Sandé-Gebietes bis zu ihnen seinen Geschäftsbereich erweitern; da traten sie ihm aber, den Uelle kühn überschreitend, an dessen rechtem Ufer entgegen, um ihre Grenzen zu vertheidigen. Eine Schwester Munsa's, Nalengbe, stellte sich in voller Rüstung, bewaffnet mit Schild und Lanze und umgürtet vom Rokko-Schurz der Männer, an die Spitze der Mangbattu-Schaaren, und bewies in diesem Kampfe, in welchem ihr Volk zum erstenmale mit der Wirkung der Feuergewehre Bekanntschaft machte, eine ausserordentliche Tapferkeit. Abu-Gurun wurde geschlagen und zum Rückzug gezwungen. Im folgenden Jahre aber trat der inzwischen zur Herrschaft gelangte Munsa, wohl bedenkend, welche Vortheile er und sein Volk aus den näheren Beziehungen mit den Fremdlingen ziehen könnten, selbst mit Mohammed Abd-es-Sammat in Verhandlungen, lud ihn ein, seinen Hof zu besuchen und eröffnete mit ihm auf friedlicher Grundlage den Elfenbeinhandel. Der Händler stationirte bei ihm eine kleine Anzahl Soldaten und tauschte auf einem jährlich wiederholten Handelszuge das inzwischen im Mangbattu-Lande gewonnene Elfenbein gegen ausländische Industrie-Erzeugnisse ein, von welchen Munsa das Kupfer am meisten bevorzugte. Dies Metall war den Mangbattu schon vordem bekannt und in grosser Masse im Besitze des Königs, nach Schweinfurth's Vermuthungen aus den Kupferminen in Angola und Loango oder aus anderen Theilen Südafrikas

Digitized by Google

eingeführt. Der Bedarf ist aber ein sehr bedeutender, da fast alle Zierrathen aus Kupfer hergestellt werden.

Den ersten Eindruck, welchen das gelobte Land der Mangbattu auf ihn machte, als er den Uelle überschritten hatte, schildert uns Schweinfurth mit den Worten: „Eine halbe Stunde südlich vom Flusse formirten wir unser Lager, umgeben von den Behausungen der Mangbattu, welche sich an den Gehängen einer tief eingeschnittenen Waldschlucht hinzogen. Abgesandte von Munsa kamen, mich offiziell zu begrüssen, jedenfalls aber mit dem speziellen Auftrag des Königs, über das Thun und Treiben des räthselhaften Fremden vorläufig Bericht zu erstatten. . . . . Eine überraschend neue Welt umgab mich in diesem fernen Erdenwinkel, gleichweit vom indischen Ozean und den atlantischen Küsten entfernt, im innern Zentralkerne von Afrika. Neu erschien mir alles; die hellfarbige Rasse der Eingeborenen, ihre seltsame Tracht, ihre kunstfertigen Geräthe, der behäbige Komfort ihrer zierlichen Behausungen, schliesslich der wilde, grossartige Pomp des Königs Munsa waren in der That werth meines Staunens, und eine Ueberraschung harrte hier meiner nach der andern. Dazu gesellte sich noch eine überwältigende Fülle neuer, nie gesehener Genüsse und die ungeahnte Fremdartigkeit der Kulturen, wo die Banane, das Zuckerrohr, die Oelpalme allverbreitet waren."

„Ein schöner Spaziergang brachte uns am folgenden Tage zum Ziel unserer langen Wanderung. Bis wir die zwölf (engl.) Meilen zurückgelegt hatten, welche uns noch von dem Wohnsitze des Königs trennten, führte uns der Pfad durch eine paradiesische Landschaft, deren Reize sich für immer meiner Erinnerung eingeprägt haben. Wir durchzogen die endlosen Pisang-Plantagen, welche, vermischt mit bezaubernden Hainen der Oelpalme, das ganze Land zu einem ununterbrochenen Garten, einem wahren Eden gestalten. Die Oelpalmen, deren Stämme von oben bis unten von Farrnkräutern überwuchert waren, stellten alle Pracht eines ägyptischen Dattelhains weit in den Hintergrund. Eine köstlich erquickende, würzige Luft strich durch die Landschaft, überall war Wasser und kühlender Schatten zu finden; vor den Häusern der Eingeborenen prangten riesige Feigenbäume, deren dichte Kronen kein Sonnenstrahl durchdrang. Dann ging es wieder über von dichten Dschungels mit Rafia, Calamus und Pandanus erfüllte Bäche und Gallerien bergauf, bergab in beständig ansteigender Hügel-Landschaft. Wir überschritten vom Uelle allein

Digitized by Google

zwölf solcher Bäche, welche das wellenförmig stark differenziirte Terrain in 100 bis 200 Fuss tiefen Bodenfalten durchströmten, beiderseits von allmählich ansteigenden Thalwänden umgeben. Auch an zwei Gneiskuppen von 300 Fuss relativer Erhebung führte der Weg vorbei, mit nur geringen Unterbrechungen beiderseits von den idyllischen Wohnungen der Mangbattu besetzt, die vor ihren Thüren standen und uns die köstlichen Früchte ihrer paradiesischen Gärten anboten."

Diese begeisterte Schilderung des durchaus nicht zu poetischen Uebertreibungen neigenden Gelehrten giebt uns ein entzückendes Bild von dem durch die Natur reich ausgestatteten Land und dem friedlichen Charakter seiner Bevölkerung. Und doch sind die Mangbattu Kannibalen, noch mehr als die A-Sandé. Auf ihren Kriegszügen gegen die südlichen, auf niederer Kulturstufe stehenden und deshalb von ihnen verachteten Völkerschaften, wie die Momfú, bietet sich willkommene Gelegenheit, ihrem Gelüste zu fröhnen und sich mit Vorräthen des hochgeschätzten Menschenfleisches zu versorgen. Was fällt, wird an Ort und Stelle verzehrt, die Gefangenen wie eine Heerde Schlachtvieh nach der Heimath getrieben, wo die Kinder, wie man sagt, als besonderer Leckerbissen der Küche des Königs zufallen. Aber auch ihre eigenen Stammes-Angehörigen verschmähen sie nicht, unter Umständen zu verspeisen; hauptsächlich mag die dem Arm der Gerechtigkeit resp. der Lynchjustiz zum Opfer Gefallenen dieses Loos treffen. Junker hat dies mehrfach beobachtet. Gelegenheit zum Schmaus giebt es genug, da auch die Mangbattu, wie viele Negervölker, dem Aberglauben huldigen, dass Niemand eines natürlichen Todes sterben könne, sondern ein anderer stets die Schuld daran trage. Durch das Orakel wird der Betreffende ausfindig gemacht und zwar ist es das sogenannte Mapinge, welches bei ihnen neben dem Bängeorakel eine grosse Rolle spielt. Eigene Häuser werden demselben errichtet und besondere Priester sind zu seiner Bedienung aufgestellt. Es besteht aus langen, horizontal verlegten, glatt geschälten Baumstämmen, auf welchen mit äusserster Vorsicht durch den Mapinge-Priester zahlreiche glattpolirte runde Hölzchen von Länge und Dicke einer Zigarre, und zwar in bestimmten Abständen, in Häufchen zu je drei Stück, gelegt werden. Die Befragung des Orakels besteht in einem geräuschvollen Herumspringen des Priesters vor dem Apparat. Je mehr hierbei von den Hölzchen herabfallen, desto ungünstiger lautet die Prophezeiung. Es liegt auf der Hand, dass die Priester diesen

Hokus-Pokus ganz nach ihrem Ermessen einrichten können und hierdurch einen oft sehr unheilvollen Einfluss auf die Entschliessungen der Fürsten auszuüben vermögen.

Als Junker nach seiner ersten Uelle-Ueberschreitung bei dem Fürsten Mambangá (Munsa's Neffen) sich aufhielt, starb ein Verwandter desselben und zwei Burschen wurden durch das Mapinge als Urheber des Todes bezeichnet. Der eine entfloh rechtzeitig, der andere wurde hinausgeschleppt, um gehenkt zu werden. Junker, hiervon in Kenntniss gesetzt, erbat sich sofort von Mambangá den Verurtheilten für jeden Preis von Handelsartikeln; aber bereits auf dem Wege zum Richtplatz war der Unglückliche von dem Volke gelyncht worden und wurde zur Speise zubereitet. Neben seiner Hütte musste der Reisende spät Abends den Lärm der mit Menschenfleisch gesättigten Kannibalen hören, die zur Nachfeier sich mit Tanz und Lustbarkeit ergötzten.

Noch scheusslicher ist, was er im äussersten Süden der Mangbattu-Länder, am Népoko, bei Fürst Ssanga erlebte. Sein Diener brachte ihm eines Tages einen gesottenen Menschenfuss. Man hatte ein der Zauberei angeklagtes und durch das Mapinge verurtheiltes Weib gelyncht, indem man ihr, der Lebendigen, den Leib aufschlitzte und die Gallenblase, als Sitz des Hexenthums, herausriss und verbrannte. Und um das Entsetzliche zu überbieten, zeigte sich hierbei, dass das arme Weib eine fast reife Leibesfrucht trug.

„Wenn wir von solchen unmenschlichen Morden und scheusslichen Gelagen hören," fügt Junker hinzu, „wenden wir uns im ersten Augenblick von den Urhebern derselben entsetzt ab. Aber diese Menschen handeln im dunkelsten Aberglauben nach Gesetzen, die sich von ihren Vorvätern auf sie vererbt haben, und sie kennen ringsum keine anders fühlenden und denkenden Mitmenschen, keine besseren Vorbilder." Die Mangbattu sind in diesem Gebiet des Erdtheils unbestritten dasjenige Volk, welches gemäss seiner höheren Vernunftentwickelung, seiner edleren Rassen-Eigenthümlichkeiten, seiner höheren Begabung und seines Nationalstolzes auf alle angrenzenden Völker von oben herabsieht. Nur den Angehörigen eines solchen Volkes, zu dem die Mangbattu als höherstehendem emporblicken, wird es gelingen, diese Scheusslichkeiten durch Emporheben auf eine höhere Kulturstufe zu beseitigen. Die Nubo-Araber waren dazu nicht angethan, ganz abgesehen davon, dass nicht einmal die besseren und edleren unter ihnen, wie Mohammed Abd-es-Sammat, es für angezeigt hielten, dem

Digitized by Google

Kannibalismus dort entgegenzutreten, wo sie einen bestimmten grossen Einfluss hatten (z. B. Mohammed in den ihm tributären Gebieten der A-Sandé).

Die Mangbattu sind schlanke Figuren, von geringerer Muskelfülle als die A-Sandé, aber kräftig und gerade gewachsen. Die Schädelbildung erinnert an den typischen Charakter der semitischen Völker, namentlich auch die Nase, welche durch grössere Länge und Krümmung häufig den semitischen Profilen sich nähert. Von den bekannten Völkern Zentralafrikas stechen sie, ebenso wie die Manjema westlich des Tanganjika, durch ihre hellere Hautfarbe hervor, deren Grundton der des gemahlenen Kaffees ist. Ausserdem aber scheinen Individuen noch hellerer Farbe bei ihnen stark verbreitet zu sein (nach Schweinfurth wenigstens fünf Prozent) und auch Albinos nicht gar zu selten vorzukommen, von deren weisser Haut, graugelbem krausen Haar und lichtscheuem Auge Casati wie Schweinfurth zu berichten wissen. Der Haarwuchs ist kräftig, der Bartwuchs stärker als bei den A-Sandé, und durch die eigenthümliche Haartracht neben der unumstösslichen Bekleidungsmode unterscheiden sich die Mangbattu am auffallendsten von sämmtlichen Nachbarvölkern. Es ist das konservativste Land bezüglich der Moden. Die Haartracht ist bei beiden Geschlechtern dieselbe und besteht aus einem langen zylinderischen Chignon, welcher, aus den Haaren des Scheitels und Hinterkopfs durch Umwickeln um ein Rohrgestell geformt, in schräger Richtung nach hinten emporstarrt, während am Vorderkopf, von der halben Stirn bis zum Scheitel, eine Lage von dünnen Haarfäden gelegt ist, die von Schläfe zu Schläfe verlaufen (meist falsches Haar). Die Männer setzen auf diesen Chignon einen Strohhut ohne Krempe, dessen zylinderische Gestalt oben in vier Ecken ausläuft und einen rothen Federbusch trägt. Dieser schräg nach hinten überhängende hohe Kopfputz erinnert, wie Schweinfurth sagt, an den Frauenputz der Ischogo in West-Afrika. Die Mangbattu-Frauen tragen ihren Chignon nur mit Haarnadeln oder Kämmen verziert.

Ein sichtbare Verstümmelung des Körpers wird vermieden bis auf die Durchbohrung der inneren Ohrmuschel, durch welche ein Stab (Kupferstab) gesteckt wird, auch die Zähne bleiben ziemlich unversehrt; ein sonderbarer Gebrauch aber wird besonders streng in der Fürstenfamilie geübt, nämlich das Bandagiren des Kopfes der kleinen Kinder; hierdurch wird eine Verlängerung desselben in seiner Horizontalaxe

Digitized by Google

hervorgerufen und, während der gemeine Mangbattu einen Rundkopf besitzt, zeigt die Schädelform der besseren Stände eine starke abnorme Längenzunahme, die allerdings dem Anbringen von Kopffrisur und Schmuck zu Gute kommt.

Die Männer bekleiden sich durchweg mit dem ihnen eigenthümlichen Rokko, dem aus der Rinde eines Feigenbaumes (Urostigma Kotschyana) durch langes Klopfen geschmeidig gemachten Rindenstoff, und dieser Baum fehlt deshalb bei keinem Hause. Man schält die Rinde im ganzen Umfang, ca. 1,50 m lang ab und kann ein neu nachgewachsenes Bekleidungsstück alle drei Jahre entnehmen. Braunroth gefärbt hat der Rokko das Aussehen eines dichten geschmeidigen Gewebes; er wird mit einem Gürtelstrick zusammengehalten und bedeckt mit seinen Falten den Körper von den Knieen bis zur Brust; Felle werden nur ausnahmsweise als phantastischer Putz beim Tanz angelegt. Während die Männer sich so sorgfältig bekleiden, gehen die Frauen bis auf ein handgrosses Stück Bananenblatt oder Rindenstoff, das an einer Gürtelschnur befestigt wird, völlig nackt, ersetzen aber die fehlende Bekleidung durch Bemalung des ganzen Körpers mit den verschiedenartigsten Mustern in schwarzer Farbe (Blippo), wie ich bereits früher erwähnte; die Männer bestreichen sich nur gleichmässig mit rother Fettschminke (Nongu). Wenn die Frauen aber ihre Wohnung verlassen, thun sie es nie, ohne einen fussbreiten Streifen Stoff wie einen Shawl über den Arm zu hängen, welchen sie beim Niedersetzen quer über den Schooss zu legen pflegen. Diese Shawls dienen den Frauen auch dazu, die Kinder auf ihrem Rücken zu befestigen und bestehen aus einem Gewebe gröbster und dauerhaftester Art, Sattelgurten nicht unähnlich; sie bilden den ersten Versuch in der Weberei und verdienen deshalb besonders Interesse. (So berichtet Schweinfurth, während Junker nur von Rindenstoffstücken spricht.)

An Schmuckgegenständen sieht man die überall gebräuchlichen Eisenreife für Hals, Hand- und Fussgelenke, Elfenbeinstifte in den verschiedensten zierlichen Ausführungen und Eisenketten von grosser Feinheit und Formvollendung. Ausserdem wird aber das Kupfer, so wie zur Verzierung der Waffen und Geräthe, auch zum Körperschmuck verwendet, sei es in langen Halsketten, sei es als Beschlag dicker Büffelhautringe und Leibriemen, sei es als Verzierung der durch die Ohren gesteckten Stäbe. Eine Tätowirung endlich ist an Brust und Bauch vielfach gebräuchlich und zeigt die mannigfaltigsten geschmack-

Digitized by Google

vollen Muster. Bezüglich der Durchbohrung der Ohrmuschel ist Dr. Emin's Mittheilung sehr bemerkenswerth, dass diese Sitte erst von den Mangbattu eingeführt wurde, als sie ihr heutiges Land okkupirten, um sich dessen Bewohnern zu assimiliren.

Die malerische Erscheinung des Mangbattu-Kriegers wird noch durch eine auffallend vollständige Bewaffnung gehoben. Denn ausser Schild und Lanze führt er Bogen und Pfeile, im Gürtel trägt er ein sichelartig gekrümmtes Säbelmesser (Trumbasch), grosse Dolche oder spatelförmige Hackmesser. Die grossen viereckigen Holzschilde, aus einer Platte künstlich zugehauen, sind mit eisernen, bei den Vornehmeren auch mit kupfernen Rosetten und Nägeln verziert, die Lanzenspitzen zeigen durch Widerhaken, Zacken und Spitzchen eine grosse Mannigfaltigkeit und kunstreiche Eisenarbeit; Bogen und Pfeile werden von den Mädje und Maigó angefertigt, auch von den Momfú erbeutet.

Wir wollen nun Schweinfurth an König Munsa's Hof begleiten, um eine Vorstellung von dem barbarischen Pomp dieses dahingegangenen Negerfürsten zu bekommen.

Die feierliche Audienz, in welcher der Gelehrte die Bekanntschaft Munsa's machte, fand am 22. März 1870 in einem Gebäude statt, wie man so grossartig und geschickt keinen Bau bei einem anderen Volke Afrikas angetroffen hat. Es war eine Halle von 100 Fuss Länge, 50 Fuss Breite und 40 Fuss Höhe, ähnlich einer Bahnhofshalle, aus den glänzend braunen Stielen und Mittelrippen der Weinpalme (Raphia vinifera) hergestellt, deren Blätter 25—35 Fuss Länge erreichen, alle Bautheile nicht durch Zapfen und Nägel, sondern durch Näthe aus spanischem Rohr zusammengehalten, und dadurch so leicht und widerstandsfähig, wie man sie mit unseren Mitteln nicht herzustellen vermöchte.

In dieser flachspitzbogigen Halle sassen in Reihen Hunderte von Trabanten und Vornehmen, nach Rang und Würden geordnet, auf kleinen zierlichen Bänkchen; auf einem freien Raum nahe der Thronbank des Königs, welche nur durch eine dahinter stehende kolossale zweischenkelige Lehne, über und über mit kupfernen Ringen und Nägeln beschlagen, sich vor den anderen auszeichnete, nahm der Reisende im feierlich schwarzen Tuchrock mit seinen schwarzen Dienern Platz. Unter grossem Lärm von kupfernen Kesselpauken und Hörnern wurde am Eingang eine grossartige Schaustellung von Prunkwaffen veranstaltet, indem viele hundert ganz aus Kupfer geschmiedete Lanzen

Digitized by Google

und Spiesse der verschiedensten Formen aufgestellt wurden und mit ihrem blendenden Schein einen prächtigen Hintergrund für den Thronsitz bildeten.

Nach langem Warten kam der König, der sich erst von seinen Weibern hatte salben, frisiren und putzen lassen. Voran schritten Musikanten, welche auf kolossalen, aus ganzen Elefantenzähnen geschnitzten Hörnern bliesen und aus Eisenblech gehämmerte Glocken schwangen. Dann nahte, in gleichgültig würdiger Haltung, mit einer Schaar seiner Lieblingsweiber hinter sich, der König und warf sich auf seinen Thronsessel. Nichts erschien ihm zum Schmuck würdig, als die Kunsterzeugnisse seines Landes, aber diese in dem vollen Glanze und Reichthum, der dem Geschmack Zentralafrikas Rechnung trug.

Der Wuchs des damals ziemlich 40 Jahre alten Mannes war ziemlich hoch und schlank, kräftig und stramm, seine Gesichtszüge zeigten den Typus seines Stammes, kaukasische Nase, wulstige Negerlippen; ein dichter Knebelbart zierte das Kinn, in den Augen brannte ein wildes Feuer thierischer Sinnlichkeit, in den Mienen lag es wie Uebersättigung und Ueberdruss, um den Mund ging ein Zug, wie ihn Schweinfurth bei keinem Mangbattu wiedergefunden, von Habsucht und Gewaltthätigkeit, Freude am Grausamen und Herzlosigkeit, der vollendete Tyrann. Die Haartracht war diejenige aller Mangbattu, der Hut, $1\frac{1}{2}$ Fuss über dem Scheitel sich erhebend, mit 3 Etagen rother Papageienfedern besetzt, trug oben grosse Federbüschel derselben Art. Die durchbohrten Ohrmuscheln waren mit fingerdicken Kupferstäben verziert. Der roth gefärbte Rokko, mit dickem Büffelhautriemen um den Leib zusammengehalten, umhüllte den halben Körper in äusserst kunstvollem Faltenwurf, den Hals schmückte eine Kette mit langem, strahlenförmigem Behang, den Arm sonderbare, mit Ringen beschlagene Cylinder, Unterarme und Schienbeine spiralige Kupferringe. Unter den Knieen waren je drei aus Nilpferdhaut geschnittene und kupferbeschlagene Ringe befestigt, in der Rechten ruhte als Zeichen der Macht der Trumbasch aus lauterem Kupfer und über der Stirn war ein halbmondartiges Gebilde aus demselben Metall mit vorwärtsstrebenden Spitzen befestigt. So glänzte Seine Majestät am ganzen Leibe von oben bis unten in rother Schminke und rothem Kupfer, ein wilder, eigenartiger Anblick, der Schweinfurth allerdings an den „rothen Schimmer einer sonntäglichen Küche“ erinnerte.

Digitized by Google

Während die Halle von dem Getöse der Musikinstrumente erfüllt war, liess Munsa, in nachlässiger Haltung vor sich hinsehend, den Fremden zunächst unberücksichtigt, nur zuweilen einen herumschweifenden Blick auch über ihn gleiten lassend. Nach und nach trat er aus seiner unnahbaren Würde etwas heraus mit einigen gleichgültigen Fragen, aber auch bei Betrachtung der überreichten Geschenke, die in der nächsten Umgebung manchen halb unterdrückten Laut des Staunens erregten und von den hinter dem König auf ihren netten Schemeln postirten Weibern mit Jauchzen und Freudenschluchzen aufgenommen wurden, liess er sich nicht zu lebhafteren Aeusserungen hinreissen.

Munsa rauchte und erfrischte sich dazwischen mit Bananen und Kolanuss. „Sehr bemerkenswerth erschien mir," erzählt Schweinfurth, „die Art, wie Munsa rauchte. Zunächst brachte der König sich in eine richtige Positur, er warf sich weit nach hinten zurück, stützte den rechten Ellbogen in die Armlehne, schlug ein Knie über das andere und ergriff dann mit der Linken das Rohr. In dieser stolzen Attitüde that er bedächtig einen einzigen langen Zug, gab ebenso stolz und gelassen die Pfeife zurück und liess dann den Rauch langsam aus dem Munde gleiten."*)

Hierauf fanden Vorstellungen zur Unterhaltung statt, auch diese wieder ganz eigener Art. Hornbläser zeigten bei ihren Solovorträgen eine fabelhafte Kraft und Biegsamkeit ihrer Organe, indem sie durchdringend heftige Töne, gleich dem Brüllen des Löwen und des zornigen Elefanten, mit den zartesten Flötenstimmen und Trillern abwechseln liessen. Ausser Spassmachern und Tänzern von Profession musste ein Hofnarr das grösste Interesse erregen, welcher, mit Quasten und Thierschwänzen behangen, im Gürtel einen hölzernen Mangbattu-Säbel, sich gegen Jedermann, selbst gegen den König, die derbsten Spässe erlauben durfte. Zuletzt hielt der Herrscher eine Rede, und wie es dem Reisenden schien, eine wohlgesetzte Rede mit Kunstpausen, ausgefüllt vom frenetischen Jubel des Volkes und dem Getose der Instrumente, welches

*) Die Pfeife der Mangbattu besteht aus der durchbohrten Mittelrippe eines Bananenblattes, mit an dem dicken Ende eingesteckter Blattdüte. Gewöhnlich werden nur zwei Züge gethan, obgleich der Tabak sehr gut und wohlriechend ist — die Mangbattu sind eben Menschen, die sich auf die Feinheit des Genusses verstehen. Der Zug erinnert an die Japaner.

Digitized by Google

Konzert er mit dem Ernste eines Kapellmeisters, in der Hand ein der Kinderklapper ähnliches Instrument als Taktstock, dirigirte. Wenn aber aus allen Kehlen der Mangbattu-Hymnus ihm entgegenschallte: „Ih, Ih, tschupi, tschupi ih, Munsa ih,“ so liess er ein schnarrendes „Brrr“ hören, „ein Brrr, dass die Palmstäbe des Daches mit zu vibriren schienen und die Schwalben angsterfüllt ihren Nestern enteilten“.

Eigenthümlich berührt die Bescheidenheit des Tyrannen, da er dem aufbrechenden Gast sagt: „Ich weiss nicht, was ich Dir für Deine vielen Gaben bieten soll; ich bin recht betrübt, dass ich nichts habe und so arm bin.“ Doch kam ein Geschenk schon am folgenden Morgen. Einige 20 Eingeborene schleppten zu dem auf der Anhöhe gelegenen Lager auf den Schultern das vierkantige Untergestell eines über 20 Fuss langen Hauses, ein zweiter Trupp folgte mit dem Dach; das Ganze, leicht und korbartig mit spanischem Rohr fest zusammengenäht, glich einer grossen Schachtel und ihrem Deckel; der König schickte es zum Regenschutz des Gepäcks, das noch unter freiem Himmel lag, wie er durch Abd-es-Sammat gehört hatte. Dies Häuschen giebt ein Beispiel der Mangbattu-Wohnungen, welche sich durch sorgfältige und zierliche Konstruktion vor denen anderer Sudan-Völker auszeichnen und wie sie an anderer Stelle schon beschrieben wurden; sie besitzen eine ausserordentliche Widerstandsfähigkeit gegen die plötzlich sie bestürmenden Orkane, wie sie den Tropen in der Regenzeit eigen sind. Eine bequeme Thüröffnung, mit einer Brettthür zu schliessen, gewährt Licht und Luft Zutritt, eine Scheidewand im Innern trennt gewöhnlich eine Vorrathskammer vom Wohnraum.

Die Häuser reihen sich, familienweise als Weiler gruppirt, zu langen, von Oelbaumpflanzungen unterbrochenen Ketten aneinander, den Bachläufen entlang, an deren Ufer sich Bananenpflanzungen anschliessen, während auf den Thalhängen Bataten- und Colocasia-Felder angelegt werden. Mais, virginischer Tabak, hier und da Eleusinekorn, vor allem die Feigenbäume (Urostigma) sind in den kleinen Hausgärten angebaut. Die Weiber führen den Haushalt, die Dienerinnen, hauptsächlich hierin sehr geschickte Momfú, bestellen den Boden, während die Männer ihre Tage in Müssiggang und Tabakrauchen verbringen, wenn sie nicht durch Jagd- oder Kriegszüge vom Haus fern gehalten werden. Die Geschicklichkeit, durch welche sich die Mangbattu in allen Handarbeiten vor den anderen Sudan-Völkern auszeichnen, ist bereits früher erwähnt worden.

Digitized by Google

Viehzucht ist den Mangbattu fremd, von Hausthieren findet man nur kleine Hunde und Hühner, hin und wieder halbwilde Schweine. Von den Momfú werden auf Raub- und Kriegszügen wohl Ziegen erbeutet, aber nicht zur Zucht benutzt. Schweinfurth hatte zwar Gelegenheit, auch eine Heerde sehr schöner Rinder zu sehen, welche Munsa aber geschenkt erhalten hatte, und als deren Stammland er geneigt ist, die Gebiete des Albert-Njansa anzunehmen. Junker weist auf den Rinderreichthum der Länder östlich der Momfú, wie Kaliká und Lúbari, hin. Hier wohnen am oberen Kibali die Loggo und im Quellgebiet des Júbba ein Volksstamm der Mombúttu, zu welchem die Mangballe des südöstlichsten Mangbattu-Gebietes jedenfalls schon Razzien unternommen hatten, wie die mitgebrachten, jenem Stamm eigenthümlichen geflochtenen Schilde, welche infolge ihrer mächtigen Grösse mehreren Personen gleichzeitig dienen, bewiesen. Von diesen oder jenen mögen jene Rinder Munsa's gewesen sein. Maoggu, so nennt Schweinfurth den Volksstamm, von dem die Rinder stammten, ist nach Emin gleich Loggo mit dem Mangbattu-Artikel des Plural „ma", also Maloggo.

Schweinfurth erhielt mit des Königs Erlaubniss einen vollständigen Einblick in seine Hofburg, deren Komplex von Hütten, Hallen und Schuppen sonst nur den Beamten des Haushaltes zugänglich war. Dort sah er des Herrschers reichhaltige Garderobe, deren einzelne Bestandtheile, Hüte und Federschmuck, Zierrathen von Fellen und Schwänzen, Schnüre von Zähnen seltener Thiere (hierunter ein Erbstück von mehr als 100 Löwenreisszähnen), je eine Hütte anfüllten; seine Rüstkammern, welche neben Massen von Kriegslanzen, Trumbaschen und Hackemessern auch die in Schaft und Spitze aus reinem Kupfer geschmiedeten und prachtvoll polirten Prunkwaffen enthielten; endlich seine Vorrathskammern und Kornmagazine, in denen Munsa täglich die Eintheilung und Anordnung der Vorräthe persönlich überwachte. Diese Magazine, sowie die Elfenbeinhäuser wurden gefüllt mit den regelmässigen Abgaben an Bodenprodukten, sowie dem monopolisirten Elfenbein, als deren Ueberbringer die Vasallen in der Regel persönlich zur Residenz kamen. Diese, meist den nächsten Verwandten des Königs angehörend, verwalteten die einzelnen Bezirke, während ein Tross von Trabanten, zahlreiche Hofbeamte und eine Leibwache den Herrscher umgab, sowie die grosse Zahl seiner Frauen, welche entsprechend den Altersstufen und ihrer ehelichen Anciennetät in verschiedene Klassen zerfielen. Eine

Digitized by Google

derselben war immer mit der Bereitung der königlichen Küche betraut. und dieses Amt wechselte nach bestimmten Zeiträumen. Der König pflegte aber für sich ganz allein zu speisen. Niemand durfte den Inhalt seiner Schüsseln sehen und der Abtrag seines Tisches ward in eine eigens hierzu bestimmte Grube geschüttet. Alles, was er berührt hatte. galt als unantastbares Heiligthum, und selbst von dem Feuer, das vor seinem Sitz brannte, durfte bei Todesstrafe keine Kohle entnommen werden. Seine Macht war unbeschränkt und sein Ansehen das eines Halbgottes. Es würde wohl den Arabern nicht so leicht gelungen sein, den Widerstand dieses rein konstitutionellen und gut organisirten Staates zu brechen, wenn nicht von einem Mitglied der Herrscherfamilie ihnen die Verrätherhand geboten worden wäre.

Am 30. April 1872 gelangte Giovanni Miani mit einer durch den Wekil Ghattas', El-Majo, geführten Expedition an den Hof Munsa's. Der König zeigte sich ihm ebenso entgegenkommend, wie vordem Schweinfurth, scheint sogar den früher, wohl in der Absicht, alles ins Land kommende Kupfer selbst zu erwerben, gegen weitere Ausdehnung der Expeditionen geleisteten Widerstand aufgegeben zu haben, denn er gestattete dem Reisenden, mit El-Majo bis zu dem Sandé-Fürsten Bakangái vorzudringen, welcher südlich des Bomokandi zwischen dem 26. und 27. Längengrad seinen Wohnsitz hatte. Miani kehrte, von El-Majo schnöde behandelt, krank zu Munsa zurück, um dort bald danach sein Leben zu beendigen. Schlimmes aber sollte auch dem König aus dieser Reise erwachsen.

Dem Majo war eine ihm von Munsa geschenkte Sklavin entlaufen, und er entblödete sich nicht, den König hiefür verantwortlich zu machen. Der hieraus entstehende Streit wurde zwar beigelegt und die Expedition zog nach Norden wieder ab, jedoch hatte El-Majo Böses im Sinne.

Am Hofe Munsa's lebten zwei Söhne seines Bruders Ssadi, welcher im Kriege mit den A-Sandé unter Kipa sein Leben und sein Land an dessen Sohn Mangi verloren hatte. Sie hiessen Nessógo und Mambangá. Unzufriedenheit mit ihrer Stellung und unmässiger Ehrgeiz liessen sie den Hof des Onkels verlassen und über den Uelle gehen zu dort ansässigen A-Bissanga, ihren Stammesgenossen mütterlicher Seits. Von hier aus trat Nessógo mit El-Majo in Verbindung und entwarf den Plan zum Sturze Munsa's. Ein weiterer Verbündeter fand sich in Niángara, dem Sohne Degberra's, von den A-Bangba. Es ist schon früher erwähnt, dass Munsa bei dem Vater dieses ihm ver-

Digitized by Google

wandten Fürsten, Magapá, gegen Kipa Hülfe gefunden hatte; Degberra's Schwester, Dekera, war an Nabimbali (welchen Emin als Tuba's Bruder, nicht Vater, bezeichnet) verheirathet, aber zwischen Munsa und Degberra bestand schon zu Schweinfurth's Zeiten ein Hader, wohl aus Misstrauen und Missgunst entstanden. Niángara nun glaubte, die A-Bangba-Fürstenfamilie an die Spitze der Mangbattu-Staaten bringen zu müssen, und ward so der Verbündete, aber auch Rivale Nessógo's. Von der vereinten Macht ward der ahnungslose Munsa überfallen und fiel durch die Kugel eines nubischen Söldners, als er, am Sieg verzweifelnd, sich in des Waldes Dunkel am Bach Dutó flüchten wollte. Barbarischer Zerstörungswuth fiel seine Residenz anheim; von all dem Pomp und den mächtigen Bauwerken fand Junker im Jahre 1880 nicht einmal einen verkohlten Balkenstumpf mehr vor. Munsa's Brüder und Söhne fielen zum grossen Theil in den weiteren Kämpfen mit den Nubiern und den A-Bangba; sein Sohn Balanga, der zu dem Sandé-Fürsten Bauli (Mangi's Sohn) geflohen war, wurde hinterlistig bei diesem verdächtigt und stellte sich der ihn überfallenden Schaar mit den Worten entgegen: „Ich bin ein Königssohn, ich bin kein Sklave. Tötet mich immerhin; ich fliehe nicht.“ Wenige verblieben, nach den Grenzen des Reiches gedrängt, zunächst selbständig, aber vereinzelt und in mehr oder weniger bedrängter Lage. So fand Junker 1882 Munsa's Vetter Bangusá im äussersten Osten zwischen Jubba und Bomokandi, in Gefahr, durch die Nubier und A-Bangba erdrückt zu werden; ein anderer Vetter Mbélia war erst vom Gadda auf das linke Bomokandi-Ufer und von hier wieder bis auf das linke Népoko-Ufer mit seinen Anhängern entwichen. Am Nordufer desselben wohnte ein Bruder Munsa's, Ssanga Mombele, mit drei Brüdern Teli, Otara und und Abondomássi in beständiger Furcht vor dem bereits ihm drohenden Einmarsch der arabischen Söldner. Zwischen Telli und Bomokandi hielt sich noch Munsa's Bruder Ssanga Popo und einige Mädje-Fürsten.

Als Munsa's Nachfolger wurde (nach Junker's Erzählung) zunächst Nessógo eingesetzt, aber als er die nunmehr ihm lästigen Nubier zu vertreiben gedenkt, wird er entthront und rettet sich zu Mambangá, der am Uelle sich festgesetzt hat. Nun erhält Niángara als Lohn für seine Hilfe den ganzen nordwestlichen Theil des Mangbattu-Landes, während der südöstliche unter Gambári gestellt wird, einen gemeinen Bangba, der in nubischen Diensten gestanden und sich ausgezeichnet hat. Niángara glaubt die beiden alten Königsfamilien vereinigen zu

Digitized by Google

können, indem er die jüngste Frau Munsa's, Namens Nenzima*), als Beratherin und gewissermassen Mitregentin an seinen Hof nimmt, und befleissigt sich, Munsa's Geschlecht seine Hochachtung zu erhalten. Casati erzählt, dass er einen Besuch Mbala's, eines überlebenden Sohnes Munsa's, bei Niángara beigewohnt habe, bei welcher Gelegenheit letzterer sich beeilte, jenem seinen eigenen Sitz anzubieten, indem er selbst sich zum Zeichen seiner Verehrung auf einer viel niedrigeren Bank niederliess. — Aber mit der alten Selbstständigkeit und Herrlichkeit des Königthums ist es vorbei, denn die Nubier bleiben im Lande, und vor allen Dingen ist es Gambári, ein gemeiner, habgieriger Emporkömmling, der mehr und mehr Einfluss gewinnt und die alten Dynastien auf jede Weise auszurotten sucht. Niángara muss es ohnmächtig mit ansehen, dass sein Bruder Kubbi barbarisch hingemordet wird und dass Gambári gegen seine anderen Brüder und Neffen nicht weniger als gegen Munsa's Sippe zum Theil im Kampf, zum Theil im niedrigsten Meuchelmord vorgeht, um seine eigenen Verwandten mit ihren Gebieten zu belohnen.

Nessógo lässt es keine Ruhe. Wieder weiss er, sich an die Nubier heranzumachen, aber in verrätherischer Absicht. Mit dem Plane eines Kriegszuges gegen den Sandé Bauli will er sie ködern, aber mit einer Mahlzeit vergifteten Fleisches sie allesammt beseitigen. Er wird durch ein Weib, gegen das er geplaudert, verrathen, und als er die Seriba der Nubier aufsucht, erhält er durch einen Schuss den Lohn für seinen Verrath am eigenen Onkel und seinem Volke.

Von jetzt an tritt sein Bruder Mambangá in den Vordergrund als letzter Verfechter der Selbstständigkeit seines Fürstengeschlechtes. Junker schildert ihn als einen hohen, stattlichen Mann von auffallend heller Hautfarbe, einer lichten Bronzefarbe, und nachlässiger, im Rücken gekrümmter Haltung. Er war noch jung, bartlos, mit auffallend grossen aus ihren Höhlen vorgewölbten Glotzaugen und sinnlich wilden Zügen, seine Tracht ganz die alte Mangbattu-Tracht. Am linken Uelle-Ufer hatte er sich dort festgesetzt, wo die verschiedensten Volksstämme, A-Barmbo, A-Sandé, Mangballe und A-Bíssanga zusammenstiessen und sein kleines Häuflein Mangbattu-Leute durch Zulauf und

*) Casati rühmt sie als vorzügliche Bierbrauerin; Emin nennt sie Kettivoto oder mit dem arabischen Namen Tam Seina, was Casati wohl als Nenzima verstanden hat.

Digitized by Google

Werbung von allen diesen Stämmen zu vermehren gewusst. Hier sehen wir ihn kühn den Kampf aufnehmen mit den übermächtigen Gegnern, und dem heldenmüthigen Sprossen des grossen Königsstammes können wir bei diesem beinahe tollkühnen Unternehmen unsere Sympathie nicht vorenthalten.

Er hatte einen schweren Stand. Nach Monopolisirung des Elfenbein-Handels durch die ägyptische Regierung gingen die Seriben der nubischen Händler an diese über und wurden zu Regierungs-Stationen, besetzt mit regulären und irregulären Soldaten, befehligt durch ägyptische Beamte und Offiziere. Die eingeborenen Häuptlinge waren Vasallen der Regierung und mussten deren Unternehmungen ihre Truppen zur Verfügung stellen. Angriffe hatte Mambangá daher jederzeit zu gewärtigen und deshalb seine Residenz in eine Festung umgewandelt, wozu er vielleicht die Idee von den Wohnsitzen der Mädje entnommen hatte, welche zum Schutz gegen Feinde mit Pallisadenverhauen umgeben sind. Mitten im Walde fand 1880 Junker diesen Ort. Ein mehrere Meter tiefer Graben mit senkrecht abgestochenen Seitenwänden lief kreisrund um den 600 bis 800 Schritt im Durchmesser haltenden Platz. Innerhalb erhob sich eine Pallisadirung und eine Brücke bildete den einzigen Zugang. Freilich begünstigte der ringsum dicht an den Grabenrand herantretende Wald den Angriff und der aus dem Graben gewonnene Boden war zur Formirung einer Brustwehr nicht benutzt worden. In Mitten des Platzes stand eine Versammlungshalle, davor eine kunstvoll hergestellte Laube für den Fürsten und seine Frauen, hieran beiderseits anschliessend, als Kreissegmente verlaufend, zwei Gänge von 70 Schritt Länge, nach innen offen, wie die offenen Trinkhallen unserer Badeorte. Diese dienten den Zuschauern zum Schutz gegen die Sonne während der auf dem eingeschlossenen Platz zur Ausführung kommenden Tänze und Spiele. In besonderen Umzäunungen befanden sich die Privat-Hütten Mambangá's und seiner Frauen, bemerkenswerth war auch ein besonderes Haus für das Mapinge-Orakel, welches Mambangá so verhängnissvoll werden sollte.

Junker hatte Gelegenheit, einem Feste beizuwohnen, bei welchem zuerst Scheingefechte durch des Fürsten Krieger zur Darstellung kamen, welche uns ein Bild ihrer Kampfesweise bieten. In der Linken führen die Mangbattu den grossen Schild und mehrere leichte Wurflanzen, in der Rechten balanziren sie den wurfbereiten Speer hoch über dem

Digitized by Google

Kopf. Sowohl beim stehenden Gefecht, als während des Angriffslaufes suchen sie sich beständig gegen die feindlichen Speere zu sichern. Sie bringen dabei den Körper in die mannigfaltigsten Stellungen, werfen den Schild bald nach links, bald nach rechts den ankommenden Wurfgeschossen entgegen und suchen die Extremitäten durch Zusammenkauern oder Hinaufziehen der Beine beim Sprunge gegen dieselben zu decken. Feuerwaffen besassen sie nicht, denn die Nubier hatten sich wohl gehütet, ihnen solche zugänglich zu machen. Zum Schluss des Festes zeigte nach verschiedenen anderen Einzeltänzern, die bis zur Erschlaffung sich produzirt hatten, auch der Fürst selbst seine Künste im Tanzen. Es tritt auch hierin die Eigenart der Mangbattu hervor, dass nur einzelne besonders Befähigte oder Angesehene sich dem Einzeltanze widmen, während der Massentanz nur im Vorführen von Kriegstänzen und Frauentänzen besteht. So sah schon Schweinfurth den König Munsa und so sah Junker Mambangá, am ganzen Körper mit Fellen, Thierschwänzen und klirrenden Ringen behangen, sich im geradezu rasenden Tanze produziren. Die nothwendigen Pausen füllte Mambangá sogar noch durch Reden aus. Munsa's Tanzbegleitung war ein Musikkorps von Kessel- und Holzpauken, Hörnern, Pfeifen, Schellen und Glocken, welche im wüsten Wiederholen stets derselben Töne unermüdlich waren, wozu die Weiber den Takt klatschten. War nun Mambangá's musikalischer Geschmack ein feinerer oder musste er nur nothgedrungen das mächtige, barbarische Musikkorps seines mächtigeren Oheims durch bescheidenere Mittel ersetzen, ausser der Nugara (Pauke) erwähnt Junker nur ein Rassel-Instrument; aber „die Nugaratöne wurden nach bestimmten Zeitabschnitten immer leiser und dann begleitete den Tanzenden vielstimmiger Wechselgesang. Das häufig wiederholte Finale desselben wurde lang ausgezogen, war recht wohlklingend und erinnerte an die gedehnten schwellenden Töne beim russischen Volksgesang." Leider hat Junker diesen Gesang nicht in Noten festzuhalten gesucht.

Die Nubier besassen östlich von Mambangá's Verhau auf ca. 50 und 80 km Entfernung die Seriba Ali am Uelle und Tangasi südlich Munsa's zerstörter Residenz. Von hier aus überfielen sie trotz Junker's ernstlicher Warnung noch im Jahre 1880 den Mangbattu-Fürsten in seiner Feste, warfen ihn hinaus und setzten sich selbst darin fest. Bald nachdem aber machten sie siegestrunken einen Ausfall gegen die nunmehr sie rings umstellenden Schaaren Mambangá's und wurden

Digitized by Google

glänzend geschlagen, die beiden Führer niedergemacht. Wenige retteten sich in nächtlichem Dunkel nach Tangasi zurück, Mambangá aber erbeutete 40 Gewehre.

Emin Bey, zu dessen Verwaltungs-Gebiet Mangbattu seit Jahresfrist gehörte, sendete den Hauptmann Hauasch Effendi Montasir und 40 Mann regulärer Truppen aus Makaraká mit dem Auftrage, in Verbindung mit den Nubiern der Stationen und ihren Basingern die verlorenen Gewehre zurückzuerlangen. Seinen Angriffen hielt aber der Mangbattu-Fürst nicht Stand, wusste ihm geschickt auszuweichen und so zu manövriren, dass er Hauasch Effendi nach Westen auf das Gebiet der A-Barmbo drängte. Zerwürfnisse unter den Regierungs-Truppen veranlassten einen Theil, nach Tangasi zurückzukehren, während Hauasch den A-Barmbo-Häuptling Buru für sich zu gewinnen wusste und in seinem Gebiete, gegenüber der Einmündung des Mbrúole in den Uelle und ca. 12 km von Mambangá, eine neue Seriba gründete. Der Verkehr mit den östlichen Stationen war auf den Wasserweg beschränkt, da jener den Landverkehr vollständig hinderte und durch Verbindung mit den übrigen A-Barmbo-Stämmen Hauasch zwang, sich auf die Defensive zu beschränken. Ja! er ging sogar Ende August 1881 zum Angriff über. Mit grosser Kühnheit griff er die Seriba Hauasch tagsüber mehrmals an. „Einige suchten (wie Junker erzählt) sich der Station mit Feuerbränden zu nähern. Andere schleppten einen schweren, hölzernen Haken herbei, der an einem Seil befestigt war, und wollten damit im günstigen Augenblick den Verhau niederreissen." Nur mit bedeutendem Munitions-Aufwand (allein die 40 Remington-Gewehre hatten 1800 Patronen verschossen) ward allerdings der Angriff abgeschlagen, aber in der Folge litt Hauasch an Munition Mangel und war deshalb sowohl an eigenen Unternehmungen behindert, als auch einigermassen besorgt für einen erneuerten Angriff Mambangá's.

Da kam am 9. September Junker zur Station und, wie überall auf seinen Reisen, ergriff er sofort die Gelegenheit, in aufopferndster und edelster Weise durch Vermittelung der Parteien Hauasch die Durchführung seines Auftrages zu ermöglichen und Mambangá zur ehrenvollen Unterwerfung unter Emin Bey's Regiment zu bewegen. Er begab sich zu dem Mangbattu-Fürsten und verblieb sieben Tage bei ihm, stets von Neuem versuchend, sein Misstrauen zu überwinden und den Mapinge-Aussprüchen mit Vernunftgründen entgegenzuarbeiten. Es war umsonst und der kühne Vertheidiger seiner ererbten Königs-

Digitized by Google

rechte hatte damit das letzte Mittel verworfen, sein Schicksal zu wenden.

Emin schickte nämlich den Mudir von Makaraká, Bahit Bey mit zahlreicher Mannschaft, um den Rebellen zur Herausgabe der eroberten Gewehre zu zwingen. Der Uebermacht musste er weichen. Casati traf am 18. November 1881, nicht weit vom Bomokandi, den Flüchtigen, mit wenigen Getreuen einen Zufluchtsort suchend, Herz und Seele voll Hass und Wuth über die erlittene Niederlage. In der Verwirrung der Flucht hatte er Alles vergessen und verlassen, nur die aus dem Schädel eines arabischen Führers, den er gefangen genommen hatte, gefertigte Schaale und das Messer, das dem schrecklichen Werk gedient hatte, theuere und werthvolle Andenken, hingen an seiner Seite. Ein zweiter Alboin benutzte er keinen anderen Becher. Er wandte sich zu Ssanga Popo, dem oben erwähnten Bruder Munsa's, der noch ziemlich unangefochten zwischen Bomokandi und Telli über einen Theil der Mangbattu und Mädje regierte.

Als aber Mambangá nachher an Stelle des inzwischen auch vertriebenen Sandé-Fürsten Bauli wieder in das ursprünglich unter seinem Vater Ssadi gestandene Gebiet eingesetzt worden war, erwachte der Dämon der Herrschgier in ihm und er ging mit den abenteuerlichsten Plänen um, sich wieder zu grösserer Macht emporzuschwingen. So ging er auf den verrätherischen Gedanken ein, zuerst gegen seinen Onkel und Wohlthäter Ssanga vorzugehen, zu welchen sich Hauasch, Niángara und Gambari verbunden hatten. Ssanga, überrascht und auf den plötzlichen Angriff nicht vorbereitet, unterwarf und beugte sich unter die Hoheit des Halbmondes. Ein grosses Fest wurde in seinem Mbanga zur Feier des Friedens veranstaltet; „an der Tafel des Königs (erzählt Casati) sassen ausser seinem Sohn Danga und seinem Bruder Kabrafá der Befehlshaber Hauasch und die Häuptlinge Gambári und Niángara. Die herzlichsten Ausdrücke, die schmeichelhaftesten Versprechungen, das freundschaftlichste Entgegenkommen minderte bereits den Schmerz des Königs über die verringerte Macht. Nun steht der Befehlshaber auf, reicht Ssanga die Rechte, kehrt in seine Wohnung zurück. Dies war das vereinbarte Zeichen. Die bereitstehenden Schergen warfen sich auf Ssanga und Kabrafá. Der König ergreift den Trumbasch und macht einen Schritt rückwärts, indem er sich zur Vertheidigung stellt. Aber er wird entwaffnet. Die beiden Unglücklichen wurden zu Gefangenen und mittelst des bekannten

Digitized by Google

gabelförmigen Holzes am Halse sicher gemacht. Man sagt, dass Niángara, der nur mit Widerwillen und aus Furcht vor Verfolgung sich dem Zuge angeschlossen hatte, entrüstet ausrief: „Einen König tötet man, man erniedrigt ihn nicht und tritt ihn nicht auf solche Weise in den Staub!" Zur selben Zeit aber stürzte sich durch die grossen, mit Absicht offen und frei gehaltenen Eingänge Mambangá mit seinen Anhängern mit bewaffneter Hand wüthend in die weite Seriba und verübte ein schreckliches Blutbad."

Diese Gräuelthat, welche er im August 1882 verübte, sollte er nicht ungestraft lange überleben. Als Emin Bey im Jahre 1883 nach Tangasi kam, erschien auch Mambangá am 2. Juli vor ihm und entwickelte ihm seine Pläne von einer Reorganisation des Mangbattu-Staates mit ihm und Gambari an der Spitze. Emin glaubte, in ihm eine dauernde Gefahr für das Land erblicken und beseitigen zu müssen. Er liess ihn hinrichten. So starb der letzte der Mangbattu-Fürsten, der seine Selbstständigkeit kühn zu vertheidigen gewagt hatte, eines schimpflichen Todes, da er durch Ehrgeiz und Unglück sich zum Verrathe am eigenen Stamme verleiten liess.

In Gambari hatte er sich übrigens, wie schon aus dem früher über denselben Mitgetheilten hervorgeht, einen netten Gesellen ausgesucht; Emin erklärt ihn für einen grossen Lumpen und Konspirator. Sohn eines Schmieds der A-Bangba, Namens Alekú, hatte er als Dragoman der Araber sich als willfährige Kreatur gezeigt und ihr schändliches Gewerbe, Erpressung, Sklavenraub und Schlimmeres, unterstützt. Als Gebieter in dem südöstlichen Bezirk von Mangbattu eingesetzt, hatte er im Lauf weniger Jahre die meisten Söhne Degberra's im Kampf oder durch Mord beseitigt. Als aber im Jahre 1877 die Mannschaften Mangbattu's gegen Soliman aufgeboten wurden, mordete er auf dem Marsch acht Enkel Degberra's, und diese Gräuelthat veranlasste Gessi Pascha, zu dessen Gouvernement damals auch Mangbattu gehörte, ihn auf zwei Jahre in Dem Soliman in Haft zu nehmen. Von Emin wieder eingesetzt, kehrte er Anfang 1882, in Begleitung einiger hundert von Emin am Rohl befreiter Sklaven, zurück, welche er in ihre Geburtsorte in Niángara's Bezirk entlassen sollte. Er suchte dieselben nun als eigene Sklaven zu behalten, überwies allerdings auf Junker's Vorstellungen 75, aber liess diese Sache zu einer neuen Ursache der Feindschaft mit Niángara werden. Man sieht hieraus, welcher Art vielfach die Beamten Emin's waren.

Digitized by Google

Sogar einer weiteren Scheusslichkeit wird er durch Casati beschuldigt, der Theilnahme an dem schändlichen Gewerbe der Entmannung von Jünglingen und Knaben, welches zur Erzielung der in den Harems der Mohammedaner erforderlichen und deshalb theuer bezahlten Kastraten damals vornehmlich in Mangbattu stark betrieben wurde. Musste doch auch ein anderer Beamter, Baschir, wegen eigenhändiger Ausübung dieses Gewerbes zu zweijähriger Haft verurtheilt werden.

Von der Anhänglichkeit der Eingeborenen an ihre angestammten Fürsten giebt uns Casati eine beinahe rührende Schilderung. Er kam in Ssanga's Gebiet nach dessen Gefangennahme, traf dort die Eingeborenen in grösseren durch Zäune und Gräben befestigten Seriben zusammengezogen, nachdem ihre Ortschaften verbrannt waren, und wohnte ihren Schmerz-Bezeugungen bei. „Im Dunkel der Nacht, im Kreise um ein knisterndes Feuer sitzend, begleiteten die Söhne Ssanga's und eine Schaar anderer Leute auf ihren Mandolinen*) ein Trauerlied um den gefangenen Vater und König. Es war eine schmerzvolle Erinnerung, die immer lebhafter das Andenken und die Sehnsucht nach dem verlorenen Manne wach hielt. Ssanga obeiro, abame ne baku? Metica se messia? Pa pandu andonzi endria tua! (Ssanga ist gefangen; warum kehrt er nicht in das Land zurück? Was können wir ohne ihn machen? O, wenn er sterben müsste, unser Schmerz würde nie ein Ende nehmen.) Und dieser Klang voll Theilnahme erscholl jeden Abend in jedem Dorfe — an jedes Ohr." Der älteste Sohn Danga hatte die Absicht, auszuwandern an den Népoko, wenn er in seinem gegen Mambangá beabsichtigten Kampfe unterliegen sollte. Als aber Emin in Tangasi war, setzte er Ssanga, nunmehr als Vasallen, wieder ein, Hauasch entsetzte er seines Postens.

Zur Charakterisirung der Mangbattu-Stämme ist wenig mehr nachzutragen. Ihre musikalischen Neigungen sind an anderem Orte schon besprochen worden, ebenso habe ich die Geschicklichkeit wiederholt erwähnt, welche sie für alle technischen Arbeiten besonders befähigt erscheinen lässt, da wir ihre mit so ungenügenden Kenntnissen und so primitivem Handwerkszeug erzielten Leistungen oft geradezu staunenswerth finden müssen. Sie sind auch bedeutend mässiger als

*) Die Mandolinen mögen sie wohl von den benachbarten A-Sandé übernommen haben, da dies Instrument sonst den Mangbattu fremd war.

Digitized by Google

die A-Sandé. Trotzdem sie ein schönes, schäumendes Bier aus Bananen (mehr als aus Telebun) zu bereiten verstehen und in dem Palmwein ein vorzügliches Getränk besitzen, ist die Trunkenheit bei ihnen wohl nur eine Seltenheit. Dagegen fröhnen sie der Anthropophagie in hohem Grade. Emin sagt: „Kommen überhaupt Beerdigungen vor, so mögen die Zeremonien nicht sonderlich komplizirt sein, da das Wiederausgraben von Leichen an der Tagesordnung zu sein scheint. Ganz vereinzelt stehen unter den Mangbattu die Madgó, ein Stamm, der seine Leichen verbrennen und ihre Asche verstreuen soll. Alle diese Angaben sind mit grösster Reserve aufzunehmen, da die Informanten gerade über das Beerdigen nur mit Zögern sprechen und ich selbst nie ein Grab gesehen habe." Auch Schweinfurth und Junker schweigen über das Kapitel des Begräbnisses und dies lässt schreckliche Schlussfolgerungen zu. Allerdings meint Emin, die Mundú hätten sich des Kannibalismus begeben und seien ganz fleissige Ackerbauer geworden, aber an anderer Stelle meinte er, ihnen doch auch nicht ganz trauen zu können. Die Babúckur waren jedenfalls trotz ihres Wohnsitzes inmitten friedlicher Ackerbauer die wilden Menschenfresser geblieben.

Fanden wir bei den A-Sandé die Beredsamkeit namentlich bei den Fürsten und Häuptlingen ausgebildet, in Folge der ihnen obliegenden täglichen Ansprachen und Leitung der gerichtlichen Verhandlungen in ihrem Mbanga, so scheint bei den Mangbattu die Rednergabe allgemein zur Schwatzhaftigkeit in Folge der parlamentarischen und gerichtlichen Gebräuche sich entwickelt zu haben, während die Fürsten, wie Munsa, Ssanga, Mambangá wohl wissen, einen ihrer Würde entsprechenden, sparsameren Gebrauch von der Rede zu machen. Bei den gerichtlichen Verhandlungen pflegt der Fürst in der Laube des Versammelungsplatzes zu sitzen, während die Häuptlinge und Unterthanen beiderseits die bogenförmigen Gänge, wie wir sie in Mambangá's Feste kennen lernten, füllen: Der Kläger tritt einige Schritte aus dem Gang hervor und greift seinen Widersacher, der oft 50 bis 70 Schritt weit von ihm sitzt, in langer Rede laut und verständlich an, so dass jeder Anwesende den Sachverhalt kennen lernt. Seinen bilderreichen Redefluss begleitet er mit theatralischen Gesten, ausdrucksvollem Mienenspiel und Pantomimen; unterbrochen wird er von keiner Seite und erst wenn er auf seinen Platz zurückgekehrt ist, beginnt der Angeklagte seine Gegenrede. Dann dürfen auch noch Andere das Wort ergreifen und Jeder sucht den andern an Wortschwall zu

überbieten. Das entscheidende Wort spricht am Schluss der Fürst und seinem Rechtsspruch muss unbedingt Folge geleistet werden. Dieselbe Schwatzhaftigkeit hängt aber den Mangbattu-Leuten bei Verhandlungen und im Gespräch des täglichen Lebens an, was die Unterhaltung mit ihnen wesentlich erschwert.

Eine gänzlich verschiedene Stellung nehmen bei den Mangbattu die Frauen ein. Sie dürfen sogar bei öffentlichen Gelegenheiten im Kreise der Männer erscheinen und Schweinfurth sowie Junker wissen davon zu erzählen, wie sie in der ungenirtesten Weise von denselben belästigt wurden. Trugen sie doch kein Bedenken, die Behausungen der Reisenden wie eine Kinderstube zu behandeln und die niedlichsten Familien-Szenen dort aufzuführen. Sie haben sich durch diese Selbstständigkeit eine wesentlich erhöhte geistige Regsamkeit und Verstandesschärfe, Energie und Thatkraft erworben, wie wir an der Schwester und der Gattin Munsa's, Nalengbe und Nenzima gesehen haben; einen auffallenden Beweis hierfür lieferte auch Gambari's erste Frau, Unganna, von der Emin folgendes erzählt: Gambari, der zum Mangbattu-Fürsten emporgekommene Bangba, war unter der Anklage, Eunuchen gemacht und verkauft zu haben, zwei Jahre in Dem Soliman gefangen gehalten worden; Emin hielt ihn wenigstens dieses Verbrechens für unschuldig und setzte ihn in seine Stellung wieder ein. Er befand sich bei der Inspizirungs-Reise im Rohl-Gebiet, als er in Bufi eines Tages, gerade zur rechten Visitenzeit, durch Damenbesuch überrascht wurde: „Gambari's Frau, Unganna," so erzählt er die Begegnung, „die den ganzen weiten Weg von Mangbattu gekommen, um nach Ladó zu gehen und ihres Mannes Freigebung von mir zu erbitten, hatte unterwegs gehört, dass er frei und bei mir sei, und war über Makaraká hierhergeeilt, um ihn zu sehen. Sie kam nun, mir zu danken. Von mittlerer Figur, ziemlich wohlbeleibt, von sehr dunkler, jedoch deutlich gelb durchschimmernder Hautfarbe und wie alle Mangbattu mit sehr hübschen und, was mehr sagen will, sauber gehaltenen Händen begabt, war sie bis auf die kaum in Betracht zu ziehende Schambedeckung in Gürtelform völlig nackt. Im rechten Nasenflügel sass ein blank polirter Eisennagel mit breiter Kuppe, sonst trug sie keine Verzierungen. Die Haartracht war den Umständen gemäss der hiesigen angepasst und der Chignon zu einer Menge bis zur Schulter reichender Löckchen und Wulste aufgelöst. Allerliebst war die Gelassenheit, mit welcher sie beim Eintritt in meine Hütte sofort einen

Digitized by Google

Stuhl nahm und sich setzte, während der mitgekommene Dragoman, ihr Schwager, stehen musste." Es kennzeichnet dies Gebahren vollauf die soziale Stellung der Frau, welche von allen anderen Negerstämmen abweicht, es spricht aber auch für die Anhänglickeit der Frauen an ihre Männer, wie man sie nach Schweinfurth's Vorwurf der Laszivität nicht erwarten sollte. Er führt hierfür auch vor Allem eine Schwester Munsa's an, welche, eine alte garstige Person, zum Gespött der Fremden und Eingeborenen vergebens sein Lager durchlief, die Soldaten mit schamlosen Anträgen verfolgend. Munsa's Frauen kann er allerdings nichts vorwerfen, denn sie waren in so guter Furcht vor ihrem Herrn und Gemahl, dass sie nicht einmal wagten, Geschenke ohne seine besondere Erlaubniss anzunehmen.

Emin Pascha ist in seinem Urtheil milder. Allerdings sind nach seiner Darstellung die sozialen Anschauungen in mancherlei Beziehung laxer, der Gegensatz der herrschenden und dienenden Klasse tritt nicht so streng hervor, wie bei anderen Völkern; die Töchter der Herrscherfamilien, wenngleich sie meist ihres Gleichen heirathen, thun dies doch auch, besonders bei mangelhafter Schönheit, oft genug mit Leuten gewöhnlicher Abkunft; es ist nicht anstössig, dass ein Mädchen, wäre es auch des Fürsten Tochter, sich Nachts zu ihrem Liebhaber begebe, der ein Diener sein mag. Wollen sie sich heirathen, so wird dies dem Vater des Mädchens eröffnet, der auch einen schwachen Versuch macht, einen Brautpreis zu erhalten, aber bei einem Unbegüterten auch davon absieht; auch sonst scheinen Frauen ziemlich verbreitet des Umgangs mit Männern zu geniessen; — doch findet sich öffentliche Prostitution nur selten; doch machen die Frauen fast stets einen sehr dezenten Eindruck und auch der Tanz derselben ist nach unseren Begriffen anständiger und dezenter als bei anderen Negern, vielleicht — gerade deshalb, weil die Frauen nicht nur im allgemeinen, sondern auch im Punkte der Liebe selbständiger, gewitzigter und erfahrener sind.

Die Heirath geschieht stets durch Vermittelung eines Dritten, der auch die als Brautpreis dienenden Geschenke in Empfang nimmt und sich hiebei seinen Kuppelpelz zu verdienen weiss. Die Geschenke sind Sklaven, Vieh und besonders Eisen. Ein Herrscher giebt einer Tochter vier Mädchen mit, damit es ihr nicht an Bedienung fehle; im allgemeinen sind aber die Brautpreise gering und auch der ärmste Mann, sobald er sich an seinen Häuptling wendet, kann sich sofort mit einer Frau beglücken lassen, ohne dafür Ausgaben zu haben. In Folge

Digitized by Google

dessen herrscht eine uneingeschränkte Polygamie, und da die Mangbattu-Frauen ausserordentlich leistungsfähig sind, Kindersegen ausserdem für ein besonderes Glück angesehen wird, ist die Vermehrung eine bedeutende und alle Mangbattu-Weiler wimmeln von Kindern.

Fälle von offenkundigem Ehebruch werden dem Häuptling vorgetragen, der das Besitzthum des Ehebrechers konfiszirt und unter den Vater der Frau und deren Mann im Verhältniss von 2 : 1 theilt. Es hat nämlich der Vater der betreffenden Frau den geschädigten Ehemann auf jeden Fall mit einer neuen Frau zu versehen, gewöhnlich einer Schwester jener, die selbst übrigens im Hause bleibt. Zwillingsgeburten sind besonders Glück bedeutend (gänzlich abweichend von anderen Völkern, wie den Lattuka) und werden durch grosse Feste gefeiert, zu denen alle Umwohnenden Geschenke bringen.

Ein schöner Zug im Volkscharakter ist das allgemeine Mitgefühl, dessen sich Frauen, die ihre Kinder verlieren, erfreuen, und ebenso berührt es sympathisch, dass sich bei diesem Volke die höhere geistige und soziale Entwickelung in der höheren Stellung dokumentirt, welche sie der Frau anweisen: sie ist Herrin und nicht, wie sonst meist, Sklavin im Hause; wohl fällt ihr ihr Theil Arbeit zu, aber die schwereren Dienste der Feldarbeit, das Anfertigen von Thongefässen und dergleichen werden von Dienerinnen besorgt; im eigenen Hause wie ausserhalb geniesst die Frau unbedingte Achtung, sie ist die Beratherin ihres Mannes, und es sollen Fälle oft genug vorgekommen sein, wo Frauen-Einfluss den Rath der Aeltesten aus dem Felde geschlagen hat. Mag man nun hierin vielleicht eine Schwäche der Männer erblicken, jedenfalls ist diese Stellung der Frau das Zeichen einer sozialen Entwickelung, wie es in Zentralafrika überraschen muss. Und hiermit nehme man zusammen jene früher erwähnte Verflachung der Kluft, welche bei anderen Völkern Herrschende und Dienende trennt, und den trotz dieses beinahe kordialen Verhältnisses überall herrschenden unbedingten Gehorsam und das Festhalten an den althergebrachten ehrwürdigen Formen der Unterwürfigkeit; füge man endlich hierzu die von Emin gemachte Beobachtung von Familiensinn und Vaterlandsliebe, welche die gewaltsam Entfernten unwiderstehlich nach ihrer Heimath zurückzieht und den Mädchen eine Heirath ausserhalb derselben als ein Unglück erscheinen lässt, so wird man diesem Volke seine Sympathie nicht vorenthalten können und den Wunsch aller mit ihm bekannt gewordenen Reisenden theilen, dass sich die richtigen

Digitized by Google

Wege finden lassen möchten aus dem jetzigen Wirrsal, um ihm weiter zu helfen zur Gesittung, bevor es dem Untergang verfällt in den unseligen durch die Nubo-Araber über ihr Land gebrachten Verhältnissen.

Fünfzehntes Kapitel.

Fünfte Rassenreihe. Die Lattuka.

So klein das Gebiet ist, welches dieses Völkchen bewohnt, so interessant sind die Lattuka wegen der ausgesprochenen Individualität, welche sie sich, rings umschossen von Schuli-Stämmen, zu bewahren gewusst haben. Sie bewohnen hauptsächlich das breite Thal des Chor-Kohs, soweit es dem Gebirge angehört, also ungefähr bis zum 5. Grad n. Br., einen Terrainstrich von, hochgegriffen, 80 deutschen geographischen Quadratmeilen. Aber nach den Angaben, welche Sir Samuel Baker und Emin Pascha über die Entfernungen, den Umfang und die Bevölkerung ihrer Ortschaften machen, scheint dies Gelände sehr dicht bewohnt zu sein. Der erstgenannte Reisende war der erste Europäer, welcher auf seiner Reise von Gondókoro nach dem Somerset-Nil im Jahre 1863 dieses Land betrat. Erst im Jahre vorher waren die ersten Expeditionen der Elfenbein-Händler bis hierher vorgedrungen, und zwar waren es zwei Gesellschaften, Kurchid-Agha, welcher eine Niederlassung in Tarrangolé, und Tschenuda, welcher eine solche beim Häuptling Latomé in Loronió gegründet hatte. Durch Baker's Erzählungen gewinnt man also einen Einblick in das planlose, nur auf den momentanen Genuss und Gewinn bedachte Gebahren dieser nubischen Söldnerschaaren, sowie in die Denkungsweise der naturwüchsigen Neger, deren gute und böse Instinkte durch die Fremden in erhöhtem Grade erregt wurden. Emin Pascha bereiste Lattuka im Jahre 1881, also 18 Jahre später, und es scheint fast, als ob die Bevölkerung während dieser ganzen Zeit unverändert dieselbe geblieben und jeder bemerkenswerthen Beeinflussung sich zu entziehen verstanden hätte, ein Fall, der gewiss desto auffallender gegenüber den anderen Negerstämmen ist, als die Lattuka nicht etwa mit wilder Feindschaft, wie

Digitized by Google

die Dinka, die Fremden sich fern gehalten, sondern in freundlicher und entgegenkommender Weise in Beziehungen zu ihnen getreten sind, aber die Uebergriffe stets energisch abzuwehren die Kraft fanden.

Die Lattuka-Männer sind ein ganz besonderer, von allen sudanischen Negerstämmen völlig abweichender Menschenschlag, — die schönsten Wilden nennt sie Baker, die er je gesehen, und der Häuptling Adda ist sogar der schönste Mann seiner ganzen Bekanntschaft; — elegante, schlanke Figuren von ansehnlicher Höhe (nach Emin 1,70 bis 1,75, nach Baker 1,80 m), von wundervoller Muskelentwickelung und kräftigen, wohlproportionirten Gliedern, weisen sie schöne grosse Augen, hohe Stirn, einen wohlgeformten Mund und, obgleich auch hier die unteren Schneidezähne entfernt sind, gute und wohlgesetzte Zähne auf. Das Gesicht ist länglich mit nicht vorspringendem Kinn, die Nase oft geradlinig, die Ohren sind klein, aber die Hände meist gross und die Füsse ziemlich gross und platt auftretend. In ihrem Aeusseren haben sie sämmtlich etwas auffallend Angenehmes, und hinsichtlich des gesitteten und höflichen Betragens bilden sie zu den westlicheren Stämmen einen grossen Kontrast. Hierzu kommt eine ausserordentlich malerische Tracht, welche sich allerdings nur auf den Kopf beschränkt, aber in Verbindung mit dem ganz unbekleideten, nur durch seine Farbe und die plastische Form wirkenden Körper gewiss desto eigenthümlicher erscheint. Um den landesüblichen Kopfputz eines Mannes fertig zu stellen, ist eine Zeit von 8 bis 10 Jahren erforderlich, denn der Helm, aus welchem derselbe besteht, wird aus dem eigenen Haar des Lattuka künstlich geformt und ist also nur die Zierde des vollwerthigen Mannes. Die dicke krause Wolle des Haars wird mit feinem Garn verwebt, das man aus der Rinde eines Baumes bereitet, bis sie ein dichtes Netzwerk von Filz darstellt. Sowie das Haar durch diese geflochtene Masse hindurch wächst, wird es derselben Behandlung unterworfen, bis im Laufe der Jahre ein kompakter Stoff gleich einem derben Filz geschaffen wird, der ungefähr anderthalb Zoll dick und in die Gestalt eines Helmes gebracht worden ist. Indem man das untere Ende mit Zwirn zusammennäht, wird ein fester, gegen zwei Zoll tiefer Rand hergestellt, und der Vordertheil des Helmes durch ein Stück polirten Kupfers geschützt, während ein Stück von demselben Metall, welches die Gestalt einer halben Bischofsmütze hat und etwa 30 cm lang ist, vorn in die Höhe steht und dem Helm das Ansehen einer hohen Grenadiermütze giebt. Gestatten es die Vermögensverhält-

Digitized by Google

nisse des Besitzers, so wird der untere Rand mit einer Reihe Kaurimuscheln zierlich benäht und die ganze Oberfläche des Helms mit blauen und rothen erbsengrossen Perlen in regelmässigen Mustern bestickt. Bei festlichen Gelegenheiten wird der Kopfschmuck durch hochragende Straussenfedern vervollständigt und wirkt gewiss dann ebenso imposant, als er im Uebrigen für den glücklichen Besitzer unbequem sein mag.

Der körperliche Schmuck wird durch eiserne, seltener durch die werthvolleren Kupferringe gebildet; besonders gesucht aber sind lange Messingspiralen. Jeder Mann führt drei Speere und einen Schild aus Büffel- oder Giraffenhaut; derselbe ist 1,40 m lang, 0,60 m breit, viereckig mit einwärts gebogenen Schmalseiten. Baker erwähnt ausserdem Keulen mit eisernem Kopf, langklingige Messer und Armringe mit 10 cm langen, messerklingenartigen Ansätzen, als Schlagringe zu benutzen. Bogen und Pfeile kennen sie nicht.

Merkwürdig, dass die Frauen durchaus die eleganten, schlanken Gestalten vermissen lassen, welche den Männern eigen sind; so hübsch die Männer, so hässlich und gewöhnlich sind die Frauen, ungeheuer gross (wenige unter 5 ' 7 " engl. = 1,70 m nach Baker) und mit entsetzlich massiven Gliedern. Es ist, als hätte die Natur sie so stark und leistungsfähig geschaffen für die Verhältnisse dieses Landes. Denn die Ortschaften liegen fast alle hoch auf den Abhängen und Gipfeln der Berge, die Wasserläufe sind fern davon, und es sind Stunden dazu erforderlich, um den Weg zum Wasserholen hin und zurück zu machen. Natürlich werden die Wassergefässe dem entsprechend möglichst gross gemacht, um mit einem Wege viel zu schaffen, nach Baker fassen sie nicht weniger als 45 Liter, und diese Last von annähernd einem Zentner (einschliesslich des Thongefässes) tragen sie auf dem Kopf den Berg hinauf, als einzige Bekleidung das kleine Handnetz, welches sie zum Fischen benutzen, um die Hüften geschlungen und im Mundwinkel die unvermeidliche kurze Tabakspfeife. Die im Uebrigen auf ihnen lastende Arbeit ist auch nicht gering; die Küche, das Herbeischleppen der Fleischvorräthe aus dem Walde, die Versorgung des Hauses mit Borassusfrüchten, die Herbeischaffung des zum Hausbau nöthigen Grases, die Anfertigung aller Thongefässe mit Ausnahme der Pfeifenköpfe, das Jäten und Ernten liegt den Frauen ob; nur die Jagd, der Kampf und das Melken der Kühe ist Sache des Mannes neben Hausbau, Schmiedearbeit und dergleichen.

Digitized by Google

Die Tracht der Frauen ist äusserst einfach, lange Schwänze aus Bast mit Eisenocker und Fett eingerieben, sowie Lederschürzen bei den Frauen, vollständiger Kleidungsmangel bei den Mädchen; die Haare kurz geschoren und mit rothem Eisenocker gefärbt, Perlen- und Armbänderschmuck, Ohrringe und die Stammesmerkmale im Gesicht tätowirt, nämlich sechs bis acht auf jeder Schläfe vom äusseren Augenwinkel aus divergirende Linien und hierzu eventuell noch fünf von der Nasenwurzel auf der Stirn ausstrahlende Striche. Nach Baker tragen die „feinen Damen“ in der Unterlippe einen Quarzkegel von der Grösse eines Zeichenstiftes.

Unter all den hässlichen Frauen — das weibliche Geschlecht überwiegt der Anzahl nach ganz auffallend das männliche — fand Baker nur zwei Ausnahmen, nämlich die Lieblingsfrau des Häuptlings Moy (Maje): Bokké und ihre Tochter. Baker reiste bekanntlich in Begleitung seiner muthigen Gattin und dieser machte Bokké mit ihrer Tochter eine Visite (das hübscheste Paar Wilde, das der Reisende gesehen). Sie fand es natürlich sehr erstaunlich, dass Baker sich mit einer Gattin begnügte, und gab dieser den Rath, sich auch die Schneidezähne auszuziehen, das Haar roth zu färben und einen Quarzkegel in der Unterlippe zu tragen, sie würde dann viel besser aussehen. Sie hielt entschieden die europäische Frisur und die Intaktheit der natürlichen Gesichtstheile für unkultivirt und barbarisch. So verschieden sind die Begriffe von Schönheit. Die hübsche Frau wusste übrigens unter Umständen auch recht kräftig zuzufassen, wie folgende Erzählung Baker's beweisen mag, welche gleichzeitig einen Einblick in die Anmassungen der Nubier gestattet:

Baker hatte nothgedrungen sich einer Expedition des Kurschid Agha anschliessen müssen, welche unter Führung des Wekil Ibrahim nach seiner in Tarrangolé, dem grössten Orte Lattuka's, angelegten Station sich begeben hatte. Auf das gutwillige Entgegenkommen der Bevölkerung vertrauend hatte man im Jahre vorher bei Etablirung der Station dieselbe nicht in einer von der Stadt abgesonderten Seriba untergebracht, sondern sich mitten in die Stadt einquartirt. Die Dongolaner hätten nun wohl Veranlassung gehabt, nicht in Uebermuth und Frechheit die Einwohner sich ungünstig zu stimmen; denn Ibrahim hatte mit seiner Hauptmacht nach Gondókoro zurückgehen müssen, um Munitionsvorräthe zu holen, und die Mannschaft war nur 35 Mann stark geblieben; ausserdem aber war die Einwohnerschaft von Tarran-

Digitized by Google

golé in Aufregung versetzt durch die Vernichtung der ganzen Besatzung der in Loronió etablirten Niederlassung Tschenuda's durch die Einwohner eines von jenen überfallenen Lattuka-Dorfes. Nichtsdestoweniger gefielen sich die Nubier in Tarrangolé, indem sie am Tage nach Ibrahim's Abreise die Frauen, welche gegen Abend mit ihrer Wasserlast vom Flusse ankamen, überfielen, ihnen ihre Krüge abnahmen und die Widerstrebenden schmachvoll misshandelten. Am folgenden Tage sollte sich dasselbe Stück wiederholen, einer von Ibrahim's Soldaten drohte einer kraftvoll aussehenden Amazone mit seinem Stock, weil sie sich weigerte, ihren Wasserkrug herzugeben, den sie zu ihren eigenen Bedürfnissen etwa eine Meile weit getragen hatte. Als Bokké, des Häuptlings Weib, dieses sah, packte sie den Soldaten bei der Gurgel und entwand ihm den Stock, während eine zweite Frau ihm sein Gewehr abnahm. Andere Frauen setzten sich dann auf ihn und schüttelten ihn auf die schimpflichste Weise. Unterdessen sammelten einige Schlamm aus der Gosse und steckten ihn in den Lauf seines Gewehres, bis sie denselben gehörig verstopft hatten. Damit noch nicht zufrieden, pflasterten sie grosse Massen Schlamm auf Schloss und Drücker. Natürlich rächten die Kameraden die Niederlage, indem sie etliche andere Weiber tüchtig durchbläuten, und die Folge war, dass Tags darauf sämmtliche Weiber ausgewandert waren und die Soldaten sicherlich einem bereits im ersten Stadium der Ausführung begriffenen Massenangriff der Lattuka-Männer zum Opfer gefallen wären, wenn nicht Baker durch rechtzeitige Gegenmassregeln den Frieden wieder hergestellt hätte.

Die Lattuka sind ein freimüthiges, lebenslustiges und kriegerisches Völkchen, das sich wohl unter der Leitung einiger den einzelnen Bezirken vorstehender Oberhäuptlinge fügte, so lange deren Ansehen, vielfach basirt auf Wohlstand und der Kunst des Regenmachens, nicht irgendwie Schaden nahm, aber immer bereit war, wegen irgend einer Kleinigkeit, Bezirk mit Bezirk und Ortschaft mit Ortschaft, Streit und Krieg zu beginnen. Ja, diese für die Negervölker alle so unheilvolle Spaltung und gegenseitige Befehdung ging auch bei den Lattuka so weit, dass sie die Macht der Fremdlinge, ihrer Verderber und grössten Feinde, gegen ihre eigenen Stammesgenossen zu benutzen nicht abgeneigt waren, wenn sie glaubten, jene ihre Macht fühlen lassen zu müssen. In ihrer Thorheit befangen meinten sie durch die Ausnutzung der Fremden, welche ihren momentanen Widersachern ihr Vieh weg-

trieben und ihre Aecker verwüsteten, selbst an Ansehen und Macht unter ihren Stammesgenossen zu wachsen. Auf diese Weise haben sie den Nubiern mehr als einmal ihren Arm geliehen, um das Land seines Stolzes, seiner Viehheerden zu berauben, so dass fast nur in Tarrangolé dem mächtigsten der Häuptlinge, Maje, es gelang, seine Rinderheerden zu retten, und wunderbar ist es, dass nicht die ganze Kraft dieses Volkes gebrochen ist in Folge dieses völligen Mangels an Politik.

Aber darin zeigt sich die diesem Volke eigenthümliche Stärke und die Quelle ihrer Widerstandsfähigkeit: sie liessen sich nie zu Sklaven erniedrigen und, wie Emin sagt, es wird den Nubiern nie möglich gewesen sein, in diesem Lande einen anderen Handel zu treiben, als Elfenbeinhandel.

Es darf nicht übersehen werden, dass sie durch zwei Umstände in ihrem Widerstand gegen die nubischen Gelüste wesentlich unterstützt wurden, das ist einmal die örtliche Beschaffenheit ihres Landes, die felsigen Berge, welche den Kampf mit Lanzen und Steinblöcken gegen die Gewehre begünstigte, und zweitens ihre aus den früheren Stammesfehden ihnen überkommenen wohlbefestigten Ortschaften und ihre Waffengewandtheit. In dem breiten Thale des Chor-Kohs, welches beiderseits durch Reihen von felsigen Bergen und Höhen eingeschlossen ist, erheben sich hie und da einzelne Kuppen und Hügel, viele mit völlig flachen Plateaus gekrönt, und diese dienen ebenso wie die Kuppen der Thalränder als Bauplätze der Ortschaften. Wenige nur liegen auf der Thalsohle, die meisten bedecken Abhänge und Kuppen der isolirten Erhebungen und sind stärker bevölkert, als irgend welche anderen Neger-Ortschaften. So wurde 1881 die wehrfähige Bevölkerung von Loronió, einem der nördlicheren Orte, auf nahezu 1000 Mann veranschlagt, was, wie Emin meint, mit einiger Modifizirung anzunehmen sein dürfte, da die Zahl der den Hügel buchstäblich überdeckenden Hütten eine ganz unglaubliche war. Latomé, der Häuptling von Loronió, beansprucht die Oberhoheit über noch andere 13 Dörfer, viele von ihnen noch grösser als Loronió; er gehört nicht zu den grossen erblichen Häuptlingen des Landes, sondern verdankt seinen grossen Einfluss seiner Kunst im Regenmachen und wohl ein wenig seiner guten Politik. Er hatte durch die Aufnahme der Handelsniederlassung Tschenuda's sicherlich sein Ansehen und seine Macht sehr zu heben gewusst; dass er aber gelegentlich auch mehr als Worte zu leisten vermochte, beweist die Thatsache, dass er „vor nicht gar langen

Digitized by Google

Jahren," wie Emin sagt, „103 Mann Danagla trotz Bewaffnung in Loronió niedergemacht hatte. Sie mochten es wohl zu toll getrieben haben. In jedem seiner Dörfer besitzt Latomé einige Häuser und Frauen, deren Unterhalt dem betreffenden Ortschef obliegt und die er selbst nur besucht, um den Tribut einzuziehen, der in Korn, Sesam, Honig, Leopardenfellen, Vieh und Elfenbein besteht. Ist einem Dorfe Regen nöthig, so hat eine Deputation mit Geschenken sich nach Loronió zu begeben, und Latomé, auf einem Angareb getragen und von diversen Trägern mit Merissa-Töpfen geleitet, begiebt sich dorthin und sorgt für Regen.

Doch betrachten wir uns den Ort Loronió selbst! Durch Anhäufen von Steinen zu kleinen Mauern sind am ganzen Hügel hinauf Reihen von Terrassen geschaffen worden, auf welchen die einzelnen Gehöfte und Hütten dicht neben einander aufgebaut sind, jede Terrasse durch starke Pallisadenzäune, die Gehöfte durch Bambusrohr-Zäune umschlossen. So sind durch die aneinander stossenden und übereinander liegenden Gehöfte, zwischen denen nur sehr enge Gässchen meist steil aufwärts führen, ganze Pallisadenreihen und Bambuswälle gebildet, die zusammen mit dem steilen Berge den stets kriegsbereiten Bewohnern eine der besten und stärksten Positionen darbieten. Die Pallisaden sind aus eisenhartem Holze und für Kugeln undurchdringlich. Die ganze so befestigte Ortschaft ist in Bezirke getheilt, deren jeder einen bis zu drei Stock hohen Wachtthurm und einen eigenen Chef besitzt. Nahe dem Gipfel liegt, dicht an seinen Rinderpark anstossend, das Gehöft Latomé's, aus 10 sehr sauber gehaltenen Hütten mit Palmblatt-Dächern und doppelt so vielen Kornbehältern bestehend. Er sitzt mitten in seiner Festung und übersieht weithin das ganze Vorterrain.

In ähnlicher Weise war Tarrangolé zur Zeit, als Baker dort weilte, angeordnet, der ganze Ort mit Eisenholz-Pallisaden umringt und jedes Haus durch einen kleinen mit Pfählen verschanzten Hof befestigt. Das Vieh wurde in grossen Pferchen gehalten, die an verschiedenen Punkten angelegt, aber immer mit der breiten Hauptstrasse in Verbindung gebracht waren. Alle anderen Eingänge und Strassen waren so schmal, dass nur immer eine Kuh hinter der anderen zwischen den hohen Pfahlreihen gehen konnte. Daher liessen sich im Fall eines Angriffs diese engen Durchgänge leicht vertheidigen und ausser auf der Hauptstrasse war es unmöglich, die ungeheuren Vieh-

heerden fortzutreiben. Wachtthürme zur Ueberschauung des Vorterrains gehörten auch hier zur Vertheidigungs-Einrichtung.

Endlich sei noch des wohl ältesten Ortes der Lattuka, Okkela, erwähnt (Wakkala bei Baker). Die ursprüngliche Umzäunung desselben mit Pallisaden- und Dornenhecken hat sich im Laufe der Jahre in ein so dichtes Gewirr von Büschen, Dornensträuchen, Unterholz und Hochbäumen verwandelt, dass ausser den künstlich freigehaltenen Eingängen die Passage geradezu unmöglich ist; der die Umwallung bildende Wald ist stellenweise mehr als 1 km breit, die Eingänge sind merkwürdige Bogengänge, über 3 m hoch, mit Eisenholzpallisaden eingeschlossen und mit scharfer Wendung nach rechts und links Zickzacks bildend.

Es ist wohl erklärlich, dass die Eingeborenen in diesen stark befestigten Ortschaften den Nubiern Widerstand zu leisten im Stande waren, wenn dieselben in ihrem Uebermuth sich zu gewaltthätigem Menschen- und Viehraub erkühnten, bezw. durch die Einwohner anderer Ortschaften sich verleiten liessen. Wie kurzsichtig dieselben bezüglich der Anreizung der Nubier gegen ihre eigenen Stammesgenossen waren, geht aus den Mittheilungen Baker's hervor. Ihre bösen Triebe, die Begierde nach Besitz und Macht wurden durch die ihnen gebotene Verstärkung lebhaft angefacht. So kam einer der Unter-Häuptlinge Maje's, Adda, zu Baker mit dem Ansinnen, ihn bei dem Angriff auf eine benachbarte Ortschaft zu unterstützen; er schilderte die Einwohner derselben als unbotmässig, so dass ihnen ein Verlust an Meloten (eisernen Spaten), Rindern und auch einiger Menschen nicht schaden werde. Baker solle die zu erbeutenden Rinder haben, und ihm nur das Geld, die Meloten überlassen. Die Wekils der Händler wiesen ein derartiges Anerbieten natürlich nicht, wie der Reisende, zurück, und so sehen wir eines Tages die ganze Stations-Besatzung von Tarrangolé auf Antrieb Commoro's (des zweiten Chefs der Stadt) auf dem Wege gegen einen Nachbarort Kayála, welchen sie anzugreifen unternahm. Aber die Einwohner fochten so tapfer, dass es den Nubiern trotz zweistündigen Kampfes nicht gelang, die Stadt zu nehmen, welche, wie geschildert, durch Eisenholzpallisaden geschützt war, an denen die Gewehrkugeln sich platt schlugen. Nicht nur die Lattuka-Männer hatten gut gekämpft, sondern auch die Frauen zerbrachen ihre Mühlsteine und vertheidigten den Eingang, indem sie mit den Bruchstücken derselben die Stürmenden bewarfen. Mehrere Nubier wurden

Digitized by Google

durch die Steine verwundet, die von diesen muskulösen Amazonen mit solcher Kraft geschleudert wurden, dass auch die Flintenläufe beschädigt wurden. Zum Unglück für die Lattuka hatten sie bei Beginn des Angriffs einen Theil ihrer Rinder ausserhalb des Ortes auf der Weide; diese wurden erbeutet, aber es gelang Keinem, in die Stadt einzudringen. Und wie verwertheten die Dongolaner das erbeutete Vieh? Sie wussten nur zu gut die Begierde der Einwohner von Tarrangolé nach Rindfleisch auszunutzen. Nicht anders, als die Dinka, können sich auch die Lattuka nicht entschliessen, die geliebten Rinder zu schlachten, so sehr sie nach dem Fleisch verlangen. Den Nubiern gaben sie daher Alles, um den seltenen Genuss sich zu verschaffen; selbst Mädchen sollen sich dieselben bei solcher Gelegenheit erkauft haben, unter dem Namen von Frauen für den üblichen Brautpreis erworben, aber nachdem als Sklavinnen in Chartum verkauft.

Schlimmer als den Söldnern Kurschid's erging es, wie ich bereits oben erwähnte, den Dongolanern Tschenuda's, welche, 110 Mann stark, mit 300 Eingeborenen von Loronió aufbrachen, um eines der Bergdörfer auszuplündern. Aber in dem Kampf um die Rinderheerde, welche die Nubier aus ihrem Pferch fortzutreiben unternahmen, setzten die Lattuka alle Kraft ein — und mit vollständigem Erfolg. Sie trieben die Angreifer in den Pass hinab, welcher den Zugang zu ihren Viehheerden bildete, Steine, Lanzen und Felsblöcke schleuderten sie, in den Felsklüften selbst gegen die Gewehrkugeln gesichert, auf die Gegner hinab und zwangen sie zu einer Flucht, welche unter dem Hagel von Geschossen immer kopfloser, immer bunter und verwirrter durch die Felsschluchten hinab sich wälzte, bis die Unglücklichen, vom richtigen Wege verirrt, plötzlich vor einem tiefen Abgrund standen. Mit lautem und gellendem Geschrei schlossen die Verfolger sie ein, an Kämpfen war nicht mehr zu denken, durch die Massen der nachdrängenden Feinde ward der dichte Knäuel der Fliehenden über den Rand des Abgrundes hinabgedrängt, 500 Fuss tief; einer nach dem andern wurden die Verzweifelnden über die Felskante getrieben und stürzten hinab, zerschmetternd an den Felsen. Die Lattuka gaben keinen Pardon und mehr als 200 der Eingeborenen, die sich den angreifenden Nubiern angeschlossen hatten, wurden ebenso erbarmungslos mit geopfert, als die Dongolaner. Die Station Tschenuda's war vernichtet, nur der Wekil Mahommed Her und ein einziger Mann, mit dem er wohlweislich in Loronió geblieben, kamen mit dem Leben davon.

Doch auch von den für tot gehaltenen Nubiern ward einer gerettet. Er war nach Abzug der Feinde wieder zur Besinnung gekommen und hatte sich Tage und Nächte lang bei Hunger und Durst im Lande herumgeschleppt, wie ein wildes Thier sich vor den Lattuka verbergend. Schliesslich war er doch von solchen aufgefunden und nicht nur gut behandelt und von ihren Frauen gespeist, sondern auch zur Station nach Tarrangolé geführt worden. Diese in diesem Beispiel dokumentirte Barmherzigkeit mit dem Feinde, den man soeben noch mit der unerbittlichsten Grausamkeit zu vernichten trachtete, veranlasst Baker zu einer sehr treffenden Bemerkung über die Neger: „Der Schwarze ist eine merkwürdige Anomalie; die guten und schlechten Seiten der menschlichen Natur brechen ohne alle Ordnung hervor, wie die Blumen und Dornen seiner Wildniss. Ein Gefühlsmensch, selten nach Ueberlegung handelnd, setzt uns der Schwarze durch seine vollständige Stumpfheit in Erstaunen und macht uns ebenso plötzlich durch eine unerwartete Aeusserung von Mitgefühl bestürzt." Schon Baker erklärt es deshalb für völlig verkehrt, die Neger mit demselben Massstabe zu messen, wie die Weissen, ihnen dieselbe Stellung gegenüber den Gesetzen zu geben und sie mit gleichen Rechten in ein Gemeinwesen zusammen zu stellen. Es ist falsch, die fehlerhaften Seiten der Neger den Weissen gegenüber übermässig zu betonen, denn alle Laster und bösen Neigungen derselben, die Vergewaltigung des Schwächeren, die Undankbarkeit, Hinterlist und Unwahrheit, sind in Europa nicht weniger zu finden als in Afrika; aber ebenso falsch ist es, die Einwirkungen einer tausendjährigen Erziehung und Kulturentwickelung, wie sie dem Europäer zu Theil geworden ist, ganz unberücksichtigt zu lassen und zu glauben, dass man den Schwarzen diesen Sprung von seinem Standpunkt der naturgemässen Hingabe an seine natürlichen Instinkte auf den des dem allgemeinen Wohl sich unterordnenden Kulturmenschen ganz plötzlich und unvermittelt könne machen lassen. Man sollte es kaum für nothwendig halten, hierüber ein Wort zu verlieren, und doch beweisen die Missgriffe, welche gemacht worden sind bei der Emanzipation der Schwarzen, dass man glaubte, nur dem Neger Christenthum, Freiheit und gleiche bürgerliche Rechte geben zu müssen, um ihn zum zivilisirten, brauchbaren Menschen zu machen. Bei seinem Mangel an religiösen Bedürfnissen versteht er das Christenthum nicht und bedarf es nicht, bei seiner Neigung, nur gezwungen das Nöthigste zu arbeiten, ist er nicht im Stande, von

Digitized by Google

der Freiheit Gebrauch zu machen, und die bürgerliche Gleichberechtigung erfüllt ihn mit albernen Ansprüchen und einer übertriebenen Werthschätzung seiner eigenen Person, welche ihn unleidlich macht.

Auch die Lattuka haben so wenig, als andere Sudan-Völker, irgend eine Vorstellung von einem göttlichen Wesen, Unsterblichkeit u. s. w., ja, sie haben nicht einmal einen Aberglauben, es sei denn an die Kunst ihrer Häuptlinge, Regen zu machen und an die Wirksamkeit von Amuleten und Zaubermitteln. Eigenthümliche Sitten, wie vor allem die bei den Lattuka gänzlich abweichende Weise der Bestattung der Toten, welche man geneigt sein könnte, auf höhere Ideen-Verbindungen zurückzuführen, sind ihnen selbst unerklärlich, bedürfen aber auch gar keiner Erklärung, da sie dieselben durch das Alter geheiligt, von ihren Vorfahren übernommen haben. Haben jemals in diesem Volke derartige Ideen die Veranlassung zu den Gebräuchen gegeben, so sind sie jedenfalls längst verloren gegangen. Die Lattuka bestatten die Gebeine ihrer Toten in Thongefässen, also in Urnen, welche ausserhalb der Ortschaften auf besonders hierzu bestimmten Plätzen aufgestellt werden, also auf einer Art Gottes-Acker, welcher jedoch eigenartiger Weise durchaus nicht pietätvoll behandelt wird.

Bezüglich der Bestattung, wird der Unterschied gemacht zwischen dem im Kampf Gefallenen, welchen man an Ort und Stelle liegen lässt, den Geiern und Hyänen zum Opfer, und zwischen dem eines natürlichen Todes Verstorbenen. Letzterer wird in einem seichten Grabe, auf der Seite liegend, beerdigt, nach etwa zwei Monaten aber wieder ausgegraben, die Knochen von den verwesten Theilen gereinigt und in einem Thongefäss untergebracht. Das Begräbniss eines Häuptlings erfordert einige weitläufigen Zeremonien. Im grössten eigenen Hause wird ein etwa 1,10 bis 1,30 m tiefes Grab gegraben, von den Frauen mit Thonerde und Schlamm geglättet, dann eine Haut ausgebreitet und der Körper in halb sitzender Stellung eingebracht. Ueber demselben wird mit Hölzern und Matten ein Dach hergestellt, damit die Erde den Körper nicht berühre und eine Schicht Erde darüber ausgebreitet. Auch dieses Grab wird später wieder geöffnet und die Urne, in welcher die gereinigten Knochen untergebracht sind, an einem Baume aufgehangen. Kleine Kinder dagegen werden rechts ausserhalb der Hüttenthür beerdigt und auf ihr Grab gewöhnlich einige Sorghum-Stauden gepflanzt — ein eigenthümlich berührender poetischer Brauch.

Digitized by Google

Zu Ehren der Verstorbenen werden Tänze abgehalten. Baker, welcher Gelegenheit hatte, dieselben kennen zu lernen, giebt folgende Beschreibung: „Die Tänzer waren höchst grotesk aufgeputzt. Ungefähr ein Dutzend ungeheure Straussfedern schmückten ihre Helme; von ihren Schultern herab hing entweder ein Leopardenfell oder das vom schwarz und weissen Affen, und ein um den Leib gebundenes Leder bedeckte eine grosse eiserne Glocke, die mit einem Riemen auf die Lenden jedes Tänzers geschnürt war, wie ein altmodischer künstlicher Frauensteiss; diese liessen sie nach dem Takte des Tanzes ertönen, indem sie ihre Gesässe auf die abgeschmackteste Art hin und her warfen. Ein grosser, auf solche Weise ausstaffirter Haufe machte ein unbeschreibliches Getöse, welches durch das Blasen der Hörner und das Schlagen von sieben Nugaras mit verschiedenen Tönen noch vermehrt wurde. Jeder Tänzer trug ein um den Hals hängendes Antilopenhorn, das er dann und wann, wenn er in der höchsten Aufregung war, blies. Diese Instrumente gaben einen Ton, der das Geschrei eines Esels und einer Eule vereinigte. Haufen von Männern und Frauen flogen immer ringsum in einer Art von „Höllengalopp", indem sie, ihre Lanzen und mit eisernen Köpfen versehenen Keulen schwingend und sich erträglich in fünf bis sechs Mann tiefer Linie haltend, dem Vortänzer folgten, der rücklings tanzend sie führte. Die Frauen blieben ausserhalb der Linie; sie tanzten einen langsamen dummen Schritt und schrieen einen wilden und höchst unharmonischen Gesang, während eine lange Reihe junger Mädchen und kleiner Kinder, die Köpfe und Hälse mit rothem Ocker und Fett eingerieben und um die Lenden hüsch mit Perlenschnüren geschmückt, sich in einer sehr guten Linie hielten, wobei sie mit den Füssen den Takt schlugen und mit den zahlreichen eisernen Ringen klimperten, die ihre Knöchel zierten, um mit den Trommeln Takt zu halten. Eine Frau wartete den Männern auf, indem sie mit einer Kürbisflasche voll Holzasche durch das Gedränge sprang und ihnen Hände voll über die Köpfe streute, wodurch sie dieselben wie Müller einpuderte. Welchen Zweck dies hatte, konnte ich nicht erfahren. Die Vortänzerin war ungeheuer fett; sie war über die Blüthe der Jugend hinaus, aber trotz ihres schwerfälligen Zustandes hielt sie doch bis zuletzt Schritt, ohne sich bewusst zu sein, wie sie im Allgemeinen aussah, und von der Aufregung des Tanzes völlig hingerissen."

Träume von den Toten sind den Lattuka missfällig und sie

Digitized by Google

üben dieselbe Sitte, welche auch in Uganda und Unjoro gebräuchlich ist, falls Tote den Angehörigen in Träumen erscheinen, bei deren Urnen Opfer an Mehl und das Blut eines Schafes darzubringen und den Toten dabei zu ersuchen, sich solcher Besuche freundlichst zu enthalten. Dies theilt Emin Pascha mit und es widerspricht in auffälligster Weise der von Baker in Form eines Gespräches mit einem Häuptling aufgestellten Behauptung, dass die Lattuka an ein Fortleben nach dem Tode in keiner Weise glauben. Diese Traumsitte scheint Baker nicht bekannt geworden zu sein, sonst hätte er seinem Häuptling damit etwas gründlicher auf den Zahn fühlen können.

Der älteste Sohn erbt, was immer sein Vater besessen, die Frauen eingeschlossen; er kann seine Brüder mit Antheilen bedenken, ist jedoch nicht dazu verpflichtet. Fehden zwischen älteren und jüngeren Brüdern sind deshalb häufig und enden meist mit dem Tode des jüngeren. Auch dass ein Sohn seinen alten Vater aus dem Wege schafft, um an seine Stelle zu treten, ist nicht ungewöhnlich. So mischt sich bei allen Negervölkern das uns sympathisch Berührende mit Momenten, welche unser Gefühl verletzen. Es fehlt uns eben das Verständniss für ihr so gänzlich von dem unseren abweichendes Gefühlsleben.

Ganz eigenthümlich, wie die Ortschaften in ihrer Anlage, sind auch die Hütten im Besonderen. Vielfach in Glockenform, sind doch auch andere konische Gebäude beliebt, welche wie ungeheuere, an 8 m hohe Lichthütchen aussehen, indem die Dachhauben mit sehr spitzem Winkel (30 °) hergestellt werden. Der Eingang nöthigt zum Kriechen. Versammlungsorte der Männer, unter hohen, mächtigen Bäumen, mit besonderer Einzäunung versehen, finden sich in allen Ortschaften, und die von Pfählen gebildeten Lagerstätten, welche daselbst errichtet sind, werden den ganzen Tag von plaudernden und rauchenden Männern aufgesucht. Mit den Anforderungen an Reinlichkeit darf man, wie es scheint, nicht allzu streng sein; ist auch das Innere der Hütten sauber gehalten, so beginnt bei einzelnen Ortschaften schon in den engen Strassen der schreckliche Schmutz, welcher vor den Thoren bei allen sich in aufdringlichster Weise breit macht.

Polygamie ist selbstverständlich auch hier zu Hause und bei der enormen Ueberzahl der Frauen würden die Männer wohl noch mehr als die üblichen fünf bis sechs Frauen haben, wenn nicht die Kaufmittel sich so bedeutend verringert hätten: 22 Rinder oder 20 Schafe

Digitized by Google

resp. Ziegen und 40 eiserne Lanzenspitzen resp. Meloten sind ein ganz bedeutender Brautpreis, allerdings leisten die Frauen auch Dank ihrer ausnahmslosen Rüstigkeit ganz Erstaunliches. Zwillingsgeburten, die aber selten vorkommen, sind für den Vater Unglücksbringer; wollte er danach auf die Büffeljagd gehen, so würde er unfehlbar vom Büffel verwundet oder getötet werden; eine von ihm verwundete Antilope würde bei seiner Annäherung entfliehen. Deshalb verlassen die durch dieses Schicksal heimgesuchten Männer das Dorf nicht eher, als bis eine andere Frau Zwillinge geboren oder die eigene Frau ein anderes Kind zur Welt gebracht hat, wodurch der Bann gebrochen ist. An den Zwillingen selbst haftet kein Vorurtheil.

Wenn auch die Lattuka Ackerbau betreiben, soweit derselbe eben nothwendig ist, sind sie doch vor allem leidenschaftliche und tapfere Jäger, wie an anderer Stelle bereits erwähnt wurde. Rinder- und Schafzucht wurde früher sehr eifrig betrieben und in jeder Ortschaft zählten die Rinderheerden nach Tausenden. Zu Emin's Zeiten waren aber nur noch einzelne mächtige Häuptlinge, wie Maje und Latomé, im Besitz grosser, schöner Rinderheerden, alle anderen waren den Chartumern mit der Zeit zur Beute gefallen; zahlreiche Schafheerden waren aber zu Emin's Zeit noch überall vorhanden.

Wie sich das ganze Dichten und Trachten dieser Männer auf die Jagd konzentrirt, ist es nicht wunderbar, dass der Glaube an den Einfluss einzelner bevorzugter Menschen auf die Thiere des Waldes bei ihnen tief eingewurzelt ist, zumal derselbe durch einzelne Thatsachen unterstützt wird. So stehen die Löwen, wie die Neger erzählen, unter der Botmässigkeit eines Häuptlings, Lottor genannt, eines äusserst einfachen, gutmüthigen Mannes, der thatsächlich zwei derselben in seinem Hause gezähmt hält, und so lange er hin und wieder Geschenke an Korn und Ziegen erhält, den Löwen nicht erlaubt, sich unnütz zu machen. Die Löwen sind allerdings nach Emin's Zeugniss, vielleicht, weil sie überreiche Nahrung finden, wirklich gutmüthig; dass man sie jedoch respektirt, beweist der Umstand, dass, als einer in einer Fallgrube sich gefangen, man schnell den erwähnten Häuptling brachte und dieser durch Einschieben gefällter Baumstämme dem Löwen es ermöglichte, die Grube zu verlassen und, nachdem er die Umstehenden anerkennend angebrüllt, unverletzt seines Weges zu gehen. Von einem anderen Häuptling erzählte man, er besitze die Macht, das Wild von den Fallgruben fern zu halten, und einer der Soldaten theilte Emin

Digitized by Google

mit, dass, als einer Zwistigkeit halber der bewusste Häuptling für einige Stunden in der Station festgehalten wurde, für etwa acht Tage kein Wild sich derselben genähert hätte, so dass man dem Häuptling ein Geschenk zu senden hatte, um ihn zu versöhnen. Ebenso war die Frau des Häuptlings Tschulong in Okkela, welche, nachdem ihr Mann erschlagen, für dessen Söhnlein das Regiment führte, bekannt wegen ihrer Macht über die überaus zahlreichen Krokodile, die im Chor-Ginetti hausen.

Als im Jahre 1884 Emin die Stationen Lattuka's räumte, um seine Truppen mehr zu konzentriren und nicht einer gefährlichen Lage gegenüber den leicht erregbaren Eingeborenen auszusetzen, war dieses Land noch auf einem verhältnissmässig günstigen Standpunkt. Die Einwohner hatten sich ihre Eigenart wohl zu wahren gewusst, die angestammten Häuptlinge standen noch in respektirter Stellung, und wenn auch durch die Nubier der Viehreichthum wesentlich geschmälert worden war, das Land war nicht vergleichsweise so ausgebeutet wie die westlicheren Gebiete; es war noch voll Wildes, fruchtbar, und Dank seiner günstigen örtlichen Bedingungen ist dieses Volk in der ausnehmend vortheilhaften Lage, die 20 Jahre, welche es in enge Beziehungen zu Aegypten gebracht hatten, als eine vorübergehende Episode betrachten zu können, welche es aus seinem Gedächtniss auslöschen kann, um sich voll und ganz seiner wiedergewonnenen Selbstständigkeit zu freuen. Kommt die Zeit, wo neue Beziehungen zu Lattuka angeknüpft werden können, so wird dies wahrscheinlich von vorn herein auf der freundlichen Basis geschehen, welche Emin bestrebt war zu entwickeln, und dem Lande nur zum Segen gereichen.

Sechszehntes Kapitel.

Sechste Rassenreihe. Die Bátua.

Wie man im Alterthum bezüglich des inneren Afrikas durchaus nicht so wenig unterrichtet war, als noch unsere Zeit bis vor wenig Jahrzehnten, so scheint auch die Kenntniss von einem Zwergvolke,

Digitized by Google

welches daselbst wohnte, schon im dritten und vierten Jahrhundert vor Christi Geburt in Griechenland verbreitet gewesen zu sein. Herodot berichtet von einem kleinen Volksstamme, der nicht einmal mittlere normale Körpergrösse erreichte, bei Besprechung der Wanderungen der Nasamonen durch die libyschen Wüsten, und Aristoteles spricht sich sehr bestimmt aus: „Die Kraniche ziehen bis an die Seen oberhalb Aegypten, woselbst der Nil entspringt; dort herum wohnen die Pygmäen, und zwar ist das keine Fabel, sondern die reine Wahrheit; Menschen und Pferde sind, wie die Erzählung lautet, von kleiner Art und wohnen in Höhlen."

Aus den Pygmäen der Griechen wurden in Europa die Fabelwesen der Zwerge, und nicht minder wurden von den Eingeborenen Afrikas die Erzählungen bezüglich dieses räthselhaften Volkes in abenteuerlicher Weise ausgeschmückt, so dass die Nachrichten der älteren Reisenden, welche auf diese Erzählungen basirt sind, ebenso wie die Gerüchte, welche den neueren Reisenden vor der persönlichen Begegnung mit den Besprochenen zu Ohren kamen, von kleinen Leuten mit langen Bärten und sogar mit Schwänzen erzählten. Eigenthümlich, dass selbst bei den A-Sandé, welche Schweinfurth berichteten und gar nicht allzuweit von den nördlichsten Kolonien der Bátua entfernt wohnten, der lange Bart sich mit der Vorstellung der abnorm kleinen Menschen verbunden hatte, wie sich auch unserer Fantasie die Zwerge stets als Männlein mit langem Bart darstellen.

Es würde zu weit führen, auf die theilweise recht interessanten Mittheilungen älterer Reisenden aus vergangenen Jahrhunderten über die Zwerge im einzelnen einzugehen. Schweinfurth hat sie in seinem Werk: „Im Herzen Afrikas" in dankenswerther Weise zusammengestellt und benutzt sie in Kombination mit seinen eigenen Wahrnehmungen im Jahre 1870 zu geistvollen Schlussfolgerungen. Dieselben sind zum grossen Theil durch die später mit diesem Volke in Berührung gekommenen Forscher erhärtet und die Richtigkeit seiner Annahmen der Wahrscheinlichkeit näher geführt worden.

Unter dem Namen Dongo oder Matimba soll ein Zwergen-Volk nahe der äquatorialen Westküste, nördlich vom Sette-Fluss, gehaust haben, wie Battel im Jahre 1625 berichtet, und der Amerikaner Du-Chaillu, der einzige Reisende, welcher vor Schweinfurth mit den Pygmäen persönlich in Berührung kam, traf im selben Gebiet bei den Aschongo dieselben unter dem Namen Obongo. Alle weiteren Nach-

Digitized by Google

richten der früheren Reisenden aber, mögen sie an der West- oder Ostküste oder im nördlicheren Afrika gesammelt sein, stimmen darin überein, dass ein Zwergen-Volk seine Wohnsitze im Zentrum des Erdtheils, nahe dem Aequator, habe. Wenn auch denselben die verschiedensten Namen: Bakka-Bakka (nach Dapper im 16. Jahrhundert), Kenkab und Betsan (nach Kölle), Mala-Gilageh (d. h. Schwanzträger, nach Escairac de Lauture) beigelegt werden, so ergiebt doch der Vergleich der Beschreibungen mit den neueren auf persönlicher Kenntnissnahme beruhenden Berichten, dass dasselbe Volk, die Bátua, hiermit gemeint ist.

Auch die neueren Reisenden, welche an verschiedenen Punkten auf grössere oder kleinere Bruchtheile der Bátua stiessen, haben die verschiedensten Namen hiefür in Erfahrung gebracht, welche aber wohl beinahe sämmtlich ihnen durch die Völkerschaften beigelegt worden sind, in deren Gebiet sie ihre Wohnsitze haben. Schweinfurth, Miani, Junker und Casati trafen sie im Mangbattu-Lande zwischen dem zweiten und dritten nördlichen Breitengrade, zwischen Uelle und Népoko (27. bis 28. Längengrad). Ausser Junker führen die Reisenden nur den von den A-Sandé ihnen gegebenen Namen Tikki-Tikki und den von den Mangbattu gegebenen „Akka“ an; jener fügt noch die von den Momfú gehörte Bezeichnung „Affifi“ hinzu und als den ihnen gebührenden, weil von ihnen selbst gebrauchten Namen: Wotschúa. Ludw. Wolf und Wissmann trafen sie unter dem fünften südlichen Breitengrad und zwar ersterer im Jahre 1885 zwischen dem 21. und 22. Längengrad am rechten Lulua-Ufer, letzterer im Jahre 1882 zwischen dem 23. und 24. Längengrad südöstlich des Mona Katschisch und 1885 nordöstlich desselben am rechten Ufer des Lubilasch (Sankurru). Sie gaben ihnen den Namen Bátua (Sing. Mútua). Ferner traf sie v. Francois am rechten Tschuapa-Ufer bei ein Grad südlicher Breite und zwischen dem 22. und 23. Längengrad. Die ihnen hierselbst von den angrenzenden Volksstämmen gegebenen Namen sind: Tschobe, Barumbe und Bapoto. Stanley endlich hat die Zwerge 1876 unter dem dritten südlichen Breiten- und 26. Längengrad angetroffen und nennt sie Watwa. Im Jahre 1887 und 1888 stiess er im grossen Urwald und zwar zwischen dem 28. und 29. Längengrad nördlich des Ituri auf zahlreiche Zwergen-Niederlassungen. Wenn dieselben auch stets von ihren Einwohnern verlassen waren, gelang es ihm doch, verschiedene Repräsentanten des Zwergvolkes in seine Gewalt zu be-

Digitized by Google

kommen und zum Theil längere Zeit an die Expedition zu fesseln. Er giebt ihnen zwei verschiedene Namen, Wambutti und Bátua, theilt aber nicht mit, ob er diese von ihnen selbst oder von den benachbarten Völkerschaften gehört, oder aber den Namen Wissmanns „Bátua" einfach auf sie übertragen habe. Wátwa und Bátua möchte wohl auch derselbe Name sein. Wolf erklärt, dass es ihm oft schwer geworden sei, zu entscheiden, ob die Eingeborenen Bátua oder Bátwa sagten (in der englischen Schreibweise des Suahili wird ausserdem statt „u" — „w" geschrieben). Das Plural-Präfix „Ba" entspricht aber dem „Wa" der Suahili-Sprache. Auch Junker's Wotschúa (Sing. Atschúa) hat denselben Wortstamm, und dies lässt auf eine Zusammengehörigkeit der entfernt von einander lebenden Stämme schliessen. So weit bisher bekannt, sind die Bestandttheile dieses Zwergen-Volkes also vom 21. bis zum 29. Längen- und vom fünften südlichen bis zum vierten nördlichen Breitengrade über Zentral-Afrika zerstreut, das ist also in dem waldreichsten und ihren Lebens-Bedingungen am meisten zusagenden Gebiete des Erdtheils. Mögen sie früher auch im Westen, am Niger gesessen haben, so giebt es doch keine Gründe, welche gegen ihre Vertheilung über ganz Zentral-Afrika, bezw. einer Verschiebung dieses reinen Nomaden-Volkes nach Süd-Osten, widersprächen. Dr. Stuhlmann, Emin's Begleiter auf dessen letzter Expedition, glaubt ihnen den oberen Ituri als Stammland zuweisen zu müssen. Seinen weiteren Veröffentlichungen darf man mit Spannung entgegensehen.

In vielen Punkten ist die Charakteristik bei allen Berichterstattern dieselbe: Körpergrösse im Mittel 140 bis 144 cm (die 1888 von Emin gemessenen Zwerge Stanley's hatten nur 1,36 m Höhe), Hautfarbe von den übrigen Volksstämmen durch grössere Helligkeit abstechend, lichtgelb mit bräunlicher Schattirung, wie Wissmann sagt. Stanley sucht dieselbe mit der Farbe des gewöhnlichen rothen Ziegelsteins in halbgebranntem Zustande oder mit gelbgewordenem Elfenbein zu vergleichen, — die Farbe der kurzen und wolligen Haare ist (nach Schweinfurth und Junker), gänzlich abweichend von dem schwarzen Haar aller, auch der helleren Negerstämme, dunkelrostbraun und erinnert an die Farbe des Werg. Die Kürze des Haares machte es den den Mangbattu-Sitten sich anschliessenden Akka unmöglich, sich den sehnlichst gewünschten üblichen Chignon daraus zu fertigen.

In vielen Beziehungen sind aber die Mittheilungen der verschie-

Digitized by Google

denen Berichterstatter schwer zu vereinigen, indem der Körperbau, der Schädelbau, die Körperbehaarung, kurz, der ganze Habitus dieser kleinen Menschen ausserordentlich verschieden geschildert wurde. Stanley's Bericht scheint hier Licht zu verbreiten, da er Zwerge von gänzlich verschiedenem Habitus neben einander vorfand und deshalb die Meinung aufstellt, dass es deren zwei ganz verschiedene Spezies gebe; er nennt sie, wie erwähnt, Wambuttu und Bátua. Erstere besitzen einen völlig proportionirten Körper, runden Kopf, ausnehmend grosse, gazellenartige und weit von einander entfernte Augen, hohe Stirn, die ihnen den Ausdruck unverhüllter Offenheit giebt, etwas vorstehende Kinnladen und kleine Hände und Füsse. Dagegen die Bátua haben längliche Köpfe, schmale, lange Gesichter mit schnauzenartigem Vorspringen der Kiefer, röthliche, kleine, nahe zusammenstehende Augen, die ihnen einen mürrischen, ängstlichen und zänkischen Blick geben, hängende Schultern, lange Arme, stark einwärts gebogene Füsse und kurze Unterschenkel. Die langen, mageren Gliedmaassen sind aber äusserst beweglich und nicht eckig; der ganze Habitus hat etwas entschieden Affenartiges. Eine starke Behaarung der Brust und kräftiger Bartwuchs wurde an Junker's Wotschua, nie an Stanley's Wambuttu (von Emin) konstatirt. Dagegen scheinen die Hängebäuche, welche Schweinfurth beobachtete und wie Buchta auf einer Photographie sie wiedergiebt, nur der Spezies der Stanley'schen Bátua zuzukommen. Und auch bei diesen mögen sie sich durch den übermässigen Genuss von vegetabilischer Nahrung entwickelt haben. Die Gefrässigkeit der Bátua resp. Akka ist eminent. Casati erzählt, dass ein ihm geschenkter Angehöriger dieses Stammes eines Tages in seiner Abwesenheit eine ganze Bananentraube aufgezehrt habe. Er liess den Fresser kommen und setzte ihm eine mit Mehlspeise und Fleisch angefüllte Schüssel vor. Auch dieses Gericht verzehrte er noch bis zum letzten Bissen. Schweinfurth musste den Akka Nsewue, den er glücklich bis Chartum in seiner Begleitung mitgenommen hatte, dort in Folge der schrankenlosen Unmässigkeit im Essen, die er nicht genugsam überwacht hatte, als Opfer einer langwierigen Dysenterie verlieren.

Bedenken wir, dass Schweinfurth's Akka aus Munsa's Küche mit gefüllten Bierkrügen, süssem Bananenwein, Haufen von Maiskolben und dergleichen gefüttert wurden, dass ihrer Gefrässigkeit also im alten Mangbattu-Reich, wo der mächtige König ihre Kolonie wie eine Sammlung seltener Thiere hegte und pflegte, aller Vorschub geleistet wurde,

so ist Schweinfurth's Ansicht nicht unwahrscheinlich, dass sich eine natürliche Anlage bei den Akka unter der Gunst bezw. Ungunst der Verhältnisse zu einer pathologischen Eigenthümlichkeit entwickelt habe. Diese Ansicht wird unterstützt durch die Erfahrung, welche der Forscher an zwei aus Miani's Nachlass stammenden Akka gemacht hat. Dieselben kamen 1874 nach Europa, woselbst sie im Palast des Grafen Miniscalchi-Erizzo zu Verona erzogen wurden und, wohl in Folge der veränderten regelmässigen Kost, bei der sie sich sehr wohl befanden, bereits im Jahre 1876 ihre früher stark entwickelten Hängebäuche ganz verloren hatten.

Jedenfalls möchte nach den zahlreichen Berichten über die Bátua, welche die letzten Jahre gebracht haben, es nicht mehr angängig sein, in denselben nur degenerirte Abkömmlinge der übrigen Negervölker zu erblicken. Dagegen spricht ihr Auftreten inmitten so verschieden gearteter Volksstämme, wie der am Uelle und Bomokandi gegenüber denen am Lubilasch und oberen Lomami, zwischen denen sie durch ihre in den Hauptmerkmalen gleiche und von jenen grundverschiedene Rasse sich auszeichnen; dagegen spricht ihre überall gleiche Lebensweise, ihre von allen Stämmen, unter denen sie wohnen, gänzlich verschiedene Sprache und endlich die Erscheinung, dass die Mischlinge von Bátua und anderen Volksstämmen gewissermassen eine grössere Sorte von Bátua repräsentiren. Diese Beobachtung haben Schweinfurth und Emin, ebenso wie von François bei einigen Ortschaften der Lussacke und Bomanfuri, und Wissmann bei den Badingo gemacht. Wenn auch die Bátua in ihren Kernstämmen sich rein erhalten, so kommen doch vielfach Vermischungen mit den Volksstämmen vor, unter denen sie wohnen, deren Abkömmlinge man eher als degenerirt bezeichnen kann, da sie entweder übergrosse Bátua sind oder als schwächliche, magere Individuen des betreffenden anderen Stammes erscheinen.

Es gewinnt die Annahme mehr und mehr an Wahrscheinlichkeit, dass die Bátua als versprengte Reste der Urbevölkerung des zentralen Afrikas zu betrachten sind. An ein ungebundenes Nomadenleben gewöhnt, Meister in allen Listen und Künsten der Jagd in den Urwäldern, zufrieden mit den primitivsten Lebensgenüssen, wichen sie den in Afrika einwandernden Völkern aus, wurden nirgend sesshaft, sondern suchten, in einzelnen Kolonien zerstreut, sich mit den Völkerschaften zu befreunden, welche in guten Jagdgründen sassen, betreiben dort die Jagd, so lange ein Ort hinreichende Beute darbietet, indem sie von ihrem

Digitized by Google

Ueberfluss den Gastfreunden abgeben und die nöthigsten Lebensbedürfnisse dagegen eintauschen. Ist eine Stelle ausgenutzt, so ziehen sie weiter.

Diesem ursprünglich einfachen Nomadenleben entspricht ihre einfache Bewaffnung, nämlich allerwegen, wo man sie getroffen, die kleinen runden Bögen und zierliche aus Holz geschnitzte Pfeile, welche sie vielfach vergiften sollen. Die ausserdem bei ihnen in einzelnen Exemplaren gefundenen Messer sind stets von den Gastfreunden eingehandelt. François fand auch Schilde aus leichtem Holz von mehr als Körpergrösse und Speere bei den Bátua am Tschuapa. Casati, welcher auch Schilde und Lanzen bei den Akka nördlich des Aequator vorfand, hält diese für eine Nachahmung der angrenzenden Stämme. Auch ihre Wohnungen scheinen einfachster Art zu sein. Junker, der eine Niederlassung antraf, giebt die Hütten allerdings nur in einer Abbildung, woselbst sie wie eine Art niedrige Bienenkörbe aus Laubzweigen erscheinen; ganz ähnlich beschreibt aber auch Wolf die fünf bis sechs Breitengrade weiter südlich angetroffenen Hütten als „kleine verwahrloste Grashütten in Bienenkorbform und ebenso ärmliche Häuschen mit einem Dach aus Palmenwedeln“. Stanley schildert ihre Wohnungen als niedrige Bauwerke in Gestalt eines der Länge nach durchschnittenen eiförmigen Körpers mit einer Thür von 60—90 cm Höhe an jedem Ende, roh in einem Kreise geordnet, dessen Mittelpunkt für den Häuptling und seine Familie, sowie als gemeinsamer freier Platz reservirt ist. Etwa 100 m vor dem Lager befindet sich auf jedem Pfade ein Schilderhaus, gross genug für je zwei der kleinen Leute; die Kolonien sind rings um die grossen von den Eingeborenen bewohnten Waldlichtungen wie Feldwachen auf allen Pfaden vertheilt. Zum Anbau des Bodens wollen sie sich nicht verstehen, höchstens dass sie ein paar Maniok- und Maisstauden ziehen; auch Vieh halten sie nicht ausser Hühnern.

Desto energischer beschäftigen sie sich mit der Jagd, wie wir bereits früher sahen, und die ausserordentliche Behendigkeit und Geschicklichkeit, welche ihren unvollkommenen schwachen Waffen die grössten und stärksten Thiere, wie den Elefanten und Büffel zur Beute fallen lässt, hat ihnen vielfach den Ruf eingetragen, dass sie sich durch Teufelskunst unsichtbar machen können und also mit geringer Mühe die Elefanten zu schiessen wissen.

Während die Bátua mit den Volksstämmen, in deren Wäldern

Digitized by Google

sie hausen, auf bestem Fusse stehen, ihre Jagdbeute ihnen zu Markte bringen und dort ihre Bedürfnisse an Ackerfrüchten eintauschen, suchen sie sich doch jedem weiteren Verkehr möglichst zu entziehen, wechseln häufig ihre Wohnplätze und weichen jedem Fremdling scheu und furchtsam aus, so dass es den Reisenden stets nur mit Anwendung grösster Vorsicht und List gelungen ist, in ihre unmittelbare Nähe zu gelangen, und dass sie alle Schleusen ihrer Liebenswürdigkeit und alle Schätze ihrer Geschenk- und Tauschwaaren öffnen mussten, um sie von der plötzlichen Flucht abzuhalten. Hierbei ist ausserdem hinderlich, dass die Bátua ein von allen Negersprachen gänzlich verschiedenes Idiom reden, mit einer eigenartig unartikulirten Aussprache, und dass eine Verständigung deshalb nur möglich war, wenn sich einer unter ihnen befand, der auch einer anderen Sprache mächtig war.

Schweinfurth traf es ja insofern am günstigsten, als an Munsa's Hof sich ein Dolmetscher befand, welcher die Sprache der Akka verstand, und als er einen jungen Akka vom König geschenkt erhielt, den er, wie bereits erwähnt, bis nach Chartum mit sich nahm. Zunächst aber wollte es ihm gar nicht gelingen, einen der scheuen Menschen — man kann wohl nicht sagen furchtsam, denn sie sollen tapfere Krieger sein —, zu Gesicht zu bekommen. Sein Protektor selbst, der Kaufmann Mohammed Abd-es-Sammat, überraschte aber eines Tages einen Akka beim König und brachte ihn trotz seines Sträubens und wilden Gebahrens vor des Reisenden Zelt; er hockte auf seiner rechten Schulter, hielt ängstlich seinen Kopf umklammert und warf scheue Blicke nach allen Seiten. Schweinfurth kramte sofort alle möglichen Geschenke vor ihm aus und suchte Alles aufzubieten, dass er bliebe, um den Moment auszunutzen, diese handgreifliche Verkörperung tausendjähriger Mythe zu studiren, zu messen und auszufragen. Er überredete ihn sogar, einige Waffentänze seines Volkes zum Besten zu geben, und erblickte das Possirlichste, was denkbar war. „Trotz seines grossen Hängebauchs,“ schreibt der Forscher, „trotz der kurzen und dürren Säbelbeine leistete Adimokuh, der, beiläufig gesagt, bejahrten Alters zu sein schien, wahrhaft Unglaubliches an Sprungkraft und Gewandtheit. Seine Sprünge und Attitüden waren dabei von einer affenähnlichen Lebhaftigkeit des Gesichtsausdrucks begleitet. Alle Anwesenden mussten sich den Bauch vor Lachen halten.“ Diese ungeheure Beweglichkeit zeigten die Akka auch beim Sprechen, sie zogen die Augen-

Digitized by Google

brauen hin und her, machten Gesten mit Händen und Füssen und wackelten ununterbrochen mit dem Kopfe.

Von den Mangbattu und A-Sandé wurden die Bátua wegen ihrer Gewandtheit in der Handhabung des Bogens, wegen der Schnelligkeit ihrer Bewegungen und ihres angeborenen Muthes als Krieger sehr geschätzt. Schon Schweinfurth lernte sie als solche an Munsa's Hofe kennen, wohin sie mit dessen Bruder Mummeri nach einem glücklich beendeten Kriegszuge gekommen waren. Nicht wenig wurde er, unbekannt mit Mummeri's Ankunft, eines Abends von einer Exkursion zurückkehrend, überrascht, als er sich plötzlich von einer Schaar, wie er glaubte, übermüthiger Knaben umringt sah, welche ein Scheingefecht improvisirten, ihre Pfeile auf ihn richteten und ihn in zudringlicher Weise umschwärmten. „Das sind ja Tikki-Tikki," riefen seine Begleiter, „Du glaubst wohl, es seien Kinder; das sind Männer, die zu fechten wissen." Casati liess sich vom A-Sandé-Fürsten Kanna versichern, dass während des Krieges, den er mit seinem Nachbarn Ssanga (Mangbattu) geführt habe, seine Sandé, die tapfer den Mädje- und Mangbattu-Horden gegenüber standen, furchtsam zurückgingen, als Haufen dieser kleinen Krieger anstürmten. „Ihre Pfeile," sagte der Sandé, „fliegen und verwunden, ehe sie die Angreifenden wahrnehmen können." Auch die Araber sollen mit den zwischen Lomami und Kongo wohnhaften Bátua wüthende Kämpfe zu bestehen gehabt haben. Eigenthümlich erscheint jedenfalls diese Tapferkeit, dieser Muth in Kampf und Jagd gegenüber der mädchenhaften Scheu und Furchtsamkeit, die sich im friedlichen Verkehr dokumentirt.

Einigermassen müssen letztere diejenigen einzelnen Bátua überwunden haben, welche an den Höfen der benachbarten Fürsten leben. Schon Dapper berichtet bei Schilderung des Hofes des Königs von Loango, dass Zwerge vor seinem Throne sitzen. Wolf fand im Gefolge des Bakuba-Herrschers Lukengo Muano einige Bátua-Leute, denen die ausschliessliche Beschäftigung oblag, Palmwein und Wild für die Tafel des Häuptlings zu besorgen und Lukengo erzählte, dass in seinem Reiche jeder bedeutende Unter-Häuptling von ihm zu demselben Zwecke Bátua zuertheilt bekäme.

Und auch Casati findet diese Hofjägermeister bei den Fürsten der südlichen Sandé, Mangbattu und Mädje. Dort sind sie von der Bedeutung und Würde ihrer Stellung ganz erfüllt.

„Den Bogen in der Hand, den Köcher auf der linken Schulter,

erhobenen Hauptes, mit hochfahrender Haltung, in beeiligtem Schritt, kommen sie heran, legen ihre Jagdbeute ab, machen ihre Huldigungsverbeugung, grüssen mit wundervoller Haltung die an Einfluss unter ihnen Stehenden und beschränken ihren Aufenthalt auf die knappe Zeit, die zur Abwickelung ihrer Geschäfte erforderlich ist."

Doch nennt sie auch Casati Meister der Verstellung und ohne Zuneigung gegen die Leute, mit denen sie zusammen wohnen. Und Schweinfurth sagt, dass ihre Schlauheit nur der Ausdruck eines in ihrem innersten Wesen wurzelnden Naturtriebes sei, der seine Freude an Bosheiten habe. Von seinem Schützling theilt er mit, dass derselbe sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, nächtlicherweile seine Pfeile auf Hunde abzuschiessen und Thiere zu quälen. Sollte sich diese Eigenschaft nicht bei diesem von Land zu Land, jahraus, jahrein gehetzten Volk, das kein Heim hat und in jedem Volksstamm nur stets einen neuen Feind erblicken muss, ebenso wie die erwähnte Menschenscheu, naturgemäss in den Jahrhunderten des Wanderns und Versteckens in den dichtesten Wäldern entwickelt haben? Schweinfurth bringt die Bátua in Beziehung zu den Buschmännern Süd-Afrikas und findet neben der in vielen Punkten auffallenden Aehnlichkeit ihrer physiognomischen Merkmale auch in der Beiden eigenthümlichen Bosheit des Charakters einen Beweis für ihre Verwandtschaft.

Zwei Individuen dieses Volkes, die beiden Akka Miani's, sind in eine Lebenssphäre versetzt worden, in welcher sie beweisen können, welche Eigenschaften den Einwirkungen einer höheren Kultur gegenüber stichhaltig und entwickelungsfähig sind. Schweinfurth hat bei seinem Besuch in Verona Ende 1876 ihre ausserordentlich erfreuliche geistige und körperliche Entwickelung festgestellt. Etwas über zwei Jahre waren dieselben in Europa und legten bereits überraschende Proben ihrer erworbenen Fertigkeiten ab. Beide schrieben ihre Namen mit fester, regelmässiger Hand, lasen, ohne zu stocken, mit tadelloser italienischer Aussprache vor und der Aeltere gab sogar, obgleich er keinen eigentlichen Musik-Unterricht genossen und das Klavierspiel gewissermassen spielend erlernt hatte, eine kleine Etüde auf dem Piano zum besten, welche Aufgabe er, obgleich er mit seiner kleinen Hand nur $^3/_4$ Oktave greifen konnte, fehlerfrei und mit erwünschter Geläufigkeit erledigte. Ihre Menschen-Scheu hatten sie vollständig überwunden, denn ohne eine Spur von Befangenheit begrüssten sie den Mann, der ihre Heimath besucht hatte, und promenirten mit ihren

Digitized by Google

europäischen Spielgenossen auf dem Corso Cavour ohne durch etwas anderes aufzufallen, als durch ihre hellbraunen Gesichter und wergfarbenen Haare. Ob sie auch ihren Hang zur Bosheit überwanden, sagt Schweinfurth nicht.

Günstige Erfahrungen wurden auch bei der Expedition Stanley's gemacht. Ein kleines Zwergfräulein war ein Jahr in Begleitung des Dr. Parke und ihr Herz war durch dessen sanfte, milde Weise vollständig gewonnen worden. Sie pflegte sein Zelt zu bewachen, und wenn er in seinen Dienstpflichten abwesend war, kauerte sie wie ein Hündchen am Eingange nieder und gestattete keinem Eindringlinge, demselben nahe zu kommen. Sie verrichtete ihre Arbeit in der bescheidensten Weise, trug auf dem Marsch die Büchertasche des Doktors, und bei der Ankunft am Halteplatze war sie fleissig wie eine Biene, um Brennmaterial zu sammeln und ihm eine Tasse stärkenden Thee zu bereiten. Ein anderer Offizier der Expedition hatte ebenfalls einen diesem Stamm angehörenden kleinen Burschen, der zu keinem Menschen ein Wort sprach, ausser zu seinem Herrn und beinahe stets der erste war, der den Lagerplatz erreichte, Brennmaterial für den Herrn sammelte und Feuer anzündete. Obgleich er auf dem Marsche beladen war, schien er doch nie müde zu sein, und wenn ihm irgend ein grosser, gefühlloser Grobian seinen gesammelten Holzvorrath fortnahm, gab er seine Noth nur durch Blicke kund, fasste indessen gleich darauf wieder Muth und sammelte einen neuen Haufen, als ob die Zeit zu kostbar sei, um sie mit nutzlosen Reden über das Unvermeidliche zu vergeuden. Die Zwerge zeigten also durch ihr Benehmen, dass sie allem Besten und Edelsten in der menschlichen Natur verwandt waren.

Was aus dem Material dieses Volkes gemacht werden kann, ist namentlich an den zwei Akka Miani's zu ersehen und es ist ihm zu wünschen im eigenen und im Interesse der Menschheit, dass nicht zu spät die Kultur das zentrale Afrika soweit mit ihrem segensreichen Einfluss durchdringen möchte, um diese Abkömmlinge eines uralten Geschlechtes der drohenden Vernichtung zu entreissen und zu dem auszugestalten, wozu ihre natürlichen Gaben sie befähigen.

Digitized by Google

Nachtrag zu Seite 68 und 83:

Der Name „Merissa" kommt, streng genommen, nur dem aus Sorghum (Durra) hergestellten Getränk zu, wird aber von den Arabern in Ermangelung eines anderen Wortes auch auf das aus Telebun gebraute Bier der A-Sandé angewendet. Merissa ist eigentlich kein Bier, denn sie besteht aus einem ungekochten Wasser-Aufguss auf gesäuerte Durra-Krütze und wird nur behufs Entfernung der Spelzen event durchgeseiht, bleibt aber immer ein trübes, sogar dünnbreiiges, weisses Getränk, „gesäuerter Kleister". Das Bier aber (Batossi), welches die A-Sandé (wie auch die Abessinier unter dem Namen Tokusso) aus Eleusine-Korn herstellen, wird aus regelrecht gemalztem Korn gebraut, ist völlig klar, von rothbrauner Farbe, angenehmer Bitterkeit und schäumt; es verdient den Namen „Bier".

Berichtigungen:

Seite 13,	Zeile 12	von unten	lies	„Gurba" statt „Jubbo".
„ 39,	„ 14	„ oben	„	„Ghattas'schen" statt „Ghadda'schen".
„ 46,	„ 3	„ unten	„	„den" statt „dem".
„ 52,	„ 20	„ „	„	„Jubba" statt „Jubbo".
„ 55,	„ 15	„ „	„	„Jubba" statt „Jubbo".
„ 65,	„ 10	„ „		schalte ein „von Nichtbotanikern" vor „sogenannte".
„ 72,	„ 14	„ oben	lies	„Baobab" statt „Boabab".
„ 73,	„ 7	„ „	„	„Pflanzenarten" statt „Grasarten".
„ 73,	„ 15, 16	„ „	„	„von Andropogon" statt „einer anderen Grasart".
„ 88,	„ 19	„ „		streiche „Beduinen" und lies „langwolliges".
„ 91,	„ 9	„ unten	lies	„von" statt „am".
„ 222,	„ 16	„ „	„	„Munzinger" statt „Munsinger".
„ 226,	„ 6	„ „	„	„Protege" statt „Protogé".

Digitized by Google

Namen- und Sachregister.

A.

Aba Insel 27, 29, 263.
Ababde-Araber 285, 287.
A-Babúa 141, 400.
Abaka, Fluss 39, 369.
Abaká, Volksstamm 135, 365.
A-Bángba 137, 139, 154, 181, 394, 413, 416, 429.
A-Bármbo 137, 140, 164, 176, 383, 391, 433.
Abd' Allah Abû Sed 251.
Abdallah-el-Dscha'anis 105.
— Seriba 51.
Abd-el-Helim, Emir 275.
Abd-el-Kader (Slatin) 298.
— Scheik in Kalakala 286, 287.
— Pascha Helmi 266, 272, 273, 295.
Abd-el-Kerim 293.
— -es-Sit 243, 399.
— -er-Rahman, Bruder Brahims von Dar-For 216.
AbderahmanAbu-Gurun417.
Abd-er-Rahman Bey 186.
— Sultan von Dar-For 107, 108, 113.
Abdullah (Lupton) 298.
Abdullahi Abd-es-Sammat 302, 303, 306, 368, 397.
Abdu'lallahi (Abd-es-Sammat) 242.
Abdullah Wad en Nur 269.
Aberglaube der Neger 128, 343.
Abessinien 7, 187, 222, 223.
A'bije (Sing. A'bâje) 91.
A-Bissanga 122, 139, 401.
Abondomassi 429.
Abû Angar, Emir 276.
— Girgeh 286, 287.
— Gurun 241, 396.
— Hable, Chor 29, 275.
— Haras 67, 267, 268.
— Harras 70.
Abukája 135, 374, 379, 381.
Abu Klea 290.
— l-Beschr 216.
— l'Qâsim, Sultan 106.
— Saud-el-Agad 265.
— Schatter, Berge 13.
— Scheich Dâli 106, 112, 115.
— Scheich Kurra 108, 109.
— Simmin 212.
Acacia albida 67.
— nilotica 67, 69.
— Seyal 67.
— spirocarpa 65.
— triacantha 65.
Achmet-Agha 212, 251.
— Atrusch-Agha 251, 379.
— Bey Dafa'allah 272.
— Bokkor, Sultan 105.
Achmet Digna 277.
— -el-Makaschef 266, siehe Makaschef.
— -el-Makur 104.
— Mahmud Effendi 315.
— Schettâh 212, 215.
— Wad Malik 270.
Achû el-Benât 92.
Adam Tarbusch 110, 113, 115.
Adanson 72.
Adansonia digitata 67, 72.
Adda, Häuptling 442, 448.
Adimokuh 462.
Adlân 89, 98.
Aedemone mirabilis Kotschy 31.
Aegypten 8.
Aequatorialprovinz 217, 238, 245—258.
Aëso 390, 391.
Aethiopier 87.
Affenbrodbaum 67, 72.
Affiti 457.
Agahr, Stamm 148, 299, 337, 366.
Agaru, Station 7, 84, 329.
Agha, Titel 211.
Ahnenkultus 327.
Ajak, Station 10, 39, 148, 203, 245, 249, 303, Evakuation 305.

Digitized by Google

Aire 15, 38.
Aju, Chor 9.
Aju, Station 220, 245.
A-Kahle 123, 137.
Akka, Fluss 11, 52.
Akka, Stamm 36, 121, 210.
Akk'ad 197, 199, 207, 241.
Albert-Edward-Njansa 5.
— -Njansa 5, 6, 18, 209, 259, 323.
Albinismus 132, 421.
Albizzia sericocephala 74, 75.
Alekú 435.
Alexandra-Nil 5.
— -See 5.
Ali Abû Amúri 198, 203.
— Agha Bischara 297.
— Bey Lutfi 272.
— Bey Scherif 272.
— Karkutli 305, 306.
— Kobbo 47, 48, 50, 51, 58, 243, 399.
— -Pascha 184.
— -Tutu, Station 306, 307.
Allah-ed-Din Pascha 273, 275.
Allo, Fluss 38.
Alluba 276
Almelik Aladil 89.
Aluadj 337.
A-Lur 323.
A-Mádi 49, 53, 137, 140, 153, 383.
Amadi, Station, 25, 203, 245, 248, 300, 303, 305—307, (Belagerung).
Amadib 291, 292.
Ambag 31, 178.
Ambatsch 31, 178, 204.
Ambussa 107.
Amedi 375.
Ameisen 77—79.
Amin Bacheït 113, 115.
Amr Ibn-el-Aas 89.
Anfina 79, 330.
A-Ngáddu 137.
Angareb 35.
Angba, Berg 53.
Anona senegalensis 75.
Ansea 299, 369.
Anthropophagie 111, 129, 406, 419, 420, 437.
Arabereinwanderung in Nubien 89.
Arabische Wüstenplatten 8.
Arachis 76.
A-Rambiah 324.
Arda (Truppenbesichtigung in Dar-For) 115.
d'Arnaud 190.
Aruwimi 45, 47, 316.
Asaker 195.
Asakir Abû Kalam, Bagarascheik 275.
Asalia 100.
A-Sandé (Niamniam) 136—138, 383—412. Albinismus 132, Bart 386, Begräbniss 409, Bekleidung 156, 386, Bevölker.-Dichtigk. 384, Brautpreis 412, Charakter 353, 412, Farbe 138, 386, Frauenstellung 124, 394, Fürsten 124, 389, Gebiet 383, Geschichte 390—392, 396—401, Haartracht 386, 387, Hütten 392, Kannibalismus 129, 138, 406, Knabenhütten 392, Kornspeicher 148, Kriegserklärung 393, Malerei 159, 160, 386, Menschenopfer 327, Musik 164, 168—170, 398, 410, Orakel 128, 129, 395, Ortschaften 392, Schädel 386, Schmuck 387, Spielsucht 130, Staatseinricht. 121, 122, 390, Stammesmerkm. 386, Statur 137, 386, Tätowirung 161, 386, Vielesser 127, 138, 385, Waffen 179, 180, 182, 183, 388, Zähne 386.
Aschensalz 37, 77.
Aschongo 456.
Askari 96, 195.
Asmara 292.
Assa, Fluss 57, 150.
Assua Chor 6, 84.
Assuan 29, 85, 88.
Astasobas 191.
Atbara 7, 30, 65, 66, 68, 89.
Atót oder Atwot 337, 366.
Atschúa 458.
Au, Fluss 42.
Auâd-el-Kerim 267.
A-uri Seriba 39, 366.

B.

Ba, Fluss (Bah) 40.
Ba'adi 187.
Babuin (Pavian) 67.
Babúckur 140, 374.
Badingo
Bändiri, Berge 14, 41, 58.
Bängeorakel 395, 407.
Bagara - Araber 87, 105, 118—120, 175, 198, 232, 262, 264, 323.
Bagara-el-Homr 119, 280.
Baggär, Chor 84.
Báginse 11, 12, 41, 46, 52, 135.
Bahárina 214.
Bâhit Bey 239, 249, Agha 228, 230, 239, 255.
Bahr-el-Abiad 26, 27, 65, 191 u. a. O.
— -Arab 14, 31, 44, 109, 118.
— -Asrak 7, 26, 28, 65, 67, 190.
— -Djebel 9, 17 ff, 209 u. a. O.
— -Djur 31, 33, 43.
— -Ghasal, Fluss 14, 19, 30 ff, 118 u. a. O.

Bahr-el-Ghasal-Flussgebiet 33.
— -Ghasal-Gebiet bezw. Provinz 32, 214, 240—244, 294—296.
— -Homr 119.
Bahriё 195.
Bahr Wau 35, 41.
Bajuda-Steppe 73, 87.
Bakangái 83, 159, 170, 259, 385, 402, 428.
Bakaniah 100.
Baker, Gebel 9.
Baker Pascha Valentine 278.
Baker, Sir Samuel Bahr-el-Ghasal 30, Bari 350, 351, Dampfer 18, Expedition 1870 20, 26, 207, 210, 229, Forschungsreise 1863 192, 208, 209, Lattuka 444, 450, 452, Schuli 334.
Bakete 139.
Bakka-Bakka 457.
Bakuba 139, 463.
Balaeniceps rex 27.
Balanga 401, 429.
Baluba 139.
Bambutrinken 128.
Bamogih 392.
Banane 80, 81, 82.
Banda 138, 383.
Bándama 25.
Bandjía 136—138. Bevölker.-Dichtigk. 384, Farbe 138, Fürsten 389, Gebiet 383, Geschichte 390, Statur 137, Waffen 179.
Banduppo, Gebel 12.
Bangojá 170, 402.
Bangusá 429.
Bangússo 138.
Bantu-Neger 156, 330.
Baobab 72.
Bapoto 457.
Bara 98, 108, 188, 275, Belagerung 270, 272.
Barabra 87, 97.
Baraka, Fluss 66, 67, 278.
Barí 94, 131, 135, 141, 247, 308, 345—354. Bekleidung 346, Boote 354, Begräbniss 354, Eisenarbeiten 147, Farbe 346, Gebiet 345, Haartracht 347, Hütten 348, Kornspeicher 148, 349, Kugur 349, Ortschaften 348, Penaten 127, 158, Rauchen 348, Regenmacher 350, Salzgewinnung 354, Schädel 346, Schmuck 153, 347, Sitzbänkchen 152, 348, Staatseinrichtung 350, Stammescharakter 350—353, Stammesmerkmale 347, Stammgruppen 345, Statur 346, Waffen 179, 181, 347, Zähne 347.
Bárika 346.
Baringosee 5.
Baring, Sir Evelyn 282.
Barttelot 316.
Barumbe 457.
Baschi-Bozuks 96, 195, 261, 286.
Baschir 436.
Basimbé 390, 391.
Basinger 96, 195, 214, 233.
Bassonge 132.
Bataten 82.
Battel 456.
Batossi 403, 466.
Batua 36, 121, 174, 179, 181, 455—465.
Bauerntabak 77.
Bauli 401, 429, 430, 434.
Baumwollenkultur 143, 248.
Becker, Kapitän 47.
Bedden, Station 220, 245, 310, 318.
Bedja-Stämme 87, 88, 91, 291.
Beduinen 66, 91 ff.
Befo 351.
Begräbniss 334, 344, 354, 361, 374, 378, 381, 409, 437, 451.
Behli 365, 371.
Behr 331.
Beil 151.
Belenian oder Belinian 191, Häuptling 300.
Bellanda 324, 327.
Beni Amr 290, 292.
— Hasen 105.
— Holba 105, 109, 236.
Berber 88, 285, Fall 286, 287.
Berri 141, 331.
Beschneidung 138.
Betsan 457.
Bewässerungsanlagen 28, 29.
Bewaffnung 179—183.
Bey, Titel 211.
Bey der Mamluken 184.
Bienenkörbe 153.
Bier 83, 100.
Bikki, Fluss 13, 42, 52.
Bildschnitzerei 360.
Bilbil 100.
Bimbaschi, Titel 211.
Binder 202.
Biri, Fluss 44, Stamm 137.
Birindji 298, 303.
Birket 70.
Birket Rachad 70.
Bischarin 87.
Blasebalg 146, 155.
Blasinstrumente 165, 167.
Blauer Nil 7, 26, 28.
Blemmyer 87, 88.
Blippo-Gardenie 76.
Blippo-Schwarz 159.
Bogen 180.

Digitized by Google

Bogos 222, 291.
Bogua 398.
Bokké 444, 445.
Boku, Fluss 58.
Bollong 157.
Bomanfuri 460.
Bombé 164, 227, 383.
Bomokandi 46, 56, 58, 59, 140.
Bondjak 27.
Bongo (Dor) 118, 133, 354—365.
Ackerbau 68, 82, Auswanderung 356, Begräbniss 361, Bekleidung 357, Brautpreis 360, Eisenarbeiten 146, Farbe 357, Fischfang 154, 178, Frauenstellung 124, Gebiet 354, 355, Haartracht 357, Hexenglaube 128, 362, Holzfiguren 127, 158, 360, Hütten 359, Kornspeicher 148, 359, Musik 153, 164—166, Niedergang 355, Ortschaften 358, Schädel 357, Schemel 152, 359, Schmuck 145, 358, Staatseinrichtung 355, Statur 357, Tätowirung 358, Verstümmelung 357, Waffen 179, 180, 181, 182, 358, Zähne 357, Zauberei 129, 362.
Bongotú-Berge 59.
Boote 151, 354.
Bor, Station 24, 26, 199, 239, 246, 300, 305, 308 (Fall). — Stamm 308, 337.
Borassus flabelliformis 67, 72.
Boru 33, 41.
Brahim, Sultan 111, 113, 114, 214—216.
Brautpreis 333, 343, 360, 412, 439, 454.
Browne, William George 190, 259.
Bruce, James 190.
Brückenbau 150.
Brunnen 70, im Affenbrodbaum 72.
Brun-Rollet 191, 197.
Buchta 260, 282.
Bucko, Station 298.
Bufi, Station 10, 25, 245, 300, 305, 340.
Bugale, Berg 58.
Buhari 109.
Bulâla 105, 212.
Buldena 110.
Burckhardt 190.
Burema, Gebel 27.
Burton 208.
Buru 433.
Buschwaldung 75, 79.
Busseri, Fluss 43.
Butter von Galam 75.
Butterbaum 75.
Butyrospermum 75.

C.

Casati, Gaetano.
Abmarsch nach Süden 310, Albinismus 132, Amadi 306, A-Sandé 168, 400, 406, Bari 352, Batua 459, 463, bei Kabrega 200, 313, Bierbrauen 83, 430, Danagla 92, Dinka 163, Elefantenfalle 176, Emin 247, 304, 309, 314, Gessi 23, 244, Heimreise 320, Mahdi 27, 264, Mangbattu 413, 416, 434, 436, Miani 259, Reisen 48, 260, 385, verurtheilt z. Tode 319.
Cassaven 82.
Cayennepfeffer 76.
Cenchrus echinatus 73.
Chabir Mohammed 113.
Charif 16, 29, 66, 70, 74.
Chartum, Stadt 28, 93, 94, 189, 202, 272, 285—289. — Berg 39, 366.
Chartumer Elfenbeinhändler 96, 119, 192 ff.
Cherif Pascha 282, 283.
Chippendall 259, — Gebel 9.
Chor (Plur. Cheran) 16.
— -Abu Hable 29, 275.
— -Aju 9, 11.
— -Assua 6, 84.
— -Baggär 84.
— -Baraka 66, 278.
— -Ejuppi 84.
— el-Ghanam 235.
— -Gasch 278.
— -Ginetti 84.
— -Jalo 38.
— -Ito 306.
— -Kit 84.
— -Koda 24.
— -Kohs 6, 7, 84, 441.
— -Lankaja 24.
— -Loddo 145.
— -Luri 24.
— -Ombolokko 38.
— -Tu 7, 84.
Choterie, Irreguläre 227, 230, 256.
Christusdornbaum 67.
Cola acuminata 80.
Cola cordifolia 80.
Colocasia antiquorum 83.
Comboni, Daniele 95.
Commoro 448.
Congregatio de propaganda fide 94.
Cuny, Dr., 259.
Cynoscephalus babuin 67.

D.

Dabaina-Araber 291.
Dâdscho 103.
Dahr et-tor 93.
Dai 140.

Dâli 104.
Dampfertransport Gordon's 18, 220.
Damurstoffe 248.
Danagla 87, 95, 117, 195, 256, 262, 303.
Danga 434, 436.
Danga-Bor 358.
Dangba, Berg 58.
Dankelmann 48.
Dapper 457, 463.
Dar 58.
Dara 216, 224, 236, 280, Fall 281.
Dar-(Abû)-Dima 103, 111, 216.
— — -Uma 103, 105, 111, 216.
— — -Dâli 111, 216.
— -Berûn 187.
— -Dongola 86, 89, 186.
— -el-Gharb 111, 216.
— -Fazogl 187, 189.
— -Fertit 33, 110, 134, 195, 212, 294.
— -For 15, 69, 102 ff, 187, 188, 212—216, 224, 280—282.
— -Halfaya 187.
— -Homr 98, 188.
— -Nuba 69, 73, 87.
— -Rosêres 187.
— -Sennar 65, 67, 75, 187.
— -Takale 73.
— -Tokunjawi 111, 216.
Degbérra 416, 428.
Dekera 429.
Delebpalme 67, 72, 75.
Delgauna, Berg 234.
Delgauna, Station 295.
Dem 134, 198.
Dem Bekir 242, 398.
Dembo, Fluss 33, 43, 145, 323.
— Seriba 198, 234, 296.
— Stamm 145, 323.
Dem Idris 231, 232, 234, 235.
— Siber 203.
— Soliman 231, 235, 297.
Denab 218, 322.
Denham 134.
Derr 178, 337.
Djaalin-Araber 88, 97, 203, 291.
Djafer Pascha Mazhar 211.
Djaher Beibars 89.
Djakudâ 139.
Djangeh 335.
Djau 11, 31, 33, 39, Länge, Gefäll 40.
Djebelen, Gebel(Gebelen)27.
Digna Osman 277—279.
Djibbe 27.
Dinder, Fluss 28, 29, 65.
Dinka (Djangeh) 76, 84, 119, 131, 205, 232, 296, 308, 312, 335—345. Aberglaube 343, Begräbniss 344, Bekleidung 153, 338, Brautpreis 343, Farbe 337, Gebiet 335, Haartracht 338, Hausthiere 326, 342, 343, Heirath 343, Hütten 148, 340, Musik und Tanz 163, 164, Ortschaften 339, Pfahlbauten 340, 341, Sauberkeit 341, Schädel 337, Schlangenkultus 344, Schmuck 338, 339, Staatseinrichtung 335, 339, Stammescharakter 344, 345, Stammesmerkmale 161, 338, Stammgruppen 337, Statur 337, Waffen 157, 179, 180, 182, 183, 339, Zahne 338, Zwillingsgeburten 344.
Djoht 10.
Djondi 150.
Djur, Fluss 31, 33, 41, 43, 234, 323, Länge, Gefäll 43.
Djur Ghattas, Seriba, 10, 36, 74, 200, 233.
Djur 68, 118, 131, 297. Bekleidung 328, Eisenindustrie 145, 327, Farbe 132, Fischfang 178, Getreidespeicher 329, Gräber 329, Haartracht 328, Hausthiere 329, Hütten 148, 328, Lebensweise 327, 328, Messingarbeit 145, Name 324, Schmuck 153, 328, Schnitzerei 157, Sprache 324, Thonindustrie 329, Verwandtschaft 323, 324, Waffen 179, 180, 182.
Doggoru, Fluss 40.
Dolch 183.
Dongo 456.
Dongodulu, Fluss 40.
Dongola 69, 87, 290.
Dongolaner 87, 95—97, 195, 233, 240, 256, 262.
Dongolaui 87.
Dongorah 167.
Dongú, Fluss 11, 48, 52.
Dongú, Station 245.
Dor 354, 356.
Dragoman 227, 254.
Du-Chaillu 456.
Duchn 29, 68, 71, 76, 82.
Dudbenga, Sultan 281.
Duen-Niekam 189, 321.
Dufferin, Lord 273.
Dufilé 18, 219, 220, 245, 311, 318, 319.
Dumpalme 7, 67, 72, 85.
Durra 68, 76, 82.
Dúru, Fluss 52, 53.

E.

Effendi, Titel 211.
Eisenindustrie 145—147.

Digitized by Google

Ejuppi, Chor 84.
Elaeis guineensis 80, 82.
El Birke 269, 275, Fall 270.
El Duem 275.
El-Dschuzm-Araber 105.
Elefantenfalle 176.
Elefantenjagd 175, 176, 194.
El Eilafun 288.
Eleusine coracana 69, 82.
El Fascher 109, 113, 216, 224, 236, 280, Fall 281.
Elfenbeinausfuhr 176.
— händler 96, 134, 141, 192—208.
— handel 177.
— monopol 177, 214.
— sorten 177.
— ringe 153.
El-Gel, Fluss 9, 24.
El-Ghanam, Chor 235.
Elgon, Berg 5, 6.
El-Haschami 98.
— -Heddai, Emir 286, 290.
— -Husna, Emir 293.
Eliab, Dinkastamm 190, 337.
Elias Pascha 271.
El Kaua 263, 266, 274.
Ellingoa Gebel 9.
Ellyria 209.
El Majo 415, 428.
— Maas 243.
— Mek 286.
— Obeid 70, 72, 101, 188, 269, Belagerung 271, 272, Fall 272.
Emba, Gebel 13.
Embatá 140, 154, 178, 179.
Embe, Station 25.
Emin, Dr. Eduard Schnitzer, Effendi, Bey, Pascha 245, 315, als Gouverneur vor dem Mahdi-Aufst. 143, 221, 238, 245—251, 256—258, während des Mahdi-Aufst. 299—320, in Mangbattu 299, Rückzug von Ladó nach Wadelai 310, zum Albert-Njansa 319, abgesetzt und gefangen 318, verurteilt 319, Heimreise 320. Geograph. 6, 9, 20, 21, 48, 145. — Ethnograph. 131, 140, Bauwerke 148, 150, 340, 341, Tanz 171, A-Sandé 398, Barí 352, Berri 331, Dinka 338, Kederú 381, Lattuka 155, 453, Madi 375, 378, 382, Mangbattu 160, 413, 435, 437, 438, 439, Mittu 365, 369, 372, Schuli und Luri 324, 330, 333, 334.
Emin Pascha, Gebel 9.
Emir 266.
Endukú, Fluss 41, 52.
Erdnuss 76.
Eregat-Araber 109.
Erforschung des Albert-Njansa 209, 220, 259.
— des heidnischen Sudan 197, 198, 259, 260.
— des Nil 190, 209.
— der Nilquellen 209.
— des Uelle 47, 260.
— des Somerset-Nil 220.
Erkowit 278.
Erú 416.
Escairac de Lauture 190, 457.
Expeditionen der Elfenbeinhändler 196.
— Mehemet Ali's 190.
— Samuel Baker's 210.
— der Regierungsstationen 251—255.
— , englische zur Hülfe für Suakin, erste 279, zweite 292, zum Entsatz Gordon's 290.

F.

Fadibék, Station 7, 246, 300, 311.
Fadjelú, Stamm 135, 345.
Fadjulli, Station 246.
Fadl' Allah 408.
— el Mulla Agha 318.
Fâkih (Plur. Fukahâ) 91.
Fakir (Plur. Fukarâ) 91, 201.
Faloro 192.
Famaka 28.
Fan 389.
Faradjók 7, 84, 246, 329.
Faragh Allah 288.
— Pascha 289.
Farik 211.
Farscha 98.
Faruch 298, 396.
Faschoda 206, 218, 233, 268, 322.
Fatiko, Station 209, 210, 220, 300, 311, 329.
Fauwera, Station 220, 245, 300.
Fawor 25.
Fazogl 91.
Feigenbaum 67, 81.
Fellâchen 91, 92, 325.
Feldbau im Sudan 68.
Felkin 260.
Feradj Agha 307.
Ferdah 99, 113.
Fetischglaube 127.
Feterita 68.
Fezâra-Araber 105.
Ficus lutea 81.
— platyphylla 81.
— populifolia 67.
Filaria medinensis 101, 369.
Fischfang 178.
Fitrisee 212.
Flechtarbeiten 153.
Flussübergänge: Assa 150, Gurba 55, Mbrúolezuflüsse 54, Ssueh 42, Tondj 35.
Fodscha 224.
Fola-Stromschnellen 220.
Foraner 231.

Frauenstellung bei den Negern 124.
François, von 457, 460.
Fuhla 69.
— Mschek 70.
Fukahâ 91.
Fukarâ 91, 102, 263.
Fulbe 139.
Fundj 89, 108, 187.
Funduk 83.
Furâwa 103, 111—118.

G.

Gaba Schambé, Station 20, 202, 233, 239, 300.
Gadda 48, 52, 55, 56, 140, 150.
Galeriewaldung 37, 41, 60, 61, 79.
Galla 330.
Gallat Arang, Gebel 67.
Gallabûn 96, in Dar-For 117, im Bahr-el-Ghasal 119, 134, 136, 198, 226, in Amadi 307.
Gallotoh 359.
Gambári 257, 305, 429, 434, 435, 438.
Ganda, Station 9, 231, 304.
Gandua 402.
Gansi 402.
Gardenia malleifera 76, 82.
Gasch, Chor 278.
Gastfreundschaft der Neger 357, der Gallabun 117.
Gazellenstrom 30.
Gebel Baker 9.
— Burema 27.
— Banduppo 12.
— Chartum 39, 366.
— Chippendall 9.
— Djebelen 27.
— Djedir 266, 268, 271.
— -el-Daïer 98, 188.
— Ellingoa 9.
— Emba 13.
Gebel Emin Pascha 9.
— Galemba 57.
— Gallat Arang 67.
— Gessi 9.
— Gordon 9.
— Guái 57.
— Gundidda 58.
— Gumbali 59.
— Guvémi 58.
— Jambeli 12.
— Junker 9.
— Ladó 11.
— Loka 9, 25, 304.
— Lokode 38.
— Marrah 14, 15.
— Mire 10, 24, 304.
— Musa 27.
— Nagongo 12.
— Nâme 104.
— Njari 9.
— Njefo 9.
— Njemati 27.
— Niggo 9.
— Redjaf 11.
— Reko 10, 24, 304.
— Saba 13, 41, 53.
— Schweinfurth 9.
— Simbango 57.
— Tungu 25.
— Uohba 38.
Gedaref 67, 195.
Gehadie, Reguläre 227, 230, 255.
Gehri 365, 366.
van Gèle 47, 51, 52, 138.
Gellaba 96.
Gerberei 155.
Gereif 287.
Gere-Strauch 155.
Gerichtsverhandlungen 437.
Gesan (Sing. Goos) 69.
Gesang 164, 432.
Gessi, Romolo.
Charakter 233, als Gouverneur 119, 240, 244, 399, Feldzug gegen Soliman 233—237, Albert-Njansa 220, 259, Neger und Negersoldaten 250, 262, Wasserverbindung mit Wau 32, 296, Seddverstopfung 23, 24, Tod 24.
Getreidespeicher 148, 154.
Gewitter in Kordofan 70.
Ghattas 199, 202, 322, 366, 396.
Ghazwe 120, 196, 251—255.
Gidasee 17.
Giegler Pascha 266, 268.
Ginetti, Chor 84.
Giraffenfluss 6, 26.
Gnaui Ali Abû Amuri 234, 276.
Gneis 10, 36, 56, 79.
Gohk, Dinkastamm 337.
Gok-el-Hassan, Seriba 297.
Golo, Stamm 133, 135, 145, 148, 158, 178, 179.
Gondókoro 94, 191, 192, 219, 310, 312.
Goos 69.
Gordon, Charles Edward.
Charakter 217, 218, Gouverneur 217—221, Generalgouverneur 221—225, 231, 232, 257, Erfolge und Rücktritt 237, 261, letzte Mission 282, 284—289, Tod 289, Soliman 224, 225, 231, Sklavenhandel 225, 226, Vorschlag Dar-For aufzugeben 273.
Gosa, Station 239, 304.
Gos Redjeb 68.
Gottesbewusstsein der Neger 127, 451.
Gräber 329, 334, 344, 354, 361, 374, 378, 381.
Graham, General 279, 287, 292.

Granit 7, 36, 56, 79.
Grant 192, 208.
Granville, Lord 282.
Grenfell 47, 48, 51.
Grosseunuch von Dar-For 106, 108, 112.
Guái, Gebel 57.
Guga 148, 329, 349, 392.
Guineawurm 101, 369.
Guitarreharfe 169.
Gumbali, Gebel 59.
Gúmbali 59, 139.
Gumbiri, Station 9, 310.
Gummiakazien 67, 75, 98.
Gundidda, Gebel 58.
Gura 222.
Gurba, Fluss 52, 53, 55, 139.
Guruguru 414.
Guvémi, Gebel 58.

H.

Habesch 7, 187.
Habeschi 31, 197.
Hadéndoa 87, 277, 279.
Hadji Mustafa Karam Allah 281.
Hâdsch Achmed 114.
Halanga, Berg 7.
Halfaya (Halfijeh) 30, 288.
Hamasen 222.
Hamed el-Afzer 105.
— Adschzem 105.
Hamid Agha 318.
Hammada 58.
Hamr-Araber 105 (auch Homr-A.)
Handab 278.
Haras-Akazie 67.
Harun 224, 232, 235.
Haschab 65.
Hasib Allah 216.
Hassab Allah 241, 296.
Hassan Agha, Mudir 295.
— Bey Sadik 293.
— el-Musmâr 198.
Hassanie-Araber 88, 97.
Hassan Pascha Helmi 235.
— Redjef 187.
Hat-el-Estiva 239, 299—320.
Hauasch Effendi Montasir 257, 311, 315, 433 bis 436.
Haus- und Hüttenbau 148, 326, 340.
Hautfarbe der Neger 131.
Heiligenkreuz 94, 191, 219.
Helle Kaka 94.
Helme 153, 338, 442.
Herbin 287.
Heuglin 31, 74, 198, 202.
Heuschrecken 84.
Hexenglauben 128, 362.
Hicks-Pascha 273—277, 280.
Hiebwaffen 182.
Hochzeit 343.
Hofnarr 425.
Hofrah-en-Nahas 118, 144, 212.
Holzfiguren 158, 366, 374.
Holzindustrie 147—154, 157.
Hokmdar 93, 202, 211.
Hókua 242, 397.
Hühnerhäuser 381.
— orakel 395.
Hüte 154.
Hunde 326, 343, 373.
Hussein Bey 268.
— Pascha Chalifa, Gross-schech der Ababde-Araber 285, 286.
Húuh, Fluss 41.
Hymenocardia Heudelotii 155.
Hyphaena thebaica 7, 67.

I. J.

Jadba 291.
Jagd 173—177.
— gründe 173, 330.
— mit Schlangen 178.
— trophäen 333, 373.
Jalo, Chor 38.
Jambeli, Gebel 12.
Jambuja 316.
Jangafiguren 128, 360.
Jango 295, 297.
Jápati 243, 390, 398.
Ibba, Ibbah 33, 40.
Ibrâhim, Sultan 111, 113, 114, 214—216.
— Wekil 444.
— Effendi Fauzi 224, 226, 230, 231, 245.
— Mohammed Gurguru 247, 256, 258, 299, 301.
— Uled Romed 109.
Idara 202, 240.
Idarate von Hat-el-Estiva 245.
Iddu, Gebel 46, 55.
Idió 135, 383, 401.
Idris Wod Defter 225, 231.
Jei, Fluss 9, 24—26, 38, 52, 300.
Jephson 317, 318, 319.
Ija Basi von Dar-For 110, 112, 113.
Imam 265.
Johannes, Negus von Abessinien 222, 223, 291.
Jongah, Flöte 167.
Ire 38.
Irenga 7.
Irreguläre Soldaten 227.
Ishâka 107.
Iskander Bey 271, 273.
Ismaël Ejub Pascha 215, 216, 221.
— Pascha 186, 187, 188, 209, 237.
Ismailia 22.
Issu, Fluss 11, 12, 40.
Itembo 47.
Itimbiri 45, 47, 62.
Ito, Chor 306.
Ituri 140, 458.
Jubba, Fluss 52, 55.
Jubbo, Fluss 13, 41.

Digitized by Google

Junker, Dr. Wilhelm. Forschungsreisen 259, 385, Kriegszug 226, Rückmarsch 230, Expedition nach Kaliká 251, Station Lacrima 125, Brand bei Semio 200, bei Anfina 308, Heimreise 313, — über Gordon 217, Emin 84, 246, 304, 314, Gessi 232, Giegler 266, Bulalawi und Siber 211, Abd es Sit 242, Geograph. Ali Kobbo 51, Gadda 55, Pflanzengeogr. 82, Sedd 19, 22, Sobat 26, 84, 321, Uelle 47, Uellegebiet 60, Wau 35, Wasserscheide Nil-Kongo 9, Termiten 79, Filaria 369. Ethnograph. 150, 159, 160, 164, 168, 169, 181, A-Sandé 83, 129, 384, 388, 397, 399, 402, 404, 407, 411, Bari 352, Batua 457, 461, Beduinen 66, Mangbattu 416, 420, 431, Mittu 365, 369, 370, 371, Morú 381.
Juramentotrinken 128.

K.

Kababisch-Araber 97, 98.
Kabajendi, Station 25, 227, 301.
Kabkabieh 280.
Kabrafá 434.
Kabrega 200, 259, 309.
Kabtan 195.
Kadscholi, Signalhorn 167.
Kaffa 27.
Kaffernkorn 68.
Kafu 208.
Kagera 5.
Kaikun, Melek 266.
Kaimakam 211.
Kaka, Helle 94.
Kakuak 135, 181, 252, 345, 374.
Kalabat 222.
Kalaka 236.
Kalakala 286, 287.
Kaliká 84, 181, 253, 374, 375, 377, 379.
Kalunda 122, 139.
Kamele 73, 90.
Kamene von Dar-For 112.
Kamfus 117.
Kamissoa 330.
Kandelabereuphorbien 75.
Kango, Fluss 58.
Kanna 402, 404.
Kannibalismus, Massalit 111, A-Sandé 129, 406, Mangbattu 129, 419, Babúckur 374.
Kápili, Fluss 52, 53.
Karam Allah 281, 298, 301, 306, 307, 311, 312.
Karumafall 17, 208, 209.
Kaschgar 322.
Kasgil 276, 277.
Kassai, Fürst von Tigré 222, 223.
Kassala 67, 278, 279, 290, Fall 290.
Kastraten 436.
Kaua 276.
Kaurimuscheln 331, 371.
Kavalli 316.
Kayala 418.
Kederú 374, 375, 379—382. Bekleidung 380, Gebiet 374, Haartracht 380, Hütten 381, Ortschaften 380, Schmuck 379, Sprache 375, Statur 379, Steinbauten 381, Tanz 381, 382, Wachthürme 381.
Kelle, Fluss 58.
Kenia 5.
Kenkab 457.
Kenz-ed-Dowla 89.
Kêra, Dynastie 104 ff.
Kettivoto 430.
Keulen 182.
Khalifa in Dar-For 105.
Khalifen des Mahdi 266.
Khatmieh 291.
Khedive, Dampfer 18, 220.
Khurschid 441.
— Pascha 185.
Kibali, Fluss 9, 46, 135.
Kibbi, Fluss 11, 48.
— Pauke 165.
Kilima Ndjaro 4.
Kipa 140, 170, 383, 391, 401, 416.
Kir, Fluss 33.
Kiri, Fluss 18.
— Station 220, 310, 315, 318.
Kiroto, Station 220.
Kisra 69.
Kissánga-Stromschnelle 49, 51.
Kissera 69.
Kit, Chor 84.
Kitsch, Stamm 94, 337.
Kleidungsstücke d. Neger 155.
Knabenhütten 392.
Knoblecher 94, 191.
Knollengewächse 82.
Kochkunst der Neger 342.
— salz 77.
Koda, Chor 24.
Kodjasee 17.
Kölle 457.
Körbe 154.
Körperbemalung 160, 332.
Kohs, Chor 6, 7, 84, 446.
Kolanuss 80.
Kolkol 224.
Konda-Essen 115.
Kopten 88.
Kordofan 15, 29, 69, 97 ff, 187, 188, 269—273.

Digitized by Google

Kordofaner 97 ff.
Korobé 25.
Korti 92, 186, 290.
Kredj 133, 134, 135.
Kreuz der A-Sandé 159.
Kriegsexpedition 126—231.
— gesang 164.
Krokodiljagd 178.
Kubbi 430.
Kubischi 263.
Kuddi, Fluss 40.
Kudurma 301.
Küchengeräth 152.
Kürbisse 76.
— kerne 84.
Kufit 292.
Kugur 349.
Kuka 212.
Kukuh Agha 239.
Kundi 164, 169.
Kungo 408.
Kunst im Gewerbe 156.
Kupfer 144, 417.
Kuraggera, Seriba 367.
Kuru, Fluss 33, 44.
Kûru, Sultan 104.
Kutschuk Ali 197, 198, 199, 202, 211, 212, 241, 396.

L.

Laboré 9, 220, 311, 317.
Lacrima, Station 53, 125, 259.
Ladó 10, 74, 202, 219, 239, 310, Angriff 312, Verschwörung 313, Evakuirt 315.
— Gebel 11.
Lafargue 191.
Lafit 7, 141.
Lango 330.
Lankaja, Chor 24.
Lanzen 179.
Latèrit 10, 36, 61, 79, 85, 145.
Latomé 446, 454.
Lattuka, Land 7, 85, 148, 238, 239, 300, 441.
Lattuka 141, 331, 441—455. Ackerbau 141, Begräbniss 451, Bekleidung 156, 442, Bevölk.-Dichtig. 446, Brautpreis 453, Charakter 445, Farbe 442, Fischfang 178, Frauen 443, Gebiet 441, Haartracht 442, Hütten 453, Jagd 141, 173, 174, Lederindustr. 155, Ortschaften 85, 141, 447, Schmuck 145, 443, Staatseinrichtung 445, Statur 141, 442, Tätowirung 161, Waffen 179, 332, 443, Zähne 141.
Lavalong, Berg 7.
Lebendig begraben 379.
Lederindustrie 155.
Leggi, Häuptling 351.
Lehsi, Fluss 33, 40.
Lehssi, Stamm 365, 370.
Leikipia 5.
Lemihn 253.
Leptodenia pyrotechnica 65.
Lewa 211.
Libysche Wüstenplatten 8.
Liel, Fluss 25.
Liffi, Station 295, 297.
Liggi, Stamm 135, 345, 350.
Liki, Häuptling 254.
Linant de Bellefonds 190.
Lindukú, Fluss 41.
Lingua, Berg 53.
Lirem 6, 329.
Liria 209, 350.
Litâm 113, 115.
Loango 463.
Loddo, Chor 145.
Logere, Berg 7.
Loggo, Stamm 84, 135, 375.
— -Kulluti 133.
— -Melót 133.
Loko, Gebel 25, 305.
Lokode, Gebel 38.
Lokojaberge 7, 351, Häuptling 300.
Loma 362
Lophira alata 81.
Lori, Stamm 365.
Loron 300, 351.
Loronió 441, 447.
Lotesse, Berg 7.
Lottor 454.
Luba 365.
Lubari, Stamm 84, 375.
Lubilasch 457.
Lugma 69, 78.
Lukengo Muana 463.
Lulua 457.
Luoh 324.
Lupton Bey. Gouverneur 238, 244, 294—298, Reisen 57, 260, Meschra 32, Brief Slatin's 281, Abdullah 298.
Luri, Fluss 9, 24.
Luri, Bemalung 332, Farbe 325, Fischerei 330, Gebiet 329, Gräber 334, Hütten 332, Schädel 331, Sprache 324, Statur 325, 331, Verwandtschaft 323, 324, Waffen 332, Zähne 331.
Lussacke 460.

M.

Mabénge 136, 389, 390.
Mabóde 140, 179, 401, 413.
Mabugguru 140, 413.
Madi 135, 374—382. Ackerbau 376, 377, Begräbniss 378, Bekleidung 377, Farbe 376, Frauenstellung 124, 377, Gebiet 374, Haartracht 376, Hütten 378, Jagd 382, Kornspeicher 148, 378,

Ortschaften 378, Schmuck 153, 376, 377, Sprache 375, Stämme 375, Statur 376, Verstümmelung 377, Viehzucht 84, 376, Waffen 179, 180, 378, Zähne 377.
Madgo 391.
Madibbo, Scheik 280, 295, 311, 312.
Madjégbä 139.
Madjánu, Berg 53.
Madikaja 365.
Mäburra 416.
Mädchenhütten 332, 377.
Mädje 132, 139, 180, 405, 413, 431.
Mähi 133.
Mäka, Fluss 63.
Magapá 417, 429.
Magungo 146, 209, Station 220.
Mahdi 233, 263—266, 268—273, 275—277, 288, Tod 311.
Mahdisten in Emin's Provinz 305—307, 311, 318.
Mahmud Talma Pascha 278.
Maigó 139, 413.
Maijeh 19, 30.
Majanga 413.
Maje 444.
Majo, Fluss 58.
Mais 71, 82.
Makarakà 11, 13, 25, 38, 122, 135, 221, 227, 247, 256, 365.
— ssughaïr, Station 227, 301.
Makaschef 268, 273.
Makdum 110, 112.
— El-Musallem 98.
Makedostromschnellen 220.
Màkua, Fluss 9, 46.
Makongo 140.
Malerei 158.
Málingde, Berg 53.
Málingde, Häuptling 390, 391.
Malzac 194, 197, 202, 336, 366.
Mambangá 122, 140, 242, 258, 420, 428, 429, 430—435.
Mamluken 184, 186.
Mandari 345.
Mandjema, Berg 59.
Mandoline 169.
Mangballe 59, 139, 383, 416.
Mangbattu (Mombuttu) 24, 138—140, 257, 413—441. Albinismus 132, Bart 421, Begräbniss 437, Bekleidung 81, 156, 422, Beschneidung 138, Bevölk.-Dichtigk. 414, Brautpreis 439, Charakter 440, Farbe 139, 421, Frauenstellung 124, 438, Fürsten 416, Gebäude 149, 150, 426, Gebiet 414, Geschichte 121, 257, 416, Haartracht 421, Holzindustr. 151, 154, 157, Kannibalismus 129, 420, Kupfer 144, Malerei 159, 160, 422, Metallindustr. 158, Musik 170, Orakel 128, 419, Ortschaften 426, Schädel 138, Schmuck 422, Spielsucht 130, Sprache 139, 140, Staatseinricht. 121, 427, Stämme 139, 140, Statur 421, Tätowirung 161, 422, Thonindustr. 154—156, Verstümmelung 423, Waffen 179—183, 423.
Mangi, Kipa's Onkel 390, 401.
— Kipa's Sohn, 402, 405, 428.
Mangohl, Signalhorn 165.
Manjema 139.
Manjinji, Posaune 165.
Manioca 82.
Mansiggi 416.
Mansura, Pauke 114.
Mapinge-Orakel 419.
— Priester 129, 419.
Marabieh 274.
Marchia 345.
Marienglas 7.
Marimba 163, 168.
Marno, Ernst. Reisen 259, Gessi 24, 244, Seddbeseitigung 21, Termiten 77, Guineawurm 369, Gaba Schambé, 300, Gewitter 71. — Ethnograph. Abukaja 379, Kordofaner 99, Sumpfneger 346, 352.
Marrah-Gebirge 14, 15, 71, 102, 224, 236.
Mason Bey 220, 239, 259.
Massabat 105, 108.
Massalit 104, 111.
Massauah 221.
Matama 291.
Matimba 456.
Mbala 430.
Mbanga 170, 392, 402.
Mbangi (Mobangi) 47.
Mbélia 429.
Mbelima, Fluss 60.
Mbili 57, 58, 385.
Mbima 50, 60, 391.
Mbio 242, 390, 391, 396, 400.
Mbittima 397, 398.
— Berg 53.
Mbomú, Fluss 14, 45, 56, 57, 58, 136.
Mbrúole 13, 47, 48, 52, 53, 54, 139.
Mbugu 156.
Mburah, Trompete 165.
Medani, Emir 288.

Mehemet Ali 98, 184—191, 209.
— Bey el-Defterdar 187, 188.
— Ibn Fatal 98.
Mekkapilger 97.
Melbeis 275.
Melik 89, 186.
— Nimr 186, 188.
Melonen 76.
Melót 133.
Menawâtschi 216.
Menilek von Schoa 223.
Menschenopfer 327, 405.
Meriddi 39.
Merissa 69, 83, 466.
Meroe, Insel 30, 65, 67, 87, 88.
Mesalamia 208, 267, 268.
Meschra 196.
— -er-Rek 22, 31, 32, 40, 197, 296.
Messedaglia 236.
Messer 151.
Messing 145.
Metämmeh 290.
Metallindustrie 144—147, 158.
Miani 170, 200, 258, 385, 401, 415, 428, 457.
Mimosen 68.
— wald 65.
Miniscalchi-Erizzo 460.
Mire, Gebel 10, 24.
Mirolai, Titel 211.
Mission 94, 95.
Mittu 133, 135, 145, 365—374.
Ackerbau 82, 370, Bart 371, Begräbniss 374, Bekleidung 370, Frauenstellung 124, Gebiet 365, Haartracht 371, Hausthiere 373, Hütten 372, Jagdtrophäen 373, Musik 153, 167, Schimpfreigen 372, Schmuck 147, 370, 371, Schwächlichkeit 369, Sprache 365, Stämme 365, Tätowirung 371, Verstümmelung 371, Waffen 179, 180, 372, Zähne 371.
— -Madi 156, 161, 365, 370.
Mobangi 9, 46.
Mörser 153.
Mofio 390.
Mohammed Abd-es-Sammat 144, 199, 210, 241, 367, 368, 391, 393—397.
— Agha Abdullah 295.
— Achmet, der Mahdi 263—266, 275, Tod 311.
— -Agha Ketenbur 298, 312.
— -Agha Yessin 272.
— Ali 229.
— Ali Pascha 287, 288.
— Aschra 267.
— Daura, Sultan 106.
— el-Bulâlâwi 211—213.
— el-Fadl, Sultan 107, 108, 109, 110.
— el-Hasin, Sultan 110, 111, 113, 212, 213, 214.
— es-Scherif 110.
— Harun-al-Raschid 224, 232.
— Her 449.
— Karam Allah 298, 301, 306, 307, 311, 312.
— Khalid Zogal 281.
— Pascha Imam 271.
— Pascha Saïd 265, 270, 271, 272.
— Salih (Faki) 249.
— Tewfik-Pascha 223, 237.
— Tirab, Sultan 98, 106, 107.
— Weled Abdu 397.
— Woled Adlân 187.
Mohk, Stamm 337.
Mohrenhirse 68.
Moiagoh Kumarah 360.
Mokren 30.
— -el-Bahur 19, 22, 31.
Molmul 33, 199.
Molong, Berg 7, 141.
Mombókke, Fluss 43.
Mombuttu 374.
Momfú 139, 140, 179, 374.
Mona Katschisch 457.
Monastir-Araber 88.
Monbuttu 414.
Mongalaspiel 131.
Mordján Abukája 243.
— Agha 305, 306, 307.
Morlabba 10.
Morlang 95, 192.
Morú 374, 379—382.
Begräbniss 381, Bekleidung 380, Gebiet 374, Haartracht 380, Hütten 381, Ortschaften 380, Schmuck 379, 380, Sprache 375, Statur 379, Stämme 374, Steinbauten 381, Tanz 382, Verstümmelung 379, Wachtthürme 381.
— -Missa 38, 374.
Moy 444.
Mruli 208, 209, 220, 239.
Msua 316.
Mtesa 220, 245, 309.
Mudir 202, 239.
— amûm 202, 240.
Mudirîje 202, 239.
— Bahr-el-Ghasal 214.
— Schekka 215.
Muggi, Station 9, 220, 311, 316, 318.
Muhammed Hassan 243.
Mula Effendi 239, 250.
Mulâzim 211, 227.
Mummeri 463.
Mundar, Stamm 345.
Mundó Petherick's 198.
Mundú, Station 301.

Digitized by Google

Mundú, Stamm 135, 139, 437.
Munsa, König 80, 83, 92, 124, 140, 149, 152, 159, 183, 242, 258, 401, 417, 423—429.
Munzinger 222.
Murabb'at 94.
Murchisonfall 17, 209.
Murhaka 83.
Musa, Gebel 27.
— sapientium 80.
— Sultan 105.
Musik 161—172.
— instrumente 165—169.
Mustafa Agha 301.
— Hadal 278, 279, 290.
— Pascha Yaver 290.
Mútua 457.
Mvolo 15, 36, 38, 198, 202, 366.
M'wutan N'zige 209.

N.

Nabimbali 416, 429.
Nabingbálle 416.
Nachtigal, Gustav. Reise 259, Dar-For 103, 111, Brahim 113—117, 215, Bulalawi 211, Adansonia-Brunnen 72.
Nala, Fluss 59, 139.
Nalengbe 417, 438.
Num Djau 33, 39, Länge, Gefäll 40.
— Rohl 33, 38, Länge, Gefäll 39.
Napoleonskanal 208.
Nasib 89.
Nasser, Station 26.
Natronsalz 77.
Náwa, Fluss 62, 139.
Nawaibe-Araber 105.
Nazim Effendi 269, 270.
Nâzir 239.
Nbia Bandíri 14, 41, 58.
— Daragumba 14.
Nbia Makamba 14.
Ndengándile 416.
Ndeni 390, 400.
Ndirfiberge 11, 25, 52.
Ndirfi, Station 239.
Ndula 416.
Ndóruma 53, 56, 125, 241, 242, 391, 396, 399.
Nduppo 390.
Negalabah 149, 152.
Negerbier 83, Nachtrag.
Negersoldaten 250, 251.
Negussa Negesti 222.
Nembe, Berg 57.
Nenzima 430, 438.
Népoko 45, 62, 140.
Nessógo 401, 428, 429, 430.
Ngerria 384, 390, 397.
Ngettua 390.
Ngobbo, Stamm 137.
Ngurra II. 136, 384, 390.
Niàmbara 192, 255, 304, 308, 345, 379.
Niamniam 138, 385.
Niángara 83, 257, 428, 429, 430.
Niapú 140, 413.
Nicotiana rustica 77.
— tabacum 77.
Njemati, Berg 27.
Nigello 191.
Nil-Becken, Grösse 44.
— -Expeditionen Mehemet Ali's 190.
— -Gefäll 18, 26, 28.
— -Katarakte 29.
— -Kongo-Wasserscheide 5, 8, 10, 11—14, 44, 45.
Nimr-Melik 186, 187, 188.
Niuak 26, 131. Fischfang 178, Pfeifen 327, Schmuck 153, Verwandtschaft 321, Waffen 169, 182, 326.
Nogger 195, 207.
Nongu 159.
Nongu (Schminke) 160.
Nsabe 317.
Nsákkara 138, 144.
Nsanga 169, 411.
Nsewue 459.
Ntikima 401.
Nubaneger 87, 88, 97, 119.
Nubar Pascha 217, 283.
Nubien 8, 29, 86 ff.
Nubo-Araber 121.
Nuer 119, 131, 148, 156, 179, 337.
Nugára 151, 168.
Nunge 390, 398.
Nur Agha 220, Bey 293.
— Angara 270, 290.

O.

Obä 45, 62, 63.
Obbo, Station 7, 209, 300.
Obereunuch von Dar-For 106.
Obongo 456.
Oelpalme 80.
Oepi 56.
Okkela 141, 448.
Okkupation des Bahr-el-Ghasal 211 ff.
Ollo, Fluss 38.
Omar, Khalif 89.
— Lele, Sultan 106.
— Saleh 318.
Ombolokko, Chor 38.
Om Dubban 288.
Om Durman 274, 285, Fall 288, 311.
Om Schanga 224, 280, Fall 281.
Orakel 128, 395, 419.
Ori, Dr. 414.
Ornamente 158.
O-Schuohla 324.
Osman Adam 312.
— Digna 277—279, 292.
— Effendi Erbab, 302.
— Latif-Effendi 315.

Otao 292.
Otara 429.

P.

Pai, Fluss 53.
Palmöl 80.
Pambiagebirge 13, 14, 53.
Pandamus Candelabrum 53.
Panzerreiter in Dar-For 117.
Parfümirung 93.
Parklandschaft 75.
Pascha, Titel 184, 211.
Paukenfeier in Dar-For 114.
Pedemonte 191.
Penaten 128.
Penicillaria 29, 68, 71.
Perrücken 371, 387.
Petherick, John.
Reisen 198, Bahr-el-Ghasal 32, Ringio 122, Makaraká 136, Speke 208, Bahit-Agha 228.
Pfahlbauten 148.
Pfeifen 155.
Pfeile 180, 181.
— gift 180.
Phaseolus lunatus 76.
Phönix 75.
Piaggia 37, 42, 47, 169, 198, 385, 406.
Pinga 158, 182, 388.
Pisangbäume 81.
Pockenepidemie 255.
Pokko, Fluss 59, 139.
Poncet 47, 199, 202, 366.
Pongo, Fluss 15, 33, 43, 198.
Potagos, Dr. 259.
Proklamation des Mahdi 264.
Provinzen von Dar-For 111.
Prout 221, 239.
Prunkwaffen 183.
Pygmäen 455 ff.

R.

Rachad, Ort 275.
Rachat 91, 92, 93, 99, 147, 156, 346, 370.
Rachit Bey Betraki 293.
Rafai-Agha 205, 242, 243, 297, 399, 400.
Rahama, Scheik 270.
Rahat, Fluss 28, 65, 66.
— Mamfus 110.
— Tendelti 109, 113, 281.
Raphia vinifera 76, 80, 82, 149.
Ras Alula 223, 291, 292.
Raschid Bey 266, 271.
Raseneisenstein 74, 79, 145.
Ratib Pascha 222.
Rauchkünstler 348.
Rauf Pascha 237, 244, 264, 265, 266.
Razzien 120, 195.
Redjaf, Station 220, 307, 310, 312, 315, 317, 318.
Regenmacher 350, 407, 445.
— zeit 16, 29, 66, 70, 74.
Reggo, Seriba 367.
Regierungsstationen, Bauart 219.
Reguläre Soldaten 227.
Rei, Fluss 42.
Reïs 195.
Rek, Stamm 32, 197, 337.
Reko, Gebel 10, 24, 304.
Rekuba 90, 93, 99.
Religion 362.
Rensi 397.
Rhua 416.
Rihan 303, R. Agha 305, 307, 308, 310, 313, 314.
Rimo, Station 251, 307, 311, 345.
Rindengefässe der A-Madi 153.
Ringio 122, 227, 258, 301, 384.
Riponfall 17.
Risegat-Bagara 105, 109, 110, 119, 212, 214, 280.
Roah, Fluss 33, 39, 40.
Robaba, Leierguitarre 167.
Robatat-Araber 88.
Rodschamma 330, 334.
Roget, Kapitaine 47.
Rohl, Bezirk 248.
— Fluss 11, 31, 33, 38, Länge, Gefäll 39.
Rokko 81, 156, 160, 422.
Rongo, Fluss 58.
Roseres 28.
Rosset 235.
Rubi 62.
Rudolfsee 6.
Rugang 350, 351.
Rumbêk 39, 148, 198, 202, 233, 250, 299, 303, 341, Evakuation 305.
Russegger 190, 266.
Ryllo 93, 191.

S.

Saba, Berg, 13, 41, 53.
Sabatier 190.
Sabirru 390.
Sadi Achmet Effendi 296, 297.
Sajadin 302, 305, 306.
Saïd Abdallah Ibn-es-Saïd Hamadallah 311.
— Pascha 194, 206, 209, 228.
Saladin 89.
Salech Bey 268, 291, Pascha 286.
Salz 77, 354.
Sandé 42.
Sandjak 211, 234.
Sâqije 29, 94.
Sassa 242, 390, 399.
Sauabaum 81.
Savanne 59, 65, 66.
— wald 59, 79.
Schaikie 88, 92, 186, 195, 267, 286.
Schambé, Station, 20, 202, 233, 239.

Digitized by Google

Schamgefühl 380, 387.
Schari, Fluss, 47, 134.
Schatt, Garnisonort, 273, 275.
Schau Durschid 104.
Schebba 198, 226.
Schebek 87.
Schech (Pl. Schujûh) 91.
Schefalú 330.
Scheka 275, 276.
Schekka 97, 101, 118, 198, 224, 234, 280, Fall 280.
Schemel 151, 152.
Schems Eddawlah Turanschah 89.
Schendi 187, 188, 288.
Scherifi 241.
Scherîf Mohammed Taha 267.
Schilde 159, 182, 388.
Schilluk 119, 131, 189, 204, 232, 321—335.
Ahnenkultus 327, Auswanderung 323, Bekleidung 325, Bevölkerungsdichtigk. 323, Farbe 325, Fischfang 178, Gebiet 323, Haartracht 325, Hausthiere 326, Hütten 148, 326, Ortschaften 326, 327, Pfeifen 327, Schädel 324, 325, Schmuck 326, Sprache 324, Staatseinrichtg. 321, Stammescharakter 335, Statur 325, Verwandte Stämme 323, 324, Waffen 179, 182, 326, Zähne 325.
Schimpanse 42.
Schimpfreigen 372.
Schinko, Fluss, 57, 134, 136.
Schir, Stamm 308, 345.
Schirmakazie 65.
Schlafbank 159.
Schlagringe 182.
Schlangenkultus 344.
Schmelzofen 145, 146.
Schmiedehandwerk 146.
Schnitzer, Dr. Eduard, 245, s. Emin.
Schol, Die alte, 32, 197, 336.
Schukurie 90, 187, 267, 268, 290.
Schuli 85, 131, 141, 146, 179, 210, 329—334.
Bekleidung 156, 331, Bemalung 160, 332, Brautpreis 333, Farbe 325, Gebiet 329, Getreidemörser 153, Haartracht 331, Hütten 332, Jagd 330, Konversations-Räume 333, Kornspeicher 332, Mädchen-Hütten 332, Schädel 331, Schmuck 153, 331, Sprache 324, 330, Staats-Einrichtung 330, Statur 331, Verwandtschaft 323, 324, Votiv-Bäume u. Hütten 332, Waffen 332, Zähne 331.
Schuwer 33.
Schweinfurth, Dr. Georg, Forschungs-Reisen 198, 210, 385, Brand in Seriba Ghattas 199—202, Bulalawi 212, Siber 203, Sklavenhandel 194, 206, 226, Termiten 77.
Geograph. 37, 54, 74, Báginse 11, 12, Bahr-el-Ghasal 30, Uelle 47, Wau 35,
Botan. 75, 80, 127.
Ethnograph. Albinismus 132, Farbe 133, Industrie 128, 131, 142, 144, 145, 147, 149, Musik 164, 165, 167, Waffen 181, 183, Bagara 119, Bátua (Akka) 121, 456, 459, 460, 462, 463, A-Sandé 384, 385, 388, 391, 406, 409, 412, Bongo 355, 360, 361, 363, Dinka 337, 339, 340, 341, 342, 344, 345, 349, Dongolauer 97, Mittu 365, 366, 369, 370, 371, Mangbattu 139, 415, 418, 423, 427, 439.
Sedd 18—24, 204, 244, 247.
Selim I., Sultan 89, 184.
Selim Bimbaschi 190.
Semio 150, 200, 242, 399.
Semliki 5.
Senhit 291, 292.
Sennar, Dar, 65, 67, 75, 187.
— Stadt, 89, 268, Fall 293.
Seraf 6, 26, 299.
Serga 275.
Seriba 32.
— Abdallah 51.
— Ali 432.
— A-uri 39, 366.
— Djur Ghattas 36, 40, 200.
— Hanasch 433.
— Kubbi 150.
Seribenbrand 200—202.
— könig 203, 214.
— recht 196.
Sesamum indicum 76, 83.
Shat 296.
Shegara 296.
Shere 133, 135, 148.
Siber 111, 144, 203, 212 bis 217, 226, 232, 277, 285, Bey 215, Pascha 216.
Signalpauke 151.
Sileiberge 39, 40.
Silio 88.
Simbango, Gebel, 57.

Digitized by Google

Sinkat 278, 279, Fall 279.
Sir, Fluss, 9, 48.
Sirdar 211.
Sittlichkeit 333, 392, 411, 439.
Sitzbänke der Mangbattu 152, 155.
Sklavenhandel 97, 119, 134, 177, 193, 194, 261.
Sklaverei bei den Negern 123, 193.
Slatin Bey 238, 280, 281.
Sobat, Fluss, 6, 18, 26, 67, 84, 191, 219.
— Station 219.
Sofi 365, 366, 371.
Soliman Kaschef 190.
— Siber 203, 217, 224, 231—236.
Somerset-Nil 5, 17, 209, 220, 323, 330.
Sorghum saccharatum 68.
— vulgare 68, 71, 76.
Speke 30, 95, 192, 208, 210.
Spielsucht der Neger 130.
Ssabbi Seriba 241, 302.
Ssadi 428.
Ssänsä 130.
Ssàkkara 402.
Ssanga Mombele 429.
— Popo 122, 405, 429, 434, 436.
Ssansá 243.
Ssebbu 168, 402.
Ssere, Fluss, 43.
Ssueh, Fluss, 11, 12, 33, 44, Wassermasse 42, 43, 324.
Stanley 47, 140, 247, 260, 294, 311, 316, 317, 319.
Stationen d. Provinz Emin's 245.
Steinbauten 381.
Steppenbrände 37.
— wald 62.
Steuererhebung 96.
Stewart Colonel 287.
— engl. Führer 290.
Stockwerksbau 340, 381.
Strafen für Rechtsvergehen 407.
Strausse 73.
Stromschnellen Dufilé-Kiri 18.
Suakin 221, 277—279, 287, 292.
Suleimann Agha 306.
— Pascha 273, 274.
— Solon, Sultan, 104, 105.
Sumpfneger 131, 132, 156.
Suntwald 69.
Suq-Abu-Sin 67, 90.
Surur Effendi 270.

T.

Tabak 77, 127, Tabakspfeifen 155, 157, 425.
Tätowirung 161, 338, 347, 358, 444.
Taha Schahin 289.
Tahir 107.
Taiara 72, 188, Fall 273.
Taka 65, 89, 194.
Takale 73, 97, 365.
Takarir 97.
Takfara 306.
Takija 117.
Tamai 292.
Tamanie 279.
Tamarinden 67.
Tamarix nilotica 67.
Tam Seïna 430.
Tana, See, 8.
Tánakat 94.
Tanganjika-See 5, 208.
Tangási 46, 59, 140, 202, 397.
Tanz 171, 372, 382, 410, 432, 452, 462.
Tarakos 87.
Tarrángole 141, 447.
Tawaischa 236.
Telebun 68, 69, 82.
Teleki, Graf, 6.
Teli 429.
Telli, Fluss, 59.
Tena, Berg, 46, 55.
Termes arborum 77.
Termiten 36, 77—79.
— fang 78.
— hügel 77.
— königin 79.
Terrassenwaldung 61, 79.
Tewfik Bey 278.
Theodor Negus 222.
Thibaut 190.
Thoneisenstein 85.
Thonindustrie 154, 156.
Tikima 390, 401.
Tikki-tikki 457.
Tinne, Fräulein Alexine, 198.
Tôb 91, 99, 117.
Tohum, Saiten-Instrument, 167.
Tokar, Fort, 278, 279.
Tollogopass 351.
Tombe 171.
Tombo 136, 389, 390, 400.
Tondj 11, 31, 33, 40, 199, Wassermenge 35, Länge und Gefäll 40.
Tordschem 105.
Torre, Fluss, 11, 25, 38, 41, 135.
Totenfeier 408, 452.
Trauerzeichen 344, 409.
Tribulus 73.
Trinkitat 278.
Tropengewitter 70.
Trumbasch 144, 158, 388.
Trunksucht der Neger 127, 130.
Tschadsee 47, 75, 388.
Tscheh, Fluss, 43.
Tschenuda 441, 449.
Tschopi 330.
Tschuapa 457.
Tschufal, Berg, 7.

Tschulong 455.
Tuba 401. 416.
Tubuka 416.
Tu, Chor, 7. 84.
Tudj, Fluss, 40.
Tukul 93, 148.
Tumah, Fluss, 189.
Tundscher 103, 104.
Tungu, Gebel, 25, 41.
Tunsam 104.
Tuong-Jei 25.
Turra 104. 114. 216.
Tussun, Pascha, 185.

U.

Uándo 53, 241, 242, 390. 391, 393—398.
Uarra 57, 137.
Uelle-Makua-Mobangi 9, 44, 46, ff 136, Länge und Gefäll 48, Mündung 52.
Uerre, Fluss, 13, 45, 50, 56.
Ukerewe-See 208.
Ulibari 191.
Uncaria 151.
Undukú, Fluss, 13.
Unganna 438.
Unjôro 330, 379.
Uohba, Gebel 38.
Uohko, Fluss, 38.
Urindimma 150.
Urostigma Kotschyana 81, 156.
Urwald 37.
Uzir 107, 212.
— Dokkumi 108.

V.

Vacovia 209.
Vátako, Station, 25.
Verbot des Sklavenhandels 194. 206.
Verhältniss der eingeborenen Neger zu den nubo-arabischen Soldaten 256. 309.
Victoria Njansa 4. 5. 17. 208.
Viehzucht 206. 339. 342.
Vielweiberei 122.
Vigna sinensis 76.
Vinco Angelo 191.
Virginischer Tabak 77.
Voandzeia 76.
Vokalmusik 163.
Votivbäume 332, 378.
— hütten 332.
— pfähle 361.

W.

Wachtthürme 333, 381, 447.
Wadelai, Häuptling 333.
— Station 220, 311, 316, 318, 319, 329.
Wadi 16.
— Schelai 208.
Waffen 179 ff.
Waganda 330, 403.
Wagungo 330.
Wahabitenfeldzug 185.
Wahuma 330.
Wakkala 448.
Walindi 330.
Wambutti 458, 459.
Wandbemalung 159.
Wandi, Station 25. 227, 239, 307.
Wanjoro 330, 403.
Wasserscheide Nil-Kongo 5, 8, 10, 11, 14, 44, 45.
Wasserscheide Uelle-Kongo 45.
Wattenpanzer 117.
Wátwa 457.
Wau, Fluss 11, 13, 33, 35, 43, 229.
— Station 32, 35, 229.
Wawitu 330.
Weisser Nil 26.
Wekil 170, 195.
Werne, Dr. F., 190.
Wilson 260, 284, 290.
Wingate, Major 101.
Wissmann 132, 174, 457.
Witschwesi 330.
Woled Michael 222, 223.
Wolf, Ludwig 139, 457.
Wolseley, Lord 290, 292.
Wotschúa 457.
Woworo, Fluss 136.

Y.

Yams 82.
Yerborah-Schnellen 220.
Yussef, Sultan 312.
Yussuf-es-Schellali 229, 239, 268, 269.
Yuzbaschi 211.

Z.

Zauberer 129.
Zayid, Sultan 312.
Zebo 168.
Zizyphus spina Christi 67.
Zoghawa 105.
ZogalMohammed Khalid 281.
Zuckerhirse 68.
Zwiebeln 76.
Zwillingsgeburten 344, 440, 454.
— geräthe 155.

Digitized by Google

Druck von Max Beyer, Berlin SW.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Digitized by Google